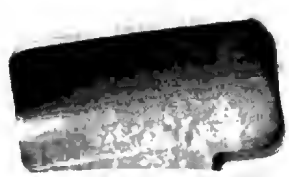
BILD UND LEBEN, EINE UNTERHALTUNGS-LECTÜRE ... HRSG. VON M. J. LANDAU

Moses Israel Landau

Digitized by Google

J. 40 f 23.



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Bild und Leben,

eine

Unterhaltungs-Lectüre,

enthaltend:

gewählte Novellen, humoristische Aufsätze und Biographien;

nebst einem Anhange, unter dem Titel:

Licht- und Schattenseiten des Lebens,

in sich fassend:

interessante Begebenheiten, eine Damen-Bibliothek, industrielle Interessen, naturhistorische Novitäten, Räritäten, Witzblitze, Gedankenspiele, Schachaufgaben ꝛc. ꝛc.

Mit beigedruckten Holzschnitten illustrirt.

Herausgegeben

von

M. J. Landau.

Prag 1844.

Druck und Verlag des M. J. Landau, lange Gasse, Nro. C. 922.

104842-C.

Digitized by Google

Digitized by Google

Fehltritt und Irrthum.

Im Jahre 1807, zur Zeit der Kaiserregierung Napoleons, gehörten die Maskenbälle zu den beliebtesten Unterhaltungen der vornehmen Welt in Paris. Zu keiner andern Zeit erfreuten sie sich eines solchen Glanzes. Napoleon selbst fand sich zuweilen da ein, und nur ungern entsagte die Kaiserin Josephine diesem Vergnügen. Mit unglaublicher Schnelligkeit wurden hier Intriguen angeknüpft und gelöst, denn selbst die Freude wurde damals mit jener Hast genossen, mit jener unheimlichen Eile, die ein Grundzug dieser Periode war. Mit raschen Zügen mußte man den Becher der Freude leeren, denn wer konnte ermessen, was der nächste Augenblick bringen werde.

An einem Januar-Abende 1807, stand eine junge Dame bei einem Ruhebette, auf welchem ihr, im Alter bereits vorgerückter Mann eingeschlafen war. Sie betrachtete ihn aufmerksam, der Blick, den sie auf ihn warf, war nicht ohne liebevolle Theilnahme, aber die Empfindung, die sich vorzüglich darin aussprach, war — Furcht, und die Physiognomie des Mannes schien sowohl das Eine wie das Andere zu rechtfertigen. Bei dem Allen schien dennoch ein zusammengefaltetes Papier, das aus der Westentasche des Schlafenden hervorsah, das lebhafte Interesse der jungen Frau zu erregen.

Das Gesicht dieses Mannes war von Narben bedeckt, die Stirn kahl; die wenigen weißen Haare am Haupte und am Barte, die tiefen Furchen um seine Augen zeigten von vielen überstandenen Mühseligkeiten und einem vielbewegten Leben. General Graf von Montlouviers hatte während der Kriege ein ungeheueres Vermögen erworben, seine Gesundheit aber ganz verloren; er mußte wenigstens auf kurze Zeit sich Ruhe gönnen, um die Heilung seiner vielen und gefährlichen Wunden, die ihm unerträgliche Schmerzen verursachten, abzuwarten.

Ganz das Gegenstück dieses Mannes mit der Physiognomie voll Strenge und Ernst war die Dame neben ihm. Sie war schön wie ein Engel, voll kindlicher Heiterkeit und jugendlicher Frische. Der schlanke Wuchs, die feinen Züge, der kleine Fuß und die niedlichen Hände hatten in ihrer Zusammenstellung so vielen eigenthümlichen Reiz, daß sie unwillkührlich die Blicke Aller fesselte, die sie sahen. Als sie sich überzeugt hatte, daß ihr Gemahl fest schlafe, bemächtigte sie sich vorsichtig und zitternd des kostbaren Blattes. Sie öffnete es und las:

„Entschuldigen Sie, lieber Onkel! ich komme heute Abend nicht, ich gehe auf den Maskenball."

Gustav.

„Maskenball!" dachte Helene, „wie wenn ich auch hinginge?"

Sie hatte diese Idee lebhaft erfaßt und überlegte, die Augen auf das verhängnißvolle Billet gerichtet und alles um sich her vergessend, wie dies zu bewerkstelligen sei.

„Ich gehe hin," sagte sie zu sich selbst, „ja ich gehe hin, Gustav muß nicht immer der Einzige von uns sein, der sich unterhält. Aber wie dies anfangen? O! ich weiß schon, Gustav muß mich hinführen. Montlouviers wird mich wohl mit ihm gehen lassen. Gustav hat sein volles Vertrauen, er ist der Erbe seines Namens."

Schnell setzte sie sich an den Schreibtisch und schrieb:

„Lieber Gustav! kommen Sie augenblicklich, ich bitte Sie darum, ich muß Sie duechaus sprechen."

Auf den Zehen schlich sie sich aus dem Zimmer, und übergab einem ihrer Leute das Billetchen, mit dem Befehle, es augenblicklich zu bestellen. Der General schlief noch eine gute Stunde, die junge Frau wagte es nicht ihn zu wecken, sie setzte sich neben ihn und nahm ein Buch zur Hand.

Ihre Blicke gingen mehr über das Buch hinaus auf den Glockenzug; endlich wurde geschellt, Gustav erschien.

„Ach, bist Du es?" rief ihm Montlouviers noch halb schlafend entgegen, „was in aller Welt hast Du mir da geschrieben?"

Helene legte bei diesen Worten den Finger an den Mund.

„Ich glaubte nicht kommen zu können, lieber Onkel!" stotterte Gustav, der Helenens Wink sich nicht zu erklären

Digitized by Google

wußte, „aber es wurde mir abgesagt, und ich komme um zu fragen, ob Sie etwas befehlen."

„Ich? gar Nichts!"

„So kann ich geh'n?"

„Warten Sie, Gustav!" unterbrach ihn Helene, „ich muß Sie um etwas ersuchen."

„Befehlen Sie, schöne Tante!"

„Bitten Sie Montlouviers, daß er Sie zu meinem Begleiter auf den heutigen Maskenball ernenne."

„Auf den Maskenball?" wiederholten die beiden Männer ganz erstaunt.

„Ja! auf den Maskenball, und warum nicht?"

„Du warst in Deinem Leben nicht da," versetzte der General, „was veranlaßt Dich zu diesem sonderbaren Verlangen?"

„Die Neugierde. Alle Welt sagt, diese Bälle wären so herrlich, alle Welt unterhält sich da; nur ich kenne sie nicht, ich will sie einmal mit ansehen."

„Wenn es dem Onkel recht ist, ich bin Ihr treuer Ritter, der Ihnen zur Verfügung steht, und der Sie nicht verläßt."

„Das kümmert mich wenig, Du bist zu jung, Du kannst solche öffentliche Orte nur mit Deinem Gemahl besuchen."

„Aber Du kannst nicht gehen."

„Ja d'rum mußt auch Du zu Hause bleiben."

„Aber Onkel!"

„Lieber Mann!"

„Halt," rief Gustav „ich hafte für Alles, lieber Onkel! Ich hole die Tante in meinem Wagen ab, ich maskire sie bis zu den Zähnen, ich mache sie ganz unkenntlich, sie geht mit mir durch den Saal, und ich bringe sie wieder nach Hause, alles jedoch unter der Bedingung, daß ich hier ein wohlbesetztes Souper finde."

„Das sollen Sie haben, lieber Gustav, so gut . . . "

„Das ist ja Alles ganz vortrefflich arrangirt," unterbrach der General die junge Tante. „Es fehlt nur Eins — meine Erlaubniß."

„Die ertheilen Sie somit."

„Ich denke nicht im Geringsten d'ran."

„Ja, Sie geben sie!"

„Nein, zum Teufel! ich will nicht, ich gebe sie nicht."

„So gehen wir ohne Ihre Erlaubniß." Helene wollte Gustav schon seine Hitze verweisen, aber Gustav fuhr fort: „Lassen Sie mich, liebe Tante! ich bin überzeugt, daß es dem Onkel mit seiner Weigerung nicht Ernst ist; ich weiß, er gönnt uns gerne ein Vergnügen, wenn er auch . . ."

„Wirst Du ihr wirklich nicht von der Seite gehen?" fragte der General, bereits etwas freundlicher geworden.

„Gewiß nicht, lieber Onkel! Sie können sich darauf verlassen."

„Bringst Du sie zeitlich wieder nach Hause?"

„Ich verspreche es Ihnen."

„Du bleibst beim Nachtmahl hier."

„Ganz gewiß."

„So geht zum . . . auf den Maskenball wollt' ich sagen."

„Liebe Tante, Sie haben noch drei Stunden Zeit, Ihre Toilette zu besorgen. Spielen Sie noch ein Bischen Triktrak mit dem Onkel, er hat es heute um Sie verdient. Ich habe einige Geschäfte, Edmond erwartet mich. Ich führe ihn zu seinem General, vor dem er gewaltige Furcht hat."

„Furcht? das ist mir ein schöner Soldat!" lachte der General.

„Ja, die Generale sind aber auch sonderbare Herren! Vor Ihnen, Onkel! fürchten sich auch Viele, die sonst ganz unerschrocken sind."

Bei der Erwähnung Edmond's erröthete die Gräfin bis an die Stirn, aber Niemand bemerkte es.

„Um Ein Uhr hole ich Sie ab, Tante!"

„Ich werde bereit sein."

Gustav eilte davon.

„Helene," begann der Graf nach einer kurzen Pause, „ich muß eine kleine Bemerkung machen. Seit den vier Jahren unserer Ehe habe ich nie etwas gegen Deinen Willen gethan. Ich bin mürrisch, grämlich, aber am Ende gebe ich immer Deinen Wünschen nach, und Du machst aus mir, was Du selbst willst. Du gehest heute auf diesen Ball unter der Obhut eines unbesonnenen jungen Menschen, Du hast keinen andern Hüter als Dich selbst. Sey nicht leichtsinnig, es wäre nicht wohlgethan. Ich habe alles Vertrauen zu Dir, Du würdest mein Leben zerstören, wenn Du mein Vertrauen täuschtest."

„Beruhige Dich," antwortete Helene mit bewegter Stimme, „ich werde nie vergessen, was Du mir bist, Du hast nichts zu fürchten."

„Gut denn! ich verlasse mich auf Dich; damit an Deiner Freude heute gar nichts fehle, dispensire ich Dich vom Triktrak; geh' in Dein Zimmer, beschäftige Dich mit Deiner Toilette, mache Dich schön, sei heiter und zufrieden." Bei diesen Worten küßte der General seine junge Frau auf die Stirn, und begleitete sie an das Ende des Gemaches.

„Der treffliche Mann!" dachte Helene, „ja es wäre nicht recht, wenn ich mir die geringste Unvorsichtigkeit zu Schulden kommen ließe."

Die Jugend ist leichtsinnig, sie sieht oft einen Abgrund vor sich, sie stürzt bis an den Rand und lacht der Gefahr. Wie Kinder oft am liebsten Blumen bei einem jähen Abhange pflücken, so zieht es auch oft Fromme unwiderstehlich hin zum Verderben. Und wie viel Fromme gibt es nicht, die, einmal wunderbar gerettet, noch einmal dem Sturze entgegen eilen. Wenn die Strafe aufhört, pflegt man die Reue zu vergessen.

Die schöne Gräfin verscheuchte die unangenehmen Gedanken, indem sie das ganze Hotel in Bewegung setzte, das Costume herbeizuschaffen, während die Kammerfrau sich gar nicht in den Gedanken finden konnte, ihre Gebieterin in einem ausgeliehenen Domino zu sehen.

„Wenn gnädige Gräfin mir noch diesen Morgen befohlen hätten, man hätte noch bei Madame Ireland bestellen können."

„Ein ausgeliehener Domino, wie paßt das für die Frau Gräfin?"

Die Gräfin hörte all' diese Bemerkungen nicht, und dachte an ganz andere Dinge.

„Ich will um halb ein Uhr fertig sein. Sagen Sie in

Digitized by Google

der Küche, man soll auf drei Uhr ein Souper bereit halten. Graf Gustav begleitet mich. Geben Sie mir ein Schnupftuch ohne Zeichen." „Dieses?" „Auch recht. Sie können einstweilen zu Bette gehen."

Einige Minuten vor ein Uhr kam Gustav in kurzen Hosen, seidenen Strümpfen, und überhaupt in dem gewähltesten Anzuge.

„Tante! Ich habe mich auf's glänzendste herausgeputzt. Ich will des Glücks, das mich erwartet, so würdig als möglich erscheinen.

„Armer Gustav! der Begleiter einer Tante sein zu müssen, das ist ein trauriges Loos."

„Bei einer Tante von zwanzig Jahren läßt man sich's gefallen."

„Machen wir, daß wir fortkommen."

„Tante!" begann Gustav, als beide im Wagen saßen, „wir werden uns köstlich amüsiren."

„Und wie?"

„Sobald Sie wollen, verlassen Sie mich, denn verstehen Sie mich wohl, ich gehe nicht als Spion mit, aber einen Ort müssen wir bestimmen, wo wir uns wieder finden."

„Natürlich, denn ich würde sicher verlegen sein, unter so vielen fremden Personen."

„Man gewöhnt sich bald daran; auch werden Sie Bekannte finden, die Sie necken können."

„Was meinen Sie wohl, werden viele Leute da sein?"

„Ganz Paris. Vielleicht sogar der Kaiser."

„Ich fürchte mich im voraus."

„Edmond wird auch da sein und Sie werden ihn wohl ein wenig intriguiren."

„Vielleicht."

„Soll ich Ihnen Einiges an die Hand geben?"

„Was denn?"

„Es ist eine spanische Tänzerin hier, die bei der Oper eintreten will, ein sehr artiges hübsches Mädchen, ich weiß nicht, wo sie Edmond zuerst gesehen hat, aber sie ist ganz vernarrt in ihn. Anfangs schmeichelte es ihm, daß sie ihn Allen vorzog, und er ließ sich die Sache gefallen. Später aber, sei es, daß er eine andere Eroberung gemacht, oder sei es, daß er ihrer überdrüßig geworden, verließ er sie ohne eigentlichen Grund. Seitdem verfolgt ihn dieses Mädchen überall, wie Elvire den Don Juan. Er kann keinen Schritt thun, ohne daß sie ihm auf den Fersen ist. Ziehen Sie ihn damit auf, er wird Sie nicht erkennen, und Sie können ihn erschrecklich damit quälen."

„Und wenn sie dabei ist?"

„Sie wird es nicht wagen, sich in's Gespräch zu mischen, sie beobachtet blos. Sie haben gar nichts zu fürchten."

„Sie kommen eben im Saale an." Gustav führte seine schöne Begleiterin in's dichteste Gedränge. Er sprach mit Allen, und lachte über die witzigen Repliken, die man sich gegenseitig ertheilte. Die Gräfin war für Unterhaltungen dieser Art zu schüchtern, hatte zu wenig Geistesgegenwart, und fragte sich im Stillen, ob dieses Vergnügen auch wirklich ein großes Vergnügen wäre, und ob man es nicht am Ende zu theuer erkaufe.

Gustav und Helene gingen beiläufig eine halbe Stunde so im Saale umher, als sich ihnen eine Maske näherte und Gustav fragte, was er da für eine Statue herumführe.

„Im schlimmsten Falle wäre das doch ein schönes Automat," meinte Gustav.

„Aber ein stummes," entgegnete die Maske.

„Immer besser als ein alberner Schwätzer."

„Mein Herr Adjutant, Du verdientest wahrlich eine Lektion."

„Ich bin bereit sie von der Maske zu empfangen, sobald ich frei bin."

„Ich steh' zu Diensten."

„In einer Stunde im zweiten Stock."

„Ich werde mich einfinden."

Die wenigen Worte zwischen Gustav und der Maske wurden so leise gesprochen, daß Helene sie nicht verstand und nicht wußte, um was es sich handle.

„Liebe Tante!" fuhr Gustav mit lauter Stimme fort, „jetzt nehmen Sie allen Muth zusammen, und sprechen Sie mit irgend Jemandem. Sie bleiben allein, ich muß zu einem Rendezvous. Da sehen Sie Herrn Creny, Sie kennen ihn, sprechen Sie ihn an."

„Was soll ich ihm sagen?"

„Sagen Sie ihm, daß er sehr oft bei der Kriegsschule vorübergeht. Fragen Sie ihn, was er denn da für Geschäfte habe? Sie müssen wissen, daß er einer Marketenderin in dieser Gegend den Hof macht."

„Verlassen Sie mich wenigstens nicht, bevor ich mit ihm im Gespräche bin."

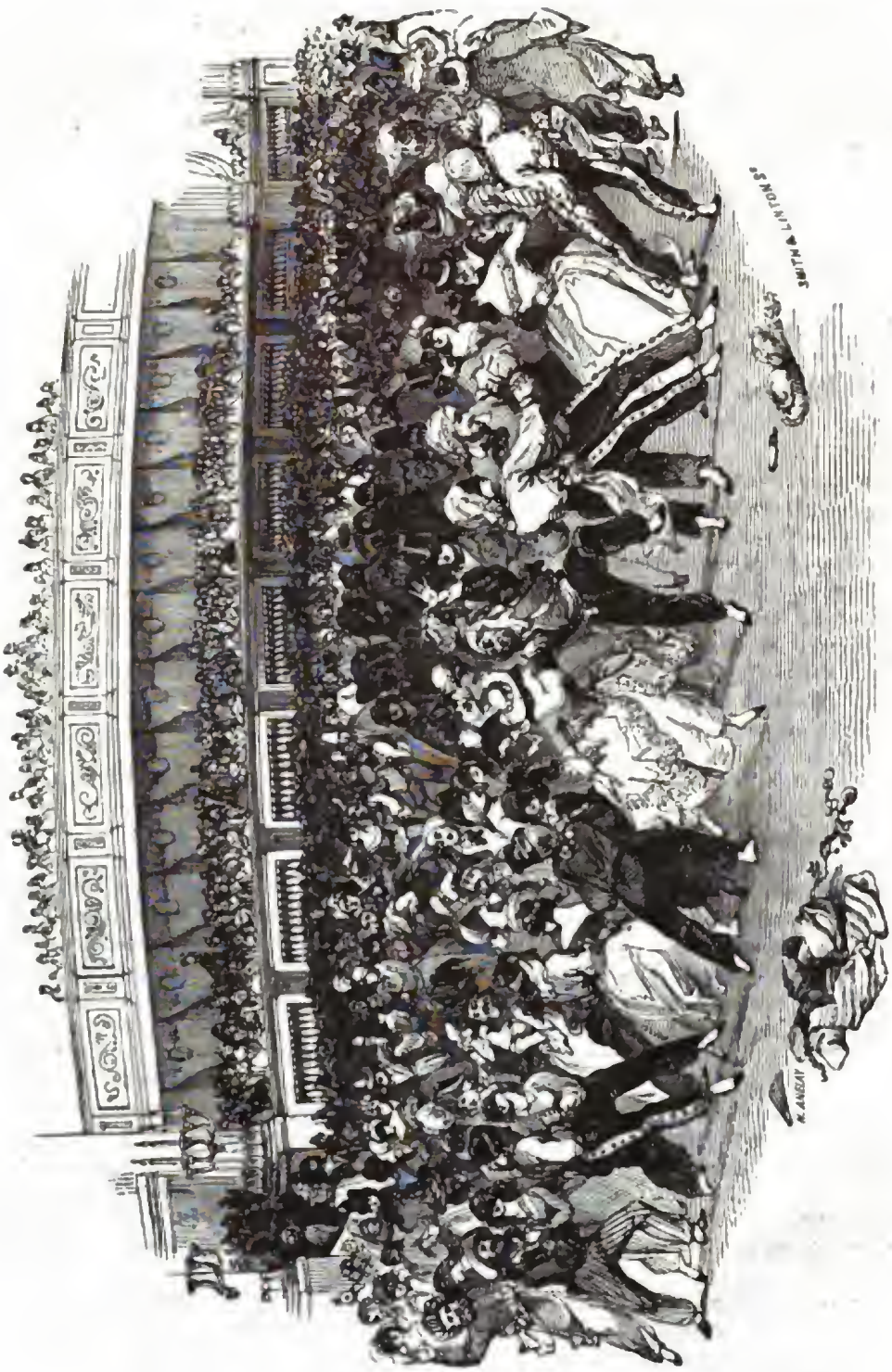
Sie klammerte sich an den Arm Gustav's, der über ihre Zaghaftigkeit lachte, und sich fast mit Gewalt von ihr trennte, nachdem er ihr vorher noch leise zuflüsterte, daß sie sich jede halbe Stunde am Ende des Corridors treffen würden.

Die Gräfin, sich selbst überlassen, näherte sich Herrn Creny. Unglücklicherweise war Herr Creny so albern, in dem Punkte seiner Liebe zur Marketenderin, keinen Scherz zu verstehen. Er nahm die Anspielung sehr übel auf, und antwortete in einem sehr gereizten Tone: „Liebe Maske! Du weißt wahrscheinlich nicht, mit wem Du sprichst, und Deine Rede scheint mir ein wenig leichtfertig. Ich bin nicht hieher gekommen, um dergleichen Ungereimtheiten anzuhören, und ich empfehle mich." Er machte sich los, und verließ die Gräfin ohne alle Umstände.

Helene, die sich so zurückgestoßen sah, befand sich in einer außerordentlichen Verlegenheit. Die Thränen waren ihr nahe, als sie sich so ganz allein und ohne Schutz sah, inmitten aller dieser häßlichen Larven, deren durchdringende unheimliche Blicke sie alle auf sich gerichtet glaubte. Sie bedauerte unendlich, hieher gekommen zu sein. Einen Augenblick faßte sie den Entschluß sich allein nach Hause zu begeben, allein dieser Gedanke erschreckte sie noch mehr, und sie entschloß sich endlich, an dem bestimmten Orte zu warten, bis Gustav komme.

Die Gräfin trug als Erkennungszeichen ein blaues Arm-

Digitized by Google



Großer Maskenball im Pariser Opernhause.

Digitized by Google

band. Im Augenblicke, als ſie nach dem Corridor ging, ward ſie von einem Manne, der den Saal in entgegengeſetzter Richtung durchſchritt, aufmerkſam betrachtet. Er bemerkte das Armband.

„Eine elegante Maske, und nicht allein, wie ich ſehe,“ rief er ihr entgegen. „Ich ſuche gerade Geſellſchaft, das findet ſich ganz vortrefflich, wir könnten den Saal verlaſſen und ein kleines Souper zu uns nehmen.“

Er ergriff ihren Arm.

„Laſſen Sie mich, mein Herr! Sie irren ſich,“ flüſterte Helene kleinlaut.

„Ganz und gar nicht! ein himmliſches Händchen, den Wuchs einer Nymphe, ich irre mich keineswegs.“

„Mein Herr! Halten Sie mich nicht auf, ich bin nicht allein, wie ſie ſelbſt ſehen. Ich ſuche meinen Begleiter.“

„Das thut nichts, einſtweilen bleiben wir beiſammen.“

„Aber man wird nicht wiſſen, wo ich hingerathen ſey. Laſſen Sie mich, oder ich rufe um Hilfe.“

„Hier iſt jeder mit ſich ſelbſt beſchäftigt, und übrigens Ihre Freunde ſollen Sie nicht erkennen.“

Bei dieſen Worten löſte er die blaue Schleife von ihrem Arme, und ſteckte ſie in die Taſche. Helene war einer Ohnmacht nahe.

„Mein Herr!“ flehete ſie, „ich vergehe vor Angſt, haben Sie Mitleid mit mir.“

Dieſer Mann war nicht ohne Gefühl. Er ſah die Dame an ſeiner Seite wanken, er empfand das Zittern ihrer Hand, und bemerkte wohl, daß ihr leidender Zuſtand kein erkünſtelter war.

„Faſſen Sie Muth,“ flüſterte er ihr zu, „Sie haben von jetzt an nichts mehr von mir zu fürchten; ich werde Sie Ihrem Begleiter übergeben, ſobald wir ihn finden.“

Die Gräfin antwortete nicht, der Schreck hatte ſie zu ſehr ergriffen. Sie hob langſam die Augen empor, da ſah ſie Edmond ganz nachdenklich faſt trübſinnig im Saale umher gehen.

„Ah, da iſt mein Bekannter!“ rief ſie dem Manne an ihrer Seite zu. „Führen Sie mich zu ihm, ich bitte Sie ſehr darum.“

Helene, ſobald ſie bei Edmond war, dankte ihrem Begleiter, der ſich ſogleich entfernte. Sie ergriff, ganz vergeſſend, daß ſie unerkannt bleiben wollte, Edmond's Hand, und ſprach mit ihrer gewöhnlichen Stimme: „Beſchützen Sie mich, ich habe Guſtav verloren, und bin nun ganz allein hier.“

„Sind Sie es? Helene!“ fragte Edmond faſt außer ſich vor Freude; „ſind Sie es wirklich?“

„Ja, ich bin es, ich wollte gern ſchon zu Hauſe ſein, ach! das war ein kindiſcher Gedanke mich hieher zu begeben.“

„Nein, nicht im Geringſten!“ rief Edmond, indem er die Hand der Gräfin leiſe an ſein Herz drückte. „Oh! es war ſehr gut, ich werde Sie hier ſprechen, und werde wenigſtens nicht ſterben, ohne daß Sie mich gehört haben.“

„Was in aller Welt haben Sie mir zu ſagen?“

„Sie wiſſen, daß ich in 14 Tagen zur Armee abgehe. Man iſt nie ſicher ſich wieder zu ſehen, wenn man unter ſolchen Umſtänden ſcheidet; ehe ich von hier gehe, den Tod zu ſuchen, habe ich Ihnen ein Geheimniß zu vertrauen.“

„Mir?“ fragte Helene, indem ſie ſich unter der Larv erröthen fühlte.

„Ja, Ihnen! der ſchönſten der himmliſchſten der Frauen. Aber gehen wir in eine Loge, man kann dort ungeſtörter ſprechen als hier.“

Frau von Montlouviers überließ ſich, ohne zu antworten, ſeiner Leitung. Ganz unerfahren, wußte ſie nicht einmal, welch' eine Gunſt ſie bewilligte.

Edmond von Larnage war einer von den jungen Leuten, wie man ſie damals in Frankreich häufig fand, die mit unglaublicher Hingebung und glühendem Eifer ſich ganz dem Vaterlande widmeten.

Er hatte von Jugend auf bei der Armee gedient, und war zum Adjutanten des durch ſeinen Ungeſtümm bekannten General D. ernannt worden. In 14 Tagen ſollte er mit ſeinem Chef zur Brigade in Spanien abgehen. Edmond war 22 Jahre und faſt von mädchenhafter Schönheit. Sein ſchwarzes ſeidenes Haar ſtand in ſeltenem Widerſpruche mit ſeinen blauen Augen, und gab ſeiner Phyſiognomie zu gleicher Zeit eine gewiſſe Sanftmuth und einen männlichen Ernſt. Er galt für einen der ausgezeichneteſten Offiziere, und Alles verhieß ihm eine glänzende Laufbahn.

Er öffnete die Loge, bot der Gräfin einen Sitz an, und ließ ſich an ihrer Seite nieder. Sie waren beide ungewöhnlich bewegt und kaum der Sprache mächtig. Endlich löſte Edmond das Schweigen:

„Bevor ich Ihnen mein Herz eröffne, bitte ich Sie um Verzeihung für meine Kühnheit. Ich weiß, daß ich mich Ihrem ganzen Unwillen ausſetze, aber ich leide ſchon zu lange, und ich fühle es, ich habe nur noch kurze Zeit zu leben. Das iſt es, was mir den Muth zu einem Geſtändniſſe gibt, das ich ſonſt nie gewagt hätte. Ich liebe Sie, ich liebe Sie ſeit dem Augenblicke, als ich Sie, eine Lichterſcheinung vor dem Krankenlager Ihres Gatten ſah, wo vor 6 Monaten zum erſten Male Guſtav mich Ihnen vorſtellte; zum erſten Male lernte ich da den hohen Werth, die Würde des Weibes erkennen. Sie ließen mich Alles, was ich bis dahin geſehen, vergeſſen, und ich gab mich unwiderſtehlich einer Empfindung hin, die für mich ſo neu war, und die meine Seele ſo ganz erfüllte. — Seit jenem Augenblicke verließ mich Ihr theueres Bild nicht. Ich kehrte von einer kleinen Reiſe zurück, mein erſter Gedanke waren Sie, mein heißeſter Wunſch war der, Sie wieder zu ſehen. Selbſt meine Mutter konnte ich um Ihretwillen vergeſſen.

Seit damals ſuchte ich Sie überall und war überall, wo ich Ihnen begegnen konnte — Meine Blicke folgten Ihnen ſtets, und mein Herz beſchäftigte ſich nur mit Ihnen. Ich weiß, daß Sie meine Neigung nicht im Entfernteſten theilen; dennoch konnte ich mich nicht entſchließen, Sie für immer zu fliehen, ehe ich ein einziges Mal Ihnen ſchildere, was ich für Sie fühle.

Vernichten Sie mich nicht durch Ihre Verachtung, haben Sie Mitleid mit meinem Wahnſinn, und vor Allem rauben

Digitized by Google

Sie mir nicht das einzige Glück meines Lebens, das Glück, Sie zu sehen."

Helene, als sie diese Worte hörte, vermochte nicht, Edmond zu unterbrechen. Sie fühlte wohl, daß ihr Stillschweigen für Edmond eine Ermuthigung sein müsse, und konnte dennoch keine Worte finden. Bezaubert durch den Blick des Mannes, den sie im Grunde ihrer Seele liebte, hörte sie ihn an, und das Geheimniß ihrer Neigung ward ihr klar bei den leidenschaftlichen Worten, die so süß, so lockend klingen, wenn man sie zum ersten Male hört, wenn man noch nie durch sie betrogen wurde. Wie schmerzlich ist es dann, sich grauenvoll getäuscht zu sehen!

Drei Dinge gibt es, deren Existenz wir nie bezweifeln, und deren Kommen wir doch für unmöglich halten. Es ist der Tod, das Alter und die Untreue unserer Geliebten.

Das Alles begegnete Andern vor uns, wir wissen, daß wir dem gleichen Schicksale nicht entgehen können, und dennoch hoffen wir ihm zu entgehen, oder denken es uns wenigstens als ein so fernes Ende, daß wir alles Grauen davor verlieren.

Frau von Montlouviers, zu jung, um der Hoffnung zu mißtrauen, überließ sich dem Zauber, der sie zu Edmond hinzog, und es bedurfte einiger Zeit, um das Pflichtgefühl in ihr wieder lebhaft zu erwecken.

Sie fühlte klar, daß sie antworten und mit tristigen Worten eine sträfliche Neigung entmuthigen müßte, und den eigenen Schmerz bezwingend, stieß sie von sich, was die Seligkeit ihres Lebens gewesen wäre.

„Ich habe Sie ausreden lassen," entgegnete die Gräfin, „weil ich neugierig war zu sehen, wie weit Sie die Thorheit treiben werden, und weil diese Sprache mir so neu ist, daß sie mich im Augenblicke nicht vorbereitet fand, darauf zu antworten. Sie lieben mich, ich will es glauben, wenigstens glaube ich Ihrer Rechtlichkeit, Ihrem Zartgefühl. Sie täuschen mich nicht, nein, Sie täuschen sich. Diese Liebe, die Sie für unauslöschlich, für ewig halten, wird in acht Tagen verschwunden sein, und das, was Sie glühende Leidenschaft nennen, ist eine Laune, die vorübergeht, wenn man ihr kein Gehör gibt."

„O Gräfin!" rief Edmond glühend, „lästern Sie mein Herz nicht, hassen Sie mich, verstoßen Sie mich, aber achten Sie das Gefühl, das mich belebt. Ich habe Ihnen mein Geheimniß anvertraut, o! mögen Sie es nie vergessen. Es ist so wenig, was ich verlange; nur eine Thräne des Mitleids, wenn Sie einst hören, daß ich nicht mehr bin. Wenn man Ihnen einst die Kunde bringt, ich sei auf dem Schlachtfelde gefallen, o! dann erbarmen Sie sich meiner und sagen Sie sich im Stillen: „Er ist für mich gestorben, weil er mich liebte, und keine Gegenliebe fand; ich bin es, an die er dachte, als sein Auge brach, mich hat er geliebt bis zum letzten Athemzuge seines jungen Lebens." Wenn dann die kühle Erde dieses Herz umschließt, das so heiß, so glühend für Sie geschlagen, dann, Helene! werden Sie sich, wenigstens einen Tag im Jahre, an den Unglücklichen erinnern, und weinen ihm eine Thräne des Mitleids in sein Grab nach."

„Nein, Edmond!" versetzte die Gräfin „Sie werden diesem schrecklichen Gedanken nicht länger Gewalt über sich verstatten! der Ruhm, das Bestreben, von dem Kaiser bemerkt zu werden, die Hoffnung einer glänzenden Zukunft, die sich Ihnen eröffnet, werden Ihre Brust erfüllen, und daraus die unselige Leidenschaft verdrängen, die jetzt die Herrschaft über Sie gewonnen hat. Das vielbewegte Leben Ihres Standes wird Sie mit sich fortreißen, das Gewühl des Feldlagers wird Ihren Seelenschmerz verwischen, und bald wird die Zeit kommen, wo die Liebe dem Ehrgeize weichen wird."

„Der Ruhm? Eine glänzende Zukunft? Was gilt mir das Alles? Ich habe in der Welt nur Einen Gedanken: Sie! Wenn ich strebe mich auszuzeichnen, so ist es um Ihretwillen; wenn ich nach Ehrenzeichen, nach einer höhern Stellung verlange, so ist es, um Ihrer vielleicht etwas würdiger zu werden; um durch ein Zeichen der Anerkennung von Ihnen erhoben und gekräftigt zu werden — ach! daß ich nicht sagen darf, um von Ihnen geliebt zu sein. Aber da Sie nicht mein schützender Engel, nicht meine Vorsehung sein wollen, da Ihr Herz, in dem ein anderer Gegenstand lebt, mir nicht die höchste und einzige Wonne meines Daseyns gewähren kann, so sehen Sie selbst, mir bleibt nur Eine Hoffnung — der Tod."

„Sie sind sehr grausam," antwortete die Gräfin, „warum den Tod wünschen in der Blüthe Ihrer Jahre? Sie wollen mich verantwortlich machen vor Gott und Menschen für ein Verbrechen, an welchem ich keine Schuld trage. Ich bin nicht mehr frei, bedenken Sie, ich bin Gattin."

„Ach! ich weiß es nur zu gut."

„Aber Sie scheinen nicht zu wissen, daß das Band zwischen mir und dem Manne, dessen Namen ich führe, ein heiliges, unauflöslichres ist. Ich trage seinen durch Ruhm und Tugenden gefeierten Namen. Er wählte mich, die arme Waise, und gab mir eine Stellung und einen Rang, der mich Fürstinnen an die Seite stellt. Ich werde sein Vertrauen zu mir nie täuschen, ich werde wahr gegen ihn sein, wie er es gegen Jedermann durch sein ganzes thatenreiches Leben gewesen. Wenn die Neigung zu einem Andern mein Herz erfassen könnte, so würde diese Neigung mich tödten, aber mich nie zu einem Vergehen hinreißen. Das ist es, was ich auf Ihr Geständniß antworten kann. Denken Sie sich an meine Stelle, und urtheilen Sie, ob . . . ."

„Sie sind ein Engel!" unterbrach sie Edmond, „und es wäre ein unverzeihliches Verbrechen, Ihre Ruhe zu trüben. Auch schwöre ich, daß ich niemehr ein Wort von Liebe zu Ihnen sprechen werde. Wundern Sie sich nicht darüber, wenn dies heute unsere erste und letzte Unterredung ist. Sie haben es ja selbst gesagt: Eine innige Liebe, geheimnißvoll im Herzen genährt, sei ein Gift, das tödte. Ich habe nicht lange zu warten, ich werde die Erlösung finden, bei meinen Waffengefährten — vor dem Feinde.

„Edmond," sprach die Gräfin feierlich, „Sie sind ein edler Mann. Ich habe Sie erkannt, und Sie haben auch mich richtig beurtheilt. Um Gottes, um Ihrer Mutter, und erlauben Sie mir hinzuzufügen, um meinetwillen! kehren Sie zur ruhigen Vernunft zurück. Nur ein wenig Muth, ein wenig

Digitized by Google

feſter Wille, und Sie gehen aus dem Kampfe mit ſich ſelbſt als Sieger hervor."

„Ich will nicht mehr kämpfen, ich will nicht mehr ſiegen! Ich habe keine Zukunft, ich habe kein Ziel, das zu erreichen ich wünſchen kann. Wenn nur Ein freundlicher Stern mir leuchtete in meiner düſtern Nacht, wenn ich nur die entfernteſte Neigung hoffen könnte, wenn Sie mir nur einmal geſagt hatten: „Edmond! ich liebe Sie! Ich kann nie die Ihre ſein, aber Sie ſind mein für alle Zeiten, ich weiß, Sie gehören mir. Wir werden uns nie wiederſehen, Edmond! ich darf es nicht; aber mein Herz läßt nicht von Ihnen und ich will, daß Sie leben — damit auch ich lebe!"

„Und was hätten Sie, wenn ich dieß ſagte?"

„Was ich hätte? Glücklich durch dieſe reine Vereinigung der Geiſter würde ich ja nie mehr erſtreben wollen. Ich würde Sie lieben, wie man Gott liebt, ohne ihn zu ſehen, und es dem Himmel überlaſſen, mich einſt zu entſchädigen. O! dann ſollten Sie ſtolz ſein auf Ihren Sklaven! Was würde ich nicht wagen," fuhr er begeiſtert fort, „um Ihrer werth zu ſein! Mein Name würde ruhmvoll zu Ihnen gelangen, und das wäre die überreichſte Vergeltung."

„O mein Gott! mein Gott!" ſchrie die Gräfin auf, mit den Händen ihr Geſicht bedeckend, „haben Sie Mitleid mit mir!"

„Was iſt Ihnen, Helene? woher dieſe Bitte? was fürchten Sie?"

„Ich fürchte Alles, Ihre Liebe, meine Schwäche; o! laſſen Sie mich fort."

„Was höre ich? Iſt es möglich? wie! Sie wären nicht theilnahmlos für mich? Sie fühlten mit mir?"

„Laſſen Sie mich! ich bitte Sie, laſſen Sie mich!"

„Nein! jetzt nicht, ſo nicht, ich gehe nicht, bis Sie die Hoffnung, die Sie mir jetzt von Ferne gaben, bekräftigt, oder für immer vernichtet haben. Helene! hab' ich Sie verſtanden? Lieben Sie mich wirklich, oder muß ich dieſem Glücke auf ewig entſagen?"

„Ich habe Ihnen geſagt, daß ich nicht mir gehöre."

„Aber der Gedanke, Ihr Herz, das gehört Ihnen."

„Nein! Ach Sie ſind grauſam, mich ſo zu quälen."

„Ich verlange nichts, was Ihre Pflicht verbietet. Ein Wort, ein einziges Wort, ich habe es, und ich ſchwöre es Ihnen bei meiner Ehre, ich bleibe ewig fern von Ihnen."

„Vergebe mir Gott," rief Helene, die Blicke gen Himmel erhoben, „ich habe nicht mehr die Kraft zu widerſtehen. Ja, Edmond! ich liebe Sie. Sie ſind mein einziger Gedanke; nur an Ihrer Seite hätte das Leben noch Werth für mich. Möge dieſe Verſicherung Sie beglücken, doch nun halten Sie mich nicht mehr zurück. Sie haben es ſelbſt ausgeſprochen. Wir wollen uns in dieſem Leben nicht mehr wiederſehen."

Bei dieſen Worten, verſuchte die Gräfin ſich zu erheben, um die Loge zu verlaſſen. Edmond erfaßte Ihre Hand, und beſchwor ſie ſo dringend, ihm noch einige Augenblicke zu gewähren, daß ſie ſich wieder niederließ, und, alles um ſich her vergeſſend, mit jener Begeiſterung, die nur der erſte Eindruck der Liebe zu geben vermag, ihn anhörte.

Sie blieben ungefähr eine Stunde beiſammen, ſo in ſich ſelbſt verſunken, daß ſie eine Maske gar nicht bemerkten, die ſich ſeit dem Anfange ihrer Unterredung in einer Loge neben an eingefunden hatte. Dieſe Maske mußte Alles mit angehört haben; nach Helenen's Geſtändniſſe entfernte ſie ſich augenblicklich.

Die Zeit verging ſchnell, die Gräfin vergaß an Guſtav. Plötzlich erſchien er an der Logenthüre und pochte, Edmond öffnete.

„Tante!" rief Guſtav mit zitterndr Stimme, „ſind Sie hier? um Gottes willen folgen Sie mir."

„Was gibt es?" fragten Helene und Edmond.

„Was es gibt? Marquita hat Edmond verfolgt wie gewöhnlich, ſie hat Eure Unterredung mit angehört, und durch das, was hier geſprochen wurde, die Gräfin erkannt. Wüthend ſchrieb ſie ſogleich einen Brief an den Onkel, und brachte ihn ſelbſt dahin. Er kömmt beſtimmt hieher, ich kenne ihn; ſo hinfällig er auch iſt, er wird alle Kraft zuſammen nehmen, hieher kommen und ſich ſelbſt überzeugen wollen. Sie müſſen augenblicklich zurück, Tante! gehen Sie mit mir, und Du, Edmond! nimm die erſte beſte Dame, die Dir in den Weg kömmt, und einen ähnlichen Domino hat, und führe ſie in dieſe Loge. Wenn der General dann wüthend hieher ſtürzt, ſo kannſt Du ihn leicht überreden, daß ein Irrthum im Spiele geweſen ſei, und Alles iſt gut; da! dieſe Frau, die vorübergeht, ſie iſt allein, rufe ſie, und wir wollen hoffen, daß es gelingt. Kommen Sie, Tante! Gott ſei uns gnädig!"

Ohne den Liebenden zu einigen Abſchiedsworten Zeit zu laſſen, führte Guſtav die Gräfin ſchnell die Treppe hinab, und erſt als beide im Wagen ſaßen, glaubte er ſich in Sicherheit.

Im ſelben Augenblicke ungefähr traten General Graf Montlouviers und Marquita zu einer andern Thüre des Saales ein. Er folgte Marquiten und ſeine Wuth und Eiferſucht waren auf dem Gipfel, ſeitdem er die ſchändlichen Zeilen erhalten hatte, die Marquita ihm ſelbſt überbracht hatte. Glücklicherweiſe war die Freundin und Gefährtin Marquita's mit Guſtav bekannt; und als ſie Marquita's entſetzliches Vorhaben erfuhr, beeilte ſie ſich, ihr zuvorzukommen, um ein Unglück zu verhüten.

Marquita hatte ſie aufgefordert, ſie zu begleiten; aber unter dem Vorwande, ihrer Rache zu dienen, erbot ſie ſich, an der Logenthüre Wache zu halten und die Schritte der Schuldigen genau zu beobachten, damit ſie ja nicht entwiſchten. Die Spanierin willigte darein und fuhr allein in das Hotel des Grafen. Sie ließ ihn wecken, und ließ das Billet übergeben, welches ihn aufforderte, ſeine Frau aus einer drohenden Gefahr zu erretten. Nach wenig Minuten war der Graf völlig angezogen und im Wagen der Tänzerin.

„Gehen Sie mir nicht von der Seite," flüſterte ſie dem Grafen zu, als ſie im Saale ankamen, „ich führe Sie geraden Weges zur Loge, wo ſie ſind."

„Wenn ſie ſich nur noch nicht entfernt haben."

„Sie ſind gewiß noch da! Meine Freundin hält die Wache, und wenigſtens werden wir erfahren, was während unſerer Abweſenheit vorgefallen iſt."

Der General und Marquita waren indeß der Loge ganz

Digitized by Google

nahe gekommen. Marquita warf einen Blick voll thierischer Rachgier hinauf.

„Halt!" rief sie, mit dem Finger hindeutend, „sie sind noch da, Liebende haben sich so viel zu sagen."

Der General gab keine Antwort. Ganz seine Wunden vergessend, sprang er die Treppe hinauf, wie ein Jüngling. Er klopfte an die Logenthür, und forderte den Einlaß mit einem Ungestümm, der deutlich die Absicht erkennen ließ, die Thür einzurennen.

Edmond öffnete.

Der General ging hastig auf Edmond zu; ohne daß der junge Mann sich dessen versah, schlug der General ihn ins Gesicht, und fast in demselben Augenblicke wandte er sich gegen die Dame, die er für seine Gemahlin hielt, und demaskirte sie mit Gewalt.

Es war nicht die Gräfin.

Alle drei waren wie vom Blitz getroffen, und nur Marquita, die an der Thür stehen geblieben war, ahnte, was nun kommen würde. Sie wußte sich ganz allein an Allem schuldig; dennoch entfloh sie nicht. Was lag ihr an dem Irrthume? Für sie hatten alle Frauen, mit denen Edmond verkehrte, Einen Namen, sie hießen Rivalinen. Sie sah eine Nebenbuhlerin gedemüthigt, was lag ihr an allem Uebrigen?

Edmond brach zuerst das Schweigen.

„Mein General!" begann er mit einer Stimme, in welcher Schmerz und Wuth sich mischten, „was hat diese unbegreifliche Scene veranlaßt?"

„Man hat mich getäuscht, Larnage!" antwortete der Graf fast tonlos, „doch in jedem Falle bin ich zur Genugthuung bereit."

„Ich werde morgen meine Entlassung eingeben, sodann werden wir die näheren Bedingungen des Zweikampfes festsetzen."

„Ich werde sie annehmen, wie Sie es für gut befinden, sie zu stellen; denn ich erkenne, daß das Unrecht ganz auf meiner Seite ist. Kann eine öffentliche Entschuldigung Ihnen genügen, so erbiete ich mich gern dazu; denn ich würde es ewig bedauern, Ihr Lebensglück zerstört zu haben."

„Ich danke Ihnen, mein General! die Erklärung kann an der Sache nichts ändern. Jedermann, der es unterläßt, eine Beleidigung zu rächen, die einer Dame in seiner Begleitung zugefügt wird, ist ein Feigling. Morgen werden sich meine Zeugen zu Ihnen verfügen."

Edmond reichte der Dame den Arm, die ganz ruhig die Maske abgelegt hatte, und sich durch die Menge drängend, die sich bei diesem Vorfall neugierig versammelte, verließen beide das Haus.

„Wohin befehlen Sie geführt zu werden?" fragte Edmond seine Begleiterin.

„Wohin Sie wollen!" entgegnete sie augenscheinlich sehr erfreut über die Ehre, die Veranlassung eines Duells zu sein.

„Ich meine, wo Sie wohnen?" erklärte er.

Sie gab ihre Wohnung an, und beide stiegen in den Wagen; Edmond ganz in Gedanken, sprach trotz der vielfachen Anregung von Seite seiner Begleiterin nicht eine Sylbe. Bei dem bezeichneten Hause angelangt, stiegen beide aus dem Wagen; Edmond reichte der Dame seine Hand, grüßte sie sehr verbindlich, und entfernte sich zu ihrem größten Erstaunen. Als er nach Hause kam, erwartete ihn sein Bedienter bereits an der Treppe, und kündigte ihm einen Besuch Marquita's an.

„Sie ist oben", sagte der Bediente, „sie ließ sich durchaus nicht abweisen. Sie drang darauf, sie müsse den gnädigen Herrn noch heute sprechen, und sie würde auf der Straße warten, wenn ich ihr den Eintritt verweigerte. Ich dachte also. —"

„Schon gut", unterbrach ihn Edmond; er ging mit hastigen Schritten auf sein Zimmer, an dessen Schwelle die Spanierin seiner harrte. Sie warf einen kummervollen Blick auf ihn, und als sie ihn allein sah, wollte sie in seine Arme stürzen. Edmond stieß sie zurück.

„Kommen Sie herein," rief ihr Edmond zu, „ich habe Ihnen nur zwei Worte zu sagen, dann will ich allein sein."

„Ich gehe nicht von hier."

„Entweder Sie verlassen dieses Haus oder ich. Ich werde in wenig Stunden sterben; das habe ich Ihnen zu danken. Vorher aber muß ich meine Angelegenheiten ordnen, und meiner Mutter das letzte Lebewohl sagen."

„Und auch Deiner angebeteten Gräfin."

„Das wird Niemanden kümmern! Ihnen habe ich nur Eines zu sagen: Seit sechs Monaten sind Sie der Stein des Anstoßes auf meinem Lebenspfade; Sie mischen sich in meine Angelegenheiten, Sie durchkreuzen alle meine Pläne und auch die gegenwärtige Katastrofe haben Sie herbei geführt. Noch weiß ich es nicht mit Gewißheit, was Gott über mich verfügen wird, aber das merken Sie sich: Wenn ich — was nicht wahrscheinlich ist — dieses Duell überlebe, so verbiete ich Ihnen, sich je vor mir sehen zu lassen. Kommen Sie nicht hieher, Sie werden ohne Schonung zurückgewiesen werden; sprechen Sie nicht mit mir, ich habe nicht Ein Wort, nicht Einen Blick für Sie. Befassen Sie sich nie mehr mit Sachen, die mich betreffen, spielen Sie mir keine Streiche mehr, oder ich werde die Behörde in Anspruch nehmen, um mich Ihrer und Ihrer Zudringlichkeit zu entledigen. Jetzt leben Sie wohl! ich verzeihe Ihnen; verlassen Sie mich. Ihre Gegenwart quält mich; Ihre Thränen würden meinen Abscheu erwecken, wäre meine Seele von einer Empfindung nicht ganz erfüllt — Gehen Sie, ich will allein sein."

„Edmond, Edmond!" schrie die Unglückliche auf, und warf sich zu seinen Füssen, „treiben Sie mich nicht so von hier. Bin ich denn nicht beklagenswerth genug, die Ursache dieses Ereignisses gewesen zu sein? Wenn Sie meine Reue sehen könnten, o! ich überlebe es nicht!"

„Gut, ich verzeihe Ihnen, aber jetzt gehen Sie!"

„Nein! ich folge Ihnen überall, ich will Zeuge dieses Kampfes sein. Ich will Sie pflegen, wenn Sie verwundet sind. Die Kugel, die Ihre Brust durchbohrt, soll auch mich tödten."

Ohne zu antworten, ging Edmond zum Schreibtische, und entwarf zwei Briefe. Marquita gab schon der Hoffnung

Digitized by Google

Raum, ihr Flehen habe Edmond erweicht. Sie kauerte in einem Winkel, als wollte sie sich auf einen so kleinen Raum als möglich beschränken; sie erstickte ihre Seufzer, um nicht gehört zu werden, und vertrauend auf die Heezensgüte des jungen Mannes, glaubte sie schon ihr Spiel gewonnen zu haben. Edmond läutete, übergab die Briefe dem Bedienten, um sie zu bestellen, und fügte hinzu: „Zugleich wirst du diese Dame nach Hause bringen, der Wagen ist bereit."

„Nein, Nein, Edmond! es ist unmöglich! Haben Sie Mitleid mit mir."

Gelassen nahm Edmond seinen Hut, und schritt der Thür zu: „Einer von uns Zweien verläßt das Zimmer augenblicklich, um es nie wieder zu betreten, Sie oder ich; wählen Sie!"

„Wohlan! ich gehe," sprach Marquita, mit verzweiflungsvoller Ergebung; „ich gehe, weil Du es willst; vielleicht wird mein Gehorsam Dich geneigter machen. Gott! werde ich Dich nie wiedersehen?"

Mit diesem Ausrufe schied Marquita. So sind die Frauen; wenn die Leidenschaft sie einmal mit Allgewalt erfaßt, so beherrscht sie sie tyrannisch, und läßt sie Alles, selbst die weibliche Würde, bis auf die letzte Spur vergessen. Je mehr man sie zurückstößt, desto tiefer demüthigen sie sich, und bedenken nicht, daß entschwundene Liebe der kalten Asche gleicht, nichts vermag sie wieder anzufachen. Als Edmond endlich allein war, brachte er seine Papiere in Ordnung; dann schrieb er seiner Mutter, die mit seinem Verluste Alles verlor, und er konnte sich der Thränen nicht erwehren, wenn er an den tiefen Schmerz dachte, den sein Tod ihr verursachen müßte.

Nachdem er die heilige Pflicht des Sohnes erfüllt hatte, beeilte er sich auch einer zweiten Verpflichtung. Helene, sie, für die er starb, Helene, die vielleicht über ihn zu klagen hatte; ihr war er Rechenschaft und die letzte Erinnerung schuldig; er setzte sich an den Schreibtisch, und schrieb:

„Helene! Ich habe es geahnt, daß meinem Leben ein baldiges Ziel gesetzt sei, aber ich sah nicht voraus, aus welcher Hand ich den Tod empfangen solle. Man wird Ihnen gewiß erzählen, was sich ereignet hat. Ich mußte den Gesetzen der Ehre gehorchen, und die mir zugefügte Beleidigung rächen; aber bewahre mich der Himmel, etwas zu thun, was Sie betrüben könnte. Ihr Gemahl ist mir heilig. Geben Sie sich keiner Sorge hin, er ist so sicher, als ob er nie sein Hotel verlassen hätte.

Ich bin fertig mit dem Leben. Was es an Glück mir noch bieten konnte, ist mir geworden. Sie lieben mich. Sie haben es mir bekannt, aber mir untersagt, zu hoffen. Sie schwuren, daß Ihr Herz, was auch immer geschehe, diese Liebe ewig als reines Heiligthum bewahren werde. Sie sehen also, ich muß sterben, denn mein Leben ist abgeschlossen. Sie sind mein letzter Gedanke. Leben Sie wohl! leben Sie ewig wohl. Verzeihen Sie dem Sterbenden; in einer bessern Welt sehen wir uns wieder."

Edmond.

Edmond siegelte den Brief, schloß ihn in ein Couvert ein, und addressirte ihn an Gustav mit der Bitte, den Inschluß seiner Tante zu eigenen Händen zu übergeben, dann erwartete er seine Zeugen, die aufzusuchen er so eben seinen Bedienten abgeschickt hatte.

Während dieser Zeit ergab sich eine Scene ganz anderer Art im Hotel Montlouvier's.

Als der General zurück kam, fand er seine Gemahlin und seinen Neffen bei Tische im Speisezimmer. Gustav hielt es, um seinem Onkel allen Verdacht zu benehmen, für das Gerathenste bei der gewöhnlichen Ordnung zu bleiben.

Frau von Montlouviers, bleich wie der Tod, mit aller Anstrengung sich kaum erhaltend, ging ihrem Gemahl entgegen. Auch er war blaß und im höchsten Grade aufgeregt. Sie versuchte einen Scherz, aber das Wort erstarb auf ihren Lippen, als sie die verstörte Miene ihres Gatten bemerkte. Er umarmte die Gräfin fest, und seine Thränen fielen auf ihre Wangen herab.

„Warst Du vergnügt, Helene?" fragte Montluviers, mit Noth einige Ruhe erkünstelnd.

„Ja! aber woher kommst Du jetzt zu dieser Stunde?"

„Ich? ich komme vom Kriegsminister — eine kaiserliche Ordre —'

„Mußt Du vielleicht gar abreisen?"

„Das nicht, aber ich gehe nicht mehr zu Bette; ich muß morgen zeitlich früh ausgehen. Gustav! komm mit mir, ich muß Dir einige Briefe diktiren."

„Sogleich, Onkel!"

„Du, liebe Helene! begib Dich in Dein Zimmer, Du wirst der Ruhe bedürfen."

Der General und Gustav verließen das Gemach.

Die Gräfin blieb in tiefem Nachsinnen allein zurück. Sie erkannte sogleich, daß sich etwas Außerordentliches zugetragen haben mußte, aber sie wußte nicht, was es sei. Ihre Unruhe war aufs Höchste gestiegen. Sie schlich auf den Zehen zu dem Gemache ihres Gemahls und lauschte an der Thüre.

„Das ist nie geschehen," hörte sie den Grafen sagen „die Person, die mich hinführte, verlor sich im Gedränge, ich konnte sie nicht mehr finden."

„Was wollen Sie nun thun?" fragte Gustav.

„Was ich thun will? Ich werde mich schlagen, weil Larnage es will, und er kann auch gar nicht anders."

„Ich habe General Sentier schon Alles gesagt, er wird der eine Sekundant und Du der Andere."

„Verzeihen Sie mir, Onkel! ich bin Edmond's Freund, ich bleibe — neutral."

„So? Noch eine Verlegenheit. So schlage mir einen Andern vor."

„Den Obrist Reigmond!"

„Gut, schreibe ihm."

Gustav vollzog diesen Auftrag.

„Ja, dieses Duell ist schrecklich," begann der General halblaut für sich „armes Kind! so jung. Aber ich konnte meinen Zorn nicht bändigen. Sie mich täuschen! mich verrathen! Und wenn ich es jetzt noch einmal höete, ich würde wieder dasselbe thun."

Digitized by Google

„Das ist um so schlimmer, Onkel! da Sie der Tante in der That sehr Unrecht thun."

„Das ist wahr, ich weiß es, Helene ist die Tugend selbst."

„Welches sind die Bedingungen dieses Duells?"

„Das weiß ich nicht, Larnage hat sie zu bestimmen."

„Pistolen wahrscheinlich, auf zehn Schritte. Denken Sie nur, öffentlich einen Schlag ins Gesicht."

„O, daß sie auf diesen Ball mußte! dieser unselige Gedanke — und bei dem Allen bin ich allein der Strafbare."

„Sollte es denn keine Mittel geben, die Sache auszugleichen?"

„O, wenn es eines gäbe! Aber bedenke selbst! Ich habe mich tödtlich an ihm vergriffen; ich habe seiner Dame die Maske heruntergerissen." „Larnage! ein Offizier! Er hat Herz; er kann eine solche Beschimpfung nicht unbestraft lassen. Denke Dich nur selbst in seiner Lage."

„Wissen Sie, daß auch dadurch die Tante zum Stadtgespräch wird? Sie ist auf jeden Fall unschuldig, das ist allerdings wahr, und jeder, der sich erlaubt, diesem Vorgange eine für die Ehre der Gräfin nachtheilige Deutung zu geben, wird es mit mir zu thun haben. Dessen ungeachtet — Sie kennen die Welt. Man erzählt die Sache nie, wie sie ist, und eine Frau ist in jedem Falle compromittirt, wenn ihr Name bei einem Duell genannt wird. Ich muß Larnage sprechen, vielleicht finde ich ein Mittel."

Als Gustav bald darauf die Treppe hinabeilte, rief ihn die Kammerfrau der Gräfin zurück. Sie führte ihn zu Helenen, die ihm ein Billet übergab.

„Lieber Gustav! bringen Sie das Edmond, und um jeden Preis verhindern Sie das Duell. Gehen Sie, eilen Sie, die Zeit drängt — vielleicht kommen Sie schon zu spät."

Beim Eintritt in Edmond's Gemach fand Gustav bereits die beiden Sekundanten, die Bedingungen des Zweikampfes besprechend.

„Meine Herren!" begann Gustav, „dieses Ereigniß ist in der That entsetzlich, und mit den gewöhnlichen Anlässen eines Duells nicht zu verwechseln! Edmond ist genöthigt, eine glänzende Zukunft zu zerstören, mein Onkel soll sein Leben einer Gefahr aussetzen, und das Alles, weil eine Dirne seine achtbare Frau verleumdet hat. Sollten wir das nicht verhindern können? Sollte da kein anderer Ausweg sein?"

„Kein Mittel . . . ."

„Keines in der Welt!" rief Edmond.

„Edmond! Auf diesen Brief vielleicht änderst Du dann Deine Ansicht." Edmond las: „Ich bitte, ich beschwöre Sie, dieses Duell aufzugeben. Wenn Sie mich lieben, so werden Sie mir es durch dieses Opfer beweisen; denken Sie daran, daß bei dieser Angelegenheit mein Name genannt wird; ihn vor jeder möglichen Verunglimpfung rein zu erhalten, ist Ihre Pflicht."

Während Larnage las, wiederholte Gustav alle Versuche, die Sache beizulegen.

„Mein Onkel ist zu Allem entschlossen," versicherte Gustav; „er wird in Schrift und Wort die Hand zu jeder Entschuldigung bieten, da die ganze Sache auf einen Irrthum beruht, und an ihm ist es, die Ehrenerklärung zu geben."

„Es gibt aber keine andere in solchen Fällen, als die Pistole," antwortete Einer der Sekundanten, „ich würde keine andere annehmen."

„Einen Augenblick, meine Herren!" unterbrach Gustav, „hören wir doch, was Edmond meint."

„Dein Onkel willigt in Alles, sagst Du; wird er sich auch herbeilassen, die Erklärung öffentlich abzugeben?"

„Ganz gewiß," versetzte Gustav, „denn er bedauert unendlich . . ."

„Höre, Larnage!" fiel einer der Zeugen ein, „wenn Du auf irgend einen Vergleich eingehst, so ziehen wir uns augenblicklich zurück, und Du hättest dann gar nicht nöthig, Deine Dimmission einzugeben, sie würde Dir werden, bevor Du sie verlangst."

„Da hörst Du, Gustav!"

„Meine Herren!" fuhr Gustav auf, „das geht zu weit. General Montlouviers sowohl als Kapitän Larnage sind durch ihren persönlichen Muth in der ganzen Armee bekannt; beide haben ihn auf dem Schlachtfelde glänzend dargethan. Haben solche Männer nöthig, sich den Hals zu brechen wegen eines albernen Geschöpfes, an dem Niemanden etwas liegt, und das . ."

„General Graf von Montlouviers hat dem Kapitän Larnage an einem öffentlichen Orte in Gegenwart von 1200 Personen, sagen wir's gerade heraus, eine Ohrfeige gegeben, und auch der Dame in seiner Begleitung die Maske herabgerissen; General Montlouviers ist also dem Kapitän eine Genugthuung schuldig, und diese Genugthuung muß blutig sein, oder Kapitän Larnage ist ein Feigling, das ist meine Meinung."

„Auch die meine," fuhr der zweite Sekundant fort, „und gewiß auch die aller unserer Kameraden."

Die Erörterung wurde stürmisch, Gustav bestand hartnäckig auf seine Ansicht. Endlich begann Edmond:

„Es geht nicht anders, Gustav! bringe der bewußten Person dieses Schreiben, und Sie, meine Herren!" fuhr er, zu den Secundanten gewendet, fort, „haben die Güte, sich in das Hotel Montlouviers zu begeben; Sie werden ohne Zweifel unsere Gegner bereits dort finden." „Bringen Sie alles in Ordnung, ich verlasse mich ganz auf Sie; nur bitte ich Sie, die Sache so viel als möglich zu beschleunigen, denn diese Präliminarien fangen an, mich zu ermüden."

Gustav ging mit den Secundanten.

Zu Hause angelangt, schickte er zuerst Helenen Edmond's Billet, und begab sich sodann in das Kabinet seines Onkels, um bei der Konferenz gegenwärtig zu sein. Die vier Secundanten waren versammelt. Der General begann mit vieler Würde: „Meine Herren! Sie werden über diese Angelegenheit entscheiden, wie es Ihnen gut dünkt, aber voraus muß ich gestehen, daß der Kapitän Larnage keine Schuld hat, und daß das Unrecht ganz auf meiner Seite ist; und ich bedauere es innig, daß der Zufall uns jetzt feindlich einander gegenüber

Digitized by Google

stellt. Ich erbiete mich zu allen möglichen Entschuldigungen, und will in der Sache ganz nach Ihrem Ausspruche verfahren."

Nach dieser kurzen Anrede, ließ er die Zeugen allein, und begab sich zur Gräfin. Er glaubte sie noch im Schlafe, und hoffte, ohne sie zu wecken, sie doch noch einmal wenigstens zu sehen, und ihr sein letztes Lebewohl zu sagen. Die Thür war offen, er trat leise in das Gemach ein. Die Gräfin lag auf den Knieen bei ihrem Bette, den Kopf auf die Hand gestützt, ganz aufgelöst in Thränen. Ein Brief lag zu ihren Füssen.

Der General erschrack, denn er dachte sogleich, daß die ungeschickte Voreiligkeit eines Freundes sie mit den Ereignissen bekannt gemacht habe, und bemächtigte sich sogleich des Briefes, um sich davon zu überzeugen. Bei dieser Bewegung erwachte Helene aus ihrer Bewußtlosigkeit, und erstarrte bei dem Anblick ihres Gemahls, den sie jetzt durchaus nicht erwartete.

„Was fehlt Dir, mein Kind?" fragte theilnehmend der General. „Gib mir diesen Brief!" rief Helene mit einem Schrei des Entsetzens.

„Warum?"

„Gib mir den Brief um Gotteswillen! Du darfst ihn nicht lesen."

„In meiner Lage" versetzte der General mit dumpfer Stimme, „gibt es kein schreckliches Geheimniß mehr, ich darf alles erfahren." Er las:

„Licht meines Lebens! Ich habe Alles aufgeboten, um Ihnen Folge zu leisten, aber ich vermag es nicht. Man hat mir die Wahl gestellt zwischen Schande und dem Opfer, das Sie verlangen. Sie selbst würden mein Bild aus Ihrem Herzen verdrängen; Sie würden mich nicht mehr lieben, wenn ich vor meinen Waffengefährten erröthen müßte, wenn ich aus ihren Reihen ausgestoßen würde. Verzeihen Sie mir, theure Helene! und nehmen Sie mein bereits gegebenes Wort, daß ich nichts thun werde, was Ihnen eine Thräne kosten könnte. Bewahren Sie mir Ihre Achtung, Ihre Liebe, und glauben Sie, daß Sie ewig verehren wird

Edmond."

„Gott! erbarme Dich meiner!" rief die Gräfin, erschöpft zusammensinkend.

Der General war nach dem Lesen dieses Schreibens wie vernichtet. „Sie liebt ihn, und ich wollte mich schon vor ihm demüthigen; ach, meine Rache soll furchtbar sein!"

Montlouviers stürzte fort, Helene folgte ihm, sie klammerte sich um ihn, sie beschwor ihn, sie zu hören. Er stieß sie rauh zurück, verschloß die Thüre doppelt und nahm den Schlüssel mit sich.

„Meine Herren!" begann er, als er bleich wie ein Gespenst wieder in sein Zimmer eintrat, „ich nehme keinen Vergleich an. Ich will das Duell, einen Kampf auf Leben und Tod. Er oder ich, Einer muß fallen."

Die Sekundanten sahen sich erstaunt an, Gustav wollte sprechen.

„Schweig!" fuhr Montlouviers ihn hart an. „Bestelle die Pferde, es ist bereits Tag, in einer halben Stunde müssen wir in Vincennes sein."

Er warf sich in einen Sessel, und blieb einige Augenblicke ganz in Gedanken versunken, während die Offiziere mit einander sprachen. Edmond's Freunde entfernten sich. Allein mit seinen Sekundanten, erhob sich Montlouviers.

„Welches sind die Bedingungen?" fragte er.

„Pistolen auf zehn Schritte."

„Das ist zu viel!" schrie der General laut auf, „fünf Schritte, die eine Pistole geladen, die andere — —"

„Das können wir nicht zugeben," unterbrachen ihn die Sekundanten. „Was in aller Welt hat Sie auf einmal so umgestimmt?"

„Das ist mein Geheimniß! doch! eilen wir! der Wagen ist bereit, fort, fort!"

„Soll ich mit? Onkel!" fragte Gustav.

„Nein," entgegnete kalt der General, Du hast Deine Tante so gut bewacht, daß ich sie Deiner Obhut abermals anvertraue. Hier nimm den Schlüssel zu ihrem Zimmer."

Eine Stunde später waren die Gegner und deren Sekundanten bereits in Vincennes versammelt, man grüßte sich kalt, die Schritte wurden abgemessen und die Pistolen geladen.

„Kapitän Larnage gebührt der erste Schuß," erklärte General Sentier.

„Nein, er gebührt mir!" schrie Montlouviers.

„Entschuldigen Sie," fiel Larnage ein, „ich bin der Beleidigte, ich bestehe auf mein Recht."

„Sie der Beleidigte? das wagen Sie mir ins Gesicht zu sagen? doch! —"

„Ja, mein General! ich behaupte es, denn es ist wahr."

„Gut, so schießen Sie."

Edmond stellte sich und schoß in die Luft.

„Ah! ich verstehe," schrie der General fast außer sich vor Wuth. „Sie wollen ihr keinen Schmerz verursachen, ich bin nicht so aufmerksam;" und nachdem er sorgfältig gezielt hatte, drückte er ab, Edmond fiel lautlos zu Boden, die Kugel drang gerade in's Herz.

„Gott ist gerecht!" rief der General mit Eiseskälte „meine Herren! kehren wir nach Paris zurück."

Es war zehn Uhr, als Montlouviers in sein Hotel kam. Er ging geraden Wegs in das Zimmer seiner Frau. Sie war noch immer regungslos an derselben Stelle, und hatte, seitdem Montlouviers sie verließ, trotz aller Bemühungen Gustav's noch nicht eine Sylbe gesprochen.

Als der General in das Gemach eintrat, erhob sie sich, stieß einen Schrei des Entsetzens aus, stürzte ihm entgegen und fragte mit unbeschreiblicher Seelenangst: „Was ist geschehen?"

„Was geschehen ist?" erwiederte der General, „er ist todt."

„Todt!" wiederholte sie dumpf „und Du hast ihn getödtet?"

„Onkel! um Gotteswillen ist es wahr?" fragte Gustav noch einmal.

„Ja, es ist wahr!" antwortete der General, „da Du, der Erbe meines Namens, Dich wenig für dessen Ehre sorgtest, so mußte ich die Rache selbst übernehmen."

Die Gräfin hatte bei dem Allen nicht eine Thräne ver-

Digitized by Google

gossen, sie schien in eine Statue verwandelt. Endlich richtete sie sich auf, und begann: „Mein Gemahl! Du hast einen Mord verübt; denn der Unglückliche, den Du getödtet hast, war unschuldig. Es ist wahr, er liebte mich, und ich habe ihn geliebt, aber nie konnte diese reine Liebe Deiner Ehre zu nahe treten. Wir haben unsere Neigung zum Opfer gebracht, wir sollten uns nie wiedersehen, ich hatte ihn auf ewig aus meiner Nähe verbannt."

„Ich wollte Dir die Treue bewahren, denn ich fühlte, was ich Dir schuldig war; und auch er fühlte es eben so klar wie ich. Nicht dem entferntesten sündigen Gedanken haben wir Raum gegeben; unsere Hoffnung war nur der Himmel, wo er mich jetzt erwartet. Jetzt magst Du es erfahren, die Erinnerung an ihn ist unauslöschlich in meinem Herzen. Ich werde bei Dir in Deinem Hause bleiben, als ein ewiger Mahner Deines Gewissens. Ich werde mich nicht von hier als Schuldige vertreiben lassen, denn ich bin es nicht. Wir haben beide durch sechs Monate unsere Leidenschaft bekämpft, lautlos den Schmerz im Herzen getragen, und nur eine Reihe von Zufällen, die wir nicht herbeigeführt, und nicht voraus sehen konnten, hat uns wechselseitig das Geheimniß näherer Neigung entrissen. Wenn Du mir nicht glaubst, so glaube seinen letzten Worten; er schrieb sie nieder im Augenblicke einer ewigen Trennung, in einem Augenblicke, wo man wahr ist gegen sich und Andere." Und nun löste sich Helenen's Schmerz in Thränen auf. „Ich wiederhole es," fuhr sie fort, „daß ich in Deinem Hause bleibe, aber ich brauche nicht hinzuzufügen, daß ich von heute an nicht mehr Deine Gattin bin. Wir werden vor der Welt zusammen leben, vor Gott sind wir und unsere Herzen geschieden. Laß mir dieses stille Gemach, und ich bitte Dich, es nie zu betreten, Du wirst nur den Schmerz und die Trauer hier finden."

Der General beobachtete ein tiefes Stillschweigen, nachdem Helene diese Erklärung gegeben hatte. Er las den Brief Edmond's, den sie ihm überreichte, und seine Miene verrieth eine tiefe Bewegung.

„Richten Sie sich hier ganz nach Gefallen ein," sprach nach einer Pause der General, „was mich betrifft, werde ich nie bereuen, einen Mann getödtet zu haben, den Sie liebten. Ich entnehme mit vieler Beruhigung, daß Sie sich selbst keine wesentlichen Vorwürfe zu machen haben; und ich will Ihnen keine Vorwürfe machen. Sie werden langsam Ihre Schuld abbüßen. Leben Sie wohl! ich verzeihe Ihnen, obwohl Sie mein Glück zerstört, obwohl Sie den Rest meines Lebens vergiftet haben. Es ist nicht allein Ihre Schuld, ich war ein Thor, meine Ruhe, meine Zukunft auf das jugendliche Haupt eines Weibes zu bauen und zu glauben, es würde nicht wie ein Kartenhaus zusammensinken."

In den russischen Feldzügen machte eine Kugel dem Leben des General Graf von Montlouviers ein Ende; seine Witwe vermählte sich mit Gustav im Jahre 1815. Man hörte sie nie vom Kapitän Larnage sprechen; ob sie seiner auch dann noch in stiller Trauer gedachte, blieb ein Geheimniß, das nur Gott und sie selber kannte.

So erreicht Alles auf dieser Welt sein Ende.

Der Stumme aus Liebe.

(Nach dem Französischen.)

Saint-Pierre, einer jener Edelleute, welche den zwölften Ludwig von Frankreich auf seinen Feldzügen begleiteten, zeichnete sich durch hohe Geburt, edlen Charakter und als Offizier durch seine Tapferkeit aus. In Turin erlag sein freies Herz der Macht einer leidenschaftlichen Liebe zu einer jungen mit allen Liebesreizen geschmückten Witwe. Caïa, so hieß diese junge Italienerin, in ihrem sechszehnten Jahre die Gattin eines Mannes, an dem sie mit der zärtlichsten Liebe hing, wähnte diese edle Neigung erwiedert, die sie zu ihrem Entsetzen durch Treulosigkeit verhöhnt sah. Der strafbare Gatte verrieth sie, und überließ sich den Lüsten einer feilen Buhlerin.

Der Wurm des Grames nagte an Caïas Herz, sie hatte keinen andern Trost als Thränen, und die Verzweiflung würde sie dem Grabe zugeführt haben, wenn nicht den treulosen Gemahl in einer Schlacht eine feindliche Waffe früher aus der Welt geschafft hätte.

Wenn dieses Ereigniß Caïa das verlorene Glück nicht zurückbringen konnte, so kehrte doch die Seelenruhe wieder ein. Von ihren früheren Gefühlen bewahrte sie kein anderes, als ein unendliches Mißtrauen gegen die vorgebliche Treue der Männer.

Sie glaubte weder an die Beständigkeit ihrer Gesinnung noch an die Zusicherung ihrer Ergebenheit. Betrogen durch ihre erste Liebe, erschien ihr das ganze Geschlecht leichtsinnig und treulos. Die ununterbrochene Aufmerksamkeit, die ihr der schöne Saint-Pierre zuwendete, blieb ihr dennoch nicht gleichgültig. Sie hörte lächelnd seine sentimentalen Betheuerungen an, nahm seine heißen Schwüre mit einer ihre Ungläubigkeit andeutenden Kopfbewegung auf, und wenn er sich ihr zu Füßen warf, um die Beendigung seiner Qualen flehte, und um ihre Liebe und ihre Hand bat, erwiederte sie ebenso lächelnd, er möge seine Bitten lieber an ein Gnadenbild richten. Saint-Pierre in Verzweiflung, daß er die Grausame nicht rühren könne, verfiel in eine Schwermuth, die ihm das Leben zur drückendsten Last machte. Er gab sich auf dem Schlachtfelde den größten Gefahren Preis, aber die feindlichen Lanzen brachen an dem Herzen, das ein Blick von Caïa so leicht durchbohrte. Er kehrte zu ihren Füssen reicher an Ruhm als an Hoffnung zurück.

Caïa, so scheinbar ihre Kälte, hatte ein empfindsames Gemüth; eine solche Fülle von Liebe mußte sie rühren; als

Digitized by Google

Saint-Pierre eines Tages auf seinen Knien vor ihr lag, und seinen alltägigen Bitten freien Lauf ließ, überflog sie ein Erröthen, es ergriff sie eine Unruhe, und schon war sie auf dem Punkte, bedeutende Merkmale ihrer Theilnahme blicken zu lassen, als die Furcht, in diesem Augenblicke eher einen Undankbaren als einen Glücklichen zu schaffen, lebhafter als je vor ihren Geist trat. Sie hatte nur Sinn für die traurigen Erinnerungen, und dieses beschwichtigte ihr aufwallendes Herz. Als nun Saint-Pierre seine Betheuerungen schloß, antwortete Caïa nicht in der gewöhnlichen heitern Stimmung, sondern in einem feierlichen Tone, indem sie sich an den zu ihren Füssen liegenden Ritter wandte.

„Ihr versprechet viel," sagte sie, „welche Bürgschaft sichert mir die Aufrichtigkeit Euerer Aeußerungen?"

„Bestimmt selbst, und ich unterwerfe mich Allem," entgegegnete Saint-Pierre heftig bewegt; „ich verbürge als Edelmann mein Ehrenwort, daß ich mich allen Eueren Befehlen füge."

Caïa sann einen Augenblick:

„Ich bin geneigt Eueren Worten zu trauen; wohlan! ich beginne heute die Prüfung. Mein Herz und meine Hand sollen Euch nach Verlauf von drei Jahren gehören, wenn Ihr während dieser Frist mir Euere Treue bewahret, und Euch verpflichtet durch diesen Zeitraum ein Schweigen zu beobachten, das durch kein Wort unterbrochen werden darf."

Saint-Pierre neigte das Haupt als Zeichen seiner Unterwerfung, und blieb von diesem Momente an — stumm.

In Turin staunte man über diese plötzliche Krankheit, und bedauerte ihn eines Mißgeschickes wegen, wovon Caïa allein das Geheimniß besaß. So jung, so schön, so tapfer und ach, ein Opfer eines so schrecklichen Zustandes! — war der Ausbruch einer allgemeinen Klage.

Fragte man Saint-Pierre über den Ursprung dieses so schnell eingetretenen Unglückes, so vermied er, selbst seinen Freunden durch Zeichen zu antworten. Er zeigte für ihre Sorgfalt und ihre Tröstungen eine gleiche Unempfänglichkeit. Aber diese Marter stieg durch die Qual, nur durch Mienen und Blick Caïa die Liebe, die ihn verzehrte, ausdrücken zu dürfen.

Oft fühlte er ein allmähliches Schwinden seines Muthes, oft war er in Gefahr, daß seinem Munde eine Klage oder Bitte laut entfahre, oft näherte er sich der grausamen Geliebten, entschlossen alles zu wagen; aber der Gedanke an sein verpfändetes Ehrenwort band ihm die Zunge, er blieb ruhig und stumm. War sie doch früher so kalt gegen ihn, daß ihm auch die Zukunft nichts Tröstliches bot — jetzt hatte er doch wenigstens die Hoffnung — so beharrte er, indem er vielleicht ebenso seiner Eitelkeit als seiner Liebe gehorchte.

Endlich kam die Zeit, da er fühlte, es sei nicht möglich noch länger diesen Kampf zu bestehen, er müßte sonst erliegen oder sie verlassen. Er entschloß sich zu Letzterem. Hätte er ihr diesen Entschluß mitgetheilt, gewiß hätte sie ihn zurückgehalten und seines Wortes entbunden, aber er floh und ließ ihr die paar geschriebenen Worte „Auf Wiedersehen" als Lebewohl zurück.

Nach seiner Rückkehr in die Heimath versank er in eine tiefere Schwermuth. Treu seinem Gelübde, aber entschlossen zu sterben, warf er sich in das Gewühl der mörderischen Schlachten, die zwischen England und Frankreich vorfielen. In allen Gefechten gab er Proben eines unerschütterlichen Muthes, und wie er in der Mitte der Schlacht kein anderes Ziel kannte, als sich mit vorgestreckter Lanze oder mit dem Degen in der Faust auf den Feind zu stürzen, seine Waffengefährten durch sein Beispiel anzufeuern, ohne, wie sie, das Feldgeschrei Mont-joie und Saint-Denis*) zu erheben, wurde er bald in beiden entgegenstehenden Heeren als der tapfere Stumme bekannt.

In einem hitzigen Treffen, das in der Umgegend von Rouen vorging, fand sich der König von Frankreich, der muthig sein Leben wagte, plötzlich von einem feindlichen Haufen umringt. Allein gegen zwanzig Bewaffnete wehrte er sich tapfer, aber trotz seines Heldenmuthes, und seiner wohl berühmten und sicher treffenden Schwertstreiche wäre er der Menge unterlegen, wenn nicht der stumme, aber furchtbare Saint-Pierre sich auf diese wilde Rotte stürzend, vier mit seiner Streitart niedergestreckt, und die anderen in die Flucht geschlagen hätte. Der König, dem er zur rechten Zeit zu Hilfe kam, gab ihm mit Inbrunst den Ritterkuß**), warf die schwere goldene Kette, die er an diesem Tage trug, ihm um den Hals, und machte ihn zum Anführer der auserlesensten Schaaren seines Heeres.

In dieser ausgezeichneten Stellung trat das heroische Genie Saint-Pierre's mehr als je im hellsten Glanze hervor. Dem Könige, der für ihn die glühendste Freundschaft fühlte, war es nicht genug, ihn mit Ehrenzeichen und reichen Geschenken zu überhäufen, er wollte nach den Beweisen der Erkenntlichkeit, auch die Beweise seiner besondern Zuneigung offenbaren. Herolde durchzogen das Königreich, welche in jeder großen Stadt die Kunde verlautbaren mußten, daß demjenigen eine glänzende Belohnung zu Theil werde, der dem heldenmüthigen Freunde des Königs die verlorene Sprache wieder schaffe. Gleiche Kunde ließen andere Gesandte in jeder Hauptstadt der benachbarten Staaten veröffentlichen.

Von der versprochenen Belohnung angelockt, strömten die Ärzte aus allen Enden Europa's herbei. Der Andrang war so stark, daß Saint-Pierre leicht ein Opfer des Todes geworden wäre, wenn er die Mittel aller dieser Ärzte nur gekostet hätte. Der König, der seinen Freund vor dieser neuen Gefahr sichern wollte, ließ abermals verkünden, daß diese Belohnung wohl demjenigen zu Theil werde, der dem Stummen die Sprache wieder gibt, jene aber, die ihre Heilkunst erfolglos anwenden, ihre Unwissenheit und ihren Eigendünkel mit dem Leben büßen müßten.

Die Heilkünstler kehrten, wie es sich denken läßt, eben so schnell zurück, als sie gekommen waren, bis auf zwei, die sich von der angedrohten Lebensgefahr nicht abschrecken ließen.

*) Mont-joie und Saint-Denis das alte Kriegs- und Feldgeschrei der Könige von Frankreich und daher auch der französischen Ritter.

**) Die Accolade oder der Ritterkuß gehörte mit zu den Ceremonien der feierlichen Einweihung eines Ritters.

Digitized by Google

Der eine blieb, gestützt auf seine Gelehrsamkeit, und vertrauend auf das gewonnene Resultat seiner Untersuchung, daß die Sprachorgane des Kranken vollkommen ausgebildet seien, und daß er sprechen müßte, wenn man ihn neuerdings durch die Mittel der Anfangsgründe, daran gewöhnt hätte. Der andere, dessen Kenntniß in der Einbildung lag, blieb, weil dem Eigendünkel nichts unmöglich scheint; aber die Bestrebungen beider Äskulape, die Wissenschaft des einen, wie die Vermessenheit des andern, langten nicht aus und blieben erfolglos. Die zugestandene Frist lief ab und Saint-Pierre blieb stumm.

Die unglücklichen Heilkünstler gestanden ihre Ohnmacht, und flehten um Gnade; das Mißlingen, gaben sie an, ist nicht die Schuld des Arztes, sondern der Natur des Kranken. Aber die Behörden durften sich nur nach den Befehlen des Königs und nicht nach den lächerlichen Ausflüchten der Verurtheilten richten. Schon war der Tag der Hinrichtung bestimmt und das Blutgerüst vorbereitet, als eine junge Dame von seltener Schönheit bei Hofe erschien, und um Gehör beim Könige bat.

Sie wurde vorgestellt:

„Ich besitze ein unfehlbares Mittel, Sire!" sprach sie, „welches die Herstellung Eueres tapferen Freundes sichert. Ich bitte nur um eine kurze Frist, um diese wunderbare Heilart ins Werk zu setzen; binnen drei Tagen soll das Strafurtheil an jenen Tollkühnen vollzogen werden, die an dem Heilwerke gescheitert, welches ich versuchen will; und binnen drei Tagen will ich die versprochene Belohnung verdient haben, oder ich wandere mit ihnen zum Richtplatz."

Der König, den die Schönheit, die Zuversicht und der edle Anstand der Unbekannten gerührt, machte ihr väterliche Vorstellungen — aber sie unterbrach ihn:

„Ich bin des guten Erfolgs gewiß; in Kurzem, Sire! wird Euer Freund sprechen."

„Wohlan! so versuchet," rief der König, „wenn Euere Bewußtsein Euch führt. Aber trachtet vor Allem, daß es Euch gelinge; denn ist Euer Versuch mißlungen, so habt Ihr, da Ihr meine Warnung verschmäht, keine Gnade zu hoffen."

„Ich verlange keine Gnade," entgegnete die Fremde entschlossen, und ließ sich zu Saint-Pierre führen. Bei dem Anblicke des Ritters war sie einer Ohnmacht nahe, aber sie faßte sich schnell, näherte sich ihm erröthend, und sprach tief bewegt: „Kennt Ihr mich noch? o sprecht, sprecht! ich hatte Unrecht, einen Mann wie Euch des Leichtsinnes und des Verrathes fähig zu halten. O sprechet! ich entbinde Euch des Eides, den ich in einem Momente des Wahnsinnes von Euch gefordert. Wie sehr bewundere ich Euern Muth und Euern Charakter! ach sprechet, ich beschwöre Euch!"

Saint-Pierre erwiederte diese zärtliche Anrede mit einem wehmüthigen Lächeln.

Erstaunt ob diesem Stillschweigen, bemühte sich Caïa vergebens, es zu brechen; sie verschwendete an ihn die süßesten Namen, sie vereinigte die heißesten Bitten mit unschuldigen Liebkosungen. Saint-Pierre antwortete mit Seufzern, aber sein Mund öffnete sich nicht, seine Zunge blieb gefesselt. Die schöne Italienerin, zerknirscht über dieses unerklärliche Schweigen, verließ ihn weinend, das Herz voll Gram und Liebe.

Des andern Tages sah Caïa den Geliebten wieder. „Konntest Du an der festen Treue derjenigen zweifeln, die Dich mehr als ihr Leben liebt? kannst Du glauben, daß diese Versuche etwa Verlockungen sind? o! enttäusche Dich!" Nach einer kleinen Pause fuhr sie mit Wärme fort: „Zweifelst Du noch an meiner Aufrichtigkeit? Du antwortest mir nicht — Grausamer! Wohlan denn" — fügte sie mit Erröthen hinzu — „wenn Du noch einen Zweifel hegst, so sprich nur die einzigen Worte aus: „„Ich liebe Dich!"" „und ich schwöre bei der heiligen Jungfrau, daß ich Deiner Liebe nichts versage."

Diese lockende Betheuerung erschütterte den Vorsatz des Ritters, seine Lippen regten sich, und sein Mund schien sich zu öffnen; aber indem er seine Brust mit einer übernatürlichen Kraft stählte, die dieses erste Anzeichen seiner Schwäche besiegte, stieß er die mit so vieler Hingebung bittende Geliebte sanft von sich, und wenn er auch nicht vermochte die stummen Merkmale seiner Liebe zu verbergen, so gewann er doch die Stärke, sie zu verschweigen. Die schöne Caïa fand ihn taub für ihr so zärtliches Flehen, sie zerfloß in Thränen, und als sie ihn verließ, wußte sie nicht, welche Leidenschaft ihr Herz bewege, ob Verzweiflung, Raserei oder Liebe.

Inzwischen rückte die verhängnißvolle Frist ihrem Ablaufe zu, und nur noch einen Tag — setzte Saint-Pierre sein Schweigen fort — so mußte Caïa sterben. Verdüstert und zerknirscht, das Leben liebend, weil sie liebte, entschloß sie sich zu einem letzten Versuch; sie begab sich zu dem Geliebten. „Liebst Du mich nicht mehr?" rief sie ihn erblickend.

Saint-Pierre legte die Hand an sein Herz und hob die Augen gen Himmel, als ob er ihn zum Zeugen seiner Liebe nehme.

„Willst Du meinen Tod?"

Saint-Pierre entsetzte sich —

„Wohlan denn! so sprich — Du weißt, daß ich sonst sterben muß."

Er immer stumm, sah sie zärtlich und wehmüthig an.

„Grausamer!" rief Caïa mit leidenschaftlicher Bewegung, „warum lassest Du mich so viel Liebe in deinen Blicken lesen, und bleibst stumm bei meinen Bitten? warum diese Neigung heucheln, während Du meine Liebe verachtest? und bleibst Du dem wahnsinnigen Gelübde, von dem ich Dich entband, treu, so spricht ja Dein Stillschweigen mein Todesurtheil aus. Aber nein — ich muß es glauben, Du liebst mich nicht mehr, und mein größter Schmerz ist nicht, das Leben zu verlassen, er ist, Deine Liebe verloren zu haben. Willst Du einen Beweis meiner Liebe, so säume nicht, drücke mich an Dein Herz, ich bin Dein!"

Saint-Pierre schloß sie zärtlich in seine Arme, aber auf dem Höhepunkte seines Entzückens öffneten sich seine Lippen nur, um seinen Seufzern freien Lauf zu lassen; kein liebeathmendes Wort, ja kein einziges Wort entgegnete er den heißesten Ausdrücken, den zärtlich schmeichelnden Worten der unglücklichen Caïa.

Dieses schreckliche Schweigen entsetzte die Italienerin. Sie konnten beide nicht mehr an ihren gegenseitigen Gefühlen zweifeln, und dennoch beharrte er in seiner Lautlosigkeit. Sollte

Digitized by Google

ſeine Zunge durch die ausdauernde Ruhe gelähmt und ihre Löſung unmöglich ſein? wurde er, während er den Stummen ſpielte, in der That ſtumm? So muß es ſein, ſonſt würde er ſein Schweigen gebrochen haben, weiß er doch, daß die Geliebte das Schafot erwartet. — Sie mußten ſich trennen. In dieſem ſchrecklichen Momente vergoß Caïa nicht eine Thräne, erhob nicht eine Klage und gab keinen Laut von ſich. Sie ſtreckte ihre Arme ſtill dem Geliebten entgegen, und der letzte Kuß, von dem ſie endlich doch das Leben erwartete, dieſer Kuß war ſtumm, ſtumm — wie der Tod.

Schon war das Blutgerüſt aufgeſtellt, eine ungeheuere Volksmaſſe fand ſich auf dem Richtplatze ein; Caïa ſollte das erſte Opfer ſein. Schattenbleich ſchritt ſie langſam mitten eines feierlichen Zuges, wankend beſtieg ſie das Schafot, das Beil ſchwebte ob ihrem Haupte.

„Haltet ein!“ ſchrie mit donnernder Stimme, zum Erſtaunen der Verſammlung, ein Ritter an der Seite des Königs, „haltet ein! ich habe die Sprache wieder gefunden!“

Caïa hört und erkennt die Stimme des Geliebten, ſie breitet ihre Arme ihm entgegen und fällt in Ohnmacht. Die Maſſe der Zuſchauer jubelt laut ihren Beifall über die glückliche Löſung dieſes Schauſpiels; ſie drängt ſich um die ſchöne Italienerin, löſet ihr die Bande, richtet ſie auf mit gefühlvoller Theilnahme, und in demſelben Momente ſtürzt ſie aus den Armen des Volkes in die Arme des Geliebten.

„Saint-Pierre!“ ſprach ſie nach gewonnener Beſinnung, „ich bekenne mich als ſchuldig, ich habe Dich einer harten Probe unterzogen, und die Rache, zu der Dich meine wahnſinnige Laune reizte, vielleicht verdient; aber dennoch möge dein Herz entſcheiden, ob ſie nicht grauſamer als mein Vergehen war.“

„Danke dem Himmel für die Schwäche meines Herzens,“ entgegnete Saint-Pierre, einen Seufzer unterdrückend, „vielleicht hätte ein Anderer das Strafbeil fallen laſſen. Die Probe, zu der Du mich verdammteſt, iſt eine von jenen empfindlichen Kränkungen, die nur die Liebe allein vergeben kann.“

Die Liebe verzieh — Caïa ward die Gattin Saint-Pierre's, und ihre Vermählung mit den glänzendſten Feſten gefeiert, worunter ein Turnier, welches der König durch ſeine Gegenwart verherrlichte.

Die beiden Äskulape, die ihren Tod am Blutgerüſte erwarteten, wurden im erſten Augenblicke vergeſſen; erſt ſpäter ward ihnen die Freiheit verkündet, und beide ſprachen die verheißene Belohnung an.

„Ward dem Stummen nicht die Sprache wieder gegeben? und durch wen? nur durch die unfehlbaren Mittel,“ behaupteten ſie, „die etwas ſpäter gewirkt und der Heilkunſt am Ende doch durch uns den Triumph bereitet haben.“

Mehemet Ali und Ibrahim Paſcha.

Mohamed Ali oder Mehemet Ali, Vicekönig von Egypten und Sohn des Aga Ibrahim, wurde zu Kavala in Rumelien 1769 geboren. Ein ungemeiner Scharfblick, ungewöhnliche Gewandheit in allen körperlichen Übungen und ein brennender Ehrgeiz bezeichneten ſchon ſeine früheſte Jugend. Der türkiſche Statthalter in Kavala ließ ihn, den armen verwaiſten Knaben, unterrichten, doch lernte er erſt als Paſcha Leſen und Schreiben. Später bekam er von ihm eine Stelle und eine reiche Frau. Das erſte Geſchäft, das er unternahm, war der Tabakhandel, wie denn überhaupt ihn immer Handelsun-

Digitized by Google

ternehmungen beschäftigten, bis er im Jahre 1800 zum Bimbaschi (Befehlshaber) des Kontingents gegen die Franzosen in Egypten ernannt wurde. Der Kapudan Pascha, Zeuge seiner Tapferkeit in dem Gefechte bei Ramanieh gegen den General Lagrange, gab ihm einen höhern Befehlshaberrang. Dadurch gründete er, nachdem Egypten von den Franzosen verlassen war, in dem langen Kampfe der Paschas mit den Mameluken seinen militärischen Ruf, doch wurde der Statthalter Khurschid Pascha bald auf den ehrgeizigen Mehemet Ali aufmerksam, und verschaffte ihm, um ihn aus Egypten zu entfernen, die Ernennung zum Pascha von Salonichi. Mehemet's Einfluß war jedoch schon so groß, daß die Einwohner von Kairo für ihn die Waffen ergriffen, und die Ulemas und Scheicks durch Abgeordnete dem Divan in Konstantinopel vorstellen ließen: Mehemet sei allein im Stande, die Ruhe und Ordnung in Egypten, das Khurschid Pascha räuberisch aussaugte, wieder herzustellen. Zugleich trugen sie ihm die Statthalterwürde von Egypten an, doch der kluge Mehemet lehnte die bloße Würde ab, während er insgeheim an seiner Ernennung von Divan arbeitete.

Endlich ernannte ihn die Pforte am 1. April 1806 zum Statthalter von Egypten und erhob ihn zum Pascha von drei Roßschweifen. Durch die Treue seiner Albanesen und durch den Einfluß Frankreichs erhielt er sich auf diesem Posten, als die Pforte, durch England gewonnen, den Mameluken Elfi-Bey zum Statthalter von Egypten erwählt hatte.

In kurzer Zeit disziplinirte er die zuchtlosen Truppen, brachte das verwilderte Land in Ordnung, zwang die Engländer, welche im März 1807 Alexandrien besetzt hatten, Egypten im September zu verlassen, brachte hierauf die Mameluken-Beis zur Unterwerfung und ließ sie im März 1811, bei einer feierlichen Veranlassung, alle, mit Ausnahme der französischen Mameluken, treulos ermorden, indem er sie geheimer Verschwörungen beschuldigte. Von dieser Zeit an herrschte Ruhe in Egypten.

Ruhmvoll war der Feldzug gegen die Wahabis im Jahre 1816 unter des Vicekönigs zweitem Sohne Ibrahim Pascha, er entriß den Sektirern Mekka und Medina und eroberte ihre Hauptstadt Derejeh nach drei monatlicher Belagerung. Der Zug nach Nubien und Sennaar im Jahre 1820 und 1821 endigte mit der Ermordung des jüngsten Sohnes des Vicekönigs in Sennaar, und das Heer nahm an den Einwohnern die blutigste Rache. Außer Nubien zwang er noch Khordofan zur Unterwerfung. Zu gleicher Zeit widmete Mehemet der innern Verwaltung viel Aufmerksamkeit. Armee und Flotte, Festungen und Militär-Verwaltungs-Regeln wurden auf europäischen Fuß eingerichtet, Telegraphen und Congreve'sche Raketen verfertiget, die Ulemas wurden in besoldete Beamte umstaltet, der Ackerbau verbessert, Gewerbe und Handel blüheten auf, Europäer fanden Schutz und Belohnung, gelehrte Reisende wurden unterstützt, Ismael Gibraltar und Andere nach Europa gesandt, um Verbindungen anzuknüpfen, der Mahmudiekanal gebaut, um Alexandrien mit Kairo zu verbinden, Zucker- und Salpetersiedereien und Stückgießereien angelegt, Quarantaine-Anstalten errichtet, Schulen angelegt u. s. w. Britten, Franzosen und noch mehrere Nationen suchten Mehemet's Freundschaft.

Die Pforte, den Übermächtigen fürchtend, machte ihn 1824 zum Oberbefehlshaber gegen die Griechen. Mehemet schickte seinen Sohn Ibrahim Pascha, mit einem Landungsheere von 16,000 Mann, mit einer Flotte unter Ismael Gibraltar, um Morea zu erobern und eine Negerkolonie daselbst zu gründen. Dieser wurde zwar in mehreren Seetreffen zugleich mit der Flotte des Kapudan Pascha, im September 1824 von dem griechischen Admiral Miaulis und dem Branderführer Kanaris geschlagen, allein im Feber 1825 gelang es doch einer zweiten egyptischen Expedition bei Modon zu landen, und Navarin, Tripolizza und andere Orte zu erobern. Seitdem verheerte Ibrahim einen großen Theil Morea's, und sandte die Einwohner als Sklaven nach Egypten, bis im Oktober 1827 eine dritte Expedition des Vicekönigs in dem Hafen von Navarin von dem englischen Admiral Codrington und dem französischen, de Rigny, dem Pazifikations-Vertrage vom 6. Juli 1827 gemäß, blokirt, und der Vicekönig von den verbündeten Mächten aufgefordert wurde, von jeder Feindseligkeit gegen die Griechen abzulassen. Als Ibrahim das nicht that, wurde die egyptisch türkische Flotte im Hafen von Navarin vernichtet, und Ibrahim genöthigt, Morea zu verlassen. Nach dem Frieden von Adrianopel veranlaßte die Schwäche der Pforte den Vicekönig, seinen Plan der Unabhängigkeit durch die Eroberung Syriens auszuführen. Obgleich im Jahre 1831 geächtet, brachte er die Völker doch auf seine Seite, und nach dem Fall von Acre am 27. Mai 1832, drang sein Sohn Ibrahim Pascha in Natolien ein. Der Sieg bei Konieh entschied den Kampf. Die Pforte war verloren, hätte nicht Rußland dem Sultan ein Hilfsheer gesandt, und zugleich mit England Frankreich und Österreich den Frieden vermittelt.

Durch den sogenannten Amnestie-Ferman von 6. Mai 1833 wurde seine Acht aufgehoben, und Mehemet in den Statthalterschaften von Egypten, Abyssinien und Kreta bestätigt. Zugleich erhielt er Syrien und sein Sohn Ibrahim Pascha die Pachtung von Adana. Nachträglich unterwarf sich Mehemet die Küstenstädte Arabiens und Yemen.

Seitdem herrscht Mehemet Ali despotisch, und ist unumschränkter Herr des Bodens und aller Erzeugnisse desselben; mit den Produkten Egyptens und selbst mit den über Egypten gehenden, ostindischen Waaren treibt er das Monopol, an welchem nur wenige, von ihm bezeichnete Handlungshäuser Theil nehmen dürfen. Übrigens beschützt er in Egypten die Griechen und Franken, läßt junge Türken in Paris sich ausbilden und Christen besitzen sein Vertrauen; allein, Nichts verbürgt seinen Entwürfen einen dauernden Fortbestand.

Digitized by Google

Lebens-Maschinerien.

humoristisches Scherzo von —rer,

in dem Concerte für das prager israelitische Hospital am 26. Feber 1844,

vorgelesen von Madame **Binder**, Mitglied des ständ. Theaters in Prag.

Das letzte Erdbeben in Ragusa und eine humoristische Vorlesung in Prag, haben manches Ähnliche mit einander. Beide bemerkt man just an einem Orte, wo sie früher gar nicht, oder höchst selten statt gefunden haben. Bei beiden weiß Niemand, wozu sie eigentlich gut sind; beide, wenn auch noch so kurz, dauern Jedem zu lange, und bei beiden hält man es für das Klügste, sich sobald als möglich aus dem Hause zu entfernen. — Eine Hauptähnlichkeit wird sich noch immer ergeben, es wird bei beiden kein besonderer wenigstens kein neuer Einfall vorkommen. —

Mehr als irgendwo bestätigt sich auch hier der Satz: Es gibt nichts Neues unter der Sonne. Alles wiederholt sich nur im Leben, ewig jung ist nur die Fantasie. — Hier wird Mancher gewiß im Stillen bemerken, daß, diesem nach, die Frauen sich selbst für eine bloße Fantasie halten müssen, denn sie wollen ja auch ewig jung sein. Es ist in der That ein eigenes Verhältniß mit uns Frauen. Wir haben keine Übergänge, wir prangen heute in voller Blüthe, und morgen nennt man uns verwelkt. Wir sind wie die Gegenden am Nordpol, wir haben keine mittleren Jahreszeiten, keine Morgen- und Abenddämmerung; entweder immer Tag oder immer Nacht. Und gerade in der Jugend liegt unsere vorzüglichste Geltung. Auch die schönsten Mädchen sind wie der Hopfen, sie fallen augenblicklich im Werthe, sobald ein neuer Nachwachs kömmt. — Wie glücklich sind dagegen die Männer! wenn ein Mann das Solstitium der vierzig passirt hat, so sagt man von ihm, er sei in den besten Jahren. Man versteht darunter wahrscheinlich jene Jahre, in denen er nicht mehr liebt, sondern im Gegentheile heirathet. — Frauen von vierzig, du lieber Himmel! die stehen schon längst im Zeichen des Krebses. Bei Frauen bedient man sich gar nicht des Ausdrucks: Sie seien in besten Jahren. Entweder lassen uns die Männer überhaupt gar keine guten Jahre, oder sind bei uns alle Jahre gleich gut. Ich möchte mich der letztern Ansicht anschließen, denn wir gerathen wirklich in allen Jahren vortrefflich, ich höre nirgend über Mißwachs und Mangel an Frauen oder Mädchen klagen, es ist Gottlob zu jeder Zeit und überall großer Überfluß vorhanden, und nur mit der Qualität ist man nicht immer ganz zufrieden. — Bei einer ältern Frau gebraucht man zuweilen die Phrase: sie sei nicht mehr in der ersten Jugend; wohl ein kleiner Wink, daß die weibliche Chronologie mehrere Jugenden hinter einander annimmt. Wirklich feiern auch die meisten Frauen nach dem Sonntage ihrer Schönheit noch einen blauen Montag des Interessants-seins. — Ohne Partheilichkeit glaube ich, man kann das den Frauen verzeihen, wenn sie sich nur den Lebenskalender genau gegenwärtig halten, und wissen, wenn es mit dem eigentlichen Sonntage vorüber ist.

Die weibliche Physiognomie ist eine Urkunde, der man nicht zu viel trauen darf, die Schalkhaftigkeit, die Sanftmuth, die sich manchmal darin ausspricht, ist gar oft ein Falsum; aber in Einem Stücke ist sie es gewöhnlich nicht — die Jahreszahl gibt sie richtig an; es wäre denn, daß Kummer und Leiden die Urkunde antidatirt hätten. Es ist gerade nicht nöthig, daß ein Frauenzimmer jede abgelaufene Stunde an der Uhr der Zeit zur Kenntniß aller Welt laut repetiren lasse; aber den Zeiger gewaltsam zurückrücken wollen, — das nützt nichts. Die Männer verstehen sich zu gut auf die Uhr.

Die Männer haben die Uhr im Kopfe, wir Frauen haben sie im Herzen. Der Kopf der Männer hält sich an die Gegenwart, das Herz der Frauen schlägt für eine schönere Vergangenheit, deshalb gehen unsere Uhren so ungleich.

Doch über diese Digression vergaß ich ganz auf mein Erdbeben. —

Wie gesagt, wenn schon ein seltenes Natur-Phänomen, wie ein Erdbeben, keinen neuen Einfall mehr zu Stande bringt, so kann man gewiß noch weniger von einer armen Vorleserin, die in ihrem Leben nie ein Phänomen war, verlangen, daß sie Neues zu Tage befördere.

Meine verehrten Zuhörer! Es ist überhaupt eine mißliche Sache mit dem Vorlesen, besonders in meinem Falle, wo ich nur das Sprachrohr bin und ein anderer Geist in und aus mir redet. Ein anderer Geist, sage ich, als ob ich schon mit Bestimmtheit wüßte, daß in dieser Vorlesung überhaupt vom Geiste die Rede sein kann. Man wird dieser Vorlesung wahrscheinlich verschiedene zweideutige Komplimente machen, man wird den Zusammenhang loben, und sagen, die Gedanken seien durchgegangen, und ihr im Ganzen nachrühmen, Ein Witz hat den andern gejagt, so daß zuletzt gar keiner übrig geblieben.

Um mich selbst zu beruhigen, wiederholte ich mir den Trost, ich sei am Ende doch nur die Maschine. Als im Monologe meiner Bedenklichkeiten der Soufleur „Muth" mir das Wort „Maschine" anschlug, erinnerte ich mich einer geistreichen Invention der neuern Zeit. Ein Herr Faber hat unlängst einen Sprach-Apparat erfunden, in welchem er die menschlichen Redewerkzeuge so nachbildete, daß der Apparat mit ziemlicher Fertigkeit spricht. Herr Faber hätte vielleicht besser gethan, insbesondere den Sprachorganismus der Frauen als Modell zu

Digitized by Google

benützen. Die Maschine hätte dann gewiß noch weit fertiger gesprochen.

Um wieder auf die Faber'sche Maschine zu kommen, möchte ich wissen, ob es nicht möglich wäre, die Maschine nach einer Vervollkommnung dergestalt zu konstruiren, daß sie erst durch ein Uhrwerk gehörig aufgezogen würde, und dann eine humoristische Vorlesung hielte. Durch diese Zeitfolge unterschiede sie sich allerdings von einer lebenden Vorleserin; denn diese hält erst die Vorlesung und wird dann aufgezogen.

Das ursprüngliche Princip, aus dem man alle Maschinen-Theorie ableitet, die Theilung der Arbeit, läßt sich bei einer Vorlesung, wie ich sie hier halte, ebenfalls siegreich durchführen. Der Eine schreibt sie, der Andere spricht sie, und das Publikum hört sie, nur ist es zu bedauern, daß gerade dem Letztern der schwierigste Theil der Arbeit zugefallen ist.

Die Maschinen haben die Aufgabe, Menschenhände entbehrlich zu machen, darum wird man sie endlich für jede Arbeit, nur nicht — merken Sie sich das gefälligst, meine verehrten Zuhörer! — nur nicht für das Applaudiren entbehren, denn da sind Menschenhände viel billiger, viel schneller, und es wäre am Ende doch einem Künstler unangenehm, den Tag nach einer Vorstellung in einem Journale zu lesen, mit wie viel Pferdekraft er gestern applaudirt worden sei.

Daß man übrigens den erwähnten Faber'schen Apparat auch auf dem Theater benützen könnte, daran habe ich nicht einen Augenblick gezweifelt. Man hat dort so viele Menschen wie Maschinen agiren sehen, warum sollte nicht auch einmal eine Maschine wie ein Mensch agiren können. Es kömmt mir sogar vor, als theilten bereits viele Bühnen meine Ansicht; denn die Maschinerie ist an vielen Orten schon zur Hauptsache geworden, und fast bei jedem Theater hört man von den verschiedenartigsten Machinationen.

Solche Maschinen, die den dramatischen Künstler ganz entbehrlich machten, wären ein unberechenbarer Vortheil. Man würde alle unangenehmen Reibungen weit leichter vermeiden, als bei menschlichen Künstlern, das Zusammenwirken wäre wahrscheinlich höchst präcis! Ferner wird eine Maschine niemals kontraktbrüchig durchgehen, eine Maschine wird nie eine Rolle zurückschicken, und eine Maschine wird niemals plötzlich heiser werden, noch weniger wird sie sich jemals gar krank stellen, denn mit einer Maschine macht man keine Umstände, sie kann jeden Augenblick untersucht werden.

Es ist vielleicht hier der geeignete Ort, einer Brochüre zu erwähnen, die jüngst unter einem äußerst lockenden Titel erschienen ist. Sie heißt: „die Kunst krank zu sein." Einestheils scheint es, man sollte von dieser Kunst abrathen, denn man bringt manchmal nicht das Leben dabei heraus; anderntheils aber, da Kranke in der Regel nicht essen dürfen, so könnte diese Kunst von allen die einzige sein, die nicht nach Brod geht.

Es verhält sich mit dieser Kunst, wie es sich jetzt mit allen andern Künsten verhält. Die Kinder leisten das Ungeheuerste darin, und mancher Familienvater hat hier vielleicht fünf kleine Milanollo's dieser Kunst zu Hause, die mit einander ein großes Scharlach-Capriccio vertragen.

Bei uns Frauen ist krank zu sein schon längst eine Kunst. Wir conzertiren darin in den Entre-Akts, wenn nach dem kurzen Schäferspiel der Flitterwochen zum ersten Male der Vorhang gefallen ist.

Diese Kunst ist bei uns ein Grundpfeiler der ehelichen Diplomatie, der Machiavelismus der häuslichen Regierungskunst. Wir haben unsere Migränen und Krämpfe in ein wissenschaftliches System gebracht, und unsere furchtbarste Macht ist die Ohnmacht.

Der Kunst, krank zu sein, als Feindin gegenüber, steht die Heilkunst; als Feindin leider! aber keineswegs als Siegerin. Ein großer Arzt hat einmal behauptet, die menschliche Maschine wäre darauf eingerichtet, sich selbst zu repariren. Wenn das wahr ist, so haben die Menschen schon viel Geld auf Reparaturkosten umsonst hinausgeworfen, und was das Schlimmste bei der Sache ist, das Werk stockt dennoch jeden Augenblick, besonders wenn es alt wird.

Als die Maschinen zuerst empor kamen, eiferten aller Orten die Unbemittelten laut dagegen. Diese Antipathie hat sich bis auf den heutigen Tag und auch rücksichtlich der menschlichen Maschinen erhalten, denn ihr steter Feind, dem es schnell und sicher gelingt, sie zu zerstören, ist zu allen Zeiten — die Armuth.

Die Armuth ist ein Erbleiden der gesammten Menschheit. Armuth ist eine chronische Krankheit, und man behandelt sie gewöhnlich homöopatisch. Man wechselt nicht häufig mit den Mitteln, gibt ihr ganz kleine Dosen Geld in unendlicher Verdünnung und überläßt das Meiste der Heilkraft der Natur.

Kant, in seinem Werkchen „Macht des Gemüths" meint, man könne sich vor sehr vielen Krankheiten durch festen Willen schützen. Das wird wohl bei dieser Krankheit nicht angehen. Arm und reich sein, hängt nicht vom Gemüthe des Menschen ab, es liegt nicht in seiner Gewalt, sondern in seinem Vermögen. Unter hundert Armen sind vielleicht wirklich neunzig an ihrer Armuth selbst Schuld; unter hundert Reichen sind gewiß neunzig an ihrem Reichthume unschuldig.

Allerdings gibt es Menschen, deren ganzes Denken dahin geht, sich Reichthum zu verschaffen, und die durch unermüdete Ausdauer endlich ihr Ziel erreichen. Sie lassen sich nie vom Gefühle hinreißen, sie fragen bei Allem nach dem Nutzen. Man nennt solche Menschen im gemeinen Leben Rechenmaschinen. Diese bringen es oft von Nichts zu etwas. Diese Rechenmaschinen fangen mit einem kleinen Kapitale an, mit den fünf Spezies, und gelangen bald zur höhern Analysis der Millionen. Sie sind feste Rechner, sie berechnen Alles, sie rechnen immerfort, und der Calcul geht richtig aus. Wenn sie mit dem Leben fertig geworden sind, ist kein Rest geblieben, und nur ihre Lebensfreude, ihre Ruhe, ihre Zufriedenheit gehen zuweilen in die Brüche.

In diese Klasse gehören auch gewisse Virtuosen, die mit ihrem Instrumente speculiren. Sie sind nicht eigentlich Künstler, sondern gleichen vielmehr den vielbewunderten Automaten von Kaufmann, oder richtiger gesagt, sie sind Kaufmann'sche Automaten.

Digitized by Google

Ich ergreife jetzt mit Vergnügen die Gelegenheit, über Geld zu sprechen. Der Stoff ist, wie ich mir schmeichle, allgemein beliebt, und es freut mich, daß ich endlich einmal zu Gelde gekommen bin. Ich werde mich jedoch nicht lange dabei aufhalten, aus einer sehr erklärlichen Repressalie, weil das Geld sich niemals lang bei mir aufgehalten hat.

Geld, meine verehrten Zuhörer! ist die Hauptmaschine im ganzen menschlichen Leben. Die Verrichtungen dieser Hauptmaschine speziell anzugeben ist unmöglich, sie leistet das Verschiedenartigste, Geld kann Alles. Man kann auch gar nicht sagen, wozu die Maschine „Geld" diene; sie dient gar nicht, sondern sie herrscht. Geld regiert die Welt, und zwar in einer absoluten Regierungs-Form, denn es erkennt keine andere Gewalt neben sich. Sein einziger Minister ist das Glück, dem es das Portefeuille aller Angelegenheiten anvertraut hat, und der dann seine Gnaden blind vertheilt. Geld ist wie ein tugendhaftes Frauenzimmer, man lernt es erst recht achten und lieben, je näher man es kennen lernt, und in ein je näheres Verhältniß man mit ihm tritt. Je länger man mit ihm verbunden war, desto schwerer wird einem die Trennung. Man sagt dem Gelde viel Böses nach, natürlich, wann hat man es je bei dem Mächtigen an Verläumdung fehlen lassen? Das Geld soll den Menschen zu manchen Übeln verleiten? Das ist nicht wahr; denn im Gegentheile, das Nicht-Geld verleitet den Menschen zu vielen Übeln, nicht das Geld. Das Geld soll Jene, die es besitzen, stolz machen? Welch ein Einfall! Stolz ist die Überschätzung seiner persönlichen Vollkommenheit. Der Reiche bildet sich auf seine persönliche Vollkommenheit gar nichts ein, er bildet sich nur auf sein Geld etwas ein. Das ist im Grunde bescheiden, und es ist auch praktisch, denn nicht „Sein," sondern „Haben" ist das eigentliche Hilfszeitwort in der Sprachlehre der Lebensklugheit.

Auch haben viele die falsche Ansicht, Reichthum und Tugend für natürliche Feinde zu halten; das ist Übertreibung. Der Reichthum und die Tugend kommen mir höchstens vor, wie ein Paar, das sich einmal heirathen sollte, und bei denen das Verhältniß sich gelöst hat. Sie suchen sich gerade nicht, aber wenn sie sich zufällig in einem Hause zusammentreffen, so haben Beide Lebensart genug, ein Weilchen mit einander auszuhalten, bis sich eine anständige Gelegenheit ergibt, wo sich entweder der Reichthum empfiehlt, oder die Tugend mit einem französischen Komplimente davon schleicht.

Auch von Seiten der Intelligenz muß man dem Gelde das Wort reden. Geld und Vernunft sind so ziemlich Eins, und zum Beweise dessen nennt man die eigentliche Geldheirath, Vernunft-Heirath.

Empfindsame Seelen meinen, Geld ohne Liebe macht eine Ehe noch nicht glücklich; Sie mögen recht haben, aber Liebe ohne Geld macht sie gewiß noch weit weniger glücklich.

Verheirathete Frauen sind wie Soldaten im Felde: sobald Löhnung und Montur nicht in der Ordnung sind, kann man sich auf ihren Gehorsam nicht verlassen, und selbst die Treue pflegt in solchen Fällen zu wanken.

Nichts desto weniger ist doch auch die Liebe eine der einflußreichsten Maschinen in der Werkstätte des Daseins, sie ist der Dampfapparat der menschlichen Empfindungen, sie wirkt nur kurze Zeit, aber diese mit ungeheurer Kraft, und mit der Schnelligkeit des Blitzes. Die Liebe scheint eine Spinnmaschine zu sein, denn man sieht meistens junge Mädchen dabei beschäftigt, und es ist kaum zu glauben, wie viel Triebfedern oft schon ein schwaches vierzehnjähriges Mädchen ganz allein in Bewegung setzt. Im Unterhause ist vor einiger Zeit eine Motion gemacht worden, um die allzufrühe Beschäftigung der Jugend bei den Maschinen zu verhindern, ich weiß mich nicht mehr zu erinnern, welchen Erfolg diese Motion im englischen Parlamente hatte, aber so viel weiß ich, was die Maschine Liebe betrifft, ist diese Bill in den Kammern des menschlichen Herzens verworfen worden, und vielleicht nicht ganz mit Unrecht.

Die Liebe gleicht den Masern. Jeder Mensch wird einmal davon befallen, alle Vorsicht ist unnütz, alles Präserviren vergebens. Wer sie in früheren Jahren bekommt, übersteht sie gewöhnlich leicht, im späteren Alter wird die Sache bedenklicher. Die Liebe ist die Prima Donna der menschlichen Leidenschaften, und eine Prima Donna im modernsten Styl. Sie ist selten in einem Herzen bleibend engagirt, lebenslänglich schon gar nicht. Sie ist stets auf Reisen, und debutirt jeden Augenblick in einer andern Menschenbrust.

Bei ihrem ersten Auftreten wird sie mit Jubel begrüßt, mit Gedichten gefeiert; wenn sie fortzieht, werden ihr Thränen der Sehnsucht nachgeweint. Ist sie aber einige Zeit fort, dann lacht man sich selbst über seinen frühern Enthusiasmus aus, und wenn sie wiederkehrt, läßt man sie kaum zum Auftreten kommen, und wenn sie auftritt, — die Prima Donna macht nichts mehr, sie geht spurlos vorüber.

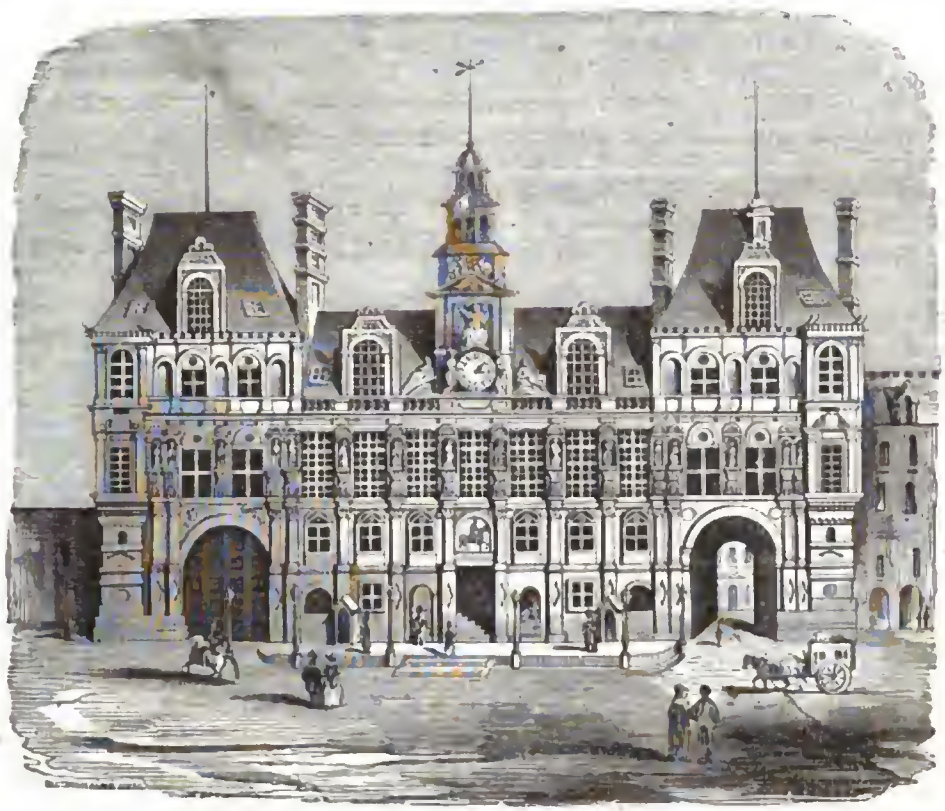
Es gibt noch viele Lebensmaschinen, deren innere Struktur zu betrachten sich vielleicht der Mühe lohnte; allein wenn ich noch lange spreche, so wird meine Vorlesung selbst maschinös, und sie halten am Ende mich für das endlich erfundene perpetuum mobile einer Sprechmaschine. Drum nur noch ein kleines Wort der Verständigung. Meine verehrten Zuhörer! Ein Hauptgrund der Wirksamkeit bei den Maschinen liegt in dem Hebel, und auch bei den menschlichen Handlungen nimmt man stets auf die verschiedenen Hebel derselben Rücksicht. Die Veranlassung des heutigen Concertes ist Ihnen bekannt. Es handelt sich darum, das Gedeihen einer in ihrem Wirken so segensreichen, der allgemeinsten Theilnahme so würdigen Anstalt nach Möglichkeit zu fördern. Das war der Hebel, der auch mir Muth gab, mich hier zu versuchen. Der Hebel ist nicht ein- nicht zweiarmig, ach! er hat gar viele Arme; denn alle, die in diesem Jahre bei diesem Institute Obdach, Linderung, Hilfe suchen und finden, alle diese Arme gehören zu meinem Hebel. Ja, das war der Hebel, der mich bewog, eine Last über mich zu nehmen, die zwar, weil ich sie so gerne übernahm, eigentlich keine Last war, aber die vielleicht doch meine Kräfte überstieg, und der einzige Stützpunkt, auf den ich vertraute, war und blieb Ihre freundliche Nachsicht.

Wenn Ihnen übrigens diese Vorlesung nicht entsprechen,

Digitized by Google

so denken Sie wieder an den Zweck, es ist eine fromme Anstalt, ein Spital. Das Spital soll ja Sie nicht unterhalten. Sie, meine Verehrten! müssen das Spital unterhalten.

Schon Einem Kranken verzeiht man viel, um wie viel mehr einem ganzen Spital. Darum gehen Sie nicht allzustrenge ins Gericht, und lassen Sie das Institut und alle, die zu seinem Gedeihen wirken, Ihrer ferneren Huld empfohlen sein.



Das Stadthaus von Paris.

Die Geschichte des Stadthauses von Paris geht bis zu den Zeiten der Römer hinauf. Unter den Römern war zu Paris eine reiche und mächtige Gesellschaft von Schiffern, welche den Transport der Waaren zu Wasser von der obern nach der niedern Seine besorgten. Diese Gesellschaft hielt sich auch unter fränkischen Königen, und erhielt unter ihnen den deutschen Namen der Hansa. Zu der Pariser Hansa kamen noch die zahlreichen Handwerksgenossenschaften, die nach und nach mit dem Wachsen der Pariser Bevölkerung entstanden. Alle diese Korporationen zusammen, machten die Stadtgenossenschaft, welche frühzeitig große Privilegien erlangte, z. B. das Recht, den Kaufvogt (Maire), vier Schultheiße und die vier und zwanzig Räthe zu ernennen, welche die Stadt verwalteten, überwachten und vertheidigten.

Im dreizehnten Jahrhunderte nahm die Stadtgenossenschaft zu ihrem Wappen ein silbernes Schiff auf rothem Felde mit blauer Flagge, welches mit Lilien geschmückt war, und kaufte im Jahre 1357 ein großes Haus auf dem Grève-Platze zu ihren Berathungen.

Das sechszehnte Jahrhundert, welches den halb griechischen halb italienischen Styl der Renaissance der gothischen Bauart unterschob, verwandelte auch das Ansehen des Stadthauses von Paris.

Die Erwerbung verschiedener benachbarter Häuser machte es möglich, das Stadthaus zu vergrößern. Das alte Haus wurde niedergerissen, und unter Franz I. am 15. Juli 1533 der Grundstein zu dem neuen Rathhause gelegt, das unsere Abbildung zeigt, und welches vor einigen Jahren von außen neu restaurirt, von innen herrlich ausgeschmückt und möblirt worden ist.

Digitized by Google

Licht- und Schattenseiten des Lebens.

Abenteuer in Spanien. Ein Madrider Correspondent des Debats hatte in einer diesem Blatte gemachten Mittheilung die Justiz-Verwaltung und Räuberorganisation auf der Halbinsel mit düsteren Farben geschildert, dachte aber dabei wohl nicht, daß er bald in den Fall kommen werde, an sich selbst zu erfahren, wie es damit stehe, und dabei die Bekanntschaft zu machen mit dem Ladrones (Räuber von Alkastilien), die eine Art rechter Mitte bilden zwischen den Strauchrittern von Andalusien, die für die wohlgezogensten und artigsten (Cavalleros), und denen in der Mancha, die nach der Erfahrung als die wildesten und grausamsten gelten. Wir lassen den Corresp. seine Geschicke selbst erzählen: „Seit Einrichtung des neuen Postdienstes zwischen Madrid und Bajonne ist die Post schon einige Male, ganz in der Nähe der Hauptstadt, von Räubern angefallen worden. Die Regierung mußte sich darum entschließen, den Eilwagen durch Kavallerie-Abtheilungen bis Burgos geleiten zu lassen. Zwischen Aranda und Burgos sind überdies einige Reiterposten aufgestellt, aber alle diese Vorkehrungen ergeben sich als unzureichend; die große Verbindungsstraße zwischen Spanien und Frankreich ist und bleibt unsicher. Zwei Leguas von Aranda wurde die Mallepost, mit welcher ich die Reise machte, um acht Uhr Abends von Räubern angehalten. Zwei derselben warfen sich auf den vordern Postillon, und hießen ihn absteigen. Vier andere, wovon einer beritten war, näherten sich auf beiden Seiten dem Wagen, dem Kutscher und dem Kondukteur zurufend, sie sollten aussteigen. Wir waren zu Zwei im Coupe des Wagens. Wir wollten aussteigen, wurden aber von den Räubern daran gehindert. Uebrigens war keiner von uns bewaffnet, und es wäre jeder Widerstand vergebens und gefährlich gewesen; hätte sich auch Einer von uns wehren wollen, die übrigen würden ihn davon abgehalten haben, denn alsdann wären wir alle niedergemetzelt worden.

Nachdem die Räuber dem Kondukteur und den zwei Postillons die Hände auf den Rücken gebunden hatten, nahmen sie die Pferde und Maulthiere bei den Zügeln, und führten den Wagen über das Feld, etwa 500 Schritte weit von der Landstraße weg. Nun erst mußten die Passagiere sammt dem Postkurier aussteigen; es wurden uns Allen die Hände auf den Rücken gebunden. Der Räuber zu Pferd war inzwischen auch abgestiegen: es war der Hauptmann der Bande. Im schlechten Kastilianisch schrie er uns an: „Sagt, wo habt ihr euer Geld? sonst fällt ihr als Opfer!" Wir antworteten mehr oder weniger offenherzig, worauf er ein Verhör mit uns anstellte, wie es der erfahrenste Polizeikommissär nicht besser zu thun vermocht hätte. „Wer seid ihr? Woher kommt ihr?" Hätte das Unglück gewollt, daß wir aus einem Orte der Heimath der Räuber gewesen wären, so waren wir verloren; wirklich wurde vor einigen Monaten jemand, der einen ihn anfallenden Räuber erkannte, mitleidlos ums Leben gebracht. Sie fragten uns auch, ob wir Engländer oder Amerikaner wären; in diesem Falle wären wir ganz ausgezogen worden, denn die Räuber glauben, alle Engländer hätten Geld in den Nähten ihrer Kleider versteckt.

Nach dem Verhör mußten wir uns niederlegen, das Gesicht zum Boden gekehrt, worauf sich die Räuber daran machten, den Eilwagen auszuplündern. Als ich sah, daß sie, um meinen Koffer zu öffnen, das Schloß erbrechen wollten, erbot ich mich, ihn selbst aufzumachen, und ihnen Alles zu geben, was ich an Geld bei mir führe, falls sie mir nur die Hände losbänden. Mein Vorschlag wurde angenommen, und die Räuber führten mich zu dem Koffer hin; was sie an Geld fanden, schien sie nicht zu befriedigen. Nachdem sie es auf die Seite geschafft, ließen sie mich unter den Händen eines jungen Räubers, eines Burschen von etwa zwanzig Jahren, der dann in meinem Koffer weiter nachsuchte. Dieser Anfänger im Diebsgeschäfte, obschon er bei jedem Worte mit groben Flüchen um sich warf, schien mir doch kein übler Mensch; man merkte es ihm an, daß er noch Neuling, und vielleicht zum ersten Mal bei einer solchen Expedition war; auch trug er weder Feuergewehr noch Säbel, sondern hatte nur ein langes katalonisches Messer im Gürtel. Alles was er in meinem Koffer vorfand, es mochte noch so unbedeutend sein, erregte seine Bewunderung. Mit naiver Neugierde fragte er, wozu ich dies oder jenes brauchte. „Ihr seid ein Geistlicher" bemerkte er, als ihm einige Rosenkränze in die Hand fielen, die ich zu Madrid in der Messe gekauft hatte. Auf meine verneinende Antwort betrachtete er die Rosenkränze noch genauer, führte sie zum Munde, küßte sie, versuchte aber doch, die silbernen Kreuze, die daran hingen, loszureißen, wobei die Schnur zerriß, so daß die einzelnen Kügelchen auseinander rollten; fluchend und schwörend hob er sie vom Boden auf, die Kreuze mit inbrünstigen Küssen bedeckend. Ich gedachte schon, mich mit dem jungen Räuber gut zu verstehen, als ein alter plötzlich dazu kam, und mir einen derben Schlag mit dem Flintenkolben versetzte. „Du siehst ihn an, um ihn zu erkennen!" sagte der Alte in erbostem Tone, während er, und ein zweiter mich ergriffen, und von Neuem banden. Ich sagte Ihnen, ich sei fremd in Spanien, worauf sie mich zu den Andern warfen, die eben so, wie ich, gebunden, am Boden lagen. Nachdem die Räuber alles ausgeplündert hatten, traten sie den Rückzug an. Wir blieben noch einige Zeit gebunden am Boden liegen, bis uns der eine Postillon, den die Räuber vor ihrem Abzuge losgebunden hatten, den gleichen Dienst erzeigte. Wir stiegen in den Wagen und setzten die Reise fort. — Eine andere Scene erwartete uns in dem Dorfe Orquillas, eine halbe Stunde von dem Orte unseres Abentheurs.

Der Postkurier und der Kondukteur, um darzuthun, daß sie nicht Schuld seien an dem Aufenthalte in Beförderung des Briefeisens, wendeten sich an die Ortsbehörde, um Ausstellung eines Zeugnisses. Wir verfügten uns alle in die Küche der Venta (des Wirthshauses); eine junge Bäuerin machte Feuer an mit nassem Wurzelwerk, das einen erstickenden Rauch verbreitete, so daß uns die Augen übergingen. Der Alkade kam mit dem Gerichtsschreiber in die Venta, ein Protokoll aufzunehmen; ganz ernsthaft nahm er Platz auf der hölzernen Küchenbank. Er war ein Sechziger, gehüllt in einen alten lumpenhaften Mantel, hemdlos, aber doch stolz den Rest eines durchlöcherten runden Hutes auf dem Kopfe zur Schau tragend. Der Schreiber war ein junger Mann von anständigem Ansehen; er war auch im Bauernkittel, zeichnete sich jedoch vor dem Alkaden aus, durch rothbaumwollene Halsbinde und ganzen Hut.

Mein Reisegefährte, der Rechtsgelehrte, mit des Landes Art und Sitten vertraut, wußte recht gut, daß das ganze quasigerichtliche Verfahren durchaus nutzlos sein würde, er wollte darum die Sache kurz abthun, und verlangte nur eine ganz einfache kurze Aufnahme über den Vorgang, der die Post aufgehalten hatte. Aber so wohlfeil sollten wir nicht abkommen.

Der Gerichtsschreiber nahm ein förmliches Verhör mit uns vor; nach einer Stunde war das in sehr leserlicher Schrift abgefaßte Protokoll fertig. Die Redaktion war korrekt, nett und genau; der gewandteste Untersuchungsrichter in Spanien hätte es nicht besser machen können. Nur über das Signalement der Räuber wurde auffallend flüchtig weggegangen; der Kondukteur erklärte, die Räuber hätten große Hüte aufgehabt, tief in das Gesicht gedrückt, so daß ihre Züge nicht zu unterscheiden gewesen seien. Die Sache verhielt sich nicht so; wir fanden aber für klug, dem Kondukteur nicht zu widersprechen, denn es wollte uns bedünken, als seien einige der Räuber, welche uns ausgeplündert hatten, unter den Bauern, die bei dem Verhöre zugegen waren. Nach geschlossener Verhandlung gab uns der Alkade vier Milizen als Bedeckung mit; auf der nächsten Station gab man dem Eilwagen eine Reiterbedeckung.

Wir hatten nichts mehr zu verlieren, und konnten allen Räubern Spaniens Trotz bieten, reisten aber nun geleitet wie Prinzen, und wurden unterwegs überall von dem Kondukteur frei gehalten, der bis nach Irun auf allen Stationen in den Wirthshäusern für uns gutsagte.

Digitized by Google

Berlin. Das mäckersche Polizeiblatt enthält folgende sehr bemerkenswerthe Geschichte aus dem neuesten Residenzleben: Seit mehreren Monaten wurden hiesige Einwohner nicht gerade in Unruhe versetzt, aber doch sehr lästig brumrußigt, dadurch, daß Kanonenschläge vor den Fenstern, in Höfen und Gärten angebracht und losgebrannt wurden. Der Unfug zeigte sich auf den Straßen, wie denn namentlich dergleichen Explosionen am Opernhause, auf dem Judenhofe, vor der neuen Wache und in andern Stadtgegenden geschahen, auf eine Weise, die von ganz besonderer Frechheit zeugte. Wen dieser Streß gerade betroffen, der erhielt dann noch obendrein, gewöhnlich schon am folgenden Tage, Schreiben von unbekannter Hand, worin in hochtrabendem, schlechtem Style Schmähungen und Drohungen enthalten waren. Fast alle diese Briefe waren unterzeichnet: „die Bombardiere des Judenhofes." So wurde beispielsweise auch in dem heimlichen Gemache eines Hauses eine solche Petarde gelegt, dessen Eigenthümer als ein ängstlicher Mann bekannt war. Zufällig traf es sich, daß derselbe gerade in der Nähe war, als das Sprengstück zündete, und um seinen Schrecken zu vermehren, erhielt er am folgenden Tage einen Brief, worin er benachrichtigt wurde: sein Leben sei in Gefahr, er möge sich in Acht nehmen. Obgleich in den Schmähbriefen, welche die Thäter sogar kalt genug waren, an die Behörde selbst zu richten, verschiedene schwülstige Phrasen vorkamen von Standesunterschieden und Verwaltungsmaßregeln, so überzeugte doch der daraus hervorspringende kindische Unverstand auf den ersten Blick davon, daß die Schreiber der Briefe und die Anstifter dieses Unfugs nichts weiter seien, als thörichte Buben, ohne ein anderes Motiv, als bübischen Muthwillen. Dies hat sich denn auch jetzt, wo ihre Entdeckung den eifrigen und umsichtigen Nachforschungen der Polizeibeamten gelungen ist, als vollkommen richtig bestätigt.

Es sind ihrer Zwei; der eine ist Gärtnerlehrling, der andere Handlungsdiener, beide in dem Alter von zwanzig Jahren.

Man hat ihre Tagebücher und ihre Correspondenzen in Beschlag genommen, welche ganz außerordentlich merkwürdig sind, insofern sie ein Beispiel dazu geben, zu welchen seltsamen Auswüchsen oft eine romantische und abenteuerliche Geistesrichtung in der Jugend führt. Der Handlungsdiener hatte als Freiwilliger bei der Artillerie gedient und war diesen Sommer erst entlassen worden. Nach seinem Tagebuche fand er das Ladendienern — er condicionirte in einer Materialhandlung — erschrecklich langweilig, und es behagte ihm nicht, von früh bis spät ans Geschäft gefesselt zu sein. Voller Sehnsucht nach Freiheit und Veränderung machte er seinem gleichgesinnten Freunde den Vorschlag, Abends nach zehn Uhr sich zusammen zu finden, und nächtliche Spaziergänge und Streifereien zu machen, — ein Vorschlag, den Jener sogleich mit Begierde auffaßte. Das erste Mal, wo sie zusammen kamen, machten sie eine nächtliche Promenade nach dem Plötzensee, ließen Schwärmer aufsteigen, steckten beinahe die Heide in Brand, und amüsirten sich königlich. Seitdem trafen sie sich fast allabendlich am Potsdamer Thore, welches ein für allemal zum Rendezvous bestimmt war, und machten Exkursionen, theils in der Umgegend, theils durch die Stadt selbst, wobei sie Petarden und Feuerwerkskörper aufsteigen ließen, die der Handlungsdiener während seiner Dienstzeit bei der Artillerie zu verfertigen gelernt hatte.

Sie verlebten sich dermaßen in diesen nächtlichen Unfug, den sie dabei betrieben, daß sie Wunder welche Heldenthaten zu verüben glaubten, und in wahrem Enthusiasmus darüber correspondirten. Es kitzelte sie, durch ihre Bubenstreiche Aufsehen zu erregen; selbst auswärtige Zeitungen schrieben davon, während sie selbst im Dunkel des Geheimnisses blieben, und aus diesem Dunkel Schmäh- und Drohbriefe an die Behörde und an Privatpersonen aussandten. Sie wußten, man suche sie, ohne sie finden zu können, und in ihrem romanhaften Gehirne mochten sie sich wohl schon für die gefürchteten Männer der Nacht halten, wie sie solche in den Räuber- und Banditengeschichten Italiens aus den Leihbibliotheken hatten kennen gelernt. Was sagt man z. B. zu Folgendem: Die nächtlichen Ruhestörer hatten auch einmal eine Petarde auf dem Kreuzberge in der Nähe bewohnter Häuser angezündet, und damit viel Allarme zu Wege gebracht, was sie ganz außerordentlich belustigt hatte. Als nach einiger Zeit einer von ihnen den Ort ihrer Heldenthat wieder in Augenschein nahm, fand er noch den Rest der gebrauchten Patrone vor. Was denkt man sich, was er damit thut? Er schneidet zwei Hexen daraus; das eine nimmt er, das andere übergibt er feierlich seinem Kumpane, um sich bei dessen Anblick immer des „famösen Abenteuers" zu erinnern. — In Wahrheit, dieser Unsinn und diese Verschrobenheit ist nicht zu begreifen bei Menschen, die schon zwanzig Jahre zählen, und die Kinderschuhe schon längst abgetreten haben. — Je länger sie übrigens unentdeckt blieben, je zügelloser und verwegener wurden sie. Die Gefahr, der sie sich aussetzten, und immer glücklich entgingen, war ihnen ein Stachel, sie nur noch mehr aufzusuchen. Sie gingen zuletzt so weit, daß sie ihre Schmähbriefe in Person übergaben, und mit tiefer Betrübniß muß man berichten, daß ihr Muthwille und ihre Scandalsucht so wenig Grenzen kannte, daß sie bis zur Brandstiftung ausartete, indem sie Raketen in Kähne und Holzschuppen warfen. Für ihre nächtlichen Streifereien und die damit verbundenen Excesse hatten sie sich förmliche Operationspläne gemacht. Hoffentlich werden sie jetzt im Gefängnisse ihr nichtsnutziges Treiben bereuen. Ihre Entdeckung geschah übrigens durch eine aufgefundene Patronenhülse auf eine ungewöhnlich interessante Weise.

Gif het weiter. Wenigen dürfte es bekannt sein, auf welche kräftige Weise der treffliche Herzog Karl Wilhelm von Braunschweig vor fünfzig bis sechzig Jahren die Kirchenzucht gehandhabt hat. Dort hatten nähmlich die Männer einiger Dörfer die Gewohnheit angenommen, an jedem Sonntage, statt in die Kirche, in die Schenke zu gehen, um sich im Branntwein zu betrinken. Alle Ermahnungen blieben fruchtlos, bis man endlich sich gezwungen sah, an die Landesregierung darüber zu berichten; worauf letztere sofort an die Frevler einen strengen Befehl zur christlichen Begehung der Sonntagsfeier erließ. Der Befehl wirkte mit Ausnahme eines einzigen Dorfes, wo die Säufer sich in ihren weltlichen Freuden nicht stören ließen. Am nächsten Sonntage nach Verkündigung der herzoglichen Verordnung, als die Glocken abermals zum Gotteshause riefen, gingen die Bauern mit lautem Lärm wieder bei dem Pfarrhause vorbei in die Schenke, und trieben ihr wüstes Leben je länger desto schlimmer.

Die Sache kam dem Herzoge zu Ohren, und er entschloß sich sogleich selbst einzuschreiten. An einem Sonntage sahe er incognito nach dem Dorfe. In einen einfachen, grauen, bis an das Kinn zugeknöpften Oberrock gehüllt, trat er in die Schenke, wo ein sehr langer Tisch in der Trinkstube noch die Gäste erwartete. Er hatte kaum eben am Tische Platz genommen, und alsbald füllte sich die Stube mit den Trunkenbolden. Ein großer vierschrötiger Lümmel, welcher in Folge einer vieljährigen Praxis von Branntwein schon ganz hochroth gefärbt war, und der Präsident dieser Saufgesellschaft zu sein schien, näherte sich dem Herzoge, und musterte ihn mit geringschätzenden Blicken; er schien es mit großem Unwillen zu sehen, daß ein Fremder seinen Ehrenplatz eben am Tische eingenommen hatte. Indessen schwieg er doch, ließ sich aber mit lümmelhafter Gebärde zur Rechten des Herzogs auf einen Stuhl nieder. Die Uebrigen setzten sich ebenfalls, und füllten den ganzen Tisch. Nun trat der Wirth herein, und setzte eine ungeheure Kumme (Bowle) voll Branntwein vor den Präsidenten hin. Dieser ergriff das Gefäß mit beiden Händen, blickte den Herzog zu seiner Linken wegwerfend von der Seite an, und that einen tüchtigen Schluck. Dann reichte er es seinem Nachbar zur Rechten hin und sprach: „Gif het weiter" (gib es weiter.) Die große Kumme ging nun der Reihe nach herum, bis zu des Herzogs Nachbar zur Linken. Dieser trank, gab aber dem Herzoge durch Blick und Miene zu verstehen, daß derselbe nichts abkriege, und ließ die Kumme wieder zurückwandern mit den Worten: „Na lat het wedder so herum gahn," und das Gefäß ging wieder links herum, bis zu des Herzogs Nachbar zur Rechten. Dieser trank, und gab es zurück mit lallender Stimme sprechend: „Na lat het wedder so herum gahn." Da sprang der Herzog auf, riß seinen Oberrock auf, und zeigte sich in Uniform, den Stern auf der Brust. Mit donnernder Stimme gab er sich den Er-

Digitized by Google

schrecken als ihren Landesherrn zu erkennen, hielt ihnen eine derbe Strafpredigt über ihre Übelthätigkeit, und drohte ihnen mit strenger Strafe, wofern sie nicht abliessen würden von ihrem Ungebeetam und sündigen Leben. Dann

schlug er seinen Nachbar zur Rechten hinter die Ohren, daß ihm die Zähne wackelten und sprach: „Gieb bei weiter.“ Dieser gehorchte, aber der Folgende zögerte ungewiß, und wußte nicht, was er thun sollte. Da zog der Herzog seinen Degen heraus, schlug auf den Tisch und rief: „Nach immer weiter gegeben; wer langsam ist, dem greife ich unter die Arme.“

Diese entscheidende Sprache und die blitzende Degen erfüllten die guten Leute mit einem wunderbaren Eifer, den Befehl ihres Fürsten aus Leibeskräften zu vollstrecken. Die Ohrfeigen wanderten klatschend von Kopf zu Kopf um den ganzen Tisch, bis zu des Herzogs Nachbar zur Linken, und kaum hatte dieser die Ehrfeige auf der linken Backe erhalten, so verabredete ihm der Herzog eine weite auf die rechte Backe, mit der Weisung: „Na hat bei wedder so herum gahn!“ Die Ohrfeigen wanderten nun zurück zu des Herzogs Nachbar zur Rechten; da schlug der Herzog diesen zum zweitenmale hinter die Ohren und sprach: „Na hat er wedder so herum gahn.“ Nachdem er dieses Exercitium ein halbes Dutzendmal hatte durchmachen lassen, stand er auf, wiederholte nochmals seine Ermahnungen, und ging von dannen, jene Saufbolde in der tiefsten Rührung bitterlich weinend. Ihre Mangen glühten in der schönsten Purpurröthe, schöner als der reichlichste Genuß des Branntweins, ohne die innigste Andachtsglut sie hätte malen können, ihre Köpfe waren durch das vorgenommene Exercitium wohlthätig erschüttert, hinlänglich aufgeräumt und weit geöffnet zur freudigen Aufnahme von Gottes Wort; die wackern Leute sollen darauf die fleißigsten Kirchengänger im Lande geworden sein.

Zur Warnung. In einem Gasthause zu Frankfurt a. M. war am heiligen Abend ein Kreis fröhlicher Gesellen beisammen. Da erhebt sich ein junger Mann, der Sohn eines Frankfurter Schneiders, acht Flaschen Pfälzerwein, je eine auf einen Zug, in kurzen Pausen zu sich zu nehmen, wenn man dem Wirth Ersatz leiste. Der Vorschlag wurde von der unvernünftigen Gesellschaft mit Jubel aufgenommen, statt mit Abscheu abgewiesen zu werden. Die erste und zweite Flasche glitt ganz gut in den Hals des Säufers. Jedoch bedeckte sich bald nach dem Hinunterstürzen der zweiten Flasche das feuerrothe Gesicht des Unmäßigen mit einer Leichenblässe. Man fand das äußerst spaßhaft, bereitete dem Betrunkenen in der Bauellue ein Lager und entfernte sich. Dies war um acht Uhr; drei Stunden später war der Unglückliche eine Leiche.

Verbrechen. Ein Färbereibesitzer in K. in Pa. Holland hatte, seines gelähmten Zustandes wegen, einen Werkführer, einen Färbergesellen F. angenommen. Letzterer, ein Mann in den Dreißigen, soll eine heftige Neigung zu der siebenzehnjährigen Tochter seines Herrn gefaßt, aber keine Erwiderung gefunden haben. Andere wollen nur wissen, daß F. in der letzten Zeit seine Geschäfte vernachlässigt habe. Gewiß ist es aber, daß dem F. der Dienst vierzehn Tage vor der Entlassung gekündigt worden. Am 21. Juni stand F., der früh, ganz unbefangen, in Gesellschaft gezeichnet war, um Mitternacht auf, und erkundigte mit einem Rasirmesser versehen, das Zimmer, in welchem die Tochter des Herrn nebst der Wirthschafterin schlief. Im Fenstern schlich er sich zu dem Bette des Mädchens, ergriffe ihr, vermuthlich in der Absicht, ihr den Hals abzuschneiden, wobei er diesen indeß verfehlte, eine tiefe Schnittwunde in die linke Schulter, und gleich darauf eine zweite sehr tiefe Wunde längs des Rückens. Das Mädchen schrie vor Schmerz laut auf, die Wirthschafterin und der (im Nebenzimmer schlafende) Vater wachten davon auf, und man fand das Mädchen im Blute schwimmend. Nun wurden Aerzte gebolt (worüber indeß eine halbe Stunde verging), und der Verband angelegt, wobei sich zeigte, daß die Wunden obgleich tief und schwerhaft, dennoch nicht lebensgefährlich sind. Das junge Mädchen soll sich jetzt auch, den Umständen nach, ziemlich wohl befinden. Der Mörder, welcher inzwischen Schwefelsäure verschluckt und durch Sturz in einen Bottich einen Versuch zum Ertrinken gemacht, hatte sich zuletzt auf dem Boden mit einem Strang erhängt. Sein Körper war seine Kleider zeigten die vorhergegangenen Versuche zum Selbstmord.

Die gewonnene und doch verlorene Wette. Die neuesten Zeitungen aus New-Yhork erzählen von einer Wette, die ein dortiger, wegen seiner Wettsucht und seiner vortrefflichen Austern allgemein bekannter Wirth kürzlich gewonnen, und doch verloren haben soll. Zwei sehr anständige Herren erschienen bei ihm, tranken und aßen viel, brachten bald das Gespräch auf das Wetten, und einer erklärte namentlich, daß er am Tage vorher zwei hundert Dollars verloren, weil er gewettet habe, eine halbe Stunde vor einer Uhr zu stehen und ohne zu fehlen, bei den Schwingungen des Pendels zu sagen: „Verüber! hinüber!“ während der Anwesenden Alles aufbieten, um die Aufmerksamkeit abzuleiten. Er, der Erzähler, habe es kaum zehn Minuten ausgehalten. Der Wirth überlegte sich die Sache, glaubte gewiß zu sein, die erwähnte Aufgabe, im Nothfalle eine Stunde lang, durchführen zu können, und ward sich dann, die Wette auch zu halten. Die Herren stießen sich, nahmen aber doch endlich die Wette um fünf und zwanzig Dollars an. Der Wirth stellte sich vor seine Uhr, saß einschlossen, sich durch nichts irre machen zu lassen, und fing an, bei dem Pendelschlage laut zu sagen: „Verüber! hinüber!“ Die Herren versuchten manchertei vergebens, um ihn zu stören, und erwähnten auch, die Wette gelte nicht, weil das Oefe nicht aufgezählt werden sei; der Wirth ließ sich nicht irre machen, nahm eine Briefstasche heraus, die mehrere hundert Dollars in Papiergeld enthielt, reichte sie hin, und murmelte: „Verüber! hinüber!“ Die Fremden sagten nun, sie wären sich unterdeß zu der Frau Wirthin begeben, gingen hinaus, und ließen die Thüre offen. Der Wirth war nicht eifersüchtig, vermuthete, daß die Herren ihn von der Thüre aus beobachten würden, und pfiff laut: „Verüber! hinüber!“ so waren wohl zwanzig Minuten vergangen, als der jüngste Sohn des Wirthes erschien, und ihn zurief, es möge hinauskommen, es sei ein Mann da, der Vater anwertete nichts, als: „Verüber! hinüber!“ und als der Knabe nicht schweigen wollte, gab er ihm gelassen eine Ohrfeige, während er richtig fortzählte: „Verüber! hinüber!“ Jetzt lief der Knabe

Digitized by Google

wieder fort, die Frau Wirthin erschien selbst, überschüttete ihren Mann, der immer fortzählte, mit Vorwürfen, und sagte endlich, der Mann, der das Haus gekauft habe, sei da. „Herüber! hinüber!“ lautete die Antwort, was auch die Frau sagen mochte. Endlich war die Stunde abgelaufen, und der Wirth fragte sogleich: „Wo sind die Herren?“ — „Welche Herren? — „Die beiden, die Champagner tranken?“ — „Die sind schon seit einer halben Stunde fort!“ Der Wirth stand wie vom Blitze getroffen da, und konnte nichts herausbringen, als: „Und meine Brieftasche?“ Die Brieftasche mit dem Papiergelde, welchem der Wirth die fünf und zwanzig Dollars hinzuzufügen gedacht hatte, war und blieb verschwunden, und die gewonnene Wette dennoch verloren.

Stoff zu einer — Posse. Es ist sehr gefährlich, wenn ein junger Ehemann nicht sehr galant und zuvorkommend gegen seine junge Gattin ist. Möge jeder gefühlvolle Leser aus folgendem Vorfalle, der sehr fürchterlich hätte werden können, die Lehre ziehen, daß man einer jungen Gemahlin nichts abschlagen darf. Vor einigen Wochen wünschte die zarte Ehehälfte eines Advokaten in Paris eine Abendgesellschaft zu besuchen, der Advokat fand es aber aus gewissen Gründen nicht für gut, den Wunsch seines Weibchens zu erfüllen. Diese gewissen Gründe sollen, beiläufig gesagt, darin bestanden haben, daß jene Abendgesellschaft von einem jungen Maler besucht wurde, vor dem der Advokat ebenfalls aus gewissen Gründen eine Abneigung hatte. Das Weibchen schmollte, stehte, tretzte, bat und schmollte wieder; aber der Advokat war durchaus nicht zu bewegen. Er ging und ließ seine junge Gemahlin in Thränen zurück. Als er Abends zurückkehrt, findet er sie in einer fürchterlichen Fieberhitze mit aufgelösten Haaren auf dem Sopha. Er nähert sich ihr und fragt sie höchst besorgt, was ihr fehle. Sie aber stößt ihn mit den Worten zurück: „Aus meinen Augen, hartherziger Tyrann! Meine Todesstunde nahe. Ich habe mich vergiftet!“ Das Entsetzen des unglücklichen Advokaten läßt sich nicht beschreiben. Der Bediente eilte nach dem Arzte, und ehe noch dieser kommt, hat der verzweifelnde Gemahl schon starken Kaffee bereitet, den er seiner im Schmerze sich krümmenden Gattin reichen will. Diese aber schleudert die Tasse mit Abscheu von sich. Nun kömmt der Arzt und erfährt endlich nach vielen Bitten von der jungen Dame, daß sie aus Verzweiflung über die Grausamkeit ihres Mannes, der ihr ein unschuldiges Vergnügen versagt hat, sieben und zwanzig Tassen schwarzen Kaffee zu sich genommen. Die Dame wurde zwar durch die Geschicklichkeit des Arztes gerettet, dieser Vorfall liefert aber den Ehemännern und den dramatischen Dichtern Stoff — zum Nachdenken und zu fünfactigen Trauerspielen? — nein, zu einer Posse!

Damen-Bibliothek.

Eine Schauspieldichterin. Von einer berühmten und viel schreibenden deutschen dramatischen Schriftstellerin erzählt man sich folgenden schönen Witz. Auf der Probe von einem ihrer Stücke wurde sie von einem Künstler gefragt, weshalb sie nicht Directrice geblieben? „Schauen's,“ antwortete sie, „wozu soll i mich quälen; wenn i alle Jahr sieben bis acht neue Stücke schreibe, so steh i mich ja halt viel besser.“ — „Sieben bis acht Stücke? wie ist das möglich?“ — „Na, schauens, das is halt nur Spaß, da nehm i so a Roman, den les i durch, hernach werf i naus, was nix taugt, und wo was fehlt, da stik i a bissel Mord und a bissel Schand und Spott nein, da laufens sich die Beine danach ab.“ —

„Aber wenn auch; sieben bis acht Stücke in einem Jahre, das ist ja kolossal!“ — „Na hören, i will Ihnen was sagen: A Löwin wirft alle Jahr a einziges Junges; a Schwein aber wirft a Dutzend, und schauen's, wenn's Publikum nun absolut Spanferkel fressen will, da kann i ihm doch keine junge Löwen bringen.“ — (Allgemeines Gelächter der Künstler. Die Madame nimmt eine Prise.)

Kindische Eitelkeit. Bei Gelegenheit der Vermählung des Dauphin im Jahre 1745 wurde die beliebte Sängerin Lemaure nach Versailles beschieden, um die Hoffeste durch den Zauber ihrer Stimme zu verherrlichen. Dem Lemaure hielt sich für unentbehrlich, und stellte die unerhörte Forderung, daß sie in einer königlichen Kutsche und begleitet von einem Kammerherrn, von Paris nach Versailles gebracht werden sollte. Der König bewilligte dies Begehren. Die Sängerin stieg ein, und, überwältigt von Wonegefühl, rief sie aus: „Ach, wenn ich doch jetzt an einem Fenster stehen und mich vorüber fahren sehen könnte!“

Naiver Wunsch.

Jüngst fragte Lottchen ganz vertraut:
„Mama, wann werd ich einmal Braut?
Ich möchte es so gerne wissen,
Denn eine Braut, die darf ja küssen.“
„Sobald du sechzehn Sommer hast,“
Sprach die Mama, — das Kind erblaßt,
Und seufzt mit brünstigen Gebärden:
„O Himmel! laß oft Sommer werden.“

Türkisches Hautverschönerungsmittel. Die türkischen Damen und selbst die Sultaninnen, bedienen sich folgender Pomade zur Verschönerung des Teints: Ein halbes Loth reines weißes Wachs und ein halbes Loth Wallrath wird mit acht Loth Mandelöhl zusammen geschmolzen, dann das Gemisch mit sechs Loth Rosenwasser in einem marmornen Mörser bis zum Erkalten gerieben, und zuletzt zehn Tropfen Mekkabalsam und fünf Tropfen Rosenöhl hinzugefügt. — Wird hiermit als ächte Pommade du Serail zur Nachahmung empfohlen.

Ein Fest für Frauen. Bisher feierten nur immer die Männer Jubelfeste, höchstens, daß die Frauen als Theilnehmerinnen zugezogen wurden. Doch in diesem Jahre bietet sich den letztern Gelegenheit, ebenfalls ein solches zu begehen — das hundertjährige Fest der Einführung der Kaffeebohnen in Deutschland. Im Jahre 1644 kamen die ersten Kaffeebohnen aus Afrika nach Frankreich; sechs Jahre später pflanzten die Holländer den ersten Kaffeebaum auf der Insel Java, und im Jahre 1744 wurde der Kaffee zuerst in Deutschland eingeführt, und bald allgemein verbreitet.

Industrielle Interessen.

Neue Idee. In London soll man sich, so heißt es nämlich dort, in diesem Augenblicke mit der Ausführung einer Idee beschäftigen, die, wenn sie zu Stande käme, das Größte wäre, was noch die großartige Industrie der Gegenwart bis jetzt zu Tage gefördert hat. Es handelt sich darum, eine schwimmende Insel von etwa 1800 Fuß Länge und 500 Fuß Breite zu konstruiren, die bei voller, und zwar ungeheuerer Ladung nur drei Motres ins Wasser ginge. Als Kriegsfahrzeug würde dieser Construktion nichts widerstehen können; denn die größten Dampfboote wären nur Nacken im Vergleiche mit ihr. Die Gestalt der Insel käme etwa einem eben flachen Wallfische gleich, und sie herzustellen, würde die Summe von 5,000,000 Gulden in Anspruch nehmen. 5000 Menschen könnten darauf untergebracht werden. Die Insel hätte die Breite von ungefähr sieben bis acht Meereswellen, und die Länge ungefähr einmal mehr.

Während des aufgewühltesten Meeres würde die Insel mithin unbewegt bleiben, weil ihr Umfang der Macht einzelner aufsteigender Wellen überlegen wäre. Längs der Seiten sind schwimmende Hebel angebracht, die von den Wellen mit größerer oder kleinerer Kraft bewegt werden; diese Hebel setzen Räder in Bewegung, welche dieses Seeungeheuer von der Stelle schaffen. Auch eine neue Art von Segeln sollte damit verbunden sein, die Fächerform haben, und ganz oder theilweise in wenigen Sekunden entfaltet werden können. Tritt Windstille ein, so wird der Sonnenschein benützt, um die Fahrt zu beschleunigen. Durch ein eigenes System von Hohlspiegeln soll nämlich alsdann Dampf erzeugt werden. Man hofft acht bis zehn Seemeilen in der Stunde zurücklegen zu können. An Untergang

Digitized by Google

des Ungeheuers ist nicht zu denken, indem die Verhältnisse zwischen dem Umfange des Ganzen, und der specifischen Schwere des Materials, es selbst mit einer Befrachtung, welche der von zehn Kriegsschiffen gleich kämr, leichter erscheinen liese, als die Wassermasse, die es unter sich hat. Der Erfinder heißt J. A. Ehler, und wird nächstens in London erwartet. Er kömmt aus Nordamerika.

Düngung mit Seehunden. Wie die Engländer Alles aufbietern, um den Boden fruchtbar zu machen, zeigt auch der Umstand, daß kürzlich von den Schetlandinseln zu Branly eine Schiffsladung — Seehunde für einen dortigen Gutsbesitzer ankam, um als Dünger verwendet zu werden, nachdem sie vorher mit Erde vermischt worden. Bisher wurde von den unzähligen Seehunden nur Haut und Thran gewonnen; jetzt wird das ganze Thier nutzbar gemacht. —

Mr. Whitelen, in einer Schrift über die Anwendung der Geologie auf die Landwirthschaft, behauptet, daß eine Pferdeleiche zum wenigsten dem zehnfachen Erwichtr gewöhnlichen Düngres gleichkomme, daß also die Ackerbauer weit besser thäten, ihre gefallenen Pferde zu diesem Zwecke zu verwenden, statt sie dem Abdecker zu verkaufen.

Naturhistorische Novitäten.

Die Bärenjagd wird gewöhnlich für weit gefährlicher gehalten, als sie in der That ist, und es scheint der Bär keineswegs den Muth und die Kampflust zu besitzen, wie der Keiler, der, wenn er angeschossen ist, seine Feinde niemals zählt, sondern ritterlich darauf losgeht. Dies thut aber der Bär nicht, wie folgendes Jagdabenteuer beweist: Herr von W .... erfuhr, daß im Salwen'schen Walde bei Mitau ein Bär im Lager läge. Da es ihm weitläufig ist, seine Hunde von seinem entfernten Gute holen zu lassen, so entschließt er sich mit seinem ihn begleitenden Jäger, einem Jägerjungen und einem andern Manne die Jagd in der Geschwindigkeit abzumachen. Man fährt zur Lagerstätte, und da man nur die funkelnden Augen des starken Bären sehen kann, so befiehlt Herr von W ..., daß Einer der mit ihm gekommenen Leute in das Lager schießen solle. Nun will Jeder der Erste sein, und es entsteht ein Peletonfeuer. Der Bär tritt stellend hervor, und Herr von W ... drückt ganz gelassen seine Flinte auf ihn ab, die aber versagt. Er reicht die Flinte dem Jägerjungen und verlangt von demselben seine Reservebüchse, die ihm freier — aber abgeschossen — gibt, indem der Bär noch schnaubend vor Herrn von W ... steht. Man kann sich wohl verstellen, welche angstvolle Pause nun entstand. Da der Bär keinen übrin Erfolg des Schießens weiter bemerkte, und Alle wie versteinert da standen, so geht der Bär zwischen Herrn von W .... und seinem Jäger ganz gemächlich durch, schlägt etwa zwanzig Schritte davon in aller Ruhe sein Wasser ab, und entfernt sich aus der Gesellschaft, die ihm so furchtbar erschien. Man fragte Herrn von W ...., warum er nicht ein neues Zündhütchen aufgesetzt habe? Er aber betheuerte, daß er in jenem Augenblicke nicht gewußt habe, ob es überhaupt Zündhütchen in der Welt gebe. (Sporting Almanach.)

Ein Bär that einem russischen Bauer in seinem Haferfelde großen Schaden. Lauert er ihm mit der Flinte des Nachts auf, so kommt der Bär am Tage; lauert er am Tage, so kommt Freund Braun des Nachts. Nach vielem vergeblichen Suchen beschließt der Bauer sich auf andere Weise seines Feindes zu entledigen. Er setzt ein Gefäß voll Honig und Branntwein in das Haferfeld, und legt sich mit einem Knechte in ziemlicher Entfernung auf die Lauer. Beide haben Stricke mitgenommen, um den Bären zu binden, wenn er betrunken und eingeschlafen sein würde. Mit Untergang der Sonne kömmt der Bär, leert das verführerische Gefäß vollkommen aus, und legt sich taumelnd nicht weit von dem Felde nieder.

Der Bauer und sein Knecht nähern sich mit ihren Stricken, und da der Bär laut schnarcht, so binden sie ihm alle vier Branntern fest zusammen. Da das Unthier zu schwere ist, um es fortzutragen, so holen sie einen kleinen Bauernwagen, und laden es darauf. Zur größern Sicherheit binden sie den Bären mit sehr festen Stricken noch an den Wagen fest, und gedenken Herrn Ueian so lebendig in den Hof zu bringen. Ihr Weg geht über einen sehr holprigen Knüppeldamm, und von dem Rütteln erwacht der Bär. Im Nu zerreißt er die dünnen Stricke, mit denen seine Tatzen gebunden sind; allein von den festen Seilen, mit denen er an den Wagen gefesselt ist, vermag er sich nicht zu befreien. Er rüttelt und schüttelt sich mit aller Kraft, so daß endlich der Wagen auf seinen Rücken zu liegen kömmt, und mit dieser seltsamen Last eilt er dem Walde zu, wo der Bauer später die Trümmer seines Wagens fand. (Sporting Almanach.)

Die Mägde eines Gutes im Kurland gingen eines Morgens nach dem verschlossenen Fahllande, wo der Haushund bei dem Vieh zu schlafen pflegte. Als sie das Thor öffnen wollen, knurrt der Hund auf so grimmige Weise, daß sie sich fürchten hinein zu gehen, indem sie der Meinung sind, daß der Hund toll geworden sei. Sie holen sich Hilfe, und ein Mann mit einer geladenen Pistole begleitet sie. Da der Hund noch immer die durch das Thor Eingehenden anknurrt, so wird er niedergeschossen, da man ihn wirklich für toll hält. Beim Hineintreten in das Fahlland findet man, daß dieser brave Hund zwei Wölfe besiegt hat, die sich durch das Fundament durchgegraben. Den einen hatte er todt, den andern so zusammengebissen, daß er nicht von der Stelle kommt. Wahrscheinlich war der Hund noch von dem heftigen Kampfe aufgeregt, und daher das Knurren. Man kann sich denken, wie groß die Betrübniß aller Hausbewohner über den Tod dieses tapfern Hundes war. (Sporting Almanach.)

Raritäten.

Der dritte Ehemann.

Du wagst mir zu widersprechen?
Du kleiner Knirps, du Zwerggemahl?
Kennt ich den Muth der Größten brechen,
Vertreib ich dir auch den Skandal —
Zwei Männer sind bereits begraben,
Und dich selbst ich zur Qual noch haben?

Digitized by Google

„Sollte er wohl verurtheilt werden können?“ sagte ängstlich der Engländer. — „Nun, und wenn?“ entgegnete der Franzose. — „So bin ich um geschlagener Mann, ich habe 10,000 Pf. St. darauf gewettet, er würde frei gesprochen.“ — „Wie wäre es schon recht, wenn er verurtheilt würde,“ meinte der Franzose. — „Warum denn?“ frug der Engländer. — „Weil dann vielleicht ein Krieg losbräche, zu dem ein französisches Freiwilligenkorps abgehen würde, für das ich bereits mein Wort gegeben habe.“ — „Und Sie“ — frug der Engländer schließlich den Deutschen, „was haben Sie für eine Meinung von dem Prozesse?“ — „Ach! es ist mir im Grunde einerlei,“ war die Antwort; „ich schreibe einen Artikel, wenn er verurtheilt wird, und schreibe einen, wenn man ihn frei spricht.

Die beiden Engländer. Zwei Engländer begegneten einander in Boulogne. Beide waren, aus Italien kommend, im Begriffe, in ihr Nebelland zurückzukehren. Obwohl die beiden Gentlemens einander durch eine dritte Person nicht vorgestellt worden waren, so entspann sich doch beim Hafen, wo beide das Dampfschiff besteigen wollten, ein Gespräch unter ihnen. „Ich komme aus Italien,“ sagte der eine Gentleman; „und Sie?“ — „O! yes,“ erwiederte der zweite, „auch aus Italien“. „Haben Sie die St. Peterskirche in Rom besucht?“ — „O! yes, am 26. Juni um 1 Uhr 47 Minuten; ich habe in meinem Notizbuche.“ — „Standen Sie auch auf der merkwürdigen Stelle?“ — „Nein, es ist also eine merkwürdige Stelle in der St. Peterskirche?“ — „Allerdings; wenn man sich an einen gewissen Platz stellt, so sieht man nur Einen Pfeiler, anstatt der ganzen Colonnade. Es ist wirklich merkwürdig!“ — Der zweite Gentleman erröthete, wie Einer, der ein Vergehen begangen; er ging einige Minuten nachsinnend auf und ab; dann rief er, sich schnell entschließend, seinen Bedienten: „James, bestelle sogleich Postpferde. Wir fahren nach Rom zurück. Ich muß in der St. Peterskirche die merkwürdige Stelle sehen, wo man Nichts sieht.“

Statistisches. Die Bevölkerung der großen europäischen Reiche ist nach den neuesten Angaben folgende: England hat unter seiner Herrschaft 141,430,000 Einwohner, Rußland 62,000,000, Frankreich mit Algier 40,000,000, Oesterreich 36,950,000, Spanien 18,000,000, Preußen 14,907,060.

Witz-Blitze.

Ein Wittwer, der eine Wittwe heirathete, begann sein Gesuch um die Heirathserwilligung folgendermaßen: „Wie es unsere beiderseitigen Todtenscheine ausweisen, bin sowohl ich, als meine Verlobte, verwittwet.“

In Philadelphia hielt eine Quäkerin folgende Anrede an die Gemeinde: „Liebes Freunde! Es gibt drei Dinge, über welche ich mich sehr wundere. Erstens: Daß Kinder das Obst von den Bäumen werfen, statt zu warten, bis es abfällt. Zweitens: Daß sich Männer im Kriege oder im Duelle tödten, statt zu warten, bis sie von selbst sterben. Drittens: Daß Jünglinge den Mädchen nachlaufen; denn blieben sie zu Hause, so würden die Mädchen gerne zu ihnen kommen.“

Wenn ein Eingeborner der Insel Borneo Bräutigam wird, muß er der Braut zwei Menschenköpfe als Geschenk mitbringen. Da sieht man die Wunder der Civilisation! — Bei uns bringt der Bräutigam häufig nicht Einen Kopf mit.

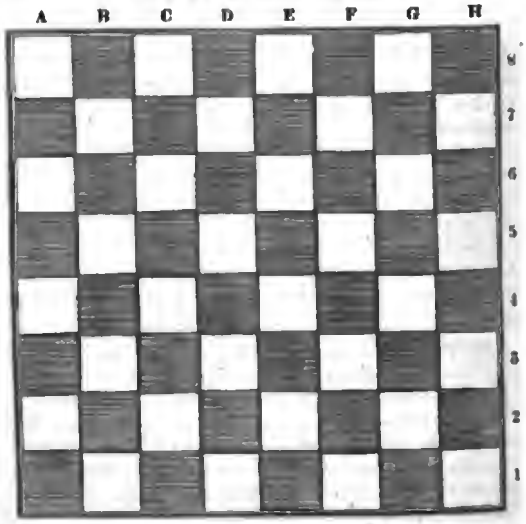
Zwei Bürger von Bath kamen in einem Kaffeehause in einen heftigen Wortwechsel. Aus Rache schrieb der Eine denen Abends an die Thür des Andern: „Lumpenkerl!“ — Letzterer begab sich unverzüglich nach dem Hause seines erbosten Nachbars; die Magd aber sagte: ihr Herr sei nicht daheim, und bat ihn Papier an, wenn er etwas Schriftliches hinterlassen wollte. — „Dieß ist nicht nöthig,“ antwortete er, „Sie darf nur ihrem Herrn sagen, daß ich seinen Namen an meiner Thüre angeschrieben gefunden, und es für meine Schuldigkeit erachtet habe, ihm meinen Gegenbesuch zu machen.“

Im Badeorte B. geriethen unlängst ein Paar Herren bei einem Frühmale in einen Wortstreit, der ernstlich werden zu wollen schien. Zum Glück war die Tafel lang, die Streitenden saßen von einander entfernt, und wurden von ihren Nachbaren auf ihren Sitzen festgehalten. „Wäre ich Ihnen nahe,“ schrie der Eine, „so sollten sie den Beweis fühlen, aber nehmen sie den Willen für die That, und die Ohrfeige für genossen an.“ — „Mein Herr,“ sprach der Andere ganz ruhig, „wäre ich in Ihrer Nähe, ich stieße Ihnen den Degen in den Leib, aber nehmen sie den Willen für die That und sich für todt an.“ Die ganze Gesellschaft sekundirte diesem Wortduellanten mit einem ungeheuren Gelächter.

Einige junge Männer begegneten auf der Bastei zwei Mädchen, von welchen die Eine schön, die Andere häßlich war. „Da ist die Rose bei der Distel,“ bemerkte Einer der Erstern. Das verletzte Mädchen erwiederte schnell dem Witzlinge: „Da werde ich bei Ihnen mein Glück machen.“

Schach-Aufgabe Nro. 1.

Weiß macht Schwarz in 6 Zügen matt.



Weiß. König F 1 Königin E 8 Thurm B 1 Läufer G 4 Roß D 6 Bauer A 5

Schwarz. König A 8 Königin H 2 Thurm A 2. H 8 Läufer A 3 Bauer A 6. H 7

(Die Auflösung folge im nächsten Hefte.)

Digitized by Google

Der Verfolger.

An einem eisigen Jänner-Morgen des Jahres 1819 fuhr der Lioner Postwagen, nachdem er die Vorstadt Saint Laurent passirt hatte, durch die Straßen von Grenoble. Hätte man auch an der Strenge des Frostes zweifeln wollen, die erfrorenen Gesichter einiger auf den Wällen zusammengekommener Bergbewohner und Soldaten der Besatzung hätten bewiesen, daß eine Reise in der Mitte des Winters nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehöre.

Selbst dem aufmerksamsten Blicke wäre es nicht möglich gewesen, in das Innere des Wagens einzudringen; denn sorgfältig blieben alle Thüren verschlossen. Die Kälte machte aus dem Hauche der Pferde einen Nebelstreif hinter dem Wagen, eine dumpfe Erschütterung bewegte beim Vorüberziehen das Innere der Häuser. Nach dieser unterirdischen Vibration wurde alles ruhig, und die Stille trat wieder in den beinahe öden Straßen ein.

Die Reisenden, eingekerkert in dem so festgeschlossenen Wagen bewegten sich erst, als sie vor dem Post-Bureau anhielten. Jetzt steckten einige die Köpfe heraus, und baten um ihre Befreiung. In dem Augenblicke näherte sich ein Mann, von ungefähr 30 Jahren, der, trotz der Kälte von 10 Graden, schon längere Zeit in der Straße umherstrich, und besah den Wagen von allen Seiten. Sein Gesicht, umschattet von etwas röthlichen Haaren, konnte wohl häßlich aber nicht gemein genannt werden, seine Nase, gebogen wie der Schnabel eines Adlers, schien seinen rothen Schnurbart abbeißen zu wollen, und die zusammengezogene Pupille seiner lichtgrauen Augen blitzte stark genug, um das tapferste Herz zu erschüttern. Dieser Neugierige besah oberflächlich das Innere des Wagens, warf jedoch einen Raubvogel-Blick durch die Scheibe des Coupé. Nach beendigter Untersuchung setzte er seinen Spaziergang fort, schien an der Ecke die ephemeren Krystallisirungen eines Brunnens zu beobachten, und doch hafteten seine Blicke an dem Wagen, wie die des Falken an dem Reiher, den er zu seiner Beute sich ausersehen.

Die Postillons spannten aus, die Postknechte mit Leitern versehen, langten das Gepäcke herunter, die Thüren waren geöffnet, und die Reisenden bewegten sich auf dem Pflaster umher, jeder etwas Anderes seiner Reise-Requisiten verlangend. Durch eine aristokratische Verzögerung wahrscheinlich, blieb das Couvé noch geschlossen. Dieses unbegreifliche Verschlossen-Bleiben machte den Neugierigen mit dem rothen Schnurbarte ungeduldig, er kam wieder zurück, warf noch ein Mal seinen Blick durch die unbewegliche Glasscheibe, und konnte nun schon den Kragen einer schwarzen Atlas-Mantille bemerken. In dem Augenblicke öffnete ein großer, junger Mann im Pelz-Überrocke und einer eleganten Reisekappe die entgegengesetzte Wagenthür, sprang behend herunter, und überhäufte die Dame in der Mantille bei ihrem Absteigen mit unendlicher Aufmerksamkeit.

Durch die Speichen der Räder konnte der Beobachter zwei nette Stiefelchen bemerken, die sich eines nach dem andern dem Fußtritte des Wagens anvertrauten. Nachdem endlich die Reisende das feste Land erreicht hatte, nahm sie den Arm ihres Reisegefährten und trat mit ihm in das Postbureau. Einen Augenblick später sah der Neugierige, der unbeweglich an seinem Platze blieb, die zwei Reisenden wieder erscheinen.

Die junge Dame schien, die Augen auf ihren Ritter, der die Reisekappe in der Hand hielt, gerichtet, durch das graziöseste Lächeln für die Galanterie zu danken, mit der er sie überhäuft hatte, und trotz des Pelzwerkes, in das sie gehüllt war, erkannte man doch eine junge und schöne Frau; denn die Schönheit verräth sich auch im Verborgenen, und man entdeckt eine hübsche Frau unter dem Schleier, wie eine Rose im Schatten.

Der Neugierige hatte von seinem Observations-Posten jede Bewegung des jungen Reisenden und das Lächeln der Dame bemerkt, erst als die Postillons ihre Pferde wegführten, stand er sichtbar da. Die Dame bemerkte ihn sogleich,

Digitized by Google

erbebte unter dieſem Blicke, der mit dem ihren zuſammentraf, und hätte in dieſem Momente der Reiſegefährte ihr Geſicht geſehen, würde er es blaß und entſtellt gefunden haben.

Ohne ihn weiter anzuſehen oder anzuhören, ohne den Diener zu erwarten, der ihre Reiſeſachen zuſammenpackte, entfernte ſich die junge erſchreckte Frau mit ſo ſchnellem Schritte, daß ſie eher zu laufen als zu gehen ſchien, und eilte durch die erſte ihr ſich darbietende Straße fort. Der Reiſende, immer noch mit ſeiner Kappe in der Hand, folgte ihr mit den Augen, bis ſie verſchwand, und blieb erſtaunt zurück, wie ein Vorſtehhund, der auf einmal alle Spur verliert; doch bald gewann ſeine beleidigte Eitelkeit die Oberhand; trotzig ſich die Mühe aufſtülpend, um den Neckereien ſeiner Reiſegefährten zu entgehen, wandte er ſich um, und traf gerade mit dem Manne zuſammen, deſſen bloßer Anblick die Dame verſcheucht hatte. Ihn genau anſehend, rief er überraſcht und fröhlich aus: „Guerland! das iſt ja der Himmel, der Sie mir ſendet; ich habe eben einen Führer nothwendig, und da kann ich gleich Sie nehmen.“

Guerland wich, die Stirn runzelnd, einen Schritt zurück, doch bemeiſterte er bald das geheime Gefühl, daß ſeiner Phyſiognomie ein ſo drohendes Ausſehen gegeben hatte, und zwang ſeine Lippen zu einem Lächeln, deſſen Anſtrengung ſein langer Schnurbart verbarg.

„Sie zu Grenoble? mein lieber Barberin! Welches Abenteuer führt Sie hieher?“

„Ein Abenteuer in der That,“ antwortete der Reiſende „wenigſtens hoffe ich es; doch friert es ein Bischen zu ſtark, um Ihnen mein Vertrauen auf offener Straße zu ſchenken. Sagen Sie mir lieber einen Ort, wo ich mich von den Reiſeſtrapazen bequem, mit der Gabel in der Hand, erholen kann; ich ſterbe vor Kälte und Hunger! Welches iſt denn das beſte Gaſthaus?“

„Ach, Sie werden doch nicht ins Gaſthaus gehen, ich habe ein Zimmer leer,“ erwiederte Guerland mit einem Eifer, der ſonderbar mit dem frühern gezeigten Widerwillen contraſtirte, „mein Bedienter kann gleich Ihr Gepäcke holen.“

Eine halbe Stunde ſpäter ſaßen die zwei jungen Leute bei einem praſſelnden Feuer in dem Zimmer Guerland's, und frühſtückten; der Reiſende mit Appetit, der Hausherr, wie es ſchien, ohne viele Eßluſt.

„Sie haben mir Ihr Vertrauen verſprochen,“ ſagte dieſer, als er den Appetit ſeines Gaſtes ſo ziemlich befriedigt ſah, und bemühte ſich, den finſtern Ausdruck ſeiner Phyſiognomie aufzuheitern.

Barberin leerte ſein Glas, legte die Serviette auf den Tiſch, ſtrich ſeinen kleinen ſchwarzen Schnurbart, der das hübſche Geſicht noch hob, und fing in dem gewöhnlichen Tone, womit junge Leute ihre roſenrothen Abenteuer erzählen, an: „Zuerſt müſſen Sie, mein lieber Wirth! erfahren, daß ich geſtern um dieſe Stunde anſtatt eines guten Frühſtücks und einer liebenswürdigen Geſellſchaft, in der Mitte der guten Stadt Lion, und zwar im Poſthofe fror. Zu meiner Rechten beluſt man den Pariſer Poſtwagen, mit dem ich abfahren ſollte, zu meiner Linken den nach Grenoble, von dem ich eben herabſtieg. Um die Zeit und Kälte zu vertreiben, ſpazierte ich, meine Cigarre rauchend, von einem zum andern, und die Poſtbureaus verabſcheuend, zog ich es vor, draußen auf und ab zu gehen, um das Erfrieren meiner werthen Perſon zu verhindern. Ich hatte einen Platz im Coupé. Stellen Sie ſich meinen Schrecken vor, als ich zwei Perſonen einſteigen ſah, ein Paar, wahrſcheinlich nur geſchaffen, um zu zeigen, in welchem Grade die menſchliche Haut der Ausdehnung fähig ſey, kurz, ein Hippopotamus in einem Überrocke einen Elephanten im grünen Pelzmantel nach ſich ziehend. Noch ſehe ich die zwei Ungeheuer! ſie allein füllten das Coupé, und ſelbſt ein Häring als dritter wäre noch zu dick geweſen. Und ich! ich hätte das Korn zwiſchen dieſen zwei Mühlſteinen

Digitized by Google

sein sollen! Vor Abscheu warf ich meine Cigarre weg und wandte mich um.

Da war ein anderes Tableau. In das Coupé des Postwagens nach Grenoble setzte sich eben eine junge Dame mit großen schwarzen Augen, blassem Teint, Rosenlippen, mit einem Wort: entzückend! Nun denken Sie sich an meine Stelle: Auf einer Seite dieses unmenschliche Paar, auf der andern dieses graziöse Gesicht; dort die Gefahr, platt, wie ein Album, nach Paris zu kommen, hier die Grausamkeit, eine so schöne Dame der mörderischen Kälte einer Jännernacht allein auszusetzen, mein Mitleid für sie und mich; kurz, eine Minute nachher spazierte mein Gepäcke von einem Wagen auf den andern, und ich muß Ihnen sagen, mein Wechseln der Fronte brachte eine Röthe, vermischt mit einem Lächeln, auf das schöne Gesicht meiner künftigen Reisegefährtin. Eine Viertelstunde hernach machte ich die Reise von Lion nach Paris, über Grenoble."

„Und Sie sind allein mit dieser Dame von Lyon nach Grenoble gekommen?" fragte Guerland, der seinen Ärger kaum verbergen konnte.

„Solus cum sola! Eine Kammerfrau war krank, eine Tante verhinderte die Kälte mitzureisen und übrigens hatte sie ihren Bedienten im Wagen."

„O! da war ja alles in Ordnung!"

„Nur keinen Argwohn! meine schöne Reisegefährtin hatte zu viel Grazie und Erziehung, als daß ich auch durch die kleinste Zudringlichkeit das Vergnügen einer so angenehmen Bekanntschaft aufs Spiel gesetzt hätte. Der Respekt ist oft das beste Verführungsmittel bei Frauen, die allein und beinahe compromittirt durch ihr Alleinsein sind; je weniger er da erwartet wird, desto mehr wird er anerkannt. Frau von Valdaunaie. —"

Guerland stieß heftig seinen Sessel zurück, und schrie: „Sie hat Ihnen ihren Namen gesagt?"

„Ha! Sie hat mir noch ganz andere Sachen gesagt; ich weiß sicher, sie ist verwundert, Edelmuth da getroffen zu haben, wo sie Frechheit vermuthete. Übrigens," fuhr Barberin fort, indem er sich mit der Hand durch die Haare fuhr, und einen freundlichen Blick auf die Gestalt warf, die ihm der gegenüberstehende Spiegel wiedergab, „kann ich mir schon einmal die Tugend erlauben, ohne meinen Ruf aufs Spiel zu setzen. Ich schwöre Ihnen, daß wir die Hälfte des Weges, wie Paul und Virginie in Einen Mantel gehüllt, gemacht, und meine Lippen nichts anderes als den Rand ihres Hutes oder einige verirrte Locken geküßt haben. Da haben Sie Alles."

„In demselben Mantel? —"

„Und warum nicht? Sollten wir es nicht thun, damit uns der Conducteur am Morgen jeden in einem andern Winkel erfroren gefunden hätte? Es war eine Annäherung unter Todesstrafe bedingt. Mein Wunsch wäre es zwar auch im Monate August gewesen, doch war es hier noch vor dem dritten Umgespann der Wunsch meiner Reisegefährtin, bei der ich den Gebrauch einer Wärmepfanne versah. Den Werth des Frostes als Bundesgenossen bemerkend, wollte ich schon mit dem Ellenbogen eine der Wagenscheiben einstoßen, doch ersparte mir die excellente Beschaffenheit der französischen Postwagen diese Mühe. Bei dem halben Dutzend von Luftlöchern, die in unserem Coupé sich vorfanden, hätte selbst eine Lucretia meinen Mantel nicht ausgeschlagen."

„Nun endlich!" fiel mit Ungeduld Guerland ein.

„Endlich habe ich die Bekanntschaft einer reizenden Frau gemacht, geistreich, piquant, kokett, verführerisch, kurz — eine Syrene. Ein Umstand besonders ist es, der mich mehr an sie fesselt, als alle ihre Reize: Diese Frau trägt in ihrem Herzen ein Geheimniß, und zwar ein trauriges Geheimniß, welches ich wohl ahne, aber nicht errathen kann. Ein furchtbares Ereigniß, dessen Eindruck wahrscheinlich noch immer in ihrer Seele vibrirt, verbittert ihr das Leben. Oft sah ich sie während der lustigsten Laune auf einmal so verwirrt, als hätte sie die schrecklichste Vision gehabt; von Zeit zu Zeit überfällt sie, ohne alle anscheinende Ursache, ein heftiges nervöses Zittern. Ich frage um den Grund — sie wollte darauf nicht antworten. Ich fragte sie, ob ihr Wagen schon einmal umgeworfen hätte — Nein. Ich spreche von ihren Kindern. Sie hat keine. Also weder ein Zufall noch ein häuslicher Verdruß haben diese geheimnißvolle Reizbarkeit in ihr hervorgebracht. Sind es die Vermögensumstände oder der Tod ihres Mannes? Ich halte sie nicht für interessirt, und ihr Mann war alt, und so habe ich mich in meinen Voraussetzungen verloren, ohne eine mir genügende Antwort erhalten zu können. Gewiß ist es, daß diese Frau von einem geheimen Schrecken beherrscht wird, der sie trotz ihrer Fröhlichkeit alle Augenblicke überfällt. Welches ist aber dieser Schrecken? Ich weiß noch nichts, doch werde ich es erfahren. Indessen habe ich meine Zeit gut benützt. Ich bin fest überzeugt, daß sie Geschmack an meiner Conversation findet, und mir für mein Betragen erkenntlich sein wird. O! vier und zwanzig Stunden in einem originellen unvorgesehenen Tête à Tête sind ein herrlicher Anfang, und ich habe nie einen Roman mit einem bessern Kapitel begonnen. Sie nennt sich Frau von Valdaunaie oder besser Valerie, ist Witwe, 25 Jahre alt, und zu jung, um mich in ihrem Hause empfangen zu können. In ihrem Alter kann eine Frau den Geliebten wohl zum Fenster, aber nicht zur Thür einlassen; so wollen es die guten Sitten. Die Provinzial-Etiquette setzt sich zwar meinem officiellen Eintritte bei ihr entgegen, doch tanze ich morgen auf dem Präfekturs-Balle den zweiten Walzer und die vierte Quadrille mit ihr."

„Morgen?"

„Morgen, Montag, bei eurem Präfekten. Er hat eine Cousine meiner Mutter geheiratet, ich werde ihn also heute besuchen, morgen bei ihm zu Mittag speisen, und am Abende fange ich das zweite Kapitel meines Romans an, den ich „den Carneval von Grenoble" betiteln werde."

Der Hausherr erhob sich, und ging mit finsterem Gesichte mehrere Male in dem Zimmer auf und ab. Barberin vertieft in der Mischung einer Tasse Thee, bemerkte die Aufregung seines Freundes nicht.

„Jetzt," sprach dieser, „könnten Sie mir einen wichti-

Digitized by Google

Dienst leisten. Wie sie wissen, kömmt bei solchen Unternehmungen alles auf die Kenntniß des Terrains an. In den kleinen Städten kennt jeder seinen Nachbarn: Was ist Frau von Valdaunaie?"

„Eine sehr liebenswürdige Frau."

„An was denken Sie denn? Habe ich das nicht in den 24 Stunden bemerkt, die wir beisammen waren? Witwe, jung, reizend, kann es ihr ja an Anbetern nicht fehlen. Bemerkt man, daß sie Einen von ihnen auszeichnet? Antworten Sie doch!,"

„Niemanden!" antwortete Guerland mit ernstem Tone.

„Aha! die Besatzung von Grenoble ist zurückgeschlagen worden, und vielleicht auch die alte Garde," sprach Barberin, seinen Wirth neckend, der früher bei der kaiserlichen Garde gedient hatte.

Guerland blieb vor dem Offiziere stehen, sah ihn starr an, und sprach in frostigem Tone: „Wollen Sie einen guten Rath annehmen? Alles steht Ihnen bei mir zu Dienste; bleiben Sie in meinem Hause, so lange Sie wollen, aber sehen Sie diese Frau nicht wieder, weder morgen noch ein anderes Mal."

„Sie lieben sie," antwortete der junge Mann, „genug! ich reise noch diesen Abend ab. Viel Glück, mein Lieber! Ach! sie liebt Sie!"

„Ich habe nichts der Art gesagt."

„Wenn nicht, so erklären Sie mir, Guerland! ——"

„Nichts," antwortete der Offizier seinen Freund unterbrechend, „meinen Rath habe ich Ihnen gegeben."

„Aus welchem Grunde aber? — — —"

„Ich kann Ihnen nichts mehr sagen, aber glauben Sie mir, diese Leidenschaft wäre Ihr Unglück."

„Sie spannen meine Neugierde auf's Äußerste. Ich habe ein Geheimniß geahnt, Sie machen gar ein Logogriph daraus, und ich habe in meinem Leben keines errathen können. Was ist das für ein schaudervolles Geheimniß? Ist dieser Engel ein Vampir? Tödtet sie ihre Geliebten? Kann man sie nur mit Lebensgefahr anbeten?

„Ja!" sagte Guerland,

„Und mehr wollen Sie mir nicht sagen?" sprach der Offizier, nachdem er sich von seinem ersten Erstaunen erholt hatte.

"Jetzt ist mir jede weitere Erklärung unmöglich, vielleicht später."

„Später? es sei, Sie werden wohl begreifen, mein Lieber! daß meinem Abenteuer nichts als Ihre düstere Prophezeihung fehlte, um mich noch mehr zu reizen. Gott und Ihnen sei Dank, jetzt ist es ganz poetisch. Gefahr, ein Geheimniß, Liebe, alle drei sollen leben!"

II.

Der erste junge Mann, der am andern Tage Frau von Valdaunaie im Präfekturballe grüßte, war Horace von Barberin. Die junge Frau lachelte bei seinem Anblicke ohne eine Röthe bemeistern zu können, die mehr Bewegung als Mißfallen verrieth; aber sogleich verschwand diese freudige Bewegung, das nervöse Zittern durchlief ihre weiße Achseln, und ihre Augen durchsuchten mit einer sichtbaren Angst die Gruppe der in der Mitte des Salons versammelten Männer. Doch schien ihr Blick nichts zu finden, was er befürchtete, denn er nahm sogleich wieder seinen sanften Ausdruck an, und die Wallungen ihres reizenden Corsettes legten sich nach und nach durch lange Seufzer, die eine unbequeme Last auszuhauchen schienen. Bald erholte sich Frau von Valdaunaie geheilt von ihrer Unruhe, unmerklich verwandelte sich ihre Heiterkeit in Lebhaftigkeit, in Gefallsucht, und endlich in eine hundertblätterige Koketterie, neben welcher alle andern weiblichen Liebenswürdigkeiten des Balles wie farbenlos da standen.

Die blühende Frau entzückte den Offizier. Als er sein Recht auf den versprochenen Walzer geltend machte, drückte sein Arm fanft und viel mehr, als es die Etiquette erforderte, den schönen Arm seiner Reisegefährtin. Kein Verweis bestrafte diese stumme Zärtlichkeit, eine Rückerinnerung an das Coupé. Stolz auf diesen ersten Sieg, suchte Barberin sich so viel als möglich zu behaupten. Seine Blicke, seine Worte, seine Mienen waren eine immerwährende und zarte Liebeserklärung, die ohne Unterbrechung auf das Herz oder die Eitelkeit der Geliebten stürmte.

An der lebhaften Freundlichkeit seiner Tänzerin konnte Horace bemerken, daß er, wenn auch nicht ihr Herz, doch ihren Geist interessirte und ihre Einbildungskraft beschäftigte. Seine Beredsamkeit, immer pathetischer und sprühender werdend, warf sich jeden Augenblick in ein anderes Gebiet der Zärtlichkeit, gestachelt in ihrem Laufe durch die ungläubigen, beißenden und schmeichelnden Bemerkungen, die die junge Frau als den Sporn der Unterhaltung gebrauchte. Kein englischer Jockey verstand seine Kunst besser, als Frau von Valdaunaie diese Art der Koketterie, die sich doch, wie alle, auf zwei Worte beschränkt: Die tugendhafte Frau sagt: „nein," die leidenschaftliche: „ja;" die unbeständige: „ja und nein;" die kokette: „weder ja noch nein."

Mit diesen bald zurückweisenden bald versprechenden zwei Wörtchen, mit dem spöttischen „Ja" und dem zärtlichen „Nein" führte Valerie ihre neue Eroberung am Zügel, mäßigte den zu schnellen Schritt durch einen strafenden Blick, und verhinderte die Entmuthigung durch ein schmeichelndes Lächeln, belohnte eine unbestimmte Zurückweisung durch ein noch undeutlicheres Versprechen, und plaudette, mit einem Worte, auf der Schwelle der Liebe — aber bei verschlossener Thür.

Während dieser Unterhaltung, abgebrochen und angefangen, je nachdem die Kontratänze es erlaubten, bemerkte Barberin Guerland an dem Eingange des Salons, unbeweglich, die Augen starr auf Frau von Valdaunaie gerichtet. Ohne sich um den finstern Gesichtsausdruck seines Wirthes zu kümmern, grüßte er ihn mit einem Lächeln, das zu sagen schien: „Sie sehen, daß ich trotz Ihrer Prophezeihungen zum Ziele komme."

Der Gedanke, von einem andern Manne beobachtet zu sein, die Erinnerung an die geheimnißvolle Unterhaltung des gestrigen Abends, das instinktartige Ahnen eines verborgenen

Digitized by Google

Nebenbuhlers, exaltirten den Pariser. Er verdoppelte seine Liebenswürdigkeit, gleich den Rittern der Vorzeit, die in der Gegenwart eines berühmten Kämpfers, ihre schönsten Lanzenstöße zeigen wollten.

Im Anhören dieses galanten Batteriefeuers spielte Frau von Valdaunaie mit ihrem Ballsträuschen aus weißen Rosen und einigen Rosenknospen bestehend. Aus Zerstreuung oder vielleicht aus Verwirrung zerriß die junge Frau mit ihrer niedlichen Hand diejenigen Blätter, die ihr die Symetrie des Sträuschens zu stören schienen. Während dieser etwas lebhaften Entblätterung der Rosen brach eine Knospe und rollte auf den Boden. Wie der Blitz hob Horaz sie auf, drückte sie an seine Lippen, und verlangte durch einen ausdrucksvollen Blick ihr Eigenthumsrecht.

„Was werden Sie damit machen?" sprach Frau von Valdaunaie lächelnd, wenn es noch das Sträuschen wäre, aber eine Knospe. . . ."

„Ich fange an, mein Vermögen zu sammeln," erwiederte der junge Mann mit einer bescheidenen, mit Schelmerei gemischten Miene. „O! ich bin schon viel reicher als Sie glauben. Diese Knospe wird der zweite Diamant meines Schatzes; als ersten habe ich schon ein einziges, aber ganz feines, schwarzes und glänzendes Haar. Auf dem ganzen Balle ist doch nur ein einziges Kopfhaar, das ihm zu vergleichen wäre."

In dem Augenblicke fuhr Valerie mit der den Frauen eigenthümlichen Weise durch ihre Locken, als wollte sie sie in Ordnung bringen, obwohl keine Unordnung statt fand. Langsam ließ sie wieder die Hand zurückfallen und zog, statt aller Antwort, den Duft ihres Sträußchens mehrere Mal an sich.

„Ist ein Mantel, wo man solche Schätze findet, nicht zehn Mal so viel werth, als der Dogenmantel?" fuhr Barberin lächelnd fort, als Anspielung auf seine Vorfahren, die Patrizier von Venedig.

Frau von Valdaunaie verwirrt durch die Erinnerung, als Nachtschutz den Pelzmantel gehabt zu haben, den Barberin gewöhnlich trug, versteckte ihr reizendes Gesicht in die Blumen, und wandte den Kopf weg.

„Die Blumen verblühen!"

Bei diesen mit tiefer Stimme ausgesprochenen Worten, erzitterte die junge Frau, als hätte eine Schlange an ihrem Ohre vorbei gezischt, wandte sich um, und erhob die Augen. Guerland stand vor ihr, sie mit dem furchtbaren Blicke, der sie gestern bei ihrem Herabsteigen vom Postwagen erreicht hatte, beinahe durchbohrend; mit der rechten Hand auf ihre Ball-Blumen zeigend, die so eben auf die Erde gefallen waren, hielt er in der linken ein verdorrtes Sträuschen, mit einigen braunen Punkten befleckt, die vertrockneten Blutstropfen ähnlich sahen.

„Wissen Sie keine andere Unterhaltung für Damen?" fuhr Horace auf, dem diese Unterbrechung sehr ungelegen kam.

Ein dumpfer Seufzer, und ein convulsivisches Drücken seiner Schulter zwangen ihn sich schnell umzudrehen. Frau von Valdaunaie todtenblaß suchte, beinahe fallend, sich an ihm zu halten, plötzlich aber sank sie, das Bewußtsein verlierend, leblos in seine Arme. Das Orchester hielt inne, der Tanz wurde unterbrochen, und die Frau des Hauses, ganz verwirrt durch diesen plötzlichen Unglücksfall, ließ die Ohnmächtige in ihr Cabinet tragen. Der Egoismus der Tänzer gewann jedoch bald die Oberhand über den Schrecken, und der Ball raste weiter. Barberin allein, unruhig und verwirrt von dieser Scene, verließ den Salon nicht, der an das Zimmer gränzte, wo Valerie lag. Endlich nach einer Stunde brachte ihm seine Cousine, mit der Gutmüthigkeit einer Frau, die die Liebe erräth und mitfühlt, die Nachricht, daß seine Tänzerin sich schon erholt habe, und man sie so eben zu Hause geleitet hätte.

Etwas beruhigter, trat er wieder in den Saal, als eine Hand seinen Arm erfaßte; er wandte sich um, und bemerkte Guerland.

„Ich glaube, es wird Sie nichts mehr hier zurück halten," sprach der Freudenstörer. „Ich wünschte Sie zu sprechen. Wollen wir gehen?"

„Gehen wir," antwortete der Verliebte, mechanisch die Rosenknospe zerkauend, die als ein Simbol ihrer Geberin vor einem Moment noch blühend und jetzt zerpflückt war.

Als die beiden Freunde in das Cabinet Guerlands eintraten, schlug es gerade zwei Uhr. Der Hausherr fachte das Feuer im Ofen an, und präsentirte seinem Gaste einen Armsessel. Barberin, ganz erstaunt über das ceremonielle Verfahren seines Wirthes, erwartete gespannt das Geheimniß, dieser so spät in der Nacht vorgetragenen Erzählung, die mit den finstern Worten auf dem Balle verwandt zu sein schien.

„Was Teufel haben Sie mir denn zu erzählen?" fragte Barberin voll Ungeduld, als der Bediente hinaus ging. „Werde ich endlich dieses große Geheimniß erfahren? Sie sind ja finster wie Talma in Othello. Mir scheint, daß Ihre Physiognomie allein Frau von Valdaunaie ohnmächtig gemacht hat."

„Sie haben mir gestern einen Roman erzählt," fing Guerland mit dem eisigen Ernste an, der seine Worte gewöhnlich charakterisirte, „ich werde Ihnen eine wahre Geschichte mittheilen. Sie sind im Begriffe, sich zu verlieben. . . ."

„Das ist schon geschehen. Ich bin es mit Leib und Seele, und diese Ohnmacht hat mich vollends bezaubert. Ich habe immer die nervenschwachen Frauen angebetet. Fahren Sie fort!"

„Meine Geschichte handelt auch von Liebe," erwiederte der Offizier bitter lächelnd, und begann seine Erzählung:

„Es sind jetzt drei Jahre, daß ein Offizier von meinem Regimente, den wir Rudolf nennen wollen, Montpellier zu seinem Aufenthaltsorte erwählte. Die Entlassung von 1815 hatte ihn auf halben Sold gesetzt, eine bei Waterloo erhaltene Wunde seine Gesundheit erschüttert, und so mußte er ein südliches gesundes Klima zum Wohnorte suchen.

Verwundet in allen seinen Verhältnissen, seinen Meinungen und Sympathien, war er leidend und unzufrieden, wie wir alle. Anfangs lebte er sehr zurückgezogen, doch entriß ihn das Beispiel seiner Freunde bald der Einsamkeit. Man bewies ihm, daß es besser wäre, die Einsamkeit abzuschütteln, als von ihr sich verzehren zu lassen, daß das Welt-

Digitized by Google

leben eine Arznei und die Einsamkeit an und für sich schon eine Krankheit sey. Er folgte also diesem Beispiele, ging in Bälle, um seine üble Laune zu vertreiben, und warf sich kopfüber in den Strudel des Lebens; er lachte, tanzte, sang und wurde bald in allen Gesellschaften gern gesehen. Die Aufregung seines Geistes schien Lebhaftigkeit und Gesallsucht, sein Bestreben, um jeden Preis sich zu betäuben, wurde für Liebenswürdigkeit gehalten, kurz er kam in die Mode, als auf einmal das Fatum seine ganze Existenz erschütterte.

In den Salons, wo ihn die Langeweile eingeführt hatte und die Eitelkeit zurückhielt, erblickte er eine Frau, jung und schön, bewaffnet mit allen Verführungsmitteln eines lebhaften Geistes, und stark durch die Beherrschung ihres kalten Herzens. Den Eindruck dieser Erscheinung auf ihn zu beschreiben, fehlen mir die Worte. Er liebte diese Frau mit einer Empfindung, die er beinahe für unmöglich hielt. Für seine, durch Täuschungen erkaltete Einbildungskraft, war sie eine neue Hoffnung, deren Blendwerk alle seine früheren Täuschungen gut zu machen schien. Er warf sich zu ihren Füßen, wie der Fromme seine Seele ganz dem Herrn bringt, an diesen einzigen Altar knüpften sich alle Fäden seines zerrissenen Daseins. Diese schöne Zauberin war sein wiedergefundener Ehrgeiz, sein Ruhm, sein Zweck, sein Leben. Haben Sie je geliebt? Gewiß! O! dann werden Sie dieses Hingeben der Seele verstehen, die ohne alle Vorsicht und ohne jeden Rückhalt dem Gegenstande ihrer Liebe sich überläßt. O! so eine Liebe ist eine Thorheit, ihre Exaltation macht sie ohnmächtig, sie zerspringt, wie eine zu stark geladene Bombe, ehe sie ans Ziel gelangt. —

Rudolf fand in dem Gefühle, das seine Seele verjüngte, so viel Reiz, daß er, ohne einen Angriffsplan zu ersinnen, sich ganz den Träumereien der wahren Liebe überließ. Dieselbe Schwäche warf ihn endlich zu den Füßen dieser Frau, ohne daß er die Geschicklichkeit gehabt hätte, wenigstens seine Erniedrigung zu benützen. Anstatt eines Geliebten ward er als Sclave aufgenommen, und als solcher lag er zu ihren Füßen.

Doch wie schlecht beurtheilte er diese Kokette! Bei ihr gebietet dem Manne die Klugheit, immer seine Männerwürde zu behaupten, und nie mehr als ein Knie zu beugen. Rudolf fiel nicht nur auf beide Knie, er warf sich ganz nieder. Er wurde ein lächerlicher Liebender, der seinem Ehrgeize meineidig wird, ein Soldat an der Spindel, ein Mann, höchstens gut ein Schnupftuch aufzuheben, oder einen Armsessel zu bringen; kurz ein unbedeutendes Subjekt im Salon seiner Heegensköngin, etwas mehr als der Bediente, der seine Visite meldet, und etwas weniger als das Schooßhündchen, das ihn beißen durfte. Der Ehemann dieser Frau, die ihn so erniedrigt hatte, war alt und zu dumm um eifersüchtig zu sein; und so ward er der Schmeichler dieses Mannes, wie er der Sclave der Frau war. Mit Einem Worte, Rudolf, früher durch Napoleon selbst mehrere Mal ausgezeichnet, ward in diesem Hause ein Bedienter mehr."

„Mit Erlaubniß," unterbrach Barberin seinen Freund, „in diesem Punkte theile ich Ihre Entrüstung gegen Rudolf nicht. Ich will es gestehen, daß er wenig Geschicklichkeit bewies, sich ganz zu überliefern, ohne erst Bedingungen vorgeschrieben zu haben, aber diese kleinen Erniedrigungen, die Sie so sehr aufbringen, sind die niedlichsten Vergehungen der Liebe. Man kann solche Sachen nicht kaltblütig analisiren. Wie Sie mich da sehen, habe ich schon einmal eine Katze porträtirt, einen Papagei in der Musik unterrichtet, und endlich zur größten Erniedrigung diese zwei Engel meiner Angebeteten, wie Heinrich der vierte, auf meinem Rücken reiten lassen."

„Nach sechs Monaten, in denen er jede Laune und Grausamkeit dieser Koketten ertragen hatte," fuhr Guerland fort, „hörte die Täuschung dieses Rudolf nicht auf, und er hoffte noch immer den Preis seiner Zeigheit zu erringen. Er wußte nicht, daß eine Frau mit ihrer Liebe reich macht, aber nie ein Almosen gibt, und ewige Verachtung der Lohn eines um Liebe bettelnden Herzens sei. Ein Blitzstrahl mußte seine Verblendung aufklären und es geschah.

Eines Tages speiste er mit mehreren Offizieren der Garnison im Gasthause; man sprach anfangs über Politik, und als der Wein die Köpfe erhitzte, von den Frauen. Man nannte Namen, man zeigte Briefe, kurz es gab eine Menge Prahlereien und Wetten. Einer der Gäste, immer mehr über seine geringen Eroberungen in die Enge getrieben, widerstand anfangs mit jener faden Zurückhaltung, die den Triumph durch das Geheimniß vermehren soll; endlich überwannte ihn die Trunkenheit.

„„Sie sollen den Namen meiner Dame nicht wissen,"" rief er aus, „„auch über ihren Styl nicht lachen, aber bemessen Sie ihren Werth aus der Beredsamkeit, die sie meinen unglücklichen Nebenbuhlern einflößt."" Der Berauschte warf ein Papier auf den Tisch, — es war ein liebeglühender Brief Rudolfs an Valerie! —

„Valerie!" wiederholte Barberin, der dem Ende der Erzählung sehr aufmerksam zugehört hatte, „das war ein fader Geck!"

„Und doch war es dieser Geck, den sie anbetete! Dieser trunkene Mensch, der die Ehre derjenigen, die ihn liebte, gleichgültig aufs Spiel setzte, und nicht einmal das Verdienst hatte schön zu sein, stand am diesem Tage unter dem Schutze seiner Trunkenheit, am andern Morgen tödtete ihn Rudolf im Duell. Aus Prahlerei hatte der glückliche Geliebte ein von Rudolf an Valerie geschenktes Sträußchen, welches sie ihm wahrscheinlich zusammen mit des verschmähten Nebenbuhlers Briefen gegeben hatte, im Knopfloche. Rudolfs Degen nagelte es fest auf seine Brust und nahm beim Zurückziehen das blutbefleckte Sträußchen mit. Das Sträußchen! hier haben Sie es!" endigte Guerland, und warf die verdorrten Blumen, die er auf dem Balle gezeigt hatte, auf den Tisch, „Rudolf, das bin ich, und diese Frau — haben Sie sie errathen?

Bei diesen Worten lastete sein Adlerblick mit solchem Ausdrucke auf Barberin, daß dieser trotz seiner Festigkeit die Augen unterschlug, doch bald erholte er sich, und rief errötthend über diese unwillkührliche Unterwerfung unbefangen aus:

„Nun, die Moral dieser Fabel?"

„Frau von Valbaunaie schwebte durch zwei Monate

Digitized by Google

nach dem Tode dieses Mannes in Lebensgefahr," fuhr Guerland fort. „Seit dieser Zeit überfällt sie so oft das nervöse Zittern und die geheimnißvolle Reizbarkeit, die Sie bemerkt haben. Einige Zeit darauf ward sie Witwe und ging nach Nimes, ich folgte ihr nach Nimes, sie flüchtete sich nach Lyon, auch dahin verfolgte ich sie, jetzt wohnt sie in Grenoble und Sie sehen mich hier. Ein unabänderliches Geschick bindet mich an sie. Wo sie hingeht, da folge ich nach; ich muß da athmen, wo sie wohnt. Meine Verfolgung wird ihrem Abscheu vor mir gleichen. Das geronnene Blut dieses Gecken hat uns unauflöslich an einander gekettet. Das Gefühl, das sie mir einflößt, vermag ich nicht zu beschreiben; es ist Liebe und Haß, Verlangen und Abscheu, ich liebe und hasse sie zugleich. Ich gäbe die eine Hälfte meines Lebens darum, sie zu besitzen; und die andere, könnte ich sie auf vier und zwanzig Stunden in einen Mann verwandeln. O! ich wollte sie tödten, wie ich ihren Geliebten tödtete. — Sie hat mir übel mitgespielt! —"

„Und jetzt," fuhr Guerland in einem gemäßigteren Tone fort, „hören Sie mich an. Als Sie sich voriges Jahr mit Sabierna schlugen, war ich Ihr Sekundant. Ihre Tapferkeit hat sich schon bewährt, Sie können sich also vernünftig zeigen, ohne daß man diese Klugheit für Feigheit hält. Sie lieben diese Frau nicht, der Zufall hat Sie zu ihr gebracht, und die Laune hält Sie bei ihr zurück, bleiben Sie nicht länger. Kehren Sie lieber um und gehen Sie nach Paris zurück, ehe Sie dort ankommen, werden Sie nicht mehr an dieses Weib denken, und Tausend schönere Frauen erwarten Sie da, die Sie lieben werden. Lassen Sie diese mir, denn ich habe geschworen, daß niemand sie besitzen soll, und sie darf nie mehr die Freuden der Liebe genießen. Sie gehen entweder über meine Leiche zu ihrem Besitze, oder Sie fallen von meiner Hand, und seien Sie dessen gewiß, Sie fallen, ich ahne es. Es ist einmal meine Bestimmung ihre Geliebten zu tödten, weil sie mich verabscheut. Treibe ich nicht ein schönes Handwerk? —"

Bei den letzten Worten versuchte er zu lächeln, seine wilde Physiognomie nahm einen bittern Ausdruck an, und sein Kopf neigte sich erschöpft auf die Brust herab. Trotz seines leichten Charakters und des Widerwillens vor der entstehenden Nebenbuhlerschaft, fühlte Barberin von dieser mörderischen und verzweifelten Leidenschaft sich doch bewegt.

„Aber," sprach er nach einem kurzen Stillschweigen, „hatte sie denn nicht das Recht, Sie nicht zu lieben? Sie mußten ihr zu gefallen suchen? was nützt bei solchen Sachen ein Degen? Sie haben bei ihr mit einem Geschicklichkeitsfehler angefangen, und wollen mit einer unerhörten Grausamkeit enden? Sie! ein Mann von Ehre, ein Soldat, wollen eine Frau ermorden; denn was ist ihr Betragen anders, als ein langwieriger Mord, ein Dolchstoß wäre großmüthiger und menschlicher!"

„Was haben Sie entschieden?" unterbrach ihn Guerland barsch.

Horace erhob sich, und ging überlegend einige Mal im Zimmer auf und ab.

„Wir sprechen nächstens davon," sagte er endlich, „Sie verlangen eine Entscheidung meiner Vernunft, unglücklicherweise geht das bei mir nicht so schnell. Bis morgen."

Der junge Offizier nahm ein Licht von Tische, wünschte seinem Wirthe eine gute Nacht; und begab sich in sein Zimmer.

III.

„Das Abenteuer wird verwickelt," sprach Horace von Barberin, als er allein war. „Ey was! für jetzt wollen wir schlafen."

Mit diesem wohlweisen Entschluße legte er sich nieder, und schlief trotz der Aufregung seines Geistes und seiner Nerven, bald ein. Des Mittags stand er auf, und hielt während der Toilette mit sich Rath.

„Ich habe wahrlich keine drei Auswege. Entweder vorwärts oder rückwärts. Vorwärts, erwartet mich ein Duell mit Guerland, entweder tödte ich ihn oder er tödtet mich, eine sehr hübsche Alternative! Aber ist denn Frau von Valdaunaie das Leben eines Mannes werth? Und endlich, bin ich denn verliebt?"

Die Antwort war schwierig. Die Erfahrung führt oft zum Zweifel. Ein sehr junger Mann wird nie an der Wirklichkeit seiner Liebe zweifeln, sein ganzes Ich ist dabei betheiligt; während jene, die die blumenreichen Pfade der Galanterie schon ein wenig durchwandert haben, gewöhnlich dort diesen Glauben an ihr Herz verloren.

„Und wenn ich zurück weiche, ist es nicht eine Feigheit? Darf ich, Horace Barberino der Barberini, einem solchen wüthenden Wolfe das Feld räumen?"

Der junge Offizier schwankte lange Zeit zwischen diesen zwei Meinungen, ohne sich zu einem Resultate entschließen zu können. Wäre er weniger durch die Frauen verdorben oder mehr verliebt gewesen, gewiß das Aufwallen seiner Leidenschaft hätte die Sache gleich entschieden. Doch sein Ehrgeiz, vielmehr im Spiele als sein Herz, konnte den Widerwillen nicht ganz bezwingen, das Blut eines Mannes, und noch dazu seines Freundes zu vergießen. Tapfer von Natur kam seine eigene Gefahr in gar keinen Betracht, doch der Mann an der Schwelle seines Glückes, den er erst tödten mußte, wollte er darüber schreiten, verursachte alle seine Bedenklichkeiten. Nach einer Überlegung von zwei Stunden, war er noch eben so unentschlossen, wie Hamlet bei dem Beginne seines Monologes.

„Es gibt hier keinen Mittelweg. Ich muß entweder diesen armen Teufel zusammensäbeln um freie Straße zu bekommen, oder zum Rückzuge blasen. Eine hübsche Aussicht! Entweder Blut oder einen Schandfleck auf mein Wappen! Ich wollte, daß der pariser Postwagen auf dem Wege mit diesen zwei Ungeheuern umgeworfen hätte, ohne sie läge ich jetzt ruhig auf meinem Sofa in Paris, und ginge Abends in die italienische Oper. Und doch muß ich mich entschließen! Wie wäre es, wenn ich zu Frau von Valdaunaie ginge?"

Dieser plötzliche Einfall zerstreuete die Ungewißheit Barberins. Ohne seinen Wirth zu befragen, ging er schnell aus

Digitized by Google

dem Hause, frühstückte in einem Kaffeehause, und nahm die Richtung der Straße, die Valerie bewohnte.

„Nach ihrer gestrigen Ohnmacht," dachte er bei sich, „habe ich wohl das Recht mich nach ihrem Wohlsein zu erkundigen. Die Sittsamkeit selbst kann nichts dagegen einzuwenden haben."

Er trat also entschlossen in ihre Wohnung, als wäre ihm sein Besuch förmlich erlaubt worden, und ließ sich melden. Die verwirrte Miene der Kammerfrau, die mit ihm sprach, und mehreres Gepäcke im Vorzimmer, erregte seine Neugierde in zu hohem Grade, um sich abweisen zu lassen; er bestand also trotz der Entschuldigung der Kammerfrau, auf seine Anmeldung. Während des Streites öffnete sich die gegenüberstehende Thür, und er bemerkte auf der Schwelle eines kleinen halbdunkeln Zimmers, die blasse und angegriffene Physiognomie der Frau von Valdaunaie. Ohne auf die Kammerfrau zu hören, näherte er sich der Dame mit dem respektvollen Betragen eines Mannes von Welt. Doch als die Thür sich hinter ihm schloß, wich seine ehrerbietige Haltung diesem Feuer, das die Leidenschaft einflößt, und das die Frauen so gern verzeihen.

„Sie reisen," rief er aus, „und ohne mich zu benachrichtigen!"

Anstatt der Antwort, nahm Valerie einen Brief vom Tische, und reichte ihn ihm. Barberin, seinen Namen auf der Adresse lesend, öffnete ihn schnell. Die junge Frau setzte sich, den Kopf auf die Hand gestützt, auf einen Divan an der Ecke des Kamins und starrte gedankenlos auf den Heerd hin. Die todte Blässe ihres Gesichtes wurde durch die Schwärze ihres Kleides noch gehoben, und ihre verstörte Physiognomie sagte nur zu deutlich, wie sehr die gestrige Scene sie angegriffen hatte. Bloß von Zeit zu Zeit störte das immer häufiger werdende nervöse Zittern die ruhige Lage ihres Körpers, der eine außerordentliche Schwäche zeigte.

„Also glauben Sie es endlich, daß ich Sie liebe, da Sie mir ihre Abreise melden wollten," sprach Horace nach dem Lesen des Briefes, und setzte sich anstatt einen Sessel zu nehmen, zu ihr auf den Divan. Valerie blickte ihn furchtsam, mit einem melancholischen Lächeln an, und sprach mit schwacher Stimme:

„Versprechen Sie, mir nicht zu folgen, und nie wissen zu wollen, wo ich sein werde."

In diesem Augenblicke war Frau von Valdaunaie für ihn so schön in ihrer Traurigkeit, und so verführerisch durch ihre Leiden, daß seine Unentschlossenheit endigte, und sein Entschluß fest stand; der Leichnam Guerland's verwischte sich aus seiner Einbildungskraft, und er sah nichts, als die anbetungswürdige, leidende und gekränkte Frau. Jetzt erst fühlte er das abenteuerliche Blut seiner Vorfahren in seinen Adern sieden, und beifällig hätten die alten Patrizier Venedig's ihrem Sprößlinge zugelächelt, wenn sie ihn begeistert, mit glühenden Wangen und Augen zu den Füssen der Frau von Valdaunaie gesehen hätten.

„Ich weiß alles," sprach er mit zärtlicher Stimme, „Guerland hat mir alles gesagt, doch beim Himmel! ich befreie Sie von dieser Qual, die Sie so lange erdulden mußten. Nehmen Sie mich als Ihren Ritter an. Sonst begaben sich die Opfer eines bösen Vorsatzes unter den Schutz eines ritterlichen Degens, befehlen Sie über den meinigen! Ich werde Ihr Herz nicht als Belohnung verlangen, Sie werden mich erst wiedersehen, bis ich Sie befreit habe; ja ich verlange nichts als das Recht Sie zu vertheidigen und mich für Sie zu opfern, daß die Unschuld der Tyrannei nicht unterliege. Sagen Sie mir, Valerie!" rief er mit leiser Stimme aus, und drückte die ihm überlassene eiskalte Hand, „soll ich diesen Menschen tödten? — Er fällt von meiner Hand," sprach er, als er ihr Schweigen bemerkte.

Die Beredsamkeit seiner wohlklingenden Stimme, seines zärtlichen und zugleich stolzen Blickes verhinderte Frau von Valdaunaie den schrecklichen Sinn dieser Worte zu begreifen, statt zu antworten betrachtete sie ihren Beschützer, vergaß während eines Augenblickes ihre Lage, und verfiel in ihre gewöhnliche Koketterie. Das eitle Vergnügen, diesen jungen, vor den Männern so stolzen Ritter, zu ihren Füssen zu sehen, schmeichelte ihrem Herzen, er gefiel ihr, und das wachsende Feuer ihrer Augen versprach schon ein Geständniß, als es plötzlich erlosch.

„Er wird Sie tödten," sprach sie mit dem Ausdrucke einer finstern Überzeugung.

In dem Augenblicke hörte man den Tritt eines Pferdes auf der Strasse. Frau von Valdaunaie richtete sich auf, horchte einen Moment und erbebte; darauf näherte sie sich dem Fenster, sah durch den Vorhang von Musselin ohne ihn aufzuheben, und winkte Horace durchzusehen. Guerland, durch die Straße reitend, sah zum Fenster hinauf und seine Augen schossen einen doppelten Blitz auf die zwei Liebenden.

Die junge Frau, der Gewalt dieses Blickes unterliegend, stieß Barberin lebhaft zurück, als fürchtete sie, daß Guerland ihn trotz des Vorhanges erblickte, dann schwankte sie taumelnd zum Divan, wo sie sich halbtodt niederließ.

„So kömmt er alle Tage," sprach sie endlich. „Wo ich bin, da reitet er vorüber. Mein Blut erstarrt, wenn ich den Hufschlag seines Pferdes höre, und wenn ich nicht bald sterbe, bringt er mich zum Wahnsinn. Sie haben mich gestern auf dem Balle schön und glücklich gefunden; was halten Sie heute von meiner Schönheit und meinem Glücke?"

Mit einer schnellen Bewegung und einer bei den Frauen seltenen Offenherzigkeit, wandte sie sich gegen das Fenster, um das Licht gerade auf ihre Figur fallen zu lassen. War es ein völliges Vergessen der Koketterie oder eine verfeinerte Koketterie, oder hatte sie vielleicht den Eindruck berechnet, den ihre schmachtende Blässe, ihre rothen Augen und ihre ganze leidende Gestalt auf die großmüthige Seele ihres ritterlichen Geliebten machen mußte? Der Eindruck war tief. Des Abends vorher am Balle hatte Horace sie im Triumphe ihrer Schönheit unter völlig gleichen Verhältnissen angebetet, heute warf er sich mit unbedingter Unterwerfung vor der Frau nieder, die er unglücklich und leidend fand.

„Nur Ein Wort!" rief er mit bittendem Tone, als Ant-

Digitized by Google

wort auf die wirkliche oder affectirte Demuth der letzten Worte Valeriés. „Der Name der Stadt, nach der Sie reisen?“

Diese Worte, mit einem Ausdrucke von Liebe gesprochen, welcher die Kokette trotz des Schreckens, der sie noch bewegte, beinahe betrauschte, machten sie schwanken, sie betrachtete Barberin, wandte den Kopf, sah ihn noch einmal an, und warf ihren Blick auf einen Brief am Kamine, als Mittelweg zwischen einer Bestimmung und einer Zurückweisung. Der Verliebte neigte sich und las die Adresse: „An Frau von Miolens in Toulon. —“

„Toulon!“ rief er leise mit freudenstrahlendem Gesichte. „O! täuschen Sie mich nicht!“

Die schmachtenden Augen belebten sich schnell, und warfen ihm einen jener Blicke zu, die ewige Zärtlichkeit zu versprechen scheinen.

„Also kann Sie nichts von einer unglücklichen Frau trennen,“ sprach sie mit einer Stimme, die schon für die Zukunft die Erkenntlichkeit verpfand. Sie hatten sich, ohne ein entscheidendes Wort auszusprechen verstanden. Ein Lächeln, das den Glauben an das wiedergefundene Glück bewies, verklärte ihre Gesichter, und die durch die Vorhänge sich stehlende Wintersonne umhüllte sie mit ihren schmeichelnden Strahlen.

„Das ist die Hoffnung! Selbst der Himmel ist in unserem Bunde,“ sprach der Geliebte, und zeigte Valerien den Goldstrahl, der im Zimmer glänzte.

„Sie werden einen Monat in Grenoble bleiben und gehen dann nach Paris;“ entgegnete Frau von Valdaunaie mit dem zärtlich bestehlenden Tone einer Frau, die eine neue Eroberung in Besitz nimmt.

„Ja, ich gehe über Paris,“ antwortete er mit einem feinen Lächeln.

„Und jetzt leben Sie wohl,“ fuhr sie fort und reichte ihm die Hand, „er darf nichts merken, daß Sie da waren. In zwei Stunden bin ich abgereist.“

Nachdem Horace die ihm dargebotene Hand feurig geküßt hatte, entfernte er sich durch eine kleine Hinterpforte, die in eine andere Straße führte. Im Stillen über diesen Schein eines beglückten Liebhabers lächelnd, nahm er sich fest vor, an dem lachenden Ufer des mittelländischen Meeres die Wirklichkeit zu erringen. Um jedem Verdachte auszuweichen, ging er nach der Präfektur zur Tafel, und vernahm dort mit großem Erstaunen als Tagesneuigkeit die Abreise der Frau Valdaunaie. Als er in die Wohnung seines Wirthes zurückkehrte, fand er ihn allein in seinem Zimmer, und wurde mit einem kalten durchbohrenden Blicke von ihm empfangen.

„Nun! wann ist unser Duell auf Leben und Tod?“ sprach Barberin eintretend mit nachlässigem Tone. „Haben Sie schon den Streich gehört, den unsere schöne Angelica uns gespielt hat? Sie pflanzt uns hierher wie Roland und Feraguès in die Mitte des Ardennen-Waldes.

„Sie folgen nicht der Frau von Valdaunaie?“ fragte Guerland finster.

„Ich habe weder Ihr Talent, eine verlorene Spur zu finden, noch die Beharrlichkeit nach einer Frau zu laufen, die mich flieht. Ich bin nicht gewöhnt, die Hauben vor mir weglaufen zu sehen. Wenn die Liebe dieser schönen Zauberinn der Preis des Laufes sein soll, so laufe wer da wolle. Uebrigens habe ich so bei meiner Cousine ein kleines blondes Weibchen, Frau von Sermeilla gesehen, die alle meine Ideen verändert hat, die läuft gewiß nicht weiter, als bis zu ihrem Zimmer. Wenn Sie es erlauben, werde ich lieber zwei oder drei Monate hier etwas zu erhaschen suchen.“

Guerland beobachtete ihn mit einer ungläubigen Miene doch machte er keine neue Frage, und antwortete höflich auf dieses Verlangen. Barberin, das erste Mal in seinem Leben vorsichtig, blieb wie seine Dame befohlen hatte, noch einen Monat in Grenoble. Den dreißigsten Tag nahm er, ein dringendes Geschäft, das seine schleunige Abreise nach Paris erforderte, vorschützend, Abschied von seinem Wirthe.

„Hergessen Sie mit meinen Rath nicht.“ Sprach Guerland beim Scheiden. „Sehen Sie nie diese Frau wieder. Es wäre der Tod des Einen von uns beiden.“

Das erste Mal seit vier Wochen wurde Valérie wieder erwähnt. Während der ganzen Zeit hatten beide Freunde gleiche Sorge getragen, diesem Gegenstande in ihren Gesprächen auszuweichen. Doch gerade diese Besorgniß zeigte ein gegenseitiges Mißtrauen, und Barberin glaubte beim Anhören dieser Phrase zu bemerken, daß Guerland ihn eben so gut beobachtete. Doch stellte er sich ganz erstaunt und tief verwundert aus:

„Welche Frau? Ach Frau von Valdaunaie. Diese alte Geschichte! Wo ist sie denn?

„Ich werde es erfahren!“ antwortete Guerland mit dem Ausdrucke eines eisernen Willens.

„Suche nur!“ dachte der Verliebte, der seinen Freund zu täuschen glaubte. „Sie ging von hier nach Turin, ich gehe nach Paris; so pfiffig bist du doch nicht, um zu errathen, wo diese zwei Linien zusammen gehen.“

IV.

Drei Monate nach der Trennung der beiden Nebenbuhler, öffnete sich um die Mitte einer schönen Mainacht in Toulon, leise eine kleine Thür in der Straße Saint-Roch. Man konnte leicht aus der Behutsamkeit des herausschleichenden jungen Mannes bemerken, daß er seine Geliebte den Verläumdungen der mit den pariser Sitten unbekannten Provinzbewohner nicht aussetzen wollte. Vor dem Herausgehen sah er sich noch einmal um, horchte, und bemerkte weder auf der Straße noch an den Fenstern etwas, das ihn hätte beunruhigen können, bloß den entfernten senoren Schall der Meresbeandung vernahm man deutlich in der Stille der Nacht. Mit leichten und schnellen Schritten durchschritt er die Straße Saint-Roch bis zum großen Platze der Stadt, durchkreuzte die ihn umgebenden Baum-Alleen, und nahm die Richtung gegen den Hafen. Bei seiner Ankunft an der Ecke des Marine-Arsenals erregte der Schall eines Schrittes hinter ihm seine Aufmerksamkeit, er wandte sich um, und erblickte einen in einen weiten Mantel gehüllten Mann.

„Schon wieder der Spion der gestrigen Nacht!“ sprach

Digitized by Google

der junge Mann, verstimmt von dieser Begegnung. „Ich will ihm eine Lektion geben."

Er blieb, die Stirn runzelnd, mit einer Miene stehen, die dem kecken Neugierigen keinen glänzenden Empfang versprach. Der Unbekannte, ohne sich im Mindesten darum zu kümmern, schritt langsam vorwärts. Man bemerkte zwischen dem Rande seines Hutes und dem Zipfel des über die Schulter geschlagenen Mantels nichts als zwei vor Wuth blitzende Augen.

„Du gehst zu früh, mein Romeo," sprach er vorbeigehend, „die Lerche hat noch nicht gesungen."

„Seit wann lesen die Spione Shakespeare?" frug der Geliebte mit verachtendem Tone.

„Seitdem sich die Offiziere verstecken!" erwiederte der Mann im Mantel mit spöttischem Lächeln. „Herr von Barberin! Ihr Auge ist heute ermüdet, wie Ihr Arm. Morgen werden Sie beide brauchen. Gehen Sie zu Bette.

Barberin erkannte zu gleicher Zeit die Stimme, den Blick und den rothen Schnurbart, dessen Farbe durch den schwarzen Mantel noch gehoben wurden.

Ehe er noch von seinem Erstaunen über diese Erscheinung sich erholen konnte, hatte Guerland sich schon durch die Hauptstraße entfernt.

Gähnend setzte er seinen Weg fort, und kam bald in seiner Wohnung an, wo er schon nach einer Viertelstunde mit der sorglosen Unbefangenheit des Turenne auf seiner Kanone schlief. Nach einigen Stunden der Ruhe, die er so nothwendig hatte, beschäftigte ihn seine Toilette, bei welcher er die Sorgsalt der Ritter bewies, die sich zur Schlacht mit ihren schönsten Gewändern schmückten. Sein Appetit war unverändert, und nach dem mit Ruhe verzehrten Frühstück, spazierte er lustig die Arie trällernd

„In allem, selbst der Liebe Spiel"
„Ist schon ein Tag bedeutend viel"

mehrere Male in den Alleen des großen Platzes auf und ab, näherte sich dort mehreren Offizieren, deren Bekanntschaft er in Toulon gemacht hatte, und trat endlich in das Kaffeehaus, wo er gewöhnlich seine Journale las. Die erste Person, die er erblickte, war Guerland in einem Winkel des Zimmers, neben einem Offizier. Die Nebenbuhler wechselten einen verachtenden Blick und grüßten sich nicht. Horace schien ganz vertieft in der Lectüre seines Journals, doch waren bloß seine Augen darauf gerichtet; seine Gedanken schweiften weit abwärts, und concentrirten sich beiläufig in dieser Phrase:

„Ich stehe zu Befehl, wann du willst! Aber wärst du auch der Teufel in höchst eigener Person, du sollst nichts dabei gewinnen, selbst nach meinem Tode."

Eine Viertelstunde hindurch blieben die beiden jungen Männer, scheinbar gleichgültig, sitzen. Guerland spielte mit seinem Nachbar Schach, und Horace buchstabirte, seine Cigarre rauchend, das Journal.

In der Mitte des Kaffeehauses plauderten einige Marine-Offiziere mit Lebhaftigkeit. Mehrere in ihrem Regimente vorgefallenen Avancements verursachten einigen unter ihnen eine üble Laune, die sich darüber kränkten, jüngern Offizieren hintan gesetzt zu werden.

„Es herrscht ein Mal dieses System in Frankreich," bemerkte auf einmal Guerland. Bei jedem Avancement werden Gelbschnäbel uns vorgezogen, junge Laffen, die ihre Feldzüge in den Vorzimmern gemacht haben, und den Pulvergeruch nur vom Manöver kennen."

Guerland stand einige Schritte von Barberin entfernt, ihn mit einem Blicke messend, der jedes seiner Worte zu einer persönlichen Beleidigung für ihn machte. Die Augen aller Zeugen dieser Szene richteten sich auf die zwei Offiziere, und alle erwarteten mit Staunen die Antwort auf eine solche Sprache, deren Absicht mit den Händen zu greifen war. Barberin schlug, ohne auszusehen, mit dem Journale auf den Tische, gleichsam um sich Aufmerksamkeit zu erbitten, und sprach mit ruhiger Stimme:

„Da ich unter allen diesen Herren der einzige erst kurze Zeit in der glorreichen Armeen unsers allergnädigsten Königs diene, so betrachte ich den mir so eben angethanenen Schimpf als eine persönliche Beleidigung. Biaroille! fuhr er fort, sich zu einem Offizier wendend, „wollen Sie mir wohl die Freundschaft erweisen, mein Sekundant zu sein, und sich mit Herrn Guerland zu verständigen?"

„Kann die Sache vielleicht geordnet werden?" fragte der Offizier, sich ihm nähernd „fürwahr! diese blitzschnelle Ausforderung scheint mir eine Kriegslist zu sein, die die Neugierigen hintergehen soll."

„Nur durch den Tod des Einen oder des Andern!" antwortete Horace.

Ohne eine andere Bemerkung zu machen, und mit der Gleichgiltigkeit eines Menschen, der gewöhnt ist, mit Leben spielen zu sehen, näherte sich der Seemann Guerland und seinem Gefährten, sprach einige Zeit leise mit ihnen, und kehrte zu Barberin zurück, der ruhig sein Journal wieder genommen hatte.

„Sie sollen zwar eine gute Klinge führen," sprach Biaroille ganz leise, „jedoch kenne ich diesen Guerland als einen Fechtmeister, ich habe also lieber das Pistol gewählt. Es ist recht hübsches Wetter draußen. Was halten Sie von einem kleinen Spaziergang im Hafen bis zur Seine? Mein Rath wäre, den Wein ausdurstinken, da er doch schon einmal eingeschenkt ist."

„Führen Sie mich also trinken!" erwiederte Barberin.

„Nun so will ich meine Pistolen suchen, und zugleich ein Wort mit dem Chirurgus reden, den ich da unten am großen Platze sehe. Allons! in einer Viertelstunde im Hafen."

„Mein heute nicht," erwiederte Barberin lächelnd. „Bestimmen Sie das Zusammentreffen auf morgen früh, um sieben Uhr."

Ohne Einwendung theilte der Seemann diesen neuen Entschluß dem feindlichen Paare mit. Als Guerland diesen neuen Aufschub von vier und zwanzig Stunden erfuhr, hielt er kaum eine Bewegung der Wuth zurück. Er ging aus dem Kaffeehause, mit den Blicken seinen Gegner durchbohrend, der nachlässig ausgestreckt, ihn beim Herausgehen mit

Digitized by Google

einem großmüthigen Lächeln grüßte. Nach Guerland entfernte sich Barberin, miethete einen kleinen Kahn, den er selbst regierte, und fuhr einige Zeit im Hafen spaziren.

Rudeend sang er leise obige Verse, deren Melodie sich ihm wahrscheinlich so gut eingeprägt hatte, weil die Philosophie dieser zwei Verse alle seine Gedanken aussprach. Als die Stunde seiner Visite bei Frau von Valdaunaie kam, begab er sich in der lustigsten Laune hin. Die so eben statt gehabte Scene und das morgige Duell schienen seinen Geist noch zu exaltiren, anstatt zu verdunkeln, und gaben dem Ausdrucke seiner Liebe eine neue Grazie und Lebhaftigkeit. Doch verfehlte diese Übertreibung der Liebeswürdigkeit ihren Zweck. Anstatt sich an dem Feuer seiner Konversation zu erhitzen, wurde Valerie vom frühen Morgen an schon melancholisch, immer trauriger und nachdenkender, bis sich zuletzt ihre Niedergeschlagenheit in Traurigkeit verwandelte.

„Es ist Ihnen etwas zugestoßen?" rief sie plötzlich, „es ist gewiß, hintergehen Sie mich nicht. Wenn Sie sich so viele Mühe geben, mir Ihre Gedanken zu verheimlichen, bergen Sie sicher ein Unglück; ich kenne Ihren Edelmuth. Antworten Sie, ich will alles wissen."

„Ich will! Ei seht doch, welche herrschsüchtige Königin ich mir da erwählt habe," erwiederte Barberin mit ihren Locken spielend; doch umsonst versuchte er durch seine Zärtlichkeit ihren Argwohn zu zerstreuen.

„Antworteten Sie mir, Horace!" fuhr sie, ihm widerstehend, fort. „Welche Gedanken bewegen Sie?"

„Ich liebe Sie, das ist mein ganzes Denken."

Sein graziöses Lächeln hätte in jedem andern Augenblicke Valerie an weiteren Fragen verhindert, heute aber überwand ihre trübe Ahnung alle Lügen der Liebe.

„Sie hintergehen mich," sprach sie, „er ist hier." Horace versuchte umsonst zu lächeln, eine schnelle Röthe verbreitete sich über sein Gesicht.

„Immer dieser Popanz!" rief er heftig aus, um die verrätherische Erröthung zu rechtfertigen. „Ist denn meine Liebe nicht stark genug, Sie von dieser Kinderei zu heilen? Würden Sie an ihn denken, wenn Sie mich liebten?"

Beinahe schmollend, jedoch mehr um dem scharfen Blick Valeriens zu entgehen, stand er auf, und näherte sich dem Fenster; doch schnell zog er sich zurück und verschloß es: denn draußen bemerkte er Guerland, die Augen unbeweglich auf das Fenster der Frau von Valdaunaie gerichtet. Das Unnütze einer Lüge einsehend, die ein einziger Blick ins Freie zerstören könnte, setzte er sich zu seiner zukünftigen Frau, umschlang sie sanft mit seinen Armen, und sprach nach einer stummen Umarmung, deren Zärtlichkeit ein heiteres Lächeln noch vermehrte:

„Ja! er ist hier! aber warum dies Zittern und Beben? Bin ich nicht bei Ihnen? Ich kann es begreifen, daß Sie zitterten, als Sie allein und ohne Schutz waren, doch was haben Sie jetzt zu fürchtrn? Bin ich nicht da? Wenn Sie ihn fürchten, halten Sie mich für unfähig, Sie zu verthridigen. Oder haben Sie mich so verachtet, als Sie mich zu Ihrem Ritter nahmen?"

Langsam glitt er auf seinen Knien herab, ohne die Umarmung, mit der er sie umschlungen hatte, zu verändern. Valerie, die Wangen mit einer tödtlichen Bläße bedeckt, blieb unbeweglich zwischen seinen Armen, kalt und unfühlbar gegen alles, was er zu ihrer Beruhigung sagte.

„Sie haben ihn gesehen?" frug sie nach langem Stillschweigen.

„Ja! wir haben uns begegnet. Denken Sie doch nicht mehr an diesen Mann. Sehen Sie auf mich und sagen Sie mir, ob Sie mich heute mehr als gestern lieben."

„Und Sie werden sich schlagen?"

„Welche Kinderei! Sind wir nicht Freunde?"

„Er ist hier um dich zu ermorden," unterbrach ihn Valerie mit Heftigkeit. „Weißt Du nicht daß ich sterbe, wenn er dich tödtet. Willst du meinen Tod? Wenn ich dir sage: Gehe nicht zu diesem Duell; reisen wir diesen Abend nach Italien, Spanien, oder nach einem andern Lande, wohin er uns nicht folgen kann; wenn ich dies sagte mein Horace, würdest Du gehorchen?—"

„Barberin schüttelte melancholisch lächelnd den Kopf." Könnte ich eine Handlung begehen, die mir Ihre Verachtung brächte?

„Ich habe also errathen!" rief Sie mit gebrochener Stimme. „Wann schlagen Sie sich? Noch heute?"

„Heute? wollen Sie mich wegjagen! Es ist mir so wohl bei Ihnen."

„Schwören Sie mir bei Ihrer Ehre, hier zu bleiben bis Morgen früh."

„Haben Sie meinen Schwur nöthig? erwiederte der junge Mann mit feinem Lächeln, seit langer Zeit bat ich um diese Gnade, warum soll ich es aus Furcht thun müssen? Doch Sie gehen ja auf den Ball zu Frau von Miolens?"

„Also, morgen schlagen sie sich, sprach Valerie mit sich selbst, die Augen starr auf den Boden gerichtet, und mit der Hand über die Stirn fahrend, als ob sie durch diesen magnetischen Druck das Chaos ihrer Gedanken zerstreuen wollte.

„Ja! ich gehe auf den Ball," sprach sie endlich, „doch kehre ich bald zurück. Sie erwarten mich, ohne auszugehen: ich habe Ihr Wort. Wenn Sie es brechen, haben Sie mir entsagt."

„Wollen Sie mich einsperren? sprach Horace lachend, nehmen Sie den Schlüssel des Zimmers im Ball-Sträußchen mit."

Die junge Frau erbebte bei dem Worte „Sträußchen." Horace bemerkte seinen Fehler und versuchte ihn gut zu machen. Valerie, versichert durch das Versprechen ihres Geliebten nicht auszugehen, wurde wiedee zärtlich und sparte nichts, um, wie sie lächelnd sagte, den Kerker ihres Gefangenen reizend zu machen. Ihn mit der zärtlichsten und sublimsten Aufmerksamkeit, um derentwillen man einer Frau alles verzeiht, umgebend, entwickelte sie in den kleinsten Nuancen ihrer Unterhaltung, in der niedlichen Zubereitung zur Mittagstafel, bei der sie selbst präsentirte, kurz in den kleinsten Ereignissen dieses Tages, der vielleicht ihr letzter war, einen Schatz von

Digitized by Google

Verführung, der ihm ganz neu war. Nie hatte sie ihm so schön, so verführerisch geschienen.

„Arme Valerie!" dachte Horace, „Sie ist wie ein Kind! Ein Versprechen beruhigt sie, ein Wort betrügt sie und Guerland glaubte sie zu kennen! Morgen vielleicht. — — —"

Er verjagte den Gedanken an Morgen, dieses Gift in allen Früchten der Gegenwart, und dachte, Liebe für Liebe gebend, nur an das heutige unaussprechliche Glück. Dieser Tag war ihm einer derjenigen, von denen die Liebenden sagen: Noch Einen und dann sterben.

Alles die Stunde des Balls kam, ließ Frau von Valerie sich ankleiden. Mit der Geschicklichkeit, die die Uebung gibt, beendigte Horace die Toilette der Frau von Valdaunaie, die bald Frau von Barberin heißen sollte, er veränderte nach seiner Laune die Stellung ihrer Blumen und Haare, und zog ihr die Handschuhe an, nachdem er nicht unterlassen hatte, mehrere Mal die runden sammtweichen Arme zu küssen, die ihm schmachtend überlassen wurden. Eine lebhafte Röthe färbte das Gesicht der Frau von Valdaunaie, erhöhte den Ausdruck ihrer Augen, und gab ihrer Schönheit einen ungewöhnlichen Glanz.

„Engel!" sprach der Geliebte, als sie Abschied nahm, „ich werde bis zu deiner Zurückkunft eifersüchtig sein.„

Die junge Frau senkte den Kopf, ohne zu antworten, verweigerte den letzten Kuß, den er verlangte, und entfernte sich nachdem sie Horace in ihrem Zimmer eingesperrt hatte.

Einen Augenblick später verkündigte das Rollen eines Wagens ihre Abfahrt.

Der Geliebte, treu seiner sorglosen Philosophie, streckte sich ungenirt auf einen Divan aus, wo er bald, durch Hoffnungen gewiegt, sorglos schlummerte. Frau von Valdaunaie hatte ihre Kammerfrau in den Wagen mitgenommen. Als sie in die Strasse der Frau von Miolens kamen, lies Valdaunaie anhalten.

„Justine! haben Sie mir nicht gestern seine Wohnung gesagt?" fragte sie mit dumpfer Stimme, „ich erinnere mich nicht mehr daran, ich habe kein Gedächtniß mehr."

„Im Gasthause zum goldenen Löwen," antwortete die Kammerfrau eben so verstört, als ihre Frau, auf einem kleinen Platze, fünfzig Schritte von hier.

„Es ist gut! erwarten Sie mich hier," sprach Frau von Valdaunaie im Absteigen und entfernte sich schnell, ohne den Bedienten mitgehen zu heißen. Es war eilf Uhr, die Straßen schon leer; beim letzten Schlag der Glocke klopfte sie an die Thür des Gasthauses zum goldenen Löwen.

V.

„Der Herr Rittmeister Guerland!" frug Valerie den Bedienten der ihr öffnete.

Der Bediente, eine von Kopf bis Fuß verhüllte Frau bemerkend, wich einen Schritt zurück. — „In Numero fünf Madame. — Der Herr nimmt keine Visite an," schrie er, sich an seine Befehle erinnernd, doch die geheimnißvolle Unbekannte war leicht, wie ein Schatten, vor ihm vorbeigestrichen.

An einem Tische sitzend, schrieb Guerland wahrscheinlich sein Testament; einige Papiere waren so eben verbrannt worden, und das Zimmer hatte einen starken Geruch von Siegelwachs. Trotz der zwei brennenden Kerzen, konnte das Auge doch nur mit Mühe in der Ecke ein geöffnetes Frileisen, auf dem Bette zwei mit ihren Riemen zusammen gebundene Degen, und auf dem Kamine ein geschlossenes Pistolen-Futteral bemerken. Durch den Lärm der Thüre, die sich öffnete, ohne daß jemand geklopft hätte, wandte der Offizier sich um. Das Erstaunen und der Schrecken entlockte seiner Brust einen dumpfen Schrei.

Frau von Valdaunaie stand vor ihm. Ihr Mantel glitt herunter, und ihre Schönheit entfaltete sich im ganzen Reize ihrer Toilette, wie ein von Wolken entschleierter Stern. Ihr Gesicht, gefärbt durch das Fieber, spiegelte die Rosafarben ihres Kleides ab, und die Augen, starr auf ihren Verfolger gerichtet, drückten eben so viel Festigkeit, als Furcht aus. Trotz der Grazie dieser Erscheinung empfand Guerland weder Stolz noch Glück, aber eine Art Schrecken: Die Gegenwart Valeriens in seinem Zimmer, und diese Stunde war für ihn ein so unerwartetes Ereigniß, daß eine Anstrengung seiner Vernunft nöthig war, um ihn zu überzeugen, daß es nicht das Spiel einer übernatürlichen Vision sei. Nach einigen Augenblicken einer wechselseitigen stummen Betrachtung, schritt Guerland auf sie zu. Die junge Frau wies ihn mit einer Bewegung der Hand zurück. „Valerie!" rief der verschmähte Liebhaber, den ein einziger Blick wieder in seine alte Sklaverei zurück gezwängt hatte.

„Ehe Sie mit mir sprechen, hören Sie mich an," sprach Frau von Valdaunaie mit zitternder Stimme. „Vielleicht habe ich gegen Sie unrecht gehandelt; und wenn dem so ist, werfe ich mir es bitter vor; sehr groß muß mein Vergehen gewesen sein, wenn es Ihre Grausamkeit rechtfertigen soll. Das Urtheil, das Sie mir gesprochen haben, dauert schon zu lange, ich habe keinen Muth und keinen Willen mehr, Sie haben mich unter Ihrer eisernen Hand gebrochen. Was wollen Sie von mir? Mein Leben? Nehmen Sie es hin, ich gebe es ganz in Ihre Hände."

Voll Würde und mit der Miene eines Opfers, das sich erhaben überliefert, schritt sie auf ihn zu.

„Ihr Leben! „antwortete Guerland bitter lächelnd, „Sie wissen wohl gut, daß ich selbst in dem Augenblicke die Thorheit beginge, das meine zu opfern, wenn Sie es verlangten. Nicht Ihr Blut ist es, was ich verlange, Valerie!"

„Es ist das seinige! Nicht wahr?" rief sie heftig aus, „Sie wollen ihn tödten, weil er mich liebt, und tödten mich zugleich; ich liebe ihn, und stirbt er, sterbe ich auch!"

„Es sind jetzt drei Jahre, daß Sie dasselbe sagten, sind Sie damals gestorben?"

Diese Worte mit ironischer und unversöhnlicher Stimme gesprochen, fanden sie ruhig, antstatt sie zu verwunden; sie lächelte verächtlich.

„Ich war zwei und zwanzig Jahre alt, und die Frau eines Greises. Mein Gemahl war zu gut und Sie ...."

„Madame, die Frauen haben immer Recht; Ich bin

Digitized by Google

schwach wie ein Kind, wenn ich Sie sehe, jedoch allein höre ich nur auf meinen Degen!"

Bei diesen Worten warf die Idee der Gefahr, die Horace bedrohte, Frau von Valdaunaie auf ihre Knie, um das Mitleid des Mannes zu erflehen, den sie sonst vor sich, wie einen Sklaven gebeugt hatte.

„O, tödten Sie ihn nicht!" rief sie mit Angst und Verzweiflung; „er war Ihr Freund, er hat Sie nicht beleidigt; kann denn mein Leben Ihrem Haße nicht genügen? „Frauen tödtet man nicht, und ich haße Sie nicht," erwiederte Guerland, dessen funkelnde Augen schnell ihren Ausdruck geändert hatten. Trotz der Anstrengung Valeriens auf den Knien zu bleiben erhob er sie zu sich. „Ich liebe Sie," sprach er mit tief bewegter Stimme, „ich liebe Sie, wie Sie noch niemand zu lieben wußte. Es steht in ihrer Macht das Leben dieses Mannes zurück zu erkaufen."

Frau von Valdaunaie verstand diese Worte und den Blick, der sie begleitete; doch wandte sie die Augen nicht weg und ihre Wangen erröthteten nicht, es gibt Aufopferungen deren Exaltation die gewöhnliche Bewegung der Scham beherrscht.

„Schwören Sie mir," rief sie aus, „bei dem Theuersten Ihrer Seele, daß dieses Duell nie stattfinden wird, weder morgen noch jemals.„

„Er ist Edelmann und ich bin Soldat; die Herausforderung geschah öffentlich," antwortete Guerland mit einer Verwirrung, die den steigenden Triumph seiner Augen auf einen Moment verdrängte.

„Gilt Ihr Ruf mehr als der meine?" sprach Valerie heftig, „Ich verlange Ihr Wort, ohne Vorbehalt und Zweideutigkeit; Sie haben dieses Duell verursacht, Sie müssen es verhindern. Sie entschuldigen sich morgen, so gut Sie können und Niemand wird Sie deßhalb der Feigheit beschuldigen. Schwören Sie mir das bei Ihrer Ehre, und ich will . . . . Ihnen glauben."

„Ich schwöre es bei meiner Ehre und meiner Liebe," erwiederte Guerland, berauscht von seinem Glücke, und fiel der jungen Frau, um deren Liebe er so lange vergebens gefleht hatte, zu Füßen, doch war es jetzt der Herr und nicht der Sklave, der sich vor ihr nieder warf.

Als Frau von Valdaunaie um zwei Uhr des Morgens in ihre Wohnung trat, fand sie Horace auf dem Divan fest schlummernd. Sie setzte sich in einen Winkel des Zimmers und weinte. Ihr Schmerz brach am Ende in so lautes Weinen und so convulsivische Seufzer aus, daß Barberin erwachte.

„Es ist schon sieben Uhr!" rief heftig der junge Mann. Er stand auf, öffnete einen der Fensterladen, und sah nach der Uhr; jetzt erst bemerkte er Valerie, die sich ihm näherte, mit trockenen Augen, ein Lächeln auf den Lippen.

„Sie haben mich schlafen lassen," sprach er im zärtlichen Tone des Vorwurfes, „und jetzt bricht der Tag an, ich muß Sie verlassen."

„Diesen Abend!" rief sie, sich in seinem Arme werfend, und seine feurige Umarmung erwiedernd.

„Diesen Abend?" dachte Barberin, „werde ich diesen Abend wiederkommen? Pah! Weg mit dieser Empfindsamkeit; sie schwächt die Nerven und verdirbt die Sehkraft, und die werde ich heute brauchen."

„Diesen Abend, mein Engel, mein Leben!" sprach er noch einmal, und noch einen Kuß von den Lippen seiner Geliebten nehmend, als wollte er in dieser Umarmung ihre Seele einhauchen, stürzte er aus dem Zimmer.

„Er wird leben," rief Valerie aus, als er verschwunden war, „doch ich! Ich werde unbedauert sterben."

Als die Kammerfrau, unruhig über die tiefe Stille in dem Kabinette ihrer Gebieterin, hinein trat, fand sie Valerien leblos und kalt auf dem Fußboden.

Der Abend brach schon an, als sie erst aus ihrer Ohnmacht erwachte. Ihr erstes Wort, das man für einen Anfall von Delirium hielt, war die Frage, ob ein Schiff im Hafen bereit wäre, auszulaufen. Der Gedanke, vor diesem, in ihrer Verfolgung so hartnäckigen Menschen, auf eine wüste Insel zu fliehen, entwand sich am ersten dem Chaos ihres Geistes, doch verbot ihr die Klugheit auf die Beantwortung dieser Frage zu dringen. Belästigt von den Sorgen, mit denen man sie überhäufte, wollte sie allein sein, und ließ die Dienerschaft, bis auf ihre Kammerfrau sich entfernen.

Als die Nacht begann, setzte sie sich an das Fenster. Hier blieb sie, verborgen hinter dem Vorhange, den Kopf auf ihre Hand gestützt, vertieft in eine Träumerei voll Traurigkeit und Niedergeschlagenheit, die von Zeit zu Zeit bloß durch die leidenschaftliche und mörderische Gestalt Guerlands, wie durch ein Gespenst unterbrochen wurde.

Ihre Seele schwankte in dem Zweifel, ob er seinen Schwur gehalten, ob er ihn gebrochen habe. Trotz dieses immerwährenden Wogens ihrer Einbildungskraft, hafteten ihre Augen fest auf allem, was in der Straße sich ereignete; und folgten stets mit getäuschter Erwartung jedem Manne, der Barberin ähnlich sah. Nach und nach wurden die Vorübergehenden immer seltener, die Läden schloßen sich, und die Strasse versank in immer tiefere Stille. Die Glocke, den Schluß der Festungsthore verkündend, hatte längst aufgehört zu läuten, und endlich schlug es Mitternacht, die Stunde der Liebe und des Grabes; die Stunde, in welcher Horace der Bewachung und Eifersucht Trotz bietend, jeden Abend mit ihr plaudern kam. Beim letzten Schlage der Glocke zog Valérie mit einem Freudenschrei vom Fenster sich zurück, sie hatte ihn, den sie erwartete, langsam an den Häusern vorbeischleichend, bemerkt; sie erkannte ja seinen leisen Tritt, seinen Gang unter tausend Andern. Ihr Herz erhob sich, als sie den Geliebten, dessen Leben sie so theuer erkauft hatte, sich nahe fühlte, und ohne ein Licht zu nehmen, stürzte sie sich, ungeduldig, Horace die Hand zu drücken, durch ihr Ankleidezimmer, öffnete dort eine verborgene Hinterthür, und warf sich freudetrunken in die Arme des eintretenden Mannes.

„Horace!" rief sie, ihn mit Leidenschaft an ihre Brust drückend.

„Valerie!" antwortete eine tiefe Stimme, deren Ton ihr das Blut in den Adern erstarren machte.

Frau von Valdaunaie fiel in die Arme Guerlands, der sie in ihr Zimmer trug, sie auf ein Sofa setzte, und nachdem

Digitized by Google

er die Thür geschlossen hatte, sich ihr mit dem ironischen Lächeln näherte, das sie schon einmal gesehen hatte, als er ihren ersten Geliebten ermordete.

Unvermögend sich zu bewegen, betrachtete ihn Valérie mit stierem Blick.

„Hier bringe ich Ihnen Ihren Schlüssel," sprach er langsam, „es ist nicht wohlgethan, so den Zutritt zu seinem Gemache frei zu geben."

„Horace!" stammelte Frau von Valdaunaie, den schrecklichen Sinn dieses durch die Liebe gegebenen, und durch die Rache zurückgebrachten Schlüssels nur halb verstehend.

„Da ist Ihr Portrait," fuhr Guerland mit unveränderter Stimme fort, und überreichte ihr ein, an einer mit Blut bespritzten Haarschnur hängendes Portrait.

„Horace!" murmelte Valérie, langsam vor dem Mörder ihrer Liebe auf die Kniee fallend.

Guerland betrachtete sie lange mit einem Blicke, der die Rache für alle seine erlittenen Qualen einzuathmen schien. Sonst lag er zu den Füßen dieser Frau, und sie hatte ihn nicht aufgehoben, jetzt ließ er sie auf ihren Knien vor sich liegen.

„Liebten Sie diesen mehr als den andern?" frug er endlich mit mitleidslosen Lächeln.

„Horace!" lispelte die unglückliche Frau.

„Der Kirchhof ist tausend Schritte von hier," fuhr Guerland fort. „Wenn Sie morgen an Ihrem Fenster stehen, können Sie Ihren Horace vorbeitragen sehen. — Wann kömmt der dritte, Madame?" endigte er, sich zu Valerien herabbeugend.

Ein schwaches Zucken verkündigte noch das Leben Valerien's.

„Ich habe dich betrogen," sprach Guerland, sie heftig in seine Arme schließend, „und meinen Schwur gebrochen, denn ich habe früher einen andern geschworen. Ich wollte deinen Horace tödten, als du mir nicht angehörtest, jetzt da du mein warst, wie konntest du glauben, ich werde dich ihm wiedergeben. Du gehörst mir, Valerie! mir allein! und ich werde dich zu hüten wissen, wie ich dich zu erringen wußte.

VI.

Im Jahre 1830 hatte Guerland wieder Dienste genommen und befehligte zu Straßburg ein Regiment Jäger. Er war verheirathet, Frau von Valdaunaie seine Gemahlin.

Eines Tages bemerkte sie der Marineoffizier Biarville, Secundant Barberins, an dem Arme desjenigen, der den Abkömmling der Dogen in dem Augenblicke getödtet hatte, wo die glücklichste Heirath geschlossen werden sollte. In dem Eifer seines Unwillens, über diese Treulosigkeit, erzählte er der Gesellschaft Alles, was er von diesem Abenteuer wußte. Frau von Guerland wurde das Thema einer Konversation, wo mehrere Mal Shakespeare's Ausruf erwähnt wurde: „Frailty! thy name is woman!

„Schwachheit! dein Name ist Weib!"

„Doktor! welchem geheimen Organe, welcher Erhöhung im Gehirn würden Sie wohl diese unerhörte Aufführung einer Frau zuschreiben?" fragte ein junger Mann einen bejahrten Arzt, dessen schwarzes und lebhaftes Auge auf den ersten Blick einen scharfsinnigen Beobachter kund gab. Der Arzt schüttelte mehrere Mal lächelnd mit dem Kopfe und antwortete:

„Die Leidenschaften ersetzen und zerstören sich in der moralischen Welt, wie die Geschöpfe in der physischen. Eine durch die Andere; die Jungen tödten die Alten, die Starken, die Schwachen, die Großen die Kleinen. Das Weib handelt

Digitized by Google

bei diesem unbeständigen Wechseln, das Sie Laune und Leichtsinn nennen, sehr logisch. Ahmt sie nicht die Natur nach? Die Koketterie, die Blume des Geistes und die Liebe, die Blume des Herzens, sind nicht die einzigen Blüthen der Seele. Es bleibt immer noch ein Keim für sublimere, dem gemeinen Gemüthe unverständliche Leidenschaften. Wer weiß? Vielleicht rechnet Frau von Valdaunaie die glücklichste Zeit ihres Lebens von dem Tage an, wo diese eiserne, zweimal in dem Blute ihrer Liebe gebadete Hand sie errungen hat. Der Schrecken, dem Vergnügen beigemischt, fließt aus einer Quelle, an der Wenigen zu trinken vergönnt ist, doch diese Wenigen berauschen sich daran."

„Übrigens," sprach ein junger Schriftsteller, „wer sagt dir, mein Freund, daß diese Frau nicht einige Rache nimmt? Betrachte den Obrist; suche den frühern Muth in diesem erloschenen Auge. Ich hielt ihn für einen Sechziger, und doch behauptet Herr von Biarville, daß Guerland zur Zeit dieses Duells drei und zwanzig Jahre alt war. Haben Sie ihn je lachen gesehen? Wer erreicht den Zweck der Rache besser? Die civilisirte Gerechtigkeit, die das Leben mit einem Hiebe nimmt, oder die Wilden, die ihrem Gefangenen Glied für Glied abreißen und um ihn herum tanzen? Diese Frau scheint mir grausam, wie die Gerechtigkeit der Wilden. Ist ihr Gemal nicht blaß und schwächlich wie er es nie war? Sonst schmachtete sie im Gram dahin, heute! — Sehen Sie den Obrist an!"

„Haben sie Kinder?" frug der junge Mann.

„Ah, Sie sind Mediziner!" rief, sich verbeugend, der Doktor.

Es entstand eine plötzliche Bewegung unter der Menge, die dem beinahe ohnmächtig weggeführten Obrist Platz machte. Seine Gemahlin begleitete ihn mit dem Ausdrucke einer Zärtlichkeit, welche der Vorsicht einer Löwin glich, die die Beute aus ihrer Höhle trägt, um sie in einer Andern zu verzehren.

Chlorinda, oder das Perlenhalsband.

Das Londoner Leben hatte mich durch die vier Jahre meines Aufenthaltes daselbst so stumpf für alle feinen Genüsse gemacht, daß ich mich sehr nach einer Wohnorts-Veränderung sehnte und das Anerbieten meines Onkels, des Ministers, ein Amt in unsern mittelländischen Meer-Kolonien zu bekleiden, mit Vergnügen annahm.

Um diese Zeit begann mein vertrauter Umgang mit Alfred Mowbray. Wir hatten uns zwar schon früher, im Verkehr der Welt, öfters begegnet; aber bei dem unaufhörlichen Wechsel der Gesellschaft in London, wo die Menschen, wie die Figur eines Kaleidoskops zufällig zusammengeschüttelt werden, um wie sie, vielleicht nie wieder zusammen zu treffen, ist es der Zufall, und nicht die Neigung, die den Grad der Bekanntschaft auch zwischen denen bestimmt die sich in einem und demselben Zirkel bewegen, und so hörte ich manchmal in in einer ganzen Saison nur ein einziges Mal am andern Ende der Tafel, die muntern Töne und das herzliche Lachen Alfreds. Ich fühlte mich von jeher zu ihm hingezogen, und seine glänzenden Erfolge in der Welt flößten mir keine Eifersucht ein. Bei näherer Bekanntschaft fand ich den Grund davon in seiner ungekünstelten Bescheidenheit, die so weit ging, daß er allein von seinen Triumphen und seiner Beliebtheit nichts zu wissen schien.

Eine solche Stellung in der Welt, mit einem solchen Charakter verbunden, war ein zu beneidenswerthes Loos, um dauerhaft zu sein; wirklich hatte auch die immerwährende Thätigkeit seines Geistes und die Lebhaftigkeit seiner Empfindungen bereits ein Nervensystem überreizt, das unter dem trügerischen Anschein der Gesundheit und Kraft, einen Keim des Siechthums und eines frühzeitigen Todes barg.

Es läßt sich leicht denken, daß Lora und Lady Mowbray die ersten zweifelhaften Symptome dieser Art bei ihrem einzigen Kinde ängstlich bewachten; und obgleich er selbst jede Bemerkung darüber hinweglachte, gab er endlich doch ihren anhaltenden Bitten nach, mich an die Küste des mittelländischen Meeres zu begleiten, und den Winter unter einem milderen Himmelsstriche zuzubringen.

Einige Tage vor unserer Abreise erhielt ich eine Einladung zu einem Diner in Portman-square bei Lora und Lady Mowbray. Ich hätte mich gerne entschuldigen lassen; Portman-square war für mich ein unentdecktes Land, und sechs Uhr eine ungewöhnliche Stunde; aber Alfred wünschte es, und ich ging. Alfreds Eltern hatten sich schon lange aus der Welt zurückgezogen, und ich kannte keinen von beiden. Von Lord Mowbray, der seitdem gestorben ist, ist mir nichts im Gedächtniß geblieben, als daß er ein stiller Mann mit einem kahlen, reichgepuderten Kopfe war. Lady Mowbray war eine ältliche Dame mit altväterischen Manieren, die man mir stets als ein Muster der Langweiligkeit geschildert hatte; ich fand sie nicht so, denn was sie sprach, kam warm aus ihrem Herzen. Sie sprach von ihrem einzigen Sohne, von dem sie sich bald auf so lange, und so weit trennen sollte, und ich erstaunte über ihre Beredsamkeit. Auch war ich über die Vertraulichkeit, mit der eine sonst so zurückhaltende Dame einen gänzlich Fremden behandelte, überrascht; aber sie betrachtete mich nicht als einen solchen, da ich bei ihrem Sohne eine Zeitlang ihre Stelle zu vertreten berufen war.

„Auf Eines muß ich Sie noch aufmerksam machen," sagte sie unter Andern; „ich habe den Charakter meines Sohnes sorgfältig studirt, und bin fest überzeugt, daß seine Leidenschaften einer stärkern Aufregung fähig sind, und auf seine Aufführung und sein Lebensglück einen gefährlichen Einfluß

Digitized by Google

gewinnen können, als man aus den leichten vorübergehenden Verbindungen schließen sollte, die er bisher angeknüpft hat. Ich hatte freilich einst ruhigere Aussichten für ihn," fügte sie hinzu; meine Aufmerksamkeit auf ein reizendes, blasses Mädchen lenkend, die am Piano saß, und deren furchtsame, verstohlene Blicke auf Alfred, ich schon während der Mahlzeit bemerkt hatte. Sie war, wie ich später erfuhr, Lord Mowbray's Mündel und ihr reiches Erbe wäre vortrefflich zu Statten gekommen, die verschuldeten Familiengüter frei zu machen. „Aber," fügte die gute Dame hinzu, ‚ich habe über diese Gegenstände vielleicht schon zu viel gesprochen: es gibt Gefahren, vor denen zwar ein Mutterherz zittern, aber keine Freundschaft bewahren kann."

Ich übergehe die Vorbereitungen, so wie auch den Anfang unserer Reise. Es würde dem Leser kein Interesse gewähren, obgleich die reizenden Gegenden, durch die wir gleich Anfangs kamen, uns so fesselten, daß wir den günstigsten Zeitpunkt zum Übergang über den Simplon versäumten. Bei unserer Ankunft zu Brigg hatten wir daher mit den gewöhnlichen gastfreundlichen und gastwirthlichen Versuchen, uns von der Fortsetzung unserer Reise abzuschrecken, einen harten Kampf. Man übertrieb die Gefahren des Augenblicks. Man erzählte uns unter mehreren Andern, daß Tags zuvor ein italienischer Cavalier, sich von seiner Ungeduld hinreißen lassen, seine Abreise in einer leichten Chaise zu beschleunigen. Er hatte sein Gefolge zurückgelassen, mit gemessenem Befehl, ihm mit der schweren Berline nachzukommen. Da aber bisher noch keine Nachricht von seiner glücklichen Ankunft gekommen sey, wage es das Gefolge nicht, bei diesem Wetter aufzubrechen. So sollten denn auch wir Nachrichten abwarten. Die anwesenden Frauen waren besonders über das Schicksal einer jungen Dame besorgt, die den Marchese mit ihrem Kinde begleitet hatte. Die Furcht, eine fernere Säumniß dürfte den Übergang auf längere Zeit unmöglich machen, bestimmten uns jedoch, ohne weiters aufzubrechen.

Wir machten uns also gleich nach Mitternacht auf den Weg, da die Schneestürme, denen der Reisende auf dem Gipfel ausgesetzt ist, Nachmittags am gefährlichsten sind. Es hatte den ganzen Tag über geschneit, — nun war eine helle, kalte Mondnacht. Nach einem oder zwei mißlungenen Versuchen, zu scherzen, verfielen wir beide in nachdenkliches Schweigen. Die Neuheit des Schauspiels verscheuchte den Schlaf, und doch war etwas in der schweigenden, schaukelnden Bewegung des Wagens, wie er durch die tiefen Schneemassen langsam vordrang, was, wenn auch nicht Schlaf, doch jenen schlafähnlichen Zustand des Geistes beförderte, der, wie im Traume, die verschiedenartigsten Bilder durch die seltsamsten Mittelglieder verbindet. Die runden Schneemassen, vom Mondlichte beschienen, erinnerten mich an Lord Mowbray's gepuderten Kopf; dieser an Lady Mowbray; ihre Vorlesung über die Liebe, ihre Furcht vor dem Einfluße derselben auf ihren Sohn. Der tiefe Schnee machte ein schnelles Fortkommen unmöglich, wir mußten erst Wege bahnen lassen, und versäumten so mehrere Stunden. Je weiter wir vordrangen, desto mehr wurden wir überzeugt, für unser Unternehmen einen unglücklichen Zeitpunkt gewählt zu haben. Die Führer gebrauchten augenscheinlich mehr als gewöhnliche Vorsicht, um sich gegen den kommenden Sturm zu wehren; und zwei oder drei Älpler, die den Berg hinabeilten, riefen uns im Vorübergehen Worte zu, die wie eine Warnung klangen, deren Inhalt wir aber nicht verstanden, denn der Sturm erstickte den halbgeäußerten kaum gebornen Laut, und riß ihn triumphirend auf seinen Schwingen mit sich fort.

Endlich, kurz nach Sonnenaufgang, vermochten die vereinten Anstrengungen von Mann und Vieh nichts mehr gegen die Macht des Sturmes, unser Wagen fiel auf die Seite, und versank immer tiefer im Schnee. Trotz aller Bitte unserer Führer beschlossen wir den Weg zu Fuße fortzusetzen. Eine Zeit lang hatten wir vollauf zu thun, uns nur auf den Füssen zu erhalten; eine kurze Windstille jedoch, erlaubte uns eine Schneewand zu erreichen, die uns vor dem Winde schützte. Nun ging es etwas leichter vorwärts, obgleich der dichte Nebel, in den wir gehüllt waren, uns die Abgründe, die uns von allen Seiten umgaben, nicht eher erblicken ließ, als bis wir hart am Rande standen. Auf einmal glaubten wir menschliche Stimmen zu vernehmen, als brächte uns der Wind den Hilferuf von Verunglückten, die vor uns den Berg erstiegen hatten. Wir horchten, der Nebel ließ uns nichts Näheres gewahr werden. Auf diesen Höhen jedoch ist es nichts Seltenes, daß die dickste Finsterniß mit der sonstigen Helle abwechselt. Ein Windstoß drückte plötzlich die Wolken ins Thal hinab. Die Sonne brach strahlend hervor, und wir erblickten, einige Schritte von uns die Gestalt einer Frau, ein Kind in den Armen, an eines jener gigantischen Kreuze gelehnt, die die Straße bezeichnen.

Ich habe den größten Theil meines Lebens im Lande der Schönheit zugebracht; ich habe seine gepriesensten Schönen in ihren glücklichsten Stunden des Stolzes und der Eroberung gesehen; aber nie, weder vor- noch nachher hat Eine einen solchen Eindruck auf mich gemacht, wie die himmlische Schönheit derjenigen, die uns hier so unerwartet erschien. Sie bemerkte uns nicht eher, als bis wir ganz nahe herangekommen waren; so versunken war sie in die Sorge um ihr Kind, das sie mit all' den Schutzmitteln, die offenbar für sie bestimmt waren, gegen die Kälte verwahrte. Es war jämmerlich anzusehen, wie sie selbst dem rauhen Wetter so ganz blosgestellt war. Ihr schlichtes schwarzes Kleid, die gewöhnliche Tracht des Landes, ließ mich über ihren Stand im Zweifel. Als sie aber ihr Halstuch abnahm, um auch dieses dem Kinde umzuhängen, erblickte ich ein Perlhalsband, prächtiger als ich je eins gesehen hatte. Es war etwas so Sonderbares um einen solchen Schmuck, zu dieser Zeit, an diesem Orte, daß er mir um so mehr auffiel. Ich erwähnte es späterhin gegen Alfred, aber er hatte es nicht bemerkt; seine Aufmerksamkeit hatte einen besseren Gegenstand gewählt. Als er ihr schüchtern seinen Beistand anbot, richtete sie ein Paar wunderschöne schwarze Augen auf ihn, und antwortete mit einer Stimme, deren Melodie die Schneewüste um uns in ein Paradies umwandelte.

Das beste Mittel, uns nützlich zu machen, war Zweifels ohne, einige von jenen Pelzmänteln und Decken herbeizuschaf-

Digitized by Google

fen, mit denen der Reisewagen eines Engländers stets reichlich versehen ist. Alfred, die Dame meinem Schutze empfehlend, eilte an den Ort, wo wir den Wagen gelassen hatten. Der Nebel hatte sich nun so weit gelegt, daß ich im Stande war, eine Gruppe Kantonbauern zu bemerken, die einen halb im Schnee begrabenen Wagen aufzurichten suchten, in dem ich ohne Mühe die Chaise erkannte, von der im Gasthofe zu Brigg die Rede gewesen war. Eine große, schlanke Gestalt in einen Soldatenmantel gehüllt, gab dabei die nöthigen Befehle. Er wandte sich plötzlich um, und ging schnell auf uns zu. Erröthend und mit sichtbarer Verlegenheit gab sie ihm Aufschluß über das Vorgefallene. Hierauf dankte er mir höflich genug in französischer Sprache, und richtete einige italienische Worte an sie, die zwar auf mich keinen Bezug zu haben schienen, aber in so herbem, rauhem Tone gesprochen wurden, daß ich gleich überzeugt war, nur ein Ehemann, und zwar ein unzufriedener, könne ein solches Geschöpf so anreden. Nachdem er mich flüchtig gemustert hatte, wurde er freundlicher, und begann ein Gespräch über die Schwierigkeiten der Reise, und die mannigfachen Zufälle, die ihn gezwungen hatten, in einer Nothhütte Zuflucht zu suchen. Als nun aber Alfred mit Mänteln und Decken beladen, zurückkehrte, brach meine neue Bekanntschaft in der Mitte der Rede ab, und der Eindruck, den das Äußere meines jungen Freundes auf ihn machte, schien bei weitem nicht so befriedigend zu sein, als der, den ich hervorgebracht hatte. Er bewachte jede Bewegung Alfreds, und der Eifer, mit dem dieser die zarte Gestalt vor der Kälte zu verwahren suchte, steigerte sein Mißfallen so hoch, der Widerwille, der sich in seinen Zügen mahlte, war so außerordentlich, daß ich glaube, er müsse in diesem Augenblicke eine instinktartige Ahnung der Zukunft gehabt haben.

Der Sturm hatte mittlerweile nachgelassen, und wir beschlossen unsern Weg fortzusetzen. Die Dame, von ihrem Gemahle geführt, das Kind im Arme, fand nach einigen Schritten, daß sie ihre Kräfte überschätzt hatte, und Alfred erbot sich, ihr die interessante Last abzunehmen, bis sie den Wagen erreicht hatten. Von den meisten Männern hätte ein solcher Vorschlag lächerlich geklungen, und auch ihm hätte ich, unter allen Verrichtungen, die einer Wärterin am wenigsten zugetraut, aber er that nie etwas auf linkische Weise, und in diesem Falle war er noch überdieß durch einen dankenden Blick begeistert worden.

Als wir endlich nach vielen Beschwerlichkeiten den Gasthof des Simplon erreichten, mußte sich Alfred zu Bette legen. Er hatte während des Sturmes sich erkältet, und sich eine heftige Entzündung zugezogen. Am andern Morgen hatte das Fieber eine solche Höhe erreicht, daß an die Weiterreise für diesen Tag nicht zu denken war. Auch unsere italienischen Freunde waren noch da, und ich hätte gern diese Gelegenheit benützt, eine vertrautere Bekanntschaft anzuknüpfen. Aber die Dame war einzig mit der Pflege ihres Kindes beschäftigt, dessen gefährliche Erkrankung die Ursache ihres Zurückbleibens war, und ihr Gemahl mied mich augenscheinlich. Müssig, wie ich war, mußte mir wohl, hin und wieder, Einiges von dem Dienstbotengeschwätze des Gefolges, das einige Stunden nach uns angekommen war, zu Ohren kommen.

Ich erfuhr, daß der Fremde ein genuesischer Edelmann, Namens Marchese di Montalto sei, daß er mit seiner Familie bei den Verwandten seiner Frau in Venedig zu Besuch gewesen, daß sie höchst ungern, und nur gezwungen, den Uebergang über die Alpen mit einem so jungen, schon von Geburt schwächlichen Kinde, in so später Jahreszeit unternommen habe, daß er aber das bevorstehende Carneval in Genua um keinen Preis hätte versäumen wollen, wozu er seine besonderen Gründe zu haben schien. Natürlicher Weise konnten mir die in einem fremden Jargon gemachten Mittheilungen nicht ganz verständlich werden; doch erfuhr ich genug, um überzeugt zu sein, daß des Marchese di Montalto Ehe keine glückliche sei, und daß die Dienerschaft ohne Ausnahme aus warmen Anhängern der Marchesa bestehe, die von ihnen angebetet zu sein schien.

Tags darauf war mein Freund hinlänglich hergestellt, um die Reise fortsetzen zu können. Wir hätten uns gerne von unsern Reisegefährten beurlaubt. Wie erschracken wir aber, als wir erfuhren, das arme Kind, der einzige Trost seiner es vergötternden Mutter, sei über Nacht gestorben. — Dieß war natürlich nicht der Augenblick, zudringlich zu sein, und wir reisten ab.

Es verstrich eine geraume Zeit, ehe wir sie wieder sahen, und indessen war es mir klar geworden, daß die Begegnung auf dem Berge auf Alfred einen stärkeren Eindruck gemacht hatte, als man von einem so flüchtigen Ereignisse hätte erwarten sollen. Er war zwar über den Gegenstand nicht mittheilsam; aber oft, wenn er nach einer jener langen Pausen im Gespräche, die auf langwierigen Reisen nichts Seltenes sind, wieder das Schweigen brach, verriethen seine Worte unwillkührlich die Fährte, auf der seine Gedanken indessen umher geirrt waren. — Als wir nach einigen Tagen in Genua heimischer zu werden anfingen, beschloßen wir, in Ermanglung jeder andern Bekanntschaft in Empfehlungsschreiben in einem Hause abzugeben, das jeden Abend, scheinbar der Gesellschaft, in der That aber dem Spiele geöffnet war. Da wir Niemanden kannten, war der Spieltisch natürlich unsere einzige Zuflucht. Ich spielte vorsichtig, und hörte auf, wie ich begonnen, ohne Gewinn und ohne Verlust; aber Alfred, der sich weit leidenschaftlicher einließ, verlor 200 Doppel-Napoleonsd'or; ein ungewöhnlicher Fall bei ihm, da er nie hoch, und überhaupt nur dann spielte, wenn es nicht zu vermeiden war. — Als wir am nächsten Morgen durch die Pallast-Straße schlenderten trafen wir unsere Alpenbekanntschaft, den Marchese di Montalto. Er beeilte sich, die Bekanntschaft zu erneuern, aber sein Benehmen gegen uns beide war ganz verändert.

Er schien nun mich als bloßes Anhängsel meines Freundes anzusehen, und anstatt Alfred jenen übelverhehlten Widerwillen zu bezeugen den ich auf dem Berge bemerkt hatte, überschüttete er ihn mit Höflichkeiten, lud uns auf seine Villa, die er, wie er sagte, erst diesen Morgen auf einige Stunden

Digitized by Google

verlassen hatte, und fügte hinzu, wie angenehm es der Marchesa sein würde, die Bekanntschaft mit einem Manne zu erneuern, dessen rührende Aufmerksamkeit ihr in dankbarem Angedenken geblieben sei, obgleich das traurige Ereigniß, das kurz darauf stattgefunden, und noch immer ihren Geist niederdrücke, jede zu deutliche Anspielung auf das frühere Zusammentreffen unräthlich mache. Es befremdet mich, daß der zu augenscheinliche Eifer, mit dem Alfred das Anerbieten annahm, der Herzlichkeit, mit der es wiederholt wurde, keinen Eintrag that; aber der Marchese schien ein ganz anderer Mann geworden zu sein, und da somit dem Vergnügen, das wir uns von dem Besuche auf der Villa versprachen, keine Schattenseite gegenüber stand, begaben wir uns am nächsten Morgen unverweilt hin.

Es war einer jener reizenden Ruheorte, an denen die Umgebung Genua's Ueberfluß hat, und aus deren Zaubergränzen alles verbannt ist, was an den Wechsel der Jahreszeiten erinnernd, dem Geiste die Unbeständigkeit menschlicher Genüße vergegenwärtigt. Hier kennt man nicht jene ewigen Mahnungen unserer nordischen Einsamkeiten, das Rauschen des Blätterfalls, die zudringlichen Klagen des Windes, die, wie der Todtenkopf bei egyptischen Gastmählern, inmitten des Genußes an die Vergänglichkeit erinnern. Hier im Gegentheile selbst in der Jahreszeit, die der Kalender Winter nennt, blüht die üppige Südpflanze und das triumphirende Immergrün in ihrer Schönheit und ihrem Wohlgeruche an dem Rande des Meeres, dessen sonnige Wellen ihnen entgegen schwellen. Ein solcher Schauplatz ist besonders geeignet, die Täuschungen der Einbildungskraft, und die Aufregung der Gefühle zu befördern und zu zeitigen, und dieß war auch der Eindruck, den er, wie ich bald bemerkte, auf Alfred hervorbrachte. — Ich kann behaupten, daß ich das Vorhandensein einer innigen Neigung zwischen meinem Freunde und unserer schönen Wirthin deutlich bemerkte. Forderte man aber nähere Auskunft über das Entstehen und die Fortschritte derselben, so fühle ich erst recht, in welcher schwierigen Stellung ich mich meinen Lesern gegenüber befinde. Wäre ich der Verfasser einer erdichteten Erzählung, könnte Charaktere schaffen und Begebenheiten erfinden, dann könnte ich auch meine Marionetten nach Gefallen bewegen, mit der Spitze meiner Feder die innersten Tiefen meines Herzens eröffnen, könnte auf dem Papiere dem flüchtigsten Blicke des Neugierigen Gedanken offenbaren, die sich nie gebildet, und Worte die nie geäußert worden. Aber in solchen Zaubergärten Blumen zu sammeln, ist mir nicht erlaubt. Ich habe mir die trockene Aufgabe gestellt, ein Ereigniß zu erzählen, von dem ich Augenzeuge war, und da ich es mit der Wirklichkeit zu thun habe, so kann ich, wie man leicht einsehen wird, die Natur der vorhanden gewesenen Gefühle nur errathen.

Oft habe ich in England Liebesverhältnisse gefunden, mit denen die Dame im Ballsaale frech prunkte, und die der Herr in seinem Abendzirkel den rohen Späßen seiner Spielgenossen Preis gab; aber ein solches war nicht das Verhältniß, das unseliger Weise Alfred Mowbray und die unglückliche Chlorinda di Montalto verband. Seit meiner nähern Bekanntschaft mit ihm, hatte mir Alfred stets in Bezug auf sein früheres Leben und seine Familienangelegenheiten das unbeschränkteste Vertrauen bewiesen; aber nie kam ein Wort über seine Lippen, das als ein Geständniß, ja auch nur als ein Wink gedeutet werden konnte, daß ihm die Marchesa mehr sei, als eine alltägliche Bekanntschaft.

Wenn ich anderseits die Fortschritte belauschen wollte, die die Liebe in ihrem Herzen gemacht, so fehlten die gewöhnlichen Symptome; nichts von erhöhtem Eifer, nichts von zuvorkommender, auffordernder Freundlichkeit! Mein geübtes Auge fand diese Spuren vielmehr darin, daß die natürliche Ruhe und Leichtigkeit, die ihr Benehmen sonst vor allen auszeichnete, sie plötzlich verließ, wenn sie von ihm angeredet wurde, daß sie, wenn er in ihrer Abwesenheit gelobt wurde, nur gezwungen und höchst wortkarg beistimmte, und daß sie manchmal launisch seine Nähe mied; für den Uneingeweihten wären dieses, Kennzeichen der Abneigung gewesen.

Mittlerweile wurde ich, natürlicher Weise, etwas bekannter mit der Familiengeschichte der Montalto. Chlorinda's Vater hatte sich, als Offizier in französischen Diensten in mehreren italienischen Feldzügen ausgezeichnet, und da er in einer der letzten Schlachten Napoleons auf dieser Halbinsel im Augenblicke des Sieges gefallen war, wurde sein einziges Töchterlein von der Kaiserin Josephine als Pflegekind angenommen, und erhielt unter der Aufsicht dieser liebenswürdigen und mildherzigen Dame ihre erste Erziehung. In dem außerordentlichen Glückswechsel, dessen Opfer Josephine ward, wurde die junge Favoritin natürlich mitverwickelt, obgleich damals noch viel zu jung, um das ganze Gewicht dieses Schlages zu fühlen. Nachdem sie der verzärtelte Liebling des mächtigsten Hofes der Welt gewesen war, wurde sie in ihre Heimath zurückgeschickt, mit einem einzigen Andenken an vergangenen Glanz, — jenem Halsbande von unvergleichlichen Perlen, das ich gleich das erstemal an ihr bemerkt hatte. Es war dieses ein Lieblingsschmuck ihrer königlichen Gebieterin gewesen, und als Josephine das Kind zum letzten Male in ihre Arme nahm, hafteten dessen kleine Händchen an der Perlenschnur, und wollten sie durchaus nicht fahren lassen. In einem Augenblicke ward der Schmuck von dem Halse der verschwenderisch freigebigen Besitzerin auf den des Kindes übertragen, und ihm eingeschärft, ihn nie abzulegen.

Als die Laune des Glückes, deren erstes Opfer Josephine geworden war, alle diejenigen erreichte, die an ihrer Erhebung oder ihrem Sturze Theil genommen hatten, schien die traurige Lage, in die Chlorindas Verwandten, die beinahe alle in französischen Diensten gestanden hatten, versetzt wurden, ihr, trotz ihrer aufblühenden Schönheit, keine andere Wahl zu lassen, als das Kloster. Aber ihre Vormünder hatten die kommende Krisis vorausgesehen, und mit einem Eifer, der wenigstens ihrer Weltklugheit Ehre machte, die Bewerbungen des Marchese di Montalto, eines genuesischen Edelmannes, für sie angenommen. Montalto war jung, von hohem Adel, und galt für reich; was konnte sie mehr begehren? Ob ihr Mündel mit einem Manne von solchem Charakter glücklich werden könne, war eine Frage, die auch in ruhigern Zeiten

Digitized by Google

und unter glücklichern Umständen italienische Vormünder wenig angefochten hatte, um wie viel weniger itzt, da sie mit jedem Augenblicke den Ausbruch des Sturmes erwarteten, der sie alle vernichten sollte. Ihre einzige Sorge war daher, die Vorbereitungen zur Hochzeit zu beschleunigen. Die Wahrheit zu sagen, spielten beide Theile ein verzweifeltes Spiel, und es war nicht das erstemal, daß Montalto, der ein Spieler von Profession war, sich verrechnet hatte. Einige, mehr als zweideutige Händel beim Spiele, hatten ihn aber damals gezwungen, den französischen Dienst schimpflich zu verlassen, und er zählte auf den Einfluß der Verwandten seiner Frau, die möglichen unangenehmen Folgen abzuwenden.

Bei den großen politischen Umwälzungen, die bald darauf folgten, schützte ihn seine Unbedeutenheit, und es blieb ihm statt aller Vortheile, nur die Sorge für eine zwar schöne, aber mitgiftlose Frau. Es wäre eine Ungerechtigkeit gegen die menschliche Natur, anzunehmen, daß er gegen ihre Reize gänzlich gefühllos geblieben sei; einen unleugbaren Beweis vom Gegentheil, gaben die tollen Ausbrüche von Eifersucht, denen er manchmal unterworfen war, besonders, wenn die Wechselfälle des grünen Tisches, seine Laune, die ursprünglich nicht zu den besten gehörte, zu hart geprüft hatten. Seine Leidenschaft für's Spiel hatte seit seiner Verheirathung bedeutend zugenommen, er schien es als die Hauptquelle seines Einkommens anzusehen; er besuchte den Sommer über, die vornehmsten Spielhäuser der deutschen Badeorte, und die mannigfachen Annehmlichkeiten der Villa, die wir eben genossen, hatten nur einen Zweck, — die Gäste zum Spiel zu verführen.

Es brauchte also wenig Scharfsinn, um einzusehen, daß wir unsere Einladung auf die Villa nur unserem gestrigen Besuche im Spielhause verdankten, und daß die Veränderung in dem Betragen Montalto's gegen Alfred, ihren Grund nur in der Erwartung habe, an ihm einen kostbaren Rupfvogel zu haben. Alfred schien dieser Erwartung insofern zu entsprechen, daß er gelegentlich spielte, und zwar schlecht genug, um die Hoffnungen Montalto's zu rechtfertigen. Aber obgleich verschwenderisch mit seinem Gelde bis zu einem Grade, der selbst seinem Wirthe genügen mußte, war er es weniger mit jenen kostbaren Augenblicken, die er so vergeuden mußte. Dem gemäß wurden seine Besuche an Pharao-Tische immer seltener, seine Spaziergänge auf der Terasse immer länger, sein Bedürfniß, in den Gemächern Chlorindens zu weilen, immer dringender. Für einen Jüngling von Alfreds Charakter muß in der That die Versuchung unwiderstehlich gewesen sein, der entehrenden Vertraulichkeit, dem unaufhörlichen Lärm und den häufigen Zänkereien von Professionsspielern zu entfliehen, und seine Zuflucht in einem solchen Feenaufenthalt, wie Chlorindens Boudoir war, zu suchen. Die Einladungen, die ich manchmal dorthin erhielt, und von denen ich zwar nicht zu oft Gebrauch machte, hatten mich doch in den Stand gesetzt, zu beurtheilen, wie gefährlich ein so verführerischer Ort für ihre beiderseitige Ruhe werden mußte.

Die Aussicht ging auf die Terasse, deren Fuß die See bespülte; üppiges Gesträuch vom süßesten Wohlgeruche schützte vor der Zudringlichkeit der Sonnenstrahlen; die äußeren Reize, die ihm seine natürliche Lage verlieh, waren durch jede Anstrengung der Kunst erhöht, und vervielfacht worden: daß Chlorinda hier viele einsame Stunden verbrachte, konnte man aus einer auserlesenen und mannigfachen Sammlung der besten Werke fast aller neuern Sprachen erkennen. Wenn auch jene Schriftsteller, die die Täuschungen des Herzens mit günstiger Schonung behandeln, ein auffallendes Uebergewicht behaupteten, fehlte es doch nicht an einer verständigen Auswahl ernsterer Schriften. Sie war eine leidenschaftliche Verehrerin vieler unserer Dichter, und gehörte zu der kleinen Zahl derjenigen Fremden, die der englischen Sprache hinlänglich Meister sind, um den eigenthümlichen Verdiensten der vornehmsten Dichter, von Shakespeare bis auf Byron herab Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Was ich bisher von Chlorindens Charakter gesagt habe, beschränkte sich größten Theils auf die äußeren Reize ihrer Person und ihres Betragens, denn zu jener Zeit wußte ich sonst wenig von ihr. Wenn ich aber meine eigenen Beobachtungen, mit dem, was ich von ihrer frühern Aufführung erfuhr, zusammenhalte, so wird es mir klar, daß seit ihrer Bekanntschaft mit Alfred eine neue Zeitrechnung in ihrem Dasein begann. Von ihren Verwandten an einen Mann gefesselt, den sie früher kaum gesehen hatte, und den sie unmöglich lieben konnte, hatte sie dennoch von dem Privilegium des Cicisbeat, das die Sitte ihres Vaterlandes dem schönen Geschlechte gestattet, keinen Gebrauch gemacht. Sollte sie je ihre ehelichen Pflichten verletzen, so mußte dieses, nicht unter dem sonderbaren Schutze eines verwerflichen Herkommens, es mußte unter dem unwiderstehlichen Drange einer überwältigenden, allen Formen der Gesellschaft Hohn sprechenden Leidenschaft geschehen.

Die Monate vor und nach der Geburt ihres Kindes, hatte sie erst mit der Vorempfindung und dann mit der Ausübung ihrer Mutterpflichten ausgefüllet; unglücklicher Weise für beide, war der Zeitpunkt, der sie dieser unschuldigsten und heiligsten aller weiblichen Freuden beraubt hatte, auch der ihres Zusammentreffens mit Alfred Mowbray gewesen.

Es stand vielleicht nicht zu erwarten, daß ein Geschöpf, das durch sein weiches Gemüth ebenso geeignet war, Liebe zu fühlen, als durch seine Schönheit, sie zu erwecken, gegen die innige Neigung Alfred's, lange unempfindlich bleiben könnte.

Montalto ließ bald sein Mißvergnügen über Alfreds verändertes Betragen unverhohlen blicken. Es wäre schwer zu entscheiden, ob den ungestümen Ausbrüchen übler Laune, denen er sich jetzt, öfter, als je, hingab, mehr die Wuth des, um seine Beute betrogenen Spielers, oder der eifersüchtige Groll des ungeliebten Ehemannes zum Grunde lag. Dem sei, wie ihm wolle, Montalto beschloß plötzlich, die Reunion auf der Villa abzubrechen, und nach Genua zurückzukehren, wo er freilich den Umgang Alfreds mit seiner Frau, nach Belieben gänzlich aufheben und seiner Lieblingsleidenschaft weit ungestörter nachhängen konnte. Da die Nähe des Carnevals diesem Vorschlage einen Anstrich von Natürlichkeit verlieh, gegen den nichts einzuwenden war, mußten wir alle, mehr oder weniger gute Miene zum bösen Spiele machen. Nach unserer Rückkehr nach Genua, war die erste Maaßregel, die Montalto

Digitized by Google

ergriff, um den Umgang zwischen seiner Frau und Mowbray zu unterbrechen, der strenge Befehl, Albert nicht innerhalb die Mauern seines Pallastes zu lassen. Wie dieß von den betheiligten Partheien umgangen wurde, kann ich bloß muthmaßen; so viel ist gewiß, der Versuch, sie zu trennen, war nicht erfolgreich. Der größte Theil des Carnevals verstrich, ohne daß, meines Wissens, etwas Wichtiges vorgefallen wäre; aber die letzten paar Tage desselben, waren um so stürmischer, je größer die frühere Windstille gewesen war. Auf Einem jener Veglioni oder Maskenbälle, die das Carneval zu beschließen pflegen, war ich eine geraume Zeit in den Sälen umher gestrichen, und hatte mich, in Ermanglung einer eigenen Intrigue, an den muntern Gruppen, die mich von allen Seiten umgaben, ergötzt. Plötzlich zogen zwei Masken meine Aufmerksamkeit auf sich, denen das heitere Schauspiel ringsum kein anderes Vergnügen zu gewähren schien, als die Gelegenheit ungestört beisammen zu sein. An der ausgezeichneten Farbe des Domino, den ich selbst hatte aussuchen sehen, erkannte ich leicht, daß der Mann Alfred war; und obgleich die reiche Maske seiner Gefährtin berechnet war, ihren Wuchs zu verhüllen, und die Neugierde irre zu leiten, so war ich doch fest überzeugt, daß die Dame Niemand als Chlorinda seyn könne. Kurz darauf, verlor ich sie im Gedränge, und nachdem ich mich eine Zeit lang vergebens bemüht hatte, sie wieder aufzufinden, verließ ich den Ball mit jenem Gefühle von Mißbilligung, das dem unbetheiligten, kaltblütigen Zeugen einer Unbesonnenheit eigen zu sein pflegt, und schüttelte den Kopf, als Antwort auf die Frage: „Wie soll das enden?" — Zu verdrüßlich, um ans Bett zu denken, ging ich von da ins Cassino oder Spielhaus, wo das Spiel noch in vollem Gange war. An der Schwelle begegnete ich Montalto, der in augenscheinlicher Aufregung an mir vorüber stürzte. Auf meine Nachfrage erzählte man mir, daß ihn letzterer Zeit seine gewöhnliche Besonnenheit, und in Folge dessen sein gutes Glück verlassen habe, daß seine Verluste höchst bedeutend gewesen, und daß er namentlich diese Nacht mehr verloren habe, als er sein nennen könne.

Dieser Bericht mehr oder weniger grell aufgetragen, je nachdem die Erzähler mehr oder weniger an der Beute Antheil genommen hatten, war kaum zu Ende, als Montalto wieder hereinstürzte, und zu meinem Erstaunen, das prächtige Perlenhalsband seiner Frau auf den Tisch werfend, es als Einsatz für ein neues Spiel anbot.

Vermuthlich hatte Madame di Montalto, die unerkannt zu bleiben wünschte, zum ersten Mal einen Schmuck abgelegt, der sie sogleich verrathen hätte; Montalto voll Verzweiflung nach Hause kommend, hatte sie noch abwesend gefunden, und da ihm zufällig das Halsband in die Augen fiel, war ihm der Gedanke gekommen, es könne dazu dienen, das Glück wieder auf seine Seite zu bringen. Seine plötzliche Rückkehr, sein halbwahnsinniges Benehmen, und die seltsame Beschaffenheit des Einsatzes, den er anbot, hatte von allen Seiten diejenigen um den Tisch versammelt, die sich zurückgezogen hatten, um entweder ihren Gewinnst zu überzählen, oder über ihr Unglück zu wüthen; aber vergebens klagte er unwillig ihre Feigheit an, ihm alle Revanche zu verweigern, da sie doch wußten, daß er zwei gegen eins setze. Einige behaupteten, sich nicht auf Kleinodien zu verstehen; andere hätten sich glücklich geschätzt, ihm in allem Billigen zu willfahren, aber einen solchen ungeheuern Satz zu wagen, verböte die alltäglichste Klugheit. —

„So nehmt es denn Stück für Stück, wenn es so sein muß," rief Montalto aus, „denn ich will mein Geld von euch zurück haben, und wenn ich Perle für Perle spielen, und sie zählen müßte, bis zum jüngsten Tage!" —

Mit diesem Geschrei wollte er eben die Schnur sprengen, und die Perlen umherstreuen, als sich außerhalb drs Haufens eine Stimme hören ließ: —

„Gut, ich nehme die Wette an, das Spiel gehört mir," und im Hintergrunde erschien die Gestalt Alfreds noch in dem Domino, in dem ich ihn auf dem Balle gesehen hatte. Montalto fuhr bei seinem Anblick zurück, und wurde bleich. Er suchte sein Wort zurückzuziehen, und murmelte etwas, von zu hohem Satze, als daß man einem Fremden das Zutrauen schenken könne. Ich benützte die Pause, die hiedurch entstand, mich Alfred zu nähern, und ihm über die Thorheit seines Betragens Vorstellungen zu machen. Seine einzige Antwort war: „Und stünde die letzte Eiche in Mowbray-Park auf dem Spiele, ich würde sie gegen die Möglichkeit wagen, das zu gewinnen, was er itzt in Händen hat."

Jede Schwierigkeit, hinsichtlich des Einsatzes, war bald beseitigt, indem die Bank selbst für Mowbray gutstand —; sie spielten und Montalto — verlor. Da ich Zeuge seiner frühern Aufregung bei weit geringerem Anlaß gewesen war, so war ich bei diesem, in mehr als einer Hinsicht furchtbaren Schlage, auf den wildesten Ausbruch seines Zornes gefaßt; aber durch eine ungeheuere Anstrengung gelang es ihm, sich zu bezähmen, und als er Alfred das Halsband übergab, sagte er bloß mit leiser Stimme, die nicht die geringste innere Bewegung verrieth: —

„Ihr Engländer, Herr Mowbray, seid überall Sieger; — Sie haben sich, wie ich aus Ihrer Kleidung ersehe, auf dem Balle unterhalten. Die Farbe Ihres Domino macht Ihrem Geschmack Ehre, — er ist schön, aber seltsam."

Er verwandte die ganze Zeit kein Auge von Alfreds Kleidung, als wollte er seinen Blick vermeiden, und verließ dann, nach einer stummen Verbeugung gegen ihn und die übrige Gesellschaft, mit langsamen Schritten das Zimmer. Am andern Morgen passirte ein englischer Regierungscourier Genua auf seinem Wege, und brachte sowohl Alfred als mir einen langen Rückstand von Briefen aus der Heimath. Der Inhalt der meinigen war, wie ich ihn kaum anders erwarten konnte. Man glaubte, ich habe die Ankunft an meinem Bestimmungsorte, und den Antritt meines Amtes lange genug hinausgeschoben; man empfehle mir daher, mich am Bord der Fregatte, die auf ihrer Fahrt Genua berühren würde, einzuschiffen.

Alfreds Briefe waren noch ernsteren Inhalts; ein Brief insbesondere von seiner Mutter, erwähnte, daß der Gesund-

Digitized by Google

heitszuſtand Lord Mowbray's ſich täglich verſchlimmere, und daß er, je näher er ſein Ende fühle, deſto mehr auf die Heirath ſeines Sohnes mit jenem reichen Mündel dringe, die ich in Portmansquare geſehen hatte. Lady Mowbray ließ auch ihrerſeits einen Wink fallen, „ſie fürchtete, die junge Dame habe Alfred mehr im Angedenken behalten, als mit ihrer Seelenruhe vereinbar ſein dürfte," und ſchloß den Brief: „Meine höflichſte Empfehlung an Herrn . . . .; ich hoffe, er hat die Bitte einer alten Frau nicht vergeſſen, — er wird ſchon wiſſen, worauf ich anſpiele."

(Der Beſchluß folgt.)

Das Schloß Eu.

An einer Bucht der Küſte der Normandie, liegt ein, auf beiden Seiten von hohen unzugänglichen Klippen umgebenes Thal. Leicht erkenntlich ſchon aus der Ferne, an ſeiner alterthümlichen Kathedrale, bemerkt man unmittelbar unter der Kirche, hervorragend aus einem Wäldchen himmelanſtrebender Ulmen, die Dachſpitzen des Schloßes Eu, der Lieblings-Reſidenz des Königs Ludwig Philipp. Mit Vergnügen weidet ſich das Auge des Naturfreundes an den Schönheiten der Gegend und bewundert der Reihe nach den Leuchtthurm, eine Batterie und eine ehrwürdige Kirche auf dem Fuße eines Hügels, der über die Häuſer-Gruppe in der Ebene hervorragt. Ein darnebenliegender Hafen, welcher aber nur kleine Schiffe aufnimmt, heißt Treport.

Das Schloß Eu iſt ſchon eine geraume Zeit dadurch berühmt, daß da Pläne von höchſter Wichtigkeit entworfen und beſprochen wurden; und ſowohl während des Mittelalters, als in den Zeiten der ſpätern Ludwige war es immer der Lieblingsaufenthalt der Großwürdenträger Frankreichs geweſen.

Sein Name ſchreibt ſich von der alten Burg Eu her, und ſein Anblick erinnert den denkenden Betrachter an jene Zeiten, wo der bizarre Geſchmack des ſechzehnten Jahrhunderts noch vorherrſchend war, doch wird ein geübtes Forſcherauge leicht die Hinzufügungen und Abänderungen wahrnehmen, die in den letzten ſechs und zwanzig Jahren, ſeit es das Beſitzthum Louis Philipp's iſt, gemacht worden ſind.

Dieſes Schloß war in neueſter Zeit der Schauplatz eines Zuſammentreffens, das groſſes Aufſehen erregte und den Poli-

Digitized by Google

tikern zu so manchen Vermuthungen Anlaß gab, von denen keine in Erfüllung ging, im Allgemeinen jedoch ein dauerndes freundschaftliches Verhältniß zwischen zwei der mächtigsten Nationen Europas verspricht.

Am zweiten September 1843 nach sechs Uhr Abends stieg die Königin Victoria von England mit ihrem Gemahl, dem Prinzen Albert und dem Minister-Staatssekretär Earl Aberdeere zu Treport ans Land, und begab sich mit der königlich französischen Familie, die ihr theils entgegengefahren war, theils sie am Land erwartete, nach dem Schloße.

Das erste Zusammentreffen des Königs der Franzosen mit der Königin von England fand am Bord der Yacht „Albert und Victoria" statt. Der König hatte sich um halb sechs Uhr Abends von Eu nach Treport begeben, und schiffte sich da mit den Prinzen, seinen Söhnen, dem englischen Bothschafter Lord Cowley, und seinen Ministern auf einer reichverzierten Barke ein, um der Königin von England entgegenzufahren.

Victoria empfing ihn auf dem Verdeck ihrer Yacht, ihre Majestäten umarmten sich herzlich; der König drückte dem Peinzen Albert die Hand, und die Königin sprach einige freundliche Worte mit Herrn Guizot. Hierauf verfügte sich die Königin mit den Prinzen Albert, der König und die Prinzen in die französische Barke und fuhren ans Ufer, wo sie die Königin der Franzosen, die Königin der Belgier und die Prinzessinen erwarteten. Unter Kanonendonner, Musik und Vivats setzte Victoria den Fuß auf Frankreichs Boden. Man verweilte zehn Minuten unter einem Zelte, und dann fuhr der ganze Zug, neun Wagen stark, nach Eu; im ersten achtspännigen Wagen waren die Königin Victoria, der König und die Königin der Franzosen, die Königin der Belgier und die Prinzessinen; neben dem Wagen ritten die Prinzen Joinville, Aumale und Montpensier. Die übrigen acht Wägen waren sechsspännig. Bei der Ankunft in Eu geleitete Ludwig Philipp die Königin von England in ihre Gemächer. Um acht Uhr war große Tafel mit sechzig Gedecken.

Am dritten September acht Uhr Morgens machte Victoria mit ihrem Gemahl einen Spaziergang im Park und besah aus dem Pavillon Montpensier ihre Begleitungsesfadre, die während der Nacht in der Rhede von Treport angekommen war. Das Wetter erheiterte sich immer mehr, und nach und nach kamen immerfort neue Gäste an; unter Andern Lord Charles Wellesley, zweiter Sohn des Herzogs von Wellington. Die Obersten Wylde und Anson, Kavaliere des Prinzen Albert; sie nahmen die ihnen angewiesenen Gemächer im Schloße ein.

Um halb vier Uhr fuhren die Majestäten sammt der ganzen königlichen Familie spazieren, die Königin Victoria saß neben dem Könige; Prinz Albert, der Herzog von Aumale und der Herzog von Montpensier begleiteten den Wagen zu Pferde. In dem zweiten Wagen sah man Lord Aberdeere neben Herrn Guizot und Earl Liverpool, den Oberhofmarschall der Königin, neben dem Grafen Saint-Aulaire, französischem Botschafter in London. General Gourgaud fuhr mit den Adjutanten und Stallmeistern des Königs; Oberst Dumas ritt am Schlage des königlichen Wagens.

Der Zug, im Ganzen zehn Wagen, fuhr durch den Park auf die Strasse nach Treport und von da über den Pachthof nach dem Weiler Mancheville.

Um 5 Uhr war man schon nach dem Schloße zurückgekehrt; die Königin von England hatte den ganzen Weg über, vielfache Beweise der Ehrfurcht und Sympathie erhalten, welche Ludwig Philipps erlauchte Freundin bei den gutmüthigen Franzosen erregte.

Um sieben Uhr war großes Diner im Schloße, man zählte 80 Gedecke. Eingeladen waren: Die Autoritäten der Stadt Eu, der Departements-Präfekt, der Unterpräfekt von Dieppe, die Chefs der Truppen, welche den Dienst im Schloße hatten, die Schiffskapitäne Auften von der Yacht: „Victoria und Albert," und Grammont von dem Dampfboot: „Reine Amélie," und die Seeoffiziere von der Eskadre unter den Befehlen des Prinzen von Joinville. Die königliche Familie und die hohen Gäste saßen wie am Tage zuvor. (Die Königin von England zwischen dem König der Franzosen und dem Prinzen von Joinville, die Königin von Belgien neben dem Prinzen Albert, mit dem Unterschiede, daß Lord Liverpool neben der Königin der Franzosen saß, und Prinz August von Sachsen-Coburg die Königin Victoria zu unterhalten hatte). Nach dem Diner richtete die Königin von England einige freundliche Worte an den ersten Botschafts-Sekretär Grafen Chabot, und es wurde dabei die Bemerkung gemacht, daß bei der merkwürdigen Zusammenkunft Heinrichs des Achten, Königs von England, mit Franz dem Ersten, Könige von Frankreich im Jahre 1520, dieser dem englischen Könige den Connetable Montmorency und den Admiral Chabot als besonders ausgezeichnete Männer vorstellte. Sonderbar fügte es sich also, daß 323 Jahre nach der Zusammenkunft bei Guisnes ein Nachkomme des Admirals bei dem Wiederkommen dieser seit damals nicht vorgefallenen Begebenheit gegenwärtig war.

Tags darauf, um zwei Uhr Nachmittags, fuhr die königliche Familie von Frankreich mit den erlauchten Gästen aus England, nach dem Mont d'Orleans am Rande des Waldes, der zur Domaine Eu gehört. Um fünf Uhr kehrte man nach dem Schloße zurück und Abends war Concert. Auber dirigirte, es wurden neun Musikstücke aufgeführt, worunter zwei von Beethoven und die Ouverture zu Mozarts Zauberflöte. Das Concert dauerte bis halb zwölf Uhr. Für den andern Tag war eine Seelustfahrt angekündigt, die aber unterblieb. So dauerten die Feste fort bis zum siebenten September, dann verließ die Königin ihre hohen Wirthe, um nach England zurückzukehren.

Digitized by Google

Licht- und Schattenseiten des Lebens.

Interessante Begebenheiten.

Gutes Mittel gegen Krämpfe. Unlängst lag ein armer Mann von heftigen Krämpfen befallen, in Breslau am Ringe auf dem Pflaster. Eine Menge Neugieriger und Mitleidiger umstanden den Kranken und bedaueeten ihn. Der Paroxismus war wieklich gräßlich anzublicken; die festgeschloßenen Hände und weit offenstehenden Augen, die convulsivischen Zuckungen durch den ganzen Körper, der manchmal plötzlich in die Höhe geschnellt wurde, ließen keinen Zweifel, daß ein heftiger Anfall stattfand. Während des heftigsten Anfalls kam eine Dame mit einem kleinen Wachtelhündchen. Auch dieses nahm Theil an dem Unglücke des Kranken, beschnüffelte ihn von allen Seiten und bemerkte bald in der einen krampfhaft geballten Faust eine Semmel und in der andern eine Wurst, mit der der Arme wahrscheinlich hatte seinen Hunger stillen wollen. Der Hund hatte Appetit und nahm dem Manne die Wuest. Plötzlich waren die Krämpfe verschwunden, Besinnung und Kräfte wieder da, Sprache und Beine im besten Zustande. Auf, und dem Hunde nachspringen, geschah in einem Augenblicke. „Verfluchter Hund! meine Wurst, meine Wurst!" mit diesen Worten jagte der plötzlich Genesene dem Hunde nach, und nahm ihm seinen Raub wieder ab.. Leider war kein Polizeibeamte in der Nähe, um den unverschämten Menschen zu verhaften, der durch seinen simulleten epileptischen Anfall das Mitleid erregen wollte, um dann, wenn er aufgestanden wäee, ein reiches Almosen zu erhaschen.

Ein neugieriger Engländer kömmt nach Belle-Alliance, um das Schlachtfeld in Augenschein zu nehmen und es entspinnt sich folgendes Gespräch zwischen ihm und seiner Wirthin.

„Madame! Ist das hier, wo gewesen ist der Schlacht von Waterlo?"

„„Ja wohl, mein Heer! das ist hier.""

„O! o sehe merkwürdig! Wo ist gewesen der Schlacht, Madame?"

„„Hier auf der Ebene, mein Heer, die Sie vor sich sehen!""

„O, wirklich? Haben Sie auch gesehen der Schlacht?"

„„Ja wohl!""

„O! erstaunlich, haben Sie auch gesehen den General Guaisenow?"

„„Allerdings, mein Heer, er war hier.""

„O, und was hat er hier gemacht, der große General Guaisenow?"

„„Was er gemacht hat? Ja richtig er hat — ach ja, ee hat einen Rapport geschrieben.""

„Einen Rapport geschrieben! Wo hat er den Rapport geschrieben?"

„„Auf diesem Tisch!""

„Was kostet der Tisch, Madame?"

„„Ach! Sie werden doch nicht den Tisch kaufen wollen, mein Herr?""

„Freilich werde ich ihn kaufen; ich will haben den Tisch, Madame! was kostet der Tisch?"

„„Nun denn! der Tisch kostet — fünfhundert Franks.""

„Hier Madame, fünfhundeet Feanks, der Tisch gehört mir. Bringt den Tisch in meinen Wagen!"

„Kennen Sie auch den geoßen General Blücher, Madame?"

„„O ja, der ist auch hier gewesen.""

„Ah! der ist auch hier gewesen?" Was hat der hiee gemacht?"

„„Ich kann mich nicht mehr entsinnen, — Ach ja! er hat durch dieses Fenster in den Hof gesehen!""

„Durch dieses Fenster; Madame, was kostet das Fenstee?"

„„Mein Herr, Sie scherzen, ich verkaufe das Fenster nicht.""

„Madame, ich will es um jeden Preis."

„„Nun, wenn Sie es durchaus wollen, nehmen Sie es um 1,000 Franks.""

„Hier Madame, 1,000 Franks, das Fenster gehört mir, beingt es in meinen Wagen." (Er gab ihr zwei Banknoten zu fünfhundert Franks, und das Fenster wurde ausgehoben und in seinen Wagen gebracht.) Darauf führt das Gespräch fort:

„Und den Herzog von Wellington, den Feldmarschall der Engländer, kennen Sie den?"

„„Ja wohl!""

„Ist der nicht hier gewesen?"

„„Ja wohl, mein Herr!"

„Und was hat ee hiee gemacht?"

„„Das kann ich Ihnen nicht wohl sagen, es ist gegen den Anstand.""

„Ah was, sagen Sie mir's nur, Madame, ich wills haben."

„„Nun wohl, er hat hier Bauchgrimmen bekommen.""

„Und was hat er mit dem Bauchgrimmen gemacht?"

„„Was er damit gemacht hat?""

„Ja wohl, Madame, was er damit gemacht hat!"

„„Ei nun, er hat sich seiner Last entledigt.""

„Wo? ich will sehen den Ort. —"

„„Wie — mein Herr — Sie —?""

„Führen Sie mich an den Ort, Madam!"

Sie führt ihn an den berühmten Ort, er bricht in ein Dutzend ertatischer Ausdrücke: „herrlich, prächtig, wundervoll!" aus, endlich sagt er ganz ernsthaft:

„Wie theuer ist dieses Sitzbrett, Madame?"

Die schlaue Wirthin will erst durchaus dieses merkwürdige Meuble nicht verkaufen, endlich läßt sie sich bewegen und fordert 3,000 Franken. Glücklich über diesen so wohlfeil verkauften Fund bezahlt er die Summe, läßt das Sitzbeett in seinen Wagen bringen, und fährt freudetrunken mit den erbeuteten Trophäen seines Feldzuges fort.

Ein gräßlicher Mord. In Oberjettingen, im würtenbergischen Oberamt Herrenberg hat am 8. März ein Vater seine fünf Kinder, von denen das älteste neun, das jüngste ein Vierteljahr alt war, ermordet, indem er ihnen mit einem Rasirmesser die Hälse abschnitt. Drückende Armuth und Trunkenheit, muthmaßt man, sollen die Veranlassungen zu dieser That sein. Der Mörder ist bereits eingefangen worden.

Ein Selbstmord. Am 22. Jänner, um 8 Uhr früh, ließ sich ein Rechtskandidat in Karlsruhe, von einem Hofdiener, der ihn für einen Fremden hielt, die in den mittlern Schloßthurm führende Thür öffnen, um denselben „der Aussicht wegen" zu besteigen. Bei diesem Thurme, der eine Höhe von zwanzig Klaftern hat, befindet sich oben eine Gallerie mit einem hohen und starken Geländee. Nach einigen Augenblicken stürzt sich der junge Mann auf dee Südseite des Thurmes herab, und fällt zuerst auf die dicke Verbindungsstange eines Blitzableiters, welche in einer Höhe von einigen Schuhen wagecht übee dem Dache des Gebäudes hinläuft, das den Thurm mit dem Schloße verbindet. Von dieser, durch die Gewalt des Sturzes eingebogenen Stange fiel der Unglückliche auf das Dach selbst, und blieb endlich an einem daran befindlichen Schieferdeckenhacken, von einem halben Schuh Länge hängen. In dieser gefährlichen Lage wurde er sogleich von einigen Hofbedienten bemerkt, die um Hilfe riefen. Der Unteroffizier von der Degeeawache im Schloße eilte sogleich mit mehreren Hofbedienten in den Thurm, stieg durch ein Fenster auf das Dach, band, mit Gefahr, selbst hinabzustürzen, dem Jünglinge ein Seil unter die Arme, machte ihn vom Hacken frei, und ließ ihn dann in einen benachbarten Saal und von da in die Wachtstube tragen. Dee Gerettete war nicht lebensgefährlich verletzt und wurde bald hergestellt.

Digitized by Google

Trauriges Ereigniß. Folgender traurige Fall trug sich unlängst in einer angesehenen Familie Berlins zu. Eine Mutter, der ihr erstes Kind durchs Zahnen gestorben war, zitterte bei ihrem zweiten Kinde vor dieser Gefahr. Sie hört, daß man den Kindern das Zahnen sehr erleichtert, wenn man ihnen mit einem kleinen Fischr das Zahnfleisch einreibt, und läßt gleich solche Fischchen bringen. Sie nimmt eines derselben, fängt an zu reiben, und als es ihr genug schien, will sie eben das Fischchen herausnehmen, da entschlüpft es ihren Fingern, rollt in den Schlund des Kindes, — nach einer furchtbaren Qual von zwei Stunden war das Kind todt.

Eine englische Lafarge. Der Graf Dumbar hat in seinem sieben und vierzigsten Jahre sein Vermögen und seine Gesundheit in den Ausschweifungen Londons verloren und vermählte sich, um seine Angelegenheiten wieder zu ordnen mit Lady Lucy Hawkins, der einzigen Tochter eines reichen Pächters in Northumberland. Mit kindlichem Gehorsam, aber Thränen in den Augen gab sie dem Grafen ihre Hand und ertrug fünf Jahre ihr trauriges Loos. Ihr kranker Mann beschäftigte sich nicht mit ihr, da sie ihm keine Erben gab, und widmete sich ganz der Politik, während seine schöne junge Frau allein mit ihrem Kummer auf dem Schloße Bryford bleiben mußte. Sie war des Lebens schon so überdrüßig geworden, daß sie sich einst in die Tyne stürzte, um dort den Tod zu finden; aber Landleute, die eben vorbeigingen, zogen sie heraus. Indessen verlor Lord Dumbar die Lust an der Politik, und besuchte sie auf dem Schloße mit seinem Sekretär Edgar Ludding, einem schönen jungen Manne. Lucy empfing beide freundlich, aber schon am nächsten Tage wurde sie traurigre und unruhiger als je. Einige Tage darauf ging Lord Dumbar, um sich zu zerstreuen, mit Edgar auf die Jagd, der etwas früher zu Hause ritt, um Anstalten zur Mahlzeit zu treffen. Der Graf erschien, als alles bereitet war, und blieb mit Edgar allein, um sich, der Sitte gemäß, ein wenig zu berauschen.

Um Mitternacht wollte der Kammerdiener seinen Herrn zu Ruhe beingen, und begibt sich in das Speisezimmer. Er findet es verschloßen, doch hört er deutlich etwas wimmern; er rief, es antwortete ihm eine Stimme drinnen, die er aber nicht verstand. Er erbrach mit Hilfe anderer Diener die Thür und sah neben dem schon kalten Leichname Edgars, den Grafen, so eben den Geist aufgeben. Die Anzeige wurde an die Behörde gemacht, und es ergab sich, daß der Lord an Gift im Weine gestorben, daß Edgar der Mörder und die Lady Lucy Dumbar die Mitschuldige sei.

Durch die Verhandlungen vor den Assisen wurde es klar, daß Lady Dumbar mit dem Sekretär des Lord Dumbar bereits zwei Jahre in vertrautem Umgange lebte, wovon jedoch der Lord gar nichts bemerkte. Trotzdem beschloß der Sekretär, seinen Wohlthäter zu ermorden, um seine Witwe heirathen zu können. Vor seiner Abreise in London hatte er eine Menge Arsenik gekauft, und nach der Ankunft in Bryford seine Pläne der Lady mitgetheilt, die ganz darein stimmte. Nach der Rückkehr von der Jagdpartbie hatte er das Gift in den Wein gethan. Der Lord trank davon, der Sekretär stellte sich jedoch unwohl und trank Wasser; dies fiel dem Lord auf; er offerirte Edgar ein Glas Wein, und als dieser sich doch weigerte, er aber Schmerzen zu empfinden anfing, schloß er die Thür, ergriff das Jagdmesser, setzte es Edgar auf die Brust, und zwang ihn so, den Wein zu trinken. Der Sekretär trank und sank bald darauf nieder. Der Lord hatte nicht mehr die Kraft zu rufen, und konnte nur noch, mit wenig Worten, das Geschehene zu Papier bringen. Die Gräfin schien während der Zeit an Geistesverwirrung zu leiden, und dies benützte ihr Vertheidiger so gut, daß sie die Geschworenen wirklich für geisteskrank erklärten. Die Lady wurde in ein Irrenhaus gebracht, und lebte in diesem noch fünf Jahre in tiefer Melancholie.

Eine Sklavenjagd in Sudan. Der Vicekönig von Egypten, Mehemet Ali, hat mehr als einmal versichert, daß er den Sklavenhandel beschränken wolle, doch folgende Berichte eines englischen Reisenden Dr. Beke, beweisen die Falschheit dieser Versicherungen.

Im Jänner **1843** marschirten die egyptischen Truppen unter der Anführung des Achmed Pascha, damals Gouverneur des Sennaar, (dieser Tyrann starb im vorigen Jahre), von Kartum zu einer Sklavenjagd aus, die zwischen dem gelben und blauen Nil gehalten werden sollte. Es waren **2950** Mann irreguläre Infanterie, **1,000** Mann irregulärer arabische Reiterei mit vier Kanonen und **6,000** Kameelen, wozu noch unterwegs **600** Mann Negerinfanterie und Beduinen stießen. Sie kamen am 9. Feber in Kherel-Sidr an, und die Reiterei wurde gegen die Dinkas (nomadische Neger am weißen Nil) gesandt, während das Hauptkorps südlich nach Ule im Lande der Berun marschirte. Am **14.** Februar rückte die Reiterei mit erbeuteten **600** Sklaven jeden Alters und Geschlechts, **1,500** Ochsen und einigen Schafen bei der Hauptarmee wieder ein, und am nächsten Tage wurde die Beute vertheilt; die eine Hälfte an die Regierung, die andere an die Truppen, die sie erbeutet hatten.

Die ganze Armee drang nun tiefer in das Land der Berun, und erreichte am **19.** Feber das Dorf Dschembel-Tembak. Die Einwohner desselben hatten sich auf einem benachbarten Hügel verschanzt, der von der Reiterei umstellt und von dem Fußvolke erstürmt wurde. Die Neger wehrten sich mit der Kraft der Verzweiflung; doch machten ihre Waffen, — Bogen und Pfeile mit Elfenbeinspitzen, — den Egyptern beinahr gar keinen Schaden und die waffenfähigen Männer wurden, beinahe alle niedergemetzelt. Die Soldaten nahmen aus dem Dorfe so viel Getreide, als die Truppen brauchten und verbrannten den Rest und das Dorf. Von den **526** Gefangenen wurden nur **75** für tauglich erklärt, die übrigen waren Verwundete, Weiber und Kinder. Das Beste bekam der Pascha, das Übrige die Armee. Das Wehklagen dieser Armen, bei ihrer Trennung von einander, war wahrhaft furchtbar. Die Soldaten versicherten sich ihrer Sklaven auf nachstehende Art: sie steckten den Hals eines solchen in die Gabel einer gespaltenen armdicken Stange, und banden die beiden Enden hinter dem Kopfe zusammen, den rechten Arm an die Stange, und das andere Ende derselben an ihren Sattel, so daß sie dieselben nachschleppen konnten, ohne sich viel um sie zu bekümmern. Der Marsch dauerte sechs bis acht Stunden, und da die Soldaten selbst kaum Wasser genug hatten, litten die Sklaven natürlich entsetzlichen Durst. Jene, welche vor Wunden oder Schwäche nicht mehr fort konnten, wurden kaltblütig erschoßen und so kam kaum die Hälfte dieser Unglücklichen in Kartum an.

Am **21.** Feber kam die Armee nach Kerr, einem Bezirk von zehn bis fünfzehn Dörfchen, deren Bewohner sich in zwei verpallisadirten Lagern versammelt hatten. Die Infanterie stürmte die Pallisaden, und riß sie mit den Händen aus, doch wehrten die Neger, die nur Bogen und Pfeile hatten, sich so tapfer, daß sie die Truppen dreimal zurückwarfen; aber die Feuerwaffen waren doch überwiegend und in einer Stunde war die Einzäunung erstürmt. Die jetzt erfolgten Gräuelthaten zu beschreiben, vermag keine Feder. Die Barbaren mordeten alles, Männer, Weiber und Kinder, und verbrannten dann die noch lebenden mit den Todten, indem sie die erste Verschanzung in Brand steckten, während sie die zweite angriffen. Der Pascha bemerkte, daß er auf die Art die besten Sklaven verlor, und schickte einen der Gefangenen hinein, um die Neger zur Unterwerfung aufzufordern. Sie gaben keine Antwort und rüsteten sich zur tapferen Gegenwehr. Jetzt gab der Pascha, ergrimmt, das Zeichen zum Angriff, und die meisten Neger fielen auf ihrem Posten, einen ehrenvollen Tod einem schmachvollen Leben vorziehend. Blos **364** Neger wurden gefangen genommen. Die Sklaven, welche der Regierung anheim fielen, wurden unter Beduinen-Bedeckung nach Kartum gesandt, und die Soldaten, welche sich mit den übrigen nicht befaßen wollten, verkauften sie an arabische Händler, die der Armee folgten; Knaben von zehn bis zwölf Jahren wurden um sieben Piaster; eine alte Frau um drei Piaster (vier und zwanzig Kreuzer) verhandelt.

Am **1.** März rückte die Armee östlich gegen Kermuk, das von Negern aus dem Berunstamme bewohnt wird, die, mit Lanzen bewaffnet,

Digitized by Google

für die tapfersten von allen gelten. Sie sind noch nie besiegt worden. Das Dorf mochte etwa **1600** Hütten enthalten, deren Einwohner sich auf einem nahen Berge verborgen hatten. Der Pascha befahl, das Dorf zu verbrennen und nach zweitägiger Rast stürmten vier Bataillone und die Hilfsneger den Berg, das fünfte Bataillon bildete im Lager die Nachhut und die Reiterei umzingelte den Berg, um die Flucht zu verhindern. Das erste Bataillon kam an eine Umzäunung in der **1200** Weiber und Kinder waren, welche die Soldaten binden und wegschleppen wollten. Da brachen die Neger mit wildem Geschrei auf sie vom Berge herab, die Egypter kamen in Unordnung, ein panischer Schrecken ergriff sie, sie warfen die Gewehre weg und flohen, in ihrer Flucht die drei anderen Bataillone mit sich fortreißend. Hätten die Neger jetzt ihren stürmischen Angriff auf das Lager ausgedehnt, die Egypter wären verloren gewesen. Doch sie thaten es nicht, und der Pascha konnte seine Truppen wieder sammeln, und zog sich, einem so eben im Lager angekommenen Befehle des Vicekönigs zufolge, zurück.

Die Armee marschirte nach Fazoglu zurück. Der Pascha war sehr unzufrieden mit seiner Jagd, denn er hatte nur **1875** Sklaven erbeutet, während der General Emir Bei in demselben Zeitpunkt auch von einem Sklavenfang, **5,000** Sklaven mitbrachte.

Damen-Bibliothek.

Selbstmord aus Eitelkeit. Ein neunzehnjähriges Mädchen, die Tochter eines reichen Kaufmannes in Vizerane, stürzte sich vorsätzlich in einen Brunnen, und fand so ihren Tod. Die Veranlassung zu diesem Morde war — ein Kröpfchen, welches, durch zu starkes Schnüren verursacht, auf ihrem Schwanenhalse Platz genommen hatte. Früher, als Schönheit bewundert, wurde sie durch dieses Schönheitsgebrechen melancholisch, und als zu Hilfe gezogene Ärzte sie nicht schnell heilen konnten, kam sie auf die unglückliche Idee, ihrem jungen Leben ein Ende zu machen.

Merkwürdiger Titel. Verflossenen Sommer las man in der T . . . . . Badeliste: Frau Isidore Kunigunde . . . geb. Freiinn von . . ., Ritter und Rittergutsbesitzers, mehrerer gelehrten Gesellschaften und der deputirten Versammlungskammer zu . . . . Mitglieds-Gemahlin.

Die Brüsseler Spitzen werden überall geliebt und gekauft, doch ist ihre Verfertigung in neuester Zeit beinahe ein Geheimniß geworden, da nur noch einige Frauen dort sie so fein und gut herzustellen wissen. Um daher den völligen Untergang dieser so wichtigen Kunst zu verhüten, ist jetzt in Brüssel eine Spitzenklöppelschule gegründet, in welcher über hundert junge Mädchen Unterricht darin unterhalten.

Eifersucht. Es waren gerade acht Monate, daß das Band der Ehe die junge, schöne Amalie mit einem jungen Millionär verbunden hatte. Adolf war ein schöner, charmanter Mann, aber eifersüchtig wie Othello auf seine Desdemona. Nichts hätte ihren blauen Ehestandshimmel getrübt, wäre nur diese verdammte Eifersucht nicht gewesen

Seit einiger Zeit beunruhigte den guten Adolph besonders ein kleines, elegant in Goldschnitt gebundenes Buch, das sein schönes Weibchen jedesmal, wenn er sie beim Lesen desselben ertappte, verstohlen versteckte.

„Donner und Wetter!“ dachte er sich, „was mag das nur für ein Buch sein. Sie liest es immer nur, wenn ich weggehe. Wenn es nichts Unrechtes wäre, warum verbirgt sie es so geheimnißvoll. Alle Teufel! Das muß eine Sammlung von Liebesbriefen sein, wahrscheinlich eine Anleitung, den Herrn Gemahl recht hinters Licht zu führen. Die verwünschten Liebesgeschichten!! Die Polizei sollte allen diesen Dichtern das Handwerk verbieten, die mehr Unheil unter den Weibern anrichten, als alle Diebe und Räuber in der ganzen Welt.“

So philosophirend, verbrachte er noch einige Tage in peinvoller Unruhe, endlich übermannte ihn die Eifersucht.

„Ich ertrage diesen Zweifel nicht länger, ich muß den Inhalt dieses Buches kennen.“ Mit diesen Worten stürzt er in Agnesens Boudoir, die just ausgefahren war, durchsucht alle Kasten und Schubladen, findet aber nichts. „Hundert Gulden schenke ich dem Manne, der mir den Inhalt dieses gottverfluchten Buches angibt.“

Am andern Morgen, gegen acht Uhr, guckt unser lieber Adolf wieder durch das Schlüsselloch in das Kabinet seiner Frau, und sieht, wie fleißig Agnes, die noch das Bett nicht verlassen hatte, in dem geheimnißvollen Buche las. Wüthend will er in das Zimmer stürzen, das Buch ihr aus der Hand reißen, mit donnernden Worten ihr die Strafe für ein solches Verbrechen diktiren, doch — die Thür ist geschlossen, er muß zitternd vor Ungeduld und Wuth, erst klopfen.

„Wer ist so zeitlich schon da?“

„Ich, Agnes! öffne, schnell!“

Adolf vorsichtig, nimmt rasch seinen Pesten beim Schlüsselloche wieder ein, und sieht, wie sie das verdammte Buch unter die Kopfkissen, steckt, sich ins Negligee wirft, und —

„Nun Agnes!“

„Ja, ja!“

Sie öffnet die Thür.

„Was willst Du so früh, lieber Mann?“

„Erfahren, was deine Kopfkissen für ein Buch bergen?“

Agnes widersetzte sich diesem Verlangen, er will sie auf die Seite schieben, aber sie vertheidigt hartnäckig den Pesten! Adolf wird rasend vor Zorn und Eifersucht.

„Amalie, mache mich nicht wahnsinnig! ich muß dieses infame Buch kennen, das dich ganz verändert hat, das die Tugend und Lebensart bei dir untergraben, das dich den heiligsten Pflichten untreu gemacht hat. Laß mich es sehen, oder, bei meinem Leben, ich thue, was mich reuen könnte!“

Amalie merkte, daß sie das Feuer, welches sie angefacht hatte, nicht mehr löschen könne, und gab nach. Adolf ergriff hastig das Buch, und verschlang mit den Augen das Titelblatt.

Er las:

Für Damen!

Unfehlbares Mittel, alle körperlichen Reize bis ins späte Alter zu erhalten.

(Auf vierzigjährige Erfahrung gegründet.)

Adolf bat zu den Füßen seiner gnädigen Gebieterin um Verzeihung, sie hob ihn lächelnd auf und seit der Zeit soll noch kein Wölkchen über den Horizont ihrer Ehe emporgestiegen sein.

Industrielle Interessen.

Das riesenhafteste englische Dampfschiff. „The great britain“ ist in der letzten Hälfte des vorigen Jahres in Bristol von Stapel gelaufen. Dieses ungeheure Fahrzeug übertrifft an Tonnengehalt (3,200 Tonnen) alle bisher erbauten großen Schiffe um einige hundert Tonnen, und seine Erbauung macht in den Annalen der Schiffsbaukunst eine Epoche. Sein Kiel ist **289** Fuß lang und seine ganze Länge von einem Ende bis zum andern **321** Fuß, die ganze Breite **101** Fuß und die Tiefe vom oberen Deck bis zum Kiel **51** Fuß; belastet geht es **16** Fuß tief im Wasser. Der Kessel nimmt **33** Quadratfuß ein, die Dampfesse hat unter acht Fuß im Durchmesser und ist **45** Fuß hoch. Ein Speisesaal für die Passagiere misst **100** Fuß in Länge und **50** Fuß in Breite; ein weiter Speisesaal für die Passagiere zweiter Klasse **84** Fuß in Breite und ein Promenirsaal, **110** Fuß in der Länge, **48** Fuß in der Breite und **7** Fuß in der Höhe. Die Dampfmaschinen haben zusammen auf **1,000** Pferdekraft. Das Fahrzeug faßt im Ganzen **400** Passagiere und **150** Köpfe von der Schiffsmannschaft.

Die deutschen Eisenbahnen, die jetzt in einer Länge von circa **250** Meilen befahren werden, haben im Jahre **1843** gegen **8,088,820** Personen und **11,411,156** Zentner Güter transportirt und eine Einnahme von **6,285,294**

Digitized by Google

Thalern gemacht. Die Einnahme ist gegen das Jahr 1842 um 1,657403 Thaler gestiegen.

Ein schöner Verein bildet sich jetzt in London unter dem Namen, Metropolitan-Association. Er soll den Armen zu wohlfeilen Preisen bessere Wohnungen schaffen, und verhindern, daß das Zusammendrängen ganzer Familien einen so demoralisirenden Einfluß ausübe. Man will große Gebäude bauen, in welchen ledige Personen ein kleines Zimmer haben sollen; dazu wird man die obern Stockwerke benützen und dann das Erdgeschoß als gemeinschaftliches Zimmer brauchen, das, erwärmt, mit Gas beleuchtet und nützlichen Büchern versehen, die Veranlassung zum Besuch der Branntweinhäuser und Bierschenken aufheben soll.

Schnelligkeit. Ein Lokomotiv, das bei gewöhnlicher Fahrt vier deutsche Meilen in einer Stunde fährt, würde acht und einen halben Tag brauchen, um von London nach Ostindien zu kommen. In ein und fünfzig Tagen käme es rund um die ganze Erde herum. Den Raum von der Erde bis in den Mond würde es in ungefähr sechszehn Monaten, und den Raum von der Erde bis zur Sonne, — erst in 500 Jahren zurücklegen.

Naturhistorische Novitäten.

Eine merkwürdige Erscheinung beobachtete man bei einem heftigen Gewitter in England; man sah nähmlich den Blitz längs der Eisenbahnschienen hinlaufen, ein Anblick, der selbst die unerschrockensten Leute entsetzte, und auf die große Gefahr bei einer Fahrt während eines Gewitters aufmerksam gemacht hat.

Eine große Meerschlange ist im Mai vorigen Jahres dem Schiffe Competitor begegnet. Der Kapitän dieses Schiffes Captain Stingate, gibt folgende Beschreibung: „Der Fisch war so groß wie ein Wallfisch aber von ganz anderem Aussehen. Seine glänzende Haut war gefleckt, wie die eines Leoparden, und da die See ganz ruhig war, man also dem Unthiere sehr nahe kommen konnte, beobachteten wir genau alle seine Bewegungen. Es schwamm vermittelst einer großen Flossfeder mit Leichtigkeit, und bewegte sich schnell nach allen Seiten. Man warf nach ihm und traf es; es schien darüber erzürnt und unschlüssig, ob es das Schiff angreifen oder sich entfernen sollte. Endlich that es das Letztere. Einige andere Thiere, die wir für Seehunde hielten, obgleich sie höchstens zwei oder drei Schuhe lang waren, schwammen spielend um dasselbe her, und schienen es durchaus nicht zu fürchten. Sein Rachen war groß und breit, der Rücken und der Schwanz waren braun gefleckt und der Kopf, dem einer Eidechse gleich."

Scharfsinn der Ratten. Schon längst ist der Scharfsinn und die Vorsicht der Ratten bekannt; folgender kleine Umstand setzt sie noch mehr ins Licht. In einer Speisekammer stand eine offene Kiste, in welcher mehrere Flaschen feines Öhl waren. Als man einige Tage nach dem Hineingeben eine davon hohlen wollte, sah man, daß der Stöpsel, womit die Fläsche versehen gewesen war, fehlte, und ein großer Theil des Öhls aus der Flasche genommen war. Die Flasche wurde wieder gefüllt, mit dem Stöpsel versehen und an ihren vorigen Ort gestellt. Am andern Morgen war zum Erstaunen des Eigenthümers der Stöpsel wieder weg und die Flasche halb leer. Diesmal füllte man die Flasche wieder voll, beobachtete aber durch ein kleines Fenster, wie das wohl zuginge. Nach einer halben Stundr, als alles still war, bemerkte man, wie mehrere Ratten in die Kiste sprangen, den Stöpsel eben so kunstgerecht als leicht herausbißen, alsdann ihre Schwänze in den Hals der Flasche steckten und beim Herausziehen das daran hängende Öhl ableckten.

Raritäten.

Ein Zeuge. Unlängst wurde der Redakteur eines kleinen pariser Journals von einer jungen Schauspielerin gerichtlich verfolgt, weil er ihr die zur „Jungfrau von Orleans" erforderlichen Eigenschaften abgesprochen hatte. Die Künstlerin hatte zu ihren Gunsten einen Zeugen vorrufen lassen. Als dieser aufgerufen wird, fragt ihn der Präsident nach den gewöhnlichen Formen: „Sind Sie mit der Klägerin verwandt?"

„Nein, Herr Präsident."

„Kennen Sie dieselbe?"

„Ja, Herr Präsident; ich bin fünf Jahre lang ihr Liebhaber gewesen." Die unerwartete Aufrichtigkeit des Zeugen brachte einen Eindruck hervor, der nicht zu beschreiben ist.

Geburtstagswunsch. Herr L. ist ein großer Anbeter Mozarts; er schätzt nur seine Werke und haßt alle französischen und italienischen Komponisten. Unlängst feierte man den Geburtstag des Herrn L., und seine Frau glaubte ihn, mit nichts anderem mehr erfreuen zu können, als durch die Executirung einer der herrlichen Tondichtungen Mozarts. Sie hat drei hoffnungsvolle Töchter, sie kleidet dieselben als die drei Damen in der Zauberflöte und schickt sie am Morgen des Geburtstages in das Schlafzimmer des noch schlummernden Vaters. Leise treten die Töchter an das Bett und als er erwacht, singen alle zugleich die Arie: „Stirb Ungeheuer!" u. s. w. mit der, die drei Damen in der Zauberflöte auftreten, welche die Schlange tödten, von der Tamino verfolgt wird.

Die Gattin küßte ihrn aufs Tiefste gerührten Gemahl und sagte: „Nimm unser Aller herzlichen Wunsch freundlich hin!"

Herzklopfen. Ein amerikanisches Blatt brachte kürzlich folgenden Puff: Als unlängst ein Geliebter zum Rendez-vous ging, stürmte sein Herz in so mächtigen Schlägen, daß sämmtliche Sturmglocken auch zu läuten begannen, und die umherirrenden Feuerspritzen einander fragten, wo es denn eigentlich brenne.

Schulzeugniß Napoleons. Als Napoleon die Militärschule von Brienne verließ, um in die von Paris einzutreten, brachte er folgendes Zeugniß mit, welches wir hier wörtlich übersetzen: „Nota vom Jahre 1784 ausgezogen aus dem Standbuch der Zöglinge des Königs, welche nach ihrem Alter dienstfähig, oder nach der Schule in Paris zu beingen sind. Buonaparte Napoleon, geboren den 15. August 1796, vier Schuh zehn Zoll zehn Linien groß, hat sein viertes Schuljahr zurückgelegt, besitzt gute Leibes-Konstitution, vortreffliche Gesundheit, bescheidenen Charakter, ist ehrbar und erkenntlich. Derselbe hat sich immer in den mathematischen Wissenschaften ausgezeichnet. In Geschichte und Geographie ist er ziemlich bewandert, dafür aber im Latein nicht stark. — Wird ein trefflicher Seemann werden."

Frömmigkeit. Ein Kosak, der mit gierigen Blicken in einem Zimmer nach Kostbarkeiten umherspähte, sah eine schöne Uhr neben einem Kruzifixe hängen. Einen Augenblick stutzte er, und schlug schnell ein andächtiges Kreuz. Doch schnell gefaßt, wirft er seine Mütze über das Kruzifix, nimmt die Uhr, enthüllt wieder das Bild indem er seine Mütze sich zurücknimmt, und geht, stolz auf seinen guten Gedanken, mit dem Raube von dannen.

Englands Politik. Der große Staatsmann Fox speiste einmal bei dem Grafen St .... in Paris. Nach aufgehobener Tafel spazierten sie plaudernd in einem Kabinette auf und ab, und blieben vor einer da hängenden Weltkarte stehen.

„Aber wie kömmt es," fragte der Graf, auf England mit dem Finger zeigend, „daß dieses so kleine Land beinahe die halbe Welt beherrscht?"

„O?" erwiederte Fox, ebenfalls mit dem Finger darauf zeigend, „dies ist eigentlich nur unser Absteigquartier. Aber die Welt, Herr Graf, die Welt, — das ist der Tummelplatz unserer Politik."

Hiemit verrieth er den eigentlichen Geist der englischen Politik.

Digitized by Google

Straſſen-Unfälle.

Aufgeſchaut!
Wort von Vorſicht anvertraut,
Haben hier die Leutchen alle
Spät erkannt, — erſt nach dem Falle.
Der junge Herr, — ein trockener Galan,
Liebt Feuchtigkeit von Außen an.
Dem Dicken, der nur an den Bauch gedacht,
Wird in Erinnerung der Kopf gebracht.

Eine ſonderbare Ankündigung lieſt man in der Brüſſeler Zeitung: Ein gebildeter junger Mann aus guter Familie von gefälligem Ausſehen, wünſcht ſich ſelbſt durch eine Lotterie auszuſpielen; derſelbe hat **10,000** Loſe zu zehn Franks kreirt, die erſte Nummer, die gezogen wird, gewinnt ihn. Alle jungen unverheiratheten Damen in dem Alter von acht und zwanzig bis dreißig Jahren werden zu dieſer Lotterie eingeladen. Er verſichert zugleich, daß ſeit den acht Tagen der Lotterie-Eröffnung ſchon über **1000** Loſe abgeſetzt wurden.

Ein engliſcher Narr ließ nach dem Hinſcheiden ſeiner innigſt geliebten Ehehälfte zwanzig große Fäßer voll Dinte in ſeine Springbrunnen ſchütten, damit ſie ſchwarze Strahlen ſollten ſpringen laſſen.

Grabſchrift. Folgende ſelbſtverfaßte Inſchrift lieſt man auf dem Grabſtein eines Schauſpielers; „Ich ging zum Theater, Ihr ließt mich geben; ich ſetzte mein Glück auf Eueren Beifall, Ihr ließt mich ſitzen; ich legte mich aus Gram ins Grab, — laßt mich liegen!“

Heiße Liebeserklärung. Ein jugendlicher Stutzer liebte, wagte jedoch nicht ſeine heiße Liebesgluth in Worten auszuſprechen. War es Furchtſamkeit, war es Reſpekt, genug, ſeine Liebe blieb ſtumm, wie das Grab. Eines Tages ſpazierte er ſchon drei Stunden unter den Fenſtern ſeiner Geliebten herum, glühende Liebesblicke auf ihre geſchloſſenen Vorhänge werfend, als auf einmal ein beinahe wahnſinniger Gedanke ſein Gehirn durchkreuzte. Unſer Verliebter bleibt ſtehen und fängt an zu ſchreien:

„Feuer! Feuer! Feuer!“

Die Dame erſcheint ſchnell am Fenſter, und fragt erſchreckt:

„Wo denn?“

„Hier Madame!“ antwortet unſer Stutzer, mit tragiſchen Geberden auf ſein Herz ſchlagend; „ach Madame, ich brenne lichterloh . . . wollen Sie mich verbrennen laſſen?

Es iſt nicht bekannt, in wieweit die Dame ſich durch dieſe pittoreske Liebeserklärung geſchmeichelt fühlte, doch gewiß iſt es, daß unſer Stutzer eine Stunde nach dieſem vulkaniſchen Ausbruche mit ſehr trockener Miene nach Hauſe ging; es ſcheint alſo, daß die Schöne nicht daran gedacht hat, den Ausbruch zu löſchen.

Witz-Blitze.

Ein Reiſender, der mit Extrapoſt fuhr, mußte in einem Poſthauſe ſehr lange auf Pferde warten. Der Poſtmeiſter hielt den Eilenden von einer halben Stunde zur andern hin. Endlich verlor der Reiſende die Geduld und zornig ſchrie er: „Herr Poſtmeiſter wenn ich in einer Viertelſtunde die Pferde nicht habe, ſo fahre ich ohne Pferde auf Ihre Koſten weiter.“

Eine hübſche Sängerin ſang in einer Geſellſchaft eine Arie ziemlich ſchlecht und öffnete das kleine Roſenmündchen kaum. Einer der Zuſchauer, von der Schönheit der Sängerin bezaubert, ſagte zu dem Nebenſtehenden: „Bewundern Sie doch dieſen Engel, er küßt die Töne kaum, die er uns ſchenkt. —“ Dieſer antwortete kaltblütig: „Nun ſo mag der Engel Acht geben, daß er ſich den Mund nicht ſchmutzig macht, denn die Töne ſind höchſt unrein.“

Digitized by Google

Ein armer Jude in zerrissenen Kleidern präsentirte sich bei einem reichen Banquier indem er sprach: „Ich habe eine Kunstreise gemacht, und bitte um eine Unterstützung. —" „Sie haben eine Kunstreise gemacht?" fragte der verwunderte Banquier. — „Ich bin mit sechs Pfennigen von Breslau nach Berlin gereist, ist das nicht eine Kunst?"

Jemand, der in einem Zimmer schlief, von dem man in das Schlafgemach einer Dame sehen konnte, sagte einmal als er mit ihr zusammentraf: „Wenn wir nicht gegenseitig die Jalousien herabließen, so könnten wir uns einander täglich schlafen sehen."

In einer Post-Passagierstube wurde ein Fremder von dem allerliebsten Stubenmädchen, dem er seine Aufmerksamkeit beweisen wollte, kurz abgefertigt. Er schrieb darauf eine Klage über die Sprödigkeit der Aufwärterin in das (in allen Passagierstuben ausliegende) Beschwerdenbuch. Nicht lange nachher fand man von fremder Hand (aber mit dem Namen des General-Postamtskommissarius unterzeichnet,) folgende Erledigung: „Die hier eingetragene Beschwerde ist von mir genau untersucht und nach genügender Prüfung für völlig grundlos befunden worden."

Ein Nachtwächter, der alljährlich zu einem Banquier um sein Neujahrgeld kam, und immer zwei Gulden erhielt, stellte sich auch heuer pünktlich am Neujahrstage bei ihm ein. Der Banquier war während des vergangenen Jahres durch zu viel Trinken in seinen Vermögens-Umständen herabgekommen und gab dem Wächter anstatt zwei Gulden bloß einen Gulden. Dieser, erbost darüber, weil er die Ursache kannte, wurde grob und sprach: „Herr! Ich weiß gar nicht, wie ich dazu komme; wenn Sie trinken wollen, trinken Sie für Ihr Geld und nicht für Meines."

Ursprung des Wortes: Rebus.

Sätze oder Verse in Bildern dargestellt, zugleich durch willkührliche Trennung der Wörter und Versetzung der Buchstaben in versteckten Wortspielen ausgedrückt, heißen Rebus. Diese Art Spielerei war zuerst bei den Italienern Mode.

Johann Maria Cresscimbene (geb. **1663** gest. **1728**) gibt in seiner: **„Istoria della volgar poesia"** folgenden Vers in Bildern, musikalischen Noten und Buchstaben als Probe:

„Dove son gl'occhi e la serena forma."

Von den Italienern ging dieses Figuren- und Buchstabenspiel zu den Franzosen über.

In der Picardie soll diese Tändelei die Benennung **Rebus** erhalten haben. Nach der etymologischen Tradition ließen die Studenten in Amiens jedes Jahr in der Carnevalzeit Libellen unter dem Titel: **de Rebus quae geruntur** (Von Dingen, die sich zutragen.) in dieser Manier cirkuliren. Diese Scherzschriften, die am Ende in Persönlichkeiten ausarteten, und darum verboten wurden, trugen den Namen **Rebus de Picardie.** Die Franzosen bürgerten dieses Wort, nach ihrer Aussprache (rebüh) in ihre Heimath ein, und gebrauchen es außer dieser Bedeutung, auch zur Bezeichnung des Zweideutigen, oder Abgeschmackten. Seine Wanderung nach Deutschland fällt in die neuere Zeit, wo es die Räthsel und Charaden zu verdrängen scheint, und wie jede Mode seine Vergänglichkeit als Epidemie erwartet.

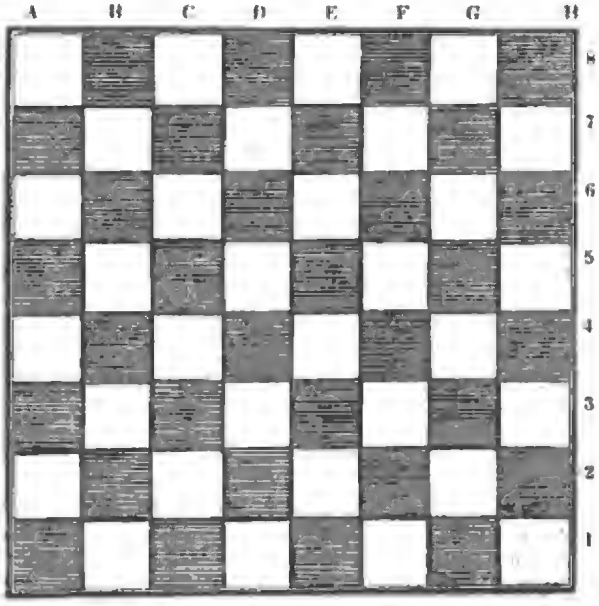
Rebus Nro. 1.

(Die Auflösung folgt im nächsten Hefte.)

Schach-Aufgabe Nro. 2.

(Weiß hat den Zug und macht Schwarz in vier Zügen matt.)

Weiß.	Schwarz.
König F 3.	König D 4.
Dame G 8.	Dame H 2.
Thurm C 1.	Thurm H 1. E 5.
Roß C 5. C 7.	Laufer H 4. C 4.
Bauer H 2. F 5. G 4.	Roß H 3.
	Bauer B 5. D 6.



(Die Auflösung folgt im nächsten Hefte.)

Auflösung der Schachaufgabe Nro. 1. im vorigen Hefte.

Weiß.			Schwarz.
Königin von	E 6. – A 6.	gibt Schach.	Bauer B 7. – A 6.
Laufer „	G 4. – F 3.	detto	König A 8. – A 7.
Thurm „	B 1. – B 7.	detto	König A 7. – A 8.
dto. „	B 7. – E 7.	detto	König A 8. – H 8.
Roß „	D 8. – C 6	detto	König B 8. – C 8.
Laufer „	F 3. – G 4.	gibt matt.	

NB. Zöge Schwarz den König von H 8. auf A 8. anstatt auf C 8., so gibt Weiß mit dem Thurme auf A 7. matt.

Verbesserungen.

Seite 41 Zeile 21 von oben, erste Spalte, bleibt „in" weg.
— 44 — 3 von unten, zweite Spalte lies „konnten" statt „konnte."
— 51 — 18 von unten, erste Spalte, Z. 25 und Z. 29 von oben, zweite Sp. lies „Agnes" statt „Amalie."
— 53 — 25 von unten, zweite Spalte soll stehen „1789" statt „1796."

Digitized by Google

List und Grazie.

(Nach dem Französischen.)

Zwei Pagen schlenderten um neun Uhr Abends in dem Hofe der königlichen Stallungen zu Versailles auf und ab. Sie trugen die königlichen Farben: den blauen Rock und die rothen Hosen. Einer von Beiden, der Größere, zeigte in seinen Formen die ganze ritterliche Leichtigkeit seines Dienstes. Seine lebhafte Physiognomie, seine blitzenden Augen und der kecke Gang verriethen den Pagen am Hofe Ludwigs des XV., unter der Beherrschung der Madame Dubarry.

Der Andere, schmächtig, klein und graziös, kontrastirte ganz mit seinen Kameraden. Rosenroth und nett wie ein Mädchen, war doch seine Schüchternheit nicht von Muthwillen frei. Er glich dem Cherubin, gebildet in der Schule der Susanne.

„Mache was du willst," sprach jener, „du mußt dich fügen."

„Nein, Ritter! ich werde mich nicht fügen. Es ist eine Ungerechtigkeit und die dulde ich nicht; eher beklage ich mich beim Könige."

„Und der König schickt dich auf die Bastille."

„Nein, nein! Er beschützt, er liebt seine Pagen, er will sie nicht quälen lassen. Übrigens werde ich mit Madame Dubarry sprechen."

„Und wie? Wir sind ja eingesperrt; und wann? Es handelt sich doch schon um diesen Abend. Ja! wärest du draußen, du würdest den ganzen Hof in Aufruhr bringen; aber, lieber Graf, hier haben wir Mauern und noch einige Wachen dabei."

„Ah bah! Ich lache dieser Mauern und Wachen! Wenn du eben so viel Muth und Entschlossenheit besitztest, würde ich Alles wagen, und wir hätten bald diese Hindernisse beseitigt; doch, du wagst es nicht!"

„Glaubst du, daß ich weniger Muth habe als du?"

„Freilich! du bist von Natur schon solider und bist nicht einmal verliebt."

„Woher weißt du das?"

„Wenigstens bist du nicht in meine Cousine, die schöne Herzogin von Presles, verliebt."

Der Ritter seufzte und antwortete nicht.

„Was mich betrifft, ich bin ganz vernarrt in sie. Sie ist so reizend, so geistreich!"

„So gut!"

„Sie gibt so herrliche Soupers!"

„Sie hat so viel Sanftmuth in ihren Augen!"

„Ihre Equipagen sind so herrlich und die Toilette!" —

„Sie hat so eine Menge von Talenten!"

„Ja wohl! das ist alles wahr. Doch ist nichts zu hoffen und nie wird man ihre Liebe erringen. Sie ist durch drei unübersteigliche Mauern vertheidigt."

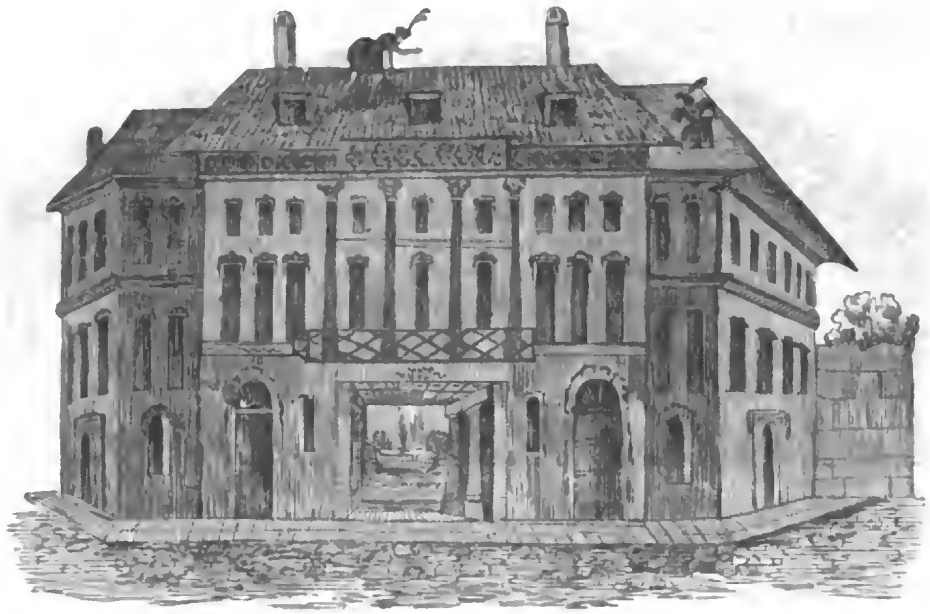
„Welche?"

„Erstens ist sie eine honette Frau, zweitens ist sie kokett, und endlich hat sie sich vorgenommen, tugendhaft zu bleiben, bloß um originell zu seyn; sie bleibt ihren Grundsätzen treu."

„Ah! das glaube ich nicht."

„Siehst du, wenn sie fromm wäre und bloß ihre Prinzipe sie zurückhalten möchten, man könnte auf eine Leidenschaft rechnen, die sie alles vergessen machte. Wenn sie ihren Gemal liebte, man könnte auf das Ende dieser Liebe bauen. Wenn sie spröde wäre, man könnte noch auf Gelegenheit, Neugierde und eine verliebte Laune hoffen. Doch die Eigenliebe, die Koketterie und die einmal übernommene Rolle noch dazu! Das ist unmöglich! Mein Bruder, der Marquis, verliert seine Zeit bei ihr, unser Hofmeister, ich, und — Gott verdamme mich —, seit der Stunde unseres Plauderns bist du das Echo meiner Worte, — du bist auch in sie verliebt!"

Digitized by Google



„Nun ja! weil ich dir's doch einmal geſtehen muß!"

„Oh! Mir iſt's recht, du kömmſt ſo nicht weiter als ich!"

„Ich weiß es. Was ſoll ich aber thun. Ich liebe ſie!"

„Wenn es alſo iſt, will ich nicht länger grauſam uns Beide des Vergnügens berauben, ein deliziöſes Souper bei unſerer Göttin zu genießen. Wir werden ausgehen! Florac, ich will dir ein Geheimniß anvertrauen, das mich den Dienſt koſtet, wenn es bekannt würde; giebſt du dein Ehrenwort, es niemanden zu verrathen?"

„Ich gebe es!"

„So wiſſe denn, daß ich jede Nacht aus dem Pallaſte gehe."

„Du?"

"Ich!" erwiederte der Gra von Brignolles mit geckenhafter Miene, „erſtaunſt du?"

„Nein; eine einzige Sache überraſcht mich, — daß ich's nämlich nicht ſchon weiß."

„Endlich habe ich einen Weg gefunden, den Pallaſt zu verlaſſen, doch ehe ich dir ihn mittheile, muß ich dir ſagen, daß er eine Menge Gelegenheiten darbietet, den Hals zu brechen."

„Deſto ſchlimmer! Nun?"

„Hier iſt mein Plan. Wir gehen uns wie die anderen niederlegen, doch ziehen wir um zehn Uhr uns wieder an und treffen uns oben bei der großen Treppe."

„Ich verſtehe."

„Wenn ich ſage oben, ſo verſtehe ich darunter unter dem Dache, in dem letzten Stockwerke des Hauſes. Du haſt vielleicht nie das Fenſter bemerkt, das die Treppe erhellt, und dabei gedacht, daß man durch dieſes frei werden könnte."

„Auf Ehre, nicht!"

„Ich glaube es. So vernimm denn, daß du dich, im ſechſten Stocke angelangt, durch dieſes Fenſter hinausſchwingen und vermittelſt einer kleinen Strickleiter bis aufs Dach gelangen kannſt. Gleitet der Fuß nicht aus, und iſt die Hand ſicher, kömmſt du richtig hinauf. Wenn nicht, ſo fällſt du in den Hof und zerſchmetterſt dir den Kopf auf dem Pflaſter. Das iſt zu wagen; willſt du?"

„Ob ich will? Ich möchte noch ganz andere Sachen wagen."

„Nun, ſo iſt's abgemacht. Noch eins! Man muß auch Acht geben, die Kleider nicht zu beſchmieren oder zu zerreißen, du könnteſt dich dann unmöglich bei der Frau Herzogin vorſtellen laſſen."

„Es iſt recht. Ich danke für die Anempfehlung."

„Ich höre den Apell. Wir unterwerfen uns jetzt wie Kinder und werden bald beweiſen, daß wir Männer ſind. Nur vorſichtig. Es handelt ſich nicht nur um heute, ſondern auch um morgen! Der Maskenball am Faſchingsdienſtag! Das wäre ja furchtbar, wenn man da nicht dabei ſein könnte."

„Gute Nacht, Graf!" erwiederte laut der Ritter von Florac, jemand kommen ſehend; „wir werden wahrſcheinlich wieder zuſammen den Dienſt haben, bis der König im Walde bei Fontainebleau jagt."

„Ich danke, Ritter! ich nehme die Prophezeihung an und werde meinem Rendez-vous treu ſein."

Die Uhren von Verſailles ſchlugen gerade zehn Uhr, als die zwei jungen Leute, ungeduldig, ihr Joch abzuſchütteln, ſich am beſtimmten Orte einfanden.

„Leiſe, kein Geräuſch gemacht!" flüſterte der Graf, „die Wächter ſchlafen nur halb, und alles wäre verloren, wenn ſie aufwachten. Ich gehe voraus, um dir den Weg zu zeigen; es iſt ſtockfinſter und als Unbekannter könnteſt du dich leicht verirren."

„Ich folge dir."

Der Graf führte mit ſeltenem Glücke ſeine Himmelfahrt aus. Ein kaltblütiger Menſch hätte ſicher, trotz ſeines Mu-

Digitized by Google

thes, nie ein ſolches Wagſtück unternommen, um ſich drei Stunden zu unterhalten, doch mit ſechzehn Jahren wagt man Alles. Man hat die Kurzſichtigkeit der Kinder und die Tollkühnheit der Jugend. Leider lehrt die Erfahrung den Menſchen, Allem zu mißtrauen, und ſich am meiſten.

Als Herr von Brignolles aufs Dach gekommen war, ſteckte er lachend den Kopf durchs Fenſter. „Ritter! Als kluger Freund und gewandter Nebenbuhler ſollte ich dich hier laſſen und allein entfliehen. Doch beruhige dich, ich bleibe meinem Worte treu. Gib Acht auf meine Vorſchrift, tritt nicht fehl, und denke, daß es ſich hier um die Herzogin und ein Souper, den Maskenball und hauptſächlich darum handelt, uns über den Hofmeiſter luſtig zu machen."

Der Ritter befolgte pünktlich alle Inſtruktionen ſeines Freundes und befand ſich bald an ſeiner Seite auf dem Bleidache des Gebäudes, achtzig Schuh über dem Erdboden.

„Und jetzt?"

„Jetzt heißt es, längſt der Dachrinne hinter mir hergehen; weder rechts noch links ſchauen, wenn du keinen Schwindel bekommen willſt, und die Treppe des Hofmeiſters erreichen, über welche wir hinabſteigen, wie wir hier hinaufſtiegen."

„Und der Schweizer?"

„Der Schweizer? Gib Acht."

Die zwei Leichtſinnigen ſchritten während ihres Geſprächs immer weiter in ihrem Luftlaufe vor. Ihre Bewegung war ſo langſam, daß ſie in der Luft zu ſchweben ſchienen. Endlich erreichten ſie, wie es der Graf vorhergeſagt hatte, die Treppe des Hofmeiſters, und ſtiegen auf die nämliche Art bis in den zweiten Stock hinab.

„Wir nähern uns dem Feinde. Muth, Ritter!" murmelte Herr von Brignolles; „und betrachte meine Kleider, ob ſie nicht beſchmiert oder zerriſſen ſind; daß man uns nicht für Abenteurer halte."

„Alles iſt in Ordnung."

„Alſo vorwärts. Wenn wir jemand begegnen, laß mich nur reden."

Als ſie vor den Gemächern des Marſchalls vorüber waren, ging der Graf etwas langſamer.

Mehrere Bediente, in einem Vorzimmer ſitzend, deſſen Thüren offen waren, erhoben ſich bei dem Anblick der jungen Leute.

„Iſt der Herr Marſchall zu Hauſe?" frug der Graf.

„Nein, Herr Graf!"

„Wir ſind die Überbringer einer Ordre, die wir nur ihm überreichen können. Wir nehmen ſie alſo wieder mit."

Ein Laquai ging vor ihnen her und rief, als er zur Loge des Schweizers kam:

„Öffnet den königlichen Pagen!"

Ein Mal draußen, ſahen ſie erſtaunt einander an.

„Und wenn der Marſchall ja zu Hauſe geweſen wäre?"

„Glaubſt du, daß ich meiner Sache nicht gewiß war? Er ſpeiſt nie zu Hauſe, aus Sympathie für die Marſchallin, die er ſchon ſeit vierzig Jahren verabſcheut. Doch verlieren wir die Zeit nicht, und machen wir, daß wir zu meiner ſchönen Couſine kommen."

Die Herzogin von Presles galt für die koketteſte Frau des Hofes, und doch hatte noch kein ſchweres Vergehen dieſem Rufe das Siegel der Beſtättigung aufgedrückt. Sehr jung an einen alten und gichtkranken Edelmann verheirathet, deſſen Charakter dem ihren ganz entgegengeſetzt war, machte ſie ſich es zur Pflicht in einem Zeitalter vernünftig und treu zu bleiben, wo die ſchlechte Aufführung zur Mode gehörte. Als Mann von Geiſt entdeckte der Herzog, früh erſchöpft durch alle möglichen Exceſſe, bald die ſchwache Seite ſeiner Frau. Um das Schickſal, das ihn erwartete, abzuwenden, entſchloß er ſich aus der wahrſcheinlichen Urſache ſeines Unglücks ein Präſervativ zu machen, und gab der Herzogin eine ſo hohe Meinung von ihrem guten Rufe, daß ſie ſich nicht entſchließen konnte herabzuſteigen, wenn ſie nach unten ſah. Es ſchien ihr eher möglich, ohne Liebesglück, als ohne dieſen ſchon errungenen Ruhm zu leben, und ſo entſchädigte ſie ſich dafür durch eine ungemeine Koketterie; ſie duldete keinen Mann neben ſich, der ihr widerſtand und wandte alle möglichen Künſte an, um ihre Eroberungen auszudehnen. Der Marquis von Brignolles, der ältere Bruder des Grafen, benützte ſeine Verwandtſchaft mit der ſchönen Grauſamen, um ſich beinahe als Gebieter in ihrem Hauſe zu etabliren.

Die Herzogin, gleichgültig für die materiellen Intereſſen ihres Hauſes, ließ ihn nach Belieben ſchalten und walten, behielt ſich jedoch das Recht der Einwendung vor. Daraus entſtand eine Art Gewohnheit, die der jungen Frau unerträglich wurde, doch fühlte ſie ſich nicht ſtark genug, ſie zu brechen; und nach und nach artete dieſe Gewohnheit in Tyrannei aus. Der Marquis begnügte ſich mit dem Scheine eines Liebesverhältniſſes, während viele Leute es für reel hielten, und tröſtete ſich mit der Gewißheit, keinen glücklicheren Nebenbuhler zu haben, über die Strenge der Frau von Presles.

Die Herzogin, alle dominirend, ließ ſich von ihm beherrſchen. Sie befragte ihn bei jeder Gelegenheit, und legte doch kein Gewicht auf ſeine Meinung, ſie duldete ihn neben ſich und doch langweilte er ſie. Das iſt eben das Geheimniß ſo vieler Stellungen und Zuneigungen im Leben: Die Kommodität. Man will ſich nicht die Mühe nehmen, eine Kette, die ſchwer ſcheint, zu brechen und man will ſie auch nicht tragen; man ſchleppt ſich ſie nach, dann iſt die Laſt weniger ſchwer.

Gerade an dem Tage, wo die zwei jungen Leute zu ihr ſoupiren kommen wollten, hatte die Herzogin einen heroiſchen Entſchluß gefaßt. Sie wollte förmlich dieſen Despotismus brechen und genoß ſchon im Voraus ihre Freiheit, indem ſie mit ſich ſelbſt ſprach:

„Ich werde mir Geſellſchaft einladen, und zwar, wen ich will. Mag der Marquis dann immerhin einwenden, daß dieſe Frau einen ſchlechten Ruf habe, und dieſer Mann gefährlich für mich ſei."

Eine zahlreiche Geſellſchaft hatte ſich demnach in dem Salon der Herzogin verſammelt, man wartete nur auf ſie, und ſie beeilte ſich ihre Gallakleider abzuwerfen, denn eben

Digitized by Google

kam ſie vom königlichen Hofe zurück. Der Marſchall von Virieur, Hofmeiſter der Pagen, der Marquis von Brignolles und noch einige ihrer Satelliten erwarteten ſie und beobachteten einander.

In dem Augenblicke kamen die zwei Pagen im Pallaſte an. Sie gingen durch die Vorzimmer und wollten ſich ſchon an den offenen Thüren des erſten Salons anmelden laſſen, als der Graf ſeinen Bruder und den Pagen-Hofmeiſter bemerkte.

„O!“ ſchrie er zurückfahrend, „Florac, wir ſind verloren! Es iſt nicht möglich da zu bleiben.“

Der Ritter ſeufzte, und wollte, ſich umwendend, dem Grafen antworten, als dieſer erwiederte:

„Bah, macht auch nichts. Komm, ich habe ſchon ein Gegenmittel gefunden.“

II.

Eine der Kammerfrauen öffnete die Thüre des Toiletten-Kabinets der Herzogin: „Der Herr Graf von Brignolles und der Ritter von Florac wünſchen die Frau Herzogin in einer ſehr dringenden Angelegenheit zu ſprechen.“

„Laß ſie herin!“ antwortete ſie lebhaft. „Was können ſie von mir wollen? Vielleicht einige Jugendſtreiche zu repariren?“

„Meine ſchöne Couſine!“ rief der Graf, lebhaft ihre Hand küſſend, „Sie allein können uns aus der Verlegenheit helfen.“

„Ich habe es errathen, und es nimmt mich bei Ihnen, Graf, gar nicht Wunder, doch beim Ritter . . .“

„Ach! Madame, hören Sie uns erſt an, ehe Sie uns verdammen.“

„Da zittert der ſchon wieder. Ich habe es ja gleich geſagt, wenn ich dich machen ließe, wir wären ſchon verloren. Mein Gott! Wir ſind ja keine Verbrecher; man hat uns die Erlaubniß verſagt, zu Ihnen Couſine ſoupiren zu kommen, und wir haben ſie uns ſelbſt genommen. Aber jetzt iſt der Marſchall und mein Bruder im Saale und wir werden die zwei oder drei göttlichen Stunden, die wir bei Ihnen zubringen wollen, theuer bezahlen müſſen.“

„Das dulde ich nicht, lieber ſchicke ich die ganze Geſellſchaft weg. Arme Kinder! Und wie habt Ihr das angeſtellt?“

Der Graf erzählte mit Begeiſterung ihre gefährliche Wanderung, und übertrieb noch ein wenig die Gefahr, um das Intereſſe und Verdienſt zu verdoppeln.

„Wie! Und nach ſo vielen überſtandenen Mühſeligkeiten und Gefahren ſolltet Ihr wieder ſchlafen gehen, ohne ſoupirt zu haben! Nachdem Ihr euch der Gefahr ausgeſetzt habt den Hals zu brechen, ſolltet Ihr nicht einmal die Früchte dieſer Tollkühnheit genießen! Nimmermehr! Wir müſſen ein Mittel finden, dieſen Hofmeiſter wegzuſchaffen. Was den Marquis betrifft, ſiehe ich euch dafür, daß er ſich nach euch nicht umſehen wird, er iſt genug mit ſich beſchäftigt. Doch, was machen wir eigentlich mit dem Hofmeiſter?“

„Das wird ein ſchweres Stück Arbeit; und der Marſchall iſt auf mich noch ſtrenger als auf einen andern; erſtens: weil ich, aufrichtig geſagt, eben nicht ſehr ſolid bin und übrigens ſind da noch einige Familien-Intereſſen im Spiel. Er glaubt, ich kenne ſie nicht und doch . . .“

„Was iſt das?“

„O! Eine Kleinigkeit; bloß eine Verpflichtung des Marſchalls gegen meinen Vater, die jener übernommen hatte, als er noch nicht Marſchall und nur Baron von Virieur war.“

„Und inwieweit betrifft dieſe Verpflichtung Sie?“

„Ich gehöre gar nicht dazu; doch ſoll ich dazu dienen, ſie null und nichtig zu machen. Mein Vater und der Marſchall waren intime Freunde. Der Marſchall brauchte einmal eine bedeutende Geldſumme, und mein Vater borgte ſie ihm. „Hören Sie, lieber Baron,“ ſprach mein Vater, „Sie ſind der beſte Freund, den ich auf der Welt habe; warum ſollen Sie mir das Geld bezahlen? Doch wollen wir die Zartheit ihrer Geſinnungen mit meiner Freundſchaft ausgleichen. Sie haben ſich jetzt verheirathet; die erſte Tochter ihrer Ehe wird die Frau meines Sohnes und dieſe Summe wird ihre Ausſteuer.“ Beide verpflichteten ſich dazu mit ihrem Ehrenworte und bewahrten es als ſtrenges Geheimniß, ſelbſt mein Bruder erfuhr es erſt nach ſeiner Großjährigkeit. Später kam ich zur Welt und das Vermögen des Marquis verminderte ſich um ein Drittel. Mein Vater ſtarb und mein Bruder, frei und Herr eines großen Vermögens, verzehrte einen großen Theil desſelben, während der Marſchall zu Amt und Würden gelangte. Jetzt erſt begriff er die Unklugheit des gegebenen Verſprechens; er bemerkte, daß ſeine Tochter eine weit glänzendere Parthie machen könnte und dachte auf ein Mittel, meinen Bruder zu zwingen, daß er ſelbſt allen Anſprüchen auf ſeine Tochter entſage. Das von ihm erfundene Mittelchen macht ſeiner Erfindungsgabe Ehre, und ich bin zu ſeinem Inſtrumente beſtimmt. — Er will nämlich mich alle möglichen ſchlechten Streiche ſpielen laſſen, um mich nachher ſo lange ſtreng und hartherzig beſtrafen zu können, bis ich mich bei meinem Bruder darüber beklage; mein Bruder wird ſich darüber beſchweren, und wenn der Marſchall nachher unter Vorſchützung ſeiner Pflicht und Unpartheilichkeit nichts in ſeiner Handlungsweiſe ändert, hofft er mit dem Marquis ganz zu brechen, und Fräulein von Virieur kann dann den ihr beſtimmten Herzog von Cluny heirathen. Unglücklicher Weiſe hat mein Bruder dieſe Finte errathen, und iſt feſt entſchloſſen, alle diplomatiſchen Sottiſen meines Hofmeiſters zu ertragen, und mich ſeinem Zorne zu überlaſſen. Doch vertraute er es mir, und nahm mir zugleich das Verſprechen ab, Niemandem etwas auszuplaudern. Bis jetzt habe ich auch nichts davon geſprochen und nur dieſe verzweifelte Verlegenheit konnte mich bewegen, ſelbſt Ihnen, ſchöne Couſine, dieſes große Geheimniß anzuvertrauen.“

„Ah! der Marquis ſoll Fräulein von Virieur heirathen!“ rief die Herzogin freudig aus. „Er ſoll ſie heirathen, und man verſagt ſie ihm! Sei Sie ruhig, Graf! dieſe Heirath wird ſtattfinden, Sie werden bei mir ſoupiren und Morgen werden Sie auf den Maskenball gehen.“ Sie fand keine

Digitized by Google

beſſere Gelegenheit ſich den Marquis vom Halſe zu ſchaffen, und ihm zugleich einen großen Dienſt zu leiſten.

„Kennt der Marſchall Ihre Handſchrift, Ritter?"

„Nein, Frau Herzogin."

„Gut; ſetzen Sie ſich an mein Pult, und ſchreiben Sie:

„„Herr Marſchall! Ihre Galanterie und Gefälligkeit ſind ſo weltbekannt, daß ich keine Fehlbitte zu thun glaube, wenn ich mich ſowohl an die eine als die andere wende. Ich beſchwöre Sie bei Allem, was Ihnen heilig iſt, bleiben Sie heute in Ihrer Wohnung oder wenn Sie dieſes Billet nicht zu Hauſe trifft, eilen Sie in Ihren Palaſt, dort eine unglückliche Frau zu tröſten, die Ihr Mitleid anfleht, und von Ihnen allein Hilfe erwartet. Meine Dankbarkeit wird Ihrer Wohlthat vorausgehen, und Sie wiſſen wohl, Herr Marſchall, daß ein Herz voll von dieſem Gefühle nichts verſagen kann.""

„Das Billet iſt ganz ſo, wie wir es brauchen. Ich ſtehe Ihnen dafür, daß der Hofmeiſter in fünf Minuten nicht mehr hier ſein wird."

Die Herzogin übergab das Billet ihrer Kammerfrau, mit dem Befehle, es gleich an ſeine Adreſſe zu beſtellen.

„Warten Sie indeß hier, ich gehe in den Salon, und werde um Sie ſchicken, wenn es Zeit ſein wird. Wir werden uns köſtlich unterhalten und alles wied gut ausfallen."

Die zwei jungen Leute betrachteten, als ſie allein waren, das Innere des Zimmers mit ſehr verſchiedenen Gefühlen: der Ritter, deſſen Liebe ſchon leidenſchaftlich war, und deſſen Schüchternheit als eine Seltenheit in dieſem Jahrhundert angenommen werden konnte, beſah mit Ehrfurcht die kleinſten Kleinigkeiten in dieſem Heiligthume ſeiner Liebe.

Der Graf hingegen, frivol, leichtſinnig und daher einer tiefen Leidenſchaft unfähig, betrachtete dieſen Ort in ſeiner wahren Geſtalt.

„Was eine Frau nicht alles zu ihrer Toilette braucht! ſie iſt das Arſenal, wo die uns bedrohenden Reitze geſchmiedet weeden; der angenehme Duft dieſes Kabinets berauſcht mich beinahe. Florac! Iſt meine Couſine nicht in dem Zimmer noch hundert Mal ſchöner als ſonſt?"

„Sie iſt ein Engel! Ich wollte mich ſchon ihr zu Füſſen weefen und ſie anbeten."

„Sie hat aber auch etwas teufelartiges, denn eine ſolche Koketterie wird gewiß im Paradieſe nicht geduldet. Nun hat ſie dieſen Abend vier Ritter, die ſich erklärt haben, ohne die, die ſtillſchweigend oder gar nicht gekommen ſind. Man könnte aus ihren Liebhabern eine kleine Armee bilden, und als die komiſchen Figuren dieſes Tableau's uns viere abbilden: Den Marſchall, meinen Bruder, dich und mich. Denn Alle jagen wir doch nach einem Wild."

Während dieſer Zeit war die Herzogin in dem Salon angekommen. Herr von Virieur näheete ſich ihr, einen Brief in der Hand, und ſprach mit ernſter und geheimnißvoller Miene:

„Wahrlich, gnädige Frau, ich bin zu beklagen, ſo eben ruft mich eine Ordre zu ſeiner Majeſtät und es wird mir unmöglich ſein, das Vergnügen Ihrer Gegenwart zu genießen."

„Eine königliche Ordre um eilf Uhr Abends? Da werde ich Sie wohl nicht zurückhalten können, denn die muß Eile haben und ich würde mir es ewig vorwerfen, Sie einem ſolchen Befehle ungehorſam gemacht zu haben."

Herr von Virieur konnte an dem Ausdrucke ihrer Phyſiognomie leicht den Spott bemerken und wurde verlegen.

„Wenn Sie es befehlen, Frau Herzogin, ſo bleibe ich."

„Und der König! Ah! was denken Sie? Doch möchte ich gerne ungeſtört mit Ihnen von einigen intereſſanten, ſehr intereſſanten Sachen plaudern; kommen Sie morgen um vier Uhr, ich habe Ihnen ſo viel zu erzählen . . . Kommen Sie aber ſicher! —"

„Gott behüte mich, daran zu vergeſſen, Frau Herzogin!"

„Ich erwarte Sie . . . . allein," fügte ſie ſchüchtern hinzu, „und ich habe Ihnen ſo viel zu ſagen."

„O! ich bin zu glücklich!"

Und ihre Hand ergreifend, die nicht zurückgezogen wurde, drückte er einen glühenden Kuß darauf.

Das auf den Lippen der Frau von Presles ſchwebende Lächeln wurde von dem alten Kieger nicht bemerkt. Als er ſich entfernt hatte, wandte ſie ſich um und bemerkte dicht hinter ſich den Marquis, blaß und unbeweglich, wie ein Geſpenſt.

„Er hat mich behorcht," dachte ſie ſich, „deſto beſſer!"

„Ah Madame! Sie ſind ungemein gütig gegen den Marſchall!"

„Das iſt wahr," erwiederte ſie, „doch ein Mann in dem Alter zieht daraus keine Schlußfolgen."

„In dem Alter kann man auch noch verliebt ſein, und es iſt ſehr grauſam, ſo mit dem Herzen eines Ehrenmannes zu ſpielen."

„Spielen! Gott behüte!"

„Nun, was iſt es denn ſonſt?"

„Ich fühle mich nicht verpflichtet Ihnen zu antworten, mein Herr!"

Der Marquis erbleichte noch ein Mal, wenn es möglich war. Er wollte ſo eben, ſeine Verlegenheit bemeiſternd, antworten, als man den Grafen von Brignolles und den Ritter von Florac anmeldete. Die Herzogin empfing ſie mit einem reitzenden Lächeln.

„Couſin," ſprach ſie, als bemerkte ſie jetzt erſt die ſteigende Beewirrung des Marquis, „Sie wollen den Vormund bei dieſem armen Kinde machen, und ihm deßwegen zürnen, weil er mich recht oft beſuchen will. Das iſt grauſam, und wenn Sie meine Verzeihung verdienen wollen, müſſen Sie auch nachſichtig ſein. Dieſer kleine Fehltritt kann verborgen bleiben und übrigens werde ich alles verantworten, ſowohl beim Marſchall als beim Könige, wenn es nöthig iſt; ſein Sie alſo ruhig und fröhlich; das Souper erwartet uns."

Herr von Brignolles zwang ſich zu einem Lächeln, das mehr einer Grimaſſe glich. Er reichte der Herzogin ſeinen Arm, und ſie traten in den Speiſeſaal.

Vieezehn Perſonen ſaßen um eine Tafel mit dem Luxus

Digitized by Google

und der Eleganz servirt, die zu der Zeit in den Häusern der Großen zu finden waren.

„Haben Frau Herzogin," sprach ein junger Gardeoffizier, „schon das Abenteuer der Madame von Preuilly erfahren?"

„Nicht das Geringste, ich höre nie etwas von dieser Frau; und doch spricht man so viel von ihr."

„Nun das Mal ist es etwas Unerhörtes, dessen Wahrheit Ihnen der Graf von Brignolles bestättigen kann. Die Gräfin von Preuilly ist im Kloster."

„Ah!" ließ sich von allen Seiten hören.

„Und zwar wegen eines Leichtsinnes, während sie zwanzig Mal die Bastille verdiente."

„Was war's denn eigentlich?"

„Sie hat drei Pagen zugleich den Kopf verdreht. Diese bemerkten zwar, daß sie sich einen Spaß mit ihnen mache, nahmen jedoch die Sache ernsthaft, und wollten sich schlagen. Man treibt sie auseinander, der Graf von Preuilly aber läßt seine Frau Gemalin einsperren und will nichts mehr von ihr wissen. Es ist alles wahr. Man hat die drei Unglücklichen vom Hofe entlassen. Der jüngste, Marchien, ist ein intimer Freund des Ritters von Florac."

Die Herzogin hörte stillschweigend zu, wurde nachdenkend, und hörte auf, sich mit dem Gespräche zu beschäftigen.

„Sie wissen doch Marquis, den großen Streit über Zaire?" sprach der spanische Gesandte, der gerne gelehrt scheinen wollte.

„Nein, auf jeden Fall ist der Streit schon alt."

„Im Gegentheil, er ist sehr neu. Madame von Beauharnais und Madame von Saint-Priest erinnerten sich den Tag nach der Vorstellung an die unglückliche Lage dieser Zaire. Sie stritten über die Grundidee dieses Stückes und kamen endlich zu einer Streitfrage, in die viele Parteigänger verwickelt wurden. Die Frage besteht nämlich darin: Was schwerer zu ertragen sei: die Untreue oder der Tod des Geliebten."

„Was mich betrifft," unterbrach hastig die Herzogin das Gespräch, „ich zögere in meiner Entscheidung nicht, ich würde ihn eher selbst tödten als seine Untreue dulden."

„Ah, Madame," rief die Marquise von Boiderousse, „man sieht wohl, daß Sie nie geliebt haben."

„Das Geständniß ist naiv, ich werde mir es merken," murmelte der Graf. „Was ist Ihre Meinung? Ritter!"

Der junge Mann sprach mit sichtbarem Erröthen:

„Ich denke gerade so wie die Frau Herzogin; und wenn ich von meiner Geliebten betrogen würde, sie möchte die folgende Stunde nicht erleben!"

„Ihre Geliebte würde Ihnen wohl erlauben, diesen löblichen Vorsatz aufzugeben?"

„O! dann möchte sie mich auch nicht lieben!"

Die ganze Gesellschaft lachte, ausgenommen Frau von Presles.

Sie warf verstohlen einen Blick auf den Ritter, ihre Augen begegneten sich, sie verstanden einander, und von diesem Augenblicke wurde die Herzogin ganz melancholisch.

Der Graf näherte sich der Herzogin, um Abschied zu nehmen.

„Nun!" sprach sie mit leiser Stimme, „habe ich mein Versprechen gehalten? Sie sind diesen Abend bei mir geblieben. Morgen müssen wir wieder andere Mittelchen gebrauchen. Kommen Sie um sechs Uhr und alles wird entschieden sein."

Der Graf, zum ersten Male in seinem Leben ein Rendezvous erhaltend, konnte sich kaum fassen. Sein Bruder beobachtete ihn zitternd vor Wuth und die Herzogin bemerkte sogleich, daß er auch dieses Mal sie belauscht hatte.

„Marquis," frug sie, „wollen Sie mir nicht morgen um fünf Uhr das Vergnügen machen?"

„Werden gnädige Frau nicht morgen zu sehr beschäftigt sein?"

„Ich habe Zeit genug und scheue die Beschäftigung nicht."

„Lieber Bruder," fügte der Graf mit spöttischer Miene hinzu. „du bist sehr schwer zufrieden zu stellen, wenn du diesen Grund nicht genügend findest."

Der Marquis biß sich die Lippen blutig.

Der Ritter hatte nach und nach sich der Herzogin genähert, sie winkte ihm mit einer kleinen Kopfbewegung, jedoch so klein sie auch war, sie entging der Eifersucht des Marquis nicht.

„Wollen Sie," sprach die schöne Frau ganz leise, „morgen um drei Uhr mich besuchen, ich werde Sie zur Ausführung eines Planes brauchen."

Dieses Rendez-vous wurde beinahe mit denselben Worten als die andern gegeben, doch der Blick, der sie begleitete, läßt sich nicht beschreiben.

„Gott verdamme mich!" rief der Marquis wüthend, „nun sind wir viere."

III.

Die Welt spricht oft ungerecht von den Weibern, doch öfter noch geben die honetten Frauen, im Bewußtsein ihrer Unschuld, durch leichtsinnige Aufführung der Welt den Stoff zur Verläumdung.

So ließ Frau von Presles im Gemüthe des Marquis, dessen Strenge noch durch die Eifersucht erhöht wurde, trotz ihrer Unschuld einen gegründeten Verdacht aufkeimen, den nur die folgenden Ereignisse wankend machen konnten. Herr von Brignolles, in seiner Wohnung angekommen, sann lange über die sonderbare Stellung nach, in der er sich befand.

Er konnte sich nicht verbergen, daß seine Rechte nur scheinbar existirten und daß die Herzogin ihn nie die Hoffnung einer Begünstigung hätte erblicken lassen. Er beschloß also der Sache ihren Lauf zu lassen und die Ereignisse abzuwarten.

Den andern Tag um drei Uhr meldete man der Frau Herzogin den Ritter von Florac. Mit klopfendem Herzen trat er ein und beinahe ebenso empfing ihn die schöne Dame, erst nach einem kurzen Augenblick gewann sie die Fassung ihm ihren Operationsplan auseinanderzusetzen.

Digitized by Google

Schlag vier Uhr erschien der Marschall von Virieux, in Gallakleidern, zierlich geputzt mit Bändern und Orden, an der Thüre des Besuchzimmers.

„Die Frau Herzogin ist unpäßlich," sagte eine der Kammerfrauen, „und hütet das Bett, doch wird sie Herrn Marschall in ihrem Schlafgemache empfangen und bittet nur sehr leise zu sprechen; ihr Kopfschmerz ist unerträglich."

Der Marschall, stolz auf diese Begünstigung, die ihm erwiesen wurde, folgte auf den Zehen auftretend der Kammerfrau und trat sachte in das Heiligthum ein, wo die gepriesene Schönheit ruhte. Alle Gardinen und Jalousien waren heruntergelassen und es herrschte eine förmliche Finsterniß in dem Kabinette. Der Hofmeister, noch geblendet von dem Tageslichte, stieß, beinahe sich den Hals brechend, an einen Armsessel.

„Ich bitte tausend Mal um Verzeihung, Herr Marschall," sprach die Herzogin mit schmachtender Stimme; „die Krämpfe lassen mich das Tageslicht nicht vertragen."

„Mein Gott! Madame, das ist ja schrecklich!"

„O! Sprechen Sie leise! Ich leide furchtbar! Kommen Sie näher und setzen Sie sich auf dieses Sofa; geben Sie Acht, daß Sie nirgend anstoßen."

Die seidenen Bettvorhänge bewegten sich heftig.

„Was ist das, Madame? Befinden Sie sich vielleicht schlecht?"

„Nein, nein, das ist mein zahmer Affe, der unter meinem Bette liegt und wahrscheinlich jetzt den Platz verändert hat. Doch kommen wir nun zum Grund unseres Rendezvous. Ich habe Sie um eine Gefälligkeit zu bitten."

„Eine Gefälligkeit? Sie haben nur zu befehlen Madame! Was Sie auch wünschen mögen, ich werde es vollbringen."

„Nun! So brauche ich nicht mehr ängstlich zu sein. Es handelt sich um meinen Cousin, den Grafen von Brignolles."

Der Marschall, verwirrt, nahm zu einem leichten Hustenanfall seine Zuflucht.

„Und noch von einem andern Pagen, dem Ritter von Florac."

„Der Ritter ist ein braver junger Mann, den jeder lobt. Doch der Graf! — ich habe den Kopf voll von seinen Thorheiten und Streichen; er verläßt beinahe den Arrest nicht, und trotz meiner alten Freundschaft für seine Familie, bin ich immerwährend gezwungen ihn zu strafen."

„Ich weiß das Alles, Herr Marschall, und doch müssen Sie ihn diesen Abend auf den Maskenball gehen lassen."

„Was verlangen Sie da?"

„Eine Kleinigkeit, wie mir scheint."

„Im Gegentheil. Das ist viel schwerer, als eine Compagnie Dragoner zu bekommen."

„Herr Marschall! ich halte Sie beim Wort; ich will das Eine und das Andere."

„Ah! Frau Herzogin! Sie fordern das Unmögliche!"

„Unmöglich? Für Sie?"

„Und doch! Was möchte man von mir sagen."

„Man wird sagen . . . daß Sie glücklich sind."

„Glücklich! Und wie so?"

„Weil, wenn Sie wollen, eine Fledermaus heute Abend auf dem Maskenball Sie am Ende des Korridors erwarten wird; weil diese Fledermaus nicht jedem ein solches Rendezvous gibt, und weil Sie, wenn Sie dieser Maske das Kapitäns-Patent selbst mitbringen, für Ihre Gefälligkeit . . . Anerkennung finden werden."

„O! Madame! Sie überhäufen mich mit Glück!"

Er drückte einen feurigen Kuß auf die Hand der Herzogin, die aus dem Bette ging.

„So sei doch still, Filou!" rief Frau von Presles, „du bist ja unerträglich."

Ein schwaches Brummen, beinahe einem unterdrückten Lachen gleichend, war vernehmbar.

„Verzeihen Sie, Herr Marschall, das Thier ist so schlecht abgerichtet."

„Ich weiß mich wahrhaftig vor Entzücken nicht zu fassen, Madame!"

„O! das ist noch nicht sicher, Herr Marschall, erst müssen Sie mir meine zwei Bitten gewähren."

„Wie! Beide zugleich? Diesem leichtsinnigen Grafen soll ich die Freiheit geben? Und genügt Ihnen die Rittmeisterstelle des Ritters nicht?"

„Nein, denn ohne den Grafen kann ich nicht auf den Ball gehen."

„Aber ich bitte Sie . . ."

„Sie werden leicht begreifen, daß ich, um frei zu sein, den Marquis von Brignolles, meinen Schatten, umgehen muß. Nun wird der Herzog mir wohl erlauben mit meinem Cousin, dem Grafen, auf den Ball zu gehen. Er ist jung genug, um keinen Stoff zur Verläumdung zu geben, und doch mag ich allein mit ihm nicht gehen; wenn ich mich noch vom Ritter von Florac begleiten lasse, ist's schicksamer. Zwei Pagen! Das ist beinahe schon so viel als eine Garde de Dame."

Es lag in diesen wenigen Worten der Herzogin eine so anbetungswürdige Koketterie, daß auch ein weniger leichtgläubiger und verliebter Mann davon bezaubert worden wäre.

„Sie werden kommen, Madame! Sie sollen sie beide haben und noch einige dazu, wenn Sie es wünschen."

„Und das Patent?"

„Sie werden es haben."

„Meinen herzlichsten Dank. Ah! Ich vergaß noch eins! Alles muß vor dem Marquis geheim bleiben. Meine Krämpfe sollen mir bei ihm nützen. Er wird mich besuchen und es für unmöglich halten, daß ich diesen Abend auf den Ball gehen kann. Apropos, wissen Sie, daß der König in mich verliebt ist?"

Ein erstickter Schrei ward deutlich hörbar.

„Schon wieder, Filou! Er ist unverbesserlich."

„Der König verliebt in Sie?"

„Das heißt, in der That ist er's nicht. Ich habe mir nur den Spaß gemacht, es dem Marquis einzureden und ich ersuche Sie, ihn bei dieser Meinung zu lassen."

„Sehr gerne. Ah! Sie sind so anbetungswürdig!"

„Herr Marschall!"

Digitized by Google

Der alte Stutzer hielt eine weiche Sammthand in ſeinen Händen und küßte ſie mit Feuer. Frau von Presles dachte Anfangs nicht daran ſie zurückzuziehen, doch überlegend, daß es gefährlich werden könnte, zog ſie ſie raſch zurück.

In dem Augenblicke meldete man den Marquis von Brignolles.

„Mein Gott! Madame," rief dieſer eintretend, und wie es ſchien, in übler Laune, „welche Finſterniß! Sie könnten doch wenigſtens eine Lampe anzünden laſſen."

„Ach! Couſin," erwiederte die Herzogin mit einer Veränderung der Stimme, die der beſten Schauſpielerin Ehre gemacht hätte, „ich bin ſo krank, daß ſelbſt das mindeſte Licht meine Augen angreift."

„Das iſt ſchnell gekommen, Madame."

„Wiſſen Sie nicht, daß man ſchnell krank wird? Oh, geben Sie doch Acht, daß Sie nicht auf den Herrn Marſchall oder auf Filou treten, ſie ſind beide neben meinem Bette."

„Ah! Herr Marſchall, guten Morgen!"

„Guten Morgen, Marquis!"

„Was Filou betrifft, ſtehe ich in dieſer Dunkelheit nicht für ihn. Es wäre übrigens kein großes Unglück, ihn todt zu treten."

„Ihn todt treten! Meinen Filou! Oh! Meine Schmerzen!"

„Sie werden alſo nicht nach Paris fahren, Couſine?"

„Nein, wahrlich nicht, ich kann ja nicht einmal aufſtehen."

„Und Sie werden den Maskenball unbeſucht laſſen?"

„Ach ja! Es ärgert mich genug. Und Sie, werden Sie gehn?"

„Ich glaube, ja."

„Sie ſind wahrhaft glücklich!"

Der Marſchall erhob ſich.

„Ich entferne mich, Frau Herzogin, untröſtlich, Sie krank verlaſſen zu müſſen. Darf ich morgen ſo frei ſein, mich um Ihr Befinden zu erkundigen?"

„Ja! Ja, kommen Sie morgen, ich bitte Sie darum. Adieu, Herr Marſchall."

Kaum waren ſie allein, ſo näherte ſich der Marquis dem Bette.

„Sie haben Kopfſchmerzen, Madame, und diskuriren wie die geſundeſte Perſon. Sie empfangen Beſuche . . ."

„Beſuche? Von wem?"

„Ich — und der Marſchall."

„Undankbarer!"

„Wie?"

„Ja, ich empfange Beſuche, und warum? Ihretwegen."

„Meinetwegen?

„Seit geſtern beſchäftige ich mich mit Ihren Angelegenheiten; laſſen Sie mich machen, und Sie werden bald am Ziel Ihrer Wünſche ſein."

Der Marquis traute kaum ſeinen Ohren. Nie hatte Frau von Presles ſo liebevolle Worte für ihn gehabt.

„Sie denken an mich! Sie, die Sie mich ſeit geſtern zu Tode quälen! Wie könnte das ſein?"

„Es gibt viele Arten die Menſchen glücklich zu machen."

„Couſine, Sie machen mich närriſch vor Freude!"

„Treten Sie nicht näher, Marquis, Sie wiſſen, daß Filou Sie nicht leiden kann, er iſt im Stande, Sie zu beißen; laſſen Sie mich lieber ein wenig ſchlafen, ich bin ſo erſchöpft."

„Erwarten Sie nicht meinen Bruder?"

„Ah! Sie haben mich behorcht!"

„Frau Herzogin! Es iſt gefährlich mit Kinderherzen zu ſpielen; erinnern Sie ſich an die Geſchichte der Frau von Preuilly!"

„Frau von Preuilly iſt eine Närrin!"

„Werden Sie ſeinen Beſuch annehmen?"

„Auf einen Augenblick, ich habe ihm nur etwas zu ſagen. Er gehört zur Verſchwörung. Sein Sie ganz ruhig, Couſin, gehen Sie auf den Ball, ich arbeite für Sie, und wiederhole Ihnen noch einmal, in vierundzwanzig Stunden wird Ihnen nichts zu wünſchen übrig bleiben."

„Ich gehorche und gehe, vertrauend auf Sie und Ihr Verſprechen."

Die beiden Brüder begegneten ſich im Vorzimmer.

„Gehen Sie hinein, Graf," ſprach der Marquis, „die Herzogin will Sie ſprechen."

Der Graf ließ ſich das nicht zweimal ſagen, und eilte ſchnell in die Gemächer der Herzogin. Man erſuchte ihn, in ihrem Boudoir auf ſie zu warten. Endlich kam ſie, mit Filou auf dem Arme.

„Nun, Madame! Was macht der Ball?"

„Wir werden gehen."

„Mit Florac?"

„Nein, er hat mir ſo eben geſchrieben, daß er heute den Dienſt hat."

„Sie haben ihn gar nicht geſprochen?"

„Ich ſage Ihnen ja, daß er beſchäftigt iſt."

„Armer Junge! Ich bedaure ihn."

„Warum?"

„Er liebt Sie . . . wie ich, und vielleicht noch ſtärker, und kann Sie nicht einmal ſprechen."

„Und darum ſprechen Sie für ihn, das iſt ſehr großmüthig."

„Was ſchadet es mir, wenn er Sie liebt? Sie werden ihn eben ſo knieen laſſen wie uns alle, ich brauche nicht eiferſüchtig auf ihn zu ſein."

„Selbſt auf Ihren Bruder nicht!?"

„Weniger als auf einen Andern."

„Wollen wir uns nicht auf den Weg machen? Es wird ſpät."

„Ich ſtehe zu Befehl."

„Nun ſo laſſe ich meine Bedienten ſich maskiren, einen fremden Wagen nehmen, und Niemand wird mich wohl in meinem Fledermaus-Coſtume erkennen."

„Man wird glauben, ich habe jemanden entführt."

„Ah! Bald hätte ich vergeſſen, wir müſſen uns ja noch bei der Notre-dame Kirche aufhalten, und dort eine Reiſegefährtin aufnehmen."

„Wen?"

Digitized by Google

„Das bleibt mein Geheimniß, es ist eine Person, die nicht erkannt sein will."

„Eine hübsche Dame?"

Die Herzogin lächelte und zögerte mit der Antwort. „Fragen Sie Filou," sprach sie endlich, „ich gehe jetzt Toilette machen."

Der Graf erwartete ungeduldig ihre Rückkunft.

Unwillkührlich beschäftigte ihn die unbekannte Maske. Er konnte die Ursache nicht begreifen, die plötzlich die Herzogin veranlaßt hatte eine Gefährtin mitzunehmen.

„Sollte sie mich fürchten?"

Diese etwas geckenhafte Frage machte ihn erröthen. Und doch, welcher Mann war nicht wenigstens einmal in seinem Leben ein Geck?

Die Herzogin kam unkenntlich wieder. Eine Beschreibung der Art, wie man sich derzeit als Fledermaus maskirte, dürfte unseren Lesern nicht uninteressant sein.

Man nahm zwei sehr weite schwarze Unterröcke, und zog einen als Kleid an, während man den andern um den Hals befestigte und durch eine seiner durchlöcherten Taschen den Kopf steckte; dann befestigte man den übrigen Theil des Unterrocks auf der Stirne, um die Hörner und die herabhängenden Flügel des Nachtvogels zu bilden. In dieser Verkleidung eine Frau zu erkennen, war unmöglich.

„Sagen Sie einmal, Cousine! ist die schöne Unbekannte auch eine Fledermaus?"

„Ganz gleich mit mir."

„Und ich, Ihr Begleiter, werde sie nicht einmal kennen! Ah, Sie geben mir da eine sonderbare Rolle."

„Alles, was ich Ihnen versprechen kann, ist, daß Sie nach dem Ball mit ihr soupiren werden."

„Nun, das ist doch wenigstens etwas."

„Es ist bald sieben Uhr, wir dürfen sie nicht länger warten lassen."

Sie stiegen in den Wagen, und fuhren im strengsten Incognito aus dem Pallaste. Der Kutscher hielt vor einem kleinen Hause bei der Notre-dame-Kirche.

„Hier ist's also," sprach der Graf; „darf ich absteigen, und ihr meinen Arm anbieten?"

„O! Was sollte Sie daran hindern!"

Eine Maske von derselben Größe und mit denselben Kleidern wie die Herzogin erschien an der Wagenthür. Der Graf verneigte sich und bot ihr seinen Arm an. Die Unbekannte erwiederte die Verbeugung ohne zu sprechen, doch fühlte der junge Mann, als er ihr die Hand reichte, ein leises Zittern ihres Armes.

„Was bedeutet denn das?" dachte er sich. „Woher diese Verwirrung? Habe ich vielleicht einen günstigen Eindruck auf sie gemacht?" Vor Freuden erröthend und in der angenehmen Hoffnung eines glücklichen Abenteuers, setzt er sich stolz auf den Rücksitz der Karosse. Bald rollte der Wagen in gestrecktem Trabe nach Paris zu.

IV.

Frau von Presles äußerte sogleich bei ihrem Eintritte in den Ballsaal den Wunsch, sich von ihrem Begleiter zu trennen, um nicht erkannt zu werden. Der Graf ließ sich ein wenig bitten und gab endlich nach, sich allein in das Maskengewühl werfend.

Es schlug Mitternacht, der Marschall stand schon auf seinem Posten. „Da bin ich!" redete ihn eine zarte, feine Stimme an.

„O! Madame, ich wagte nicht an mein Glück zu glauben!"

„Haben Sie das Patent mit?"

„Es ist in meiner Tasche, ich kann es Ihnen gleich geben."

„Werden wir uns nicht irgendwo setzen?"

„Meine Loge steht Ihnen zu Diensten."

Sie durchstrichen schweigend zusammen die Korridors; der alte Herr war zu bewegt von seinem Glücke, und die Herzogin sah sich um und schien Jemanden zu suchen.

„Hier ist das Patent, Madame," sprach der Marschall, als sie in der Loge Platz genommen hatten. „Der Name ist noch ausgelassen; ich habe nicht einmal nach ihm gefragt, so unterjochen mich Ihre Reitze."

„Ich werde den Namen selbst hineinschreiben. Doch lassen Sie die Logenthüre offen, ich vergehe vor Hitze."

Der Marschall gehorchte. In dem Augenblicke des Öffnens bemerkte er den Marquis von Brignolles an der Thüre. Sie wechselten einen kalten Gruß; doch der Marquis schritt mehrere Mal vor der Loge auf und ab, und schien die Frau darin erkennen zu wollen.

„Der Mensch ist unausstehlich," sprach die Herzogin, „ich kann nicht einen Schritt machen, ohne ihm zu begegnen."

„Erlauben Sie mir, Sie von ihm zu befreien, wenn er Sie belästigt."

„Ich kenne Ihre Unerschrockenheit, doch ist hier nicht die Gelegenheit sie anzuwenden, umsomehr, da Sie ein viel leichteres Mittel haben."

„Welches?"

„Erlauben Sie, daß ich das Privilegium dieses Ortes benütze, und Ihnen ein wenig die Wahrheit sage."

„Das wird ja herrlich sein."

„Nun also . . . Ich kann's Ihnen doch nicht sagen."

Der Marschall wurde immer mehr und mehr verwirrt, er wußte nicht mehr, woran er war. Zwischen der Furcht sich lächerlich zu machen und der, die günstige Gelegenheit zu verlieren, blieb ihm nichts übrig, als ein unschlüssiges Betragen, das seinen Interessen sehr schädlich werden konnte. Die Herzogin bemerkend, daß er sie nicht ermuthige, fuhr fort:

„Ja! ich bin sehr unglücklich und tyrannisirt! Ohne die Annehmlichkeiten einer schlechten Aufführung zu genießen, habe ich bloß deren Nachtheile. Ich bin unschuldig, und man verläumdet mich; ich bin frei, und man unterdrückt mich. Zu spät habe ich die Folgen meines Leichtsinnes bemerkt, ich kann

Digitized by Google

Ihnen nicht mehr entweichen, wenn ich dieſe gliederloſe Kette nicht zerbreche. Ich bin dazu entſchloſſen; doch kann ich nichts allein vollbringen."

„Verfügen Sie über mich, Madame! ich bin ganz zu Ihren Dienſten."

„Ich kann und will mich mit dem Couſin meines Gemals nicht verfeinden, und wenn ich ihn wie einen gewöhnlichen Liebhaber zurückwieſe, — er würde mir es nie verzeihen."

„Nun und was iſt da zu thun?"

„Ihm einen Dienſt leiſten und ihn zwingen, mir nicht feind ſein zu können."

„Das iſt ſehr ſchwer."

„Mein Gott! Wenn Sie wollen . . . nicht."

„Ich?"

„Marſchall! Reden wir aufrichtig, ich weiß ja alles. Ich kenne dieſes Familiengeheimniß, dieſe vor allen verheimlichte Verpflichtung, ich kenne ſie, und Sie begreifen alſo, daß ich leicht wiſſen kann, inwieweit ich auf Sie rechnen kann."

„Aber Madame, . . . ich weiß nicht . . ."

„Aber Marſchall! Was können Sie dagegen einwenden? Wollen Sie Ihr gegebenes Wort brechen?"

„Der Marquis hat einen ſo ſchlechten Ruf!"

„Dafür iſt er ſehr geiſtreich."

„Er hat ſein Vermögen durchgebracht!"

„Nicht doch, er hat es nur verzehrt."

„Er liebt meine Tochter nicht."

„Er wird ſie bald lieben lernen. Sie iſt ſo hübſch!"

„Er iſt aber in Sie verliebt!"

„Gerade deßwegen müſſen Sie ſich ſeiner entledigen."

„Ich würde ein anderes Mittel vorziehen."

„Das iſt das einzige."

„Ich werde es überlegen."

„Wie Sie wollen. Nur kann das nicht bei mir geſchehen, denn ich ſehe Sie nicht eher wieder, als bis Sie den Ehekontrakt in Händen haben."

„Madame! das iſt mehr als Grauſamkeit."

„Nein, das iſt nur Gerechtigkeit. Vergißt man ſo ſeine Verſprechen und die empfangenen Wohlthaten? Das iſt nicht wohlgethan, und Sie wollen noch vorgeben, daß Sie mich lieben und weigern ſich, das einzige Hinderniß meines Glückes aus dem Wege zu räumen? Bin ich denn frei in meinen Handlungen ſo lange dieſer Menſch mich dominirt? Kann ich den Gefühlen Raum geben, die mein Herz ſo gern begünſtigen möchte? Sie können mich befreien, wollen aber nicht, und nennen das Liebe? —"

Der Marquis trat in die Loge.

„Herr Marſchall," ſprach er, „Haben Sie meinem Bruder erlaubt, auf den Ball zu gehen?"

„Gewiß, mein Herr, ich weiß davon."

„Hat ihn Ihre ſtumme Gefährtin auch geſehen?"

„Nein, Herr Marquis, die Pagen gehören nicht zu meiner Geſellſchaft."

Der Marquis betrachtete ſie zögernd noch einen Augenblick, und ging ohne zu antworten aus der Loge.

„Sehen Sie," ſprach die Herzogin, „er glaubt mich zu erkennen. Welch' läſtige Aufſicht!"

„Glücklicherweiſe verändert die Maske ganz Ihre Stimme."

„Das iſt wahr. Doch fahren wir in unſerer Converſation fort, ich möchte Sie ſo gern bekehren."

„O! Frau Herzogin! im Gegentheil, Sie machen mich zum Sünder."

Während der Zeit fuhr der Marquis in ſeinen Nachſuchungen fort. Beim Heruntersteigen der Treppe begegnete er ſeinen Bruder, der eine Fledermaus am Arme führte, die der Gefährtin des Marſchalls auf ein Haar ähnlich ſah. Sie hielt ihn an einem Knopfe ſeines Rockes feſt und ſprach: „Nun, Marquis, wen ſuchſt du denn eigentlich?"

„Nicht dich, ſchöne Maske!"

„Wer weiß? Vielleicht kann ich dir die Mühe des längern Suchens erſparen."

„Ich glaube nicht."

„Ich glaube ja! die Herzogin iſt auf dem Balle, ich weiß wo und mit wem und werde ſie dir zeigen, wenn du willſt."

„Das iſt nicht möglich!"

„Und doch iſt's ſo."

„Graf, kennſt du dieſe Maske?"

„Keineswegs. Ich unterhalte mich bloß mit ihr, ſie ſcheint mich auch zu kennen."

„Das glaube ich. Du biſt ein Springinsfeld, der nichts als tolle Streiche im Kopfe und Strohfeuer im Herzen hat. Du ſtrebſt nach Originalität, und kömmſt doch nur bis zur Lächerlichkeit. Kenne ich dich?"

„Herrlich!"

„Was dich Marquis betrifft, weiß ich noch viel mehr. Dieſer junge Mann will das ſein, was du wirklich biſt. Dir fehlt nichts zum Verführen als die Verführung. Ich weiß keinen ſo vollſtändig ausgebildeten Mann als dich, und doch übertreibſt du es mit der Herzogin und willſt es nicht einſehen. Du läßt die ganze Welt glauben, ſie ſei deine Geliebte und ſie iſt es nicht. — Nun! glaubſt du noch, daß ich dich nicht kenne?"

Bei dieſen Worten erſchien der Hofmeiſter der Pagen an der Ecke des Korridors, die Maske, die ihn noch nicht verlaſſen hatte, im Triumphe am Arme führend.

„Da haſt du Frau von Presles," endigte die Fledermaus, „wie ihr ſelbſt einſehen werdet, halte ich Wort und bin auch einigermaßen mit dem Teufel verwandt. Marquis! Ich verrathe dir hiemit deinen Bruder. Er iſt es, der die ſchöne Grauſame ohne dein Wiſſen hieher geführt hat. Adieu! Wir ſehen uns noch."

Sie verſchwand in dem Gewühle, die beiden Brüder ſahen ſich verblüfft an.

„Das iſt nicht die Herzogin?" murmelte der Page, „wer iſt es alſo?"

„Dieſe Frau iſt eine Hexe, aber wer iſt ſie?"

Der Marſchall und ſeine Göttin waren bloß noch einige Schritte von ihnen entfernt; die beiden jungen Leute eilten ihnen entgegen.

Digitized by Google

„Herr Marſchall! Sagen Sie uns um Gotteswillen, wen Sie eigentlich da am Arme führen?"

„Mich! meine Herren," erwiederte eine ganze fremde Stimme, die keiner der drei Herren erkannte.

„Das iſt nicht die Herzogin!" ſchrien alle drei zugleich.

„Das bleibt mein Geheimniß. Doch möchte ich dem Herrn Marſchall rathen, nicht jedem Liebesbriefchen zu trauen, das ihm erpreß in Geſellſchaften nachgeſchickt wird. Du Marquis wirſt wahrlich heute Abend glücklich werden; nur noch einige Stunden Geduld und dein Schickſal wird entſchieden ſein. „Graf," fügte ſie leiſe hinzu, „dein Bruder heirathet Fräulein von Virieux."

Die Sache wurde immer geheimnißvoller. Dieſe Frau, die der Herzogin ſo ſehr ähnlich ſah, die alle Geheimniſſe wußte, welche jene nur allein wiſſen konnte, war doch nicht die Herzogin! — Wer war's alſo?

„Nun habe ich euch ſo geneckt, daß ich wirklich Mitleid mit euch habe. Findet euch um zwei Uhr an dem Orte ein, wo der Marſchall das Rendez-vous erhalten hat. Ihr werdet dann bei mir ſoupiren und die Auflöſung dieſes Räthſels erfahren. Doch geht da unten nicht die Herzogin? Gewiß, ihr könnt ihre Hand leicht erkennen, beſonders wenn ſie ſie, wie jetzt, ohne Handſchuh trägt."

Die Fledermaus verſchwand blitzſchnell hinter dem Grafen von Lauragnais und dem Grafen von Letorieres, die ſo eben den Gang herauf kamen.

Herr von Brignolles lachte laut auf.

„Was gibt's, Graf," frug Herr von Letorieres.

„Ich lache über uns, mein Lieber! Wir ſind da auf die ſchönſte Weiſe myſtifizirt worden."

„Ich wollte, ich könnte das von mir ſagen."

„Der ſchöne Letorieres myſtifizirt, das wäre grauſam!"

Dieſe von zwei Schäferinen ausgeſprochenen Worte trennten die jungen Leute, ſie zerſtreuten ſich rechts und links.

Nichtsdeſtoweniger fanden ſich die drei Nebenbuhler um zwei Uhr am Orte des Rendez-vous pünktlich ein.

„Ihr ſeid pünktlich, meine Herren!" ſprach die Maske, die ſie ſchon erwartete. „Fahren wir nach Hauſe. Der Weg iſt zwar ein Bischen lang, doch werden wir die Zeit verplaudern. Mein Wagen wird uns alle aufnehmen. Wollt ihr mir folgen?"

Keiner von ihnen glaubte, daß es die Herzogin ſei; dieſe Stimme war nicht die ihre, dieſe ironiſchen Manieren waren ihr nicht eigen, doch hüteten ſie ſich ihre Gedanken einander mitzutheilen.

„Gehen wir?" ſprach der Marſchall.

„Sicherlich!" erwiederte der Page.

„Ich weiß nicht," antwortete der Marquis.

Und doch gingen alle drei.

Sie ſtiegen in den Wagen, der ſorgſam verſchloſſen wurde, man ließ auf das Verlangen der Unbekannten die Vorhänge herab, und ſo rollten ſie ſchweigend eine halbe Stunde durch die Straſſe.

„Ich weiß gar nicht mehr, wo wir ſind," ſprach der Marſchall; „führſt du uns denn aus Paris?"

„Nein, ich führe euch nur in meine Wohnung, wo euch das Souper erwartet."

Man hielt vor einer kleinen Gartenpforte; auf ein Signal der Maske öffnete ſie ſich.

„Tretet ohne Furcht ein, ihr Herren, es ſind nicht die Gärten der Armida."

Ein Laquai, eine ſchwere Laterne tragend, führte ſie durch die Buchen-Alleen; die Nacht war ſo ſchwarz, daß ſie unmöglich etwas in ihrer Nähe bemerken konnten. Sie ſtiegen die Stufen des Pallaſtes hinauf und traten in einen von Lichtern und Kriſtallen glänzenden Speiſeſaal; eine Frau im ganzen Glanze ihrer Schönheit trat ihnen entgegen, — es war die Herzogin! Das Erſtaunen der drei Herren über dieſen Theaterſtreich machte ſie laut auflachen.

„Nun, meine Herren, was ſagen Sie, habe ich meine Rolle gut geſpielt?"

„Ah! Madame," erwiederte der Marquis, der am erſten ſeine Faſſung wieder gewann, „das iſt ſehr boshaft."

„Aber ich kann's gar nicht begreifen," ſprach der Marſchall, „Sie waren alſo in doppelter Perſon auf dem Balle."

„Ich werde Ihnen das alles beim Souper erklären. Melden Sie dem Herrn Herzog," ſprach ſie zum Haushofmeiſter, „daß wir nur noch ihn erwarten."

„Und die andere Dame?"

„Sie kömmt erſt ſpäter."

Der Herzog trat ein und grüßte die Gäſte; er fragte ſie lachend, ob die Rolle des Gatten nicht eben ſo angenehm zu ſpielen wäre, als die des Geliebten.

„Aber die andere Dame?" frug der Graf.

„Herr Marquis von Brignolles, ich bin in meinem Verſprechen pünktlich. Ich habe Ihnen auf vierundzwanzig Stunden ein glückliches Ereigniß prophezeit, danken Sie dem Herrn Marſchall, er gibt Ihnen ſeine Fräulein Tochter zur Frau. In vierzehn Tagen iſt die Hochzeit."

„Oh!" dachte ſich der Graf, „ſie hat es richtig zuſammengebracht."

Den Marquis erſchütterte dieſer unerwartete Schlag. Er fühlte die Blicke Aller auf ſich haften, und konnte ſeine Verlegenheit nicht bemeiſtern.

„Aber um's Himmelswillen, erklären Sie uns doch dieſen Ballabend. Wieſo haben Sie ſich vervielfältigt."

„Nichts leichter als das; ich nahm eine meiner Freundinen mit, ganz ſo gekleidet und von derſelben Taille wie ich, eine Freundin, die dieſen Morgen bei allen Viſiten, die ich erhielt, zugegen war. Sie hat meinen Platz bei Ihnen eingenommen, Herr Marſchall, als Sie die Logenthüre aufmachen gingen, und Sie haben nichts bemerkt; ſo ähnlich waren wir einander. Dieſer Wechſel der Plätze geſchah noch mehrere Mal mit gutem Erfolg. Dieſe Freundin hat Sie geneckt, meine Herren, und ſie war es, die Sie herführte, während ich mich ankleidete."

„Warum kömmt ſie alſo nicht zum Souper?"

„Sie ſtirbt vor Hunger und doch wird ſie nur unter einer Bedingung eintreten."

„Welche Bedingung?"

Digitized by Google

„Sie müſſen mir Ihr Ehrenwort geben, was da auch geſchehe, keinen Groll gegen ſie zu hegen, niemanden von der ganzen Sache etwas zu erzählen, und ſich nie deßwegen an ihr zu rächen.“

„Wir ſchwören!“

Die Thüre öffnete ſich und es erſchien der Ritter von Florac.

„Geſtehen Sie nur ein, daß das eine nette Frau iſt! Sie hat ihre Rolle ſo geſpielt, als ob ſie nie etwas anderes gemacht hätte. Dieſen Morgen auf meinem Bette, Abends auf dem Maskenball.“

„Und wo waren Sie, Madame, heute früh, während dieſer junge Herr Ihre Rolle ſpielte?“

„Hinter den Bettvorhängen, Herr Marſchall, wo ich für ihn ſprach.“

„Und Filou?“

„Schlief an ſeiner Seite.“

„Das iſt meine Erfindung,“ ſprach der alte Herzog; „ich war, während der Ritter in der Nachthaube auf dem Bette paradirte, mit der Herzogin im Kabinete. Geſtehen Sie, daß ich ein guter Schauſpieler bin; ich habe nicht ein einziges Mal über euere Thorheiten gelacht; ich habe mich bloß auf euere Unkoſten ein wenig luſtig gemacht.“

„Wir danken!“ erwiederten alle zugleich.

„Was den Herrn Marſchall betrifft, war ich es allein, die mir erlaubte . . . . .“

„Und das Patent, Madame?“

„Das Patent?“ erwiederte die Herzogin mit ſichtbarer Bewegung; „Herr von Florac! Sie ſind Rittmeiſter, Sie reiſen morgen nach Metz.“

Ein Seufzer war die Antwort des jungen Mannes.

Frau von Presles hielt kaum eine Thräne zurück. „Nein,“ dachte ſie ſich, „ich werde es überwinden. Ich muß ihn fliehen; ich bleibe rein, was es mich auch koſten mag.“

„Couſine,“ ſprach der Graf, „mein Bruder hat eine ſchöne Frau und eine reiche Mitgift bekommen; der Herr Marſchall verheirathet ſeine Fräulein Tochter, der Ritter iſt Rittmeiſter, was habe ich aber bei dem Allen gewonnen?“

„Eine Lektion, Couſin, und ich wünſche, daß ſie Ihnen zur Belehrung diene.“

Chlorinda, oder das Perlenhalsband.

(Beſchluß.)

Nun bin ich zwar feſt überzeugt, daß die vereinten Anſtrengungen von hundert Freunden, in Bewegung geſetzt von eben ſo vielen alten Frauen, nicht im Stande geweſen wären, den Verlauf von Alfred's Leidenſchaft für Madame di Montalto zu unterbrechen; und dennoch mache ich mir jetzt, da ich bei dem ganzen Verhältniſſe nichts als Unglück und Elend vorausſah, bittere Vorwürfe darüber, daß ich ihm nicht gleich beim Beginn desſelben, ſeinen unvermeidlichen Ausgang vorgeſtellt hatte. Denn Chlorinda gehörte nicht zu jenen Frauen, die in einem Liebesverhältniß nur die angenehme Zerſtreuung einer Stunde ſehen, die eben ſo erfahren in der Durchführung einer Intrigue, als gleichgiltig bei ihrer Beendigung ſind.

Wie ganz verſchieden die Natur ihrer Gefühle ſei, hatte ich noch am nähmlichen Tage Gelegenheit zu beurtheilen; denn da mein Zuhauſebleiben Alfred, den die Beantwortung ſeiner Briefe ohnedieß in Verlegenheit ſetzte, zu ſtören ſchien, ging ich aus, um die Marcheſa zu beſuchen. Ich wurde ſogleich vorgelaſſen; Montalto hatte nie daran gedacht, das Verbot gegen die Zulaſſung meines Freundes auch auf mich auszudehnen.

Chlorinda war gerade beſchäftigt, ein kleines Papierpaquet zuſammen zu legen.

„Ich war eben im Begriffe“ ſagte ſie nach einigem Zaudern, „dieſes Ihrem Freunde, Herrn Mowbray zu ſchicken.“ — Sie ſprach itzt nie ſeinen Namen ohne ſichtbare Bewegung aus. — „Da es von Werth iſt, und es mir beſonders am Herzen liegt, daß es richtig in ſeine Hände komme, würden Sie vielleicht ſo gut ſein, es zu beſorgen?“ Nach einigen gleichgiltigen Wechſelreden, die uns beiden Zwang zu koſten ſchienen, fragte ſie mich: „Haben Sie Herrn Mowbray ſchon lange nicht geſehen? — er iſt doch wohl? — vielleicht beſchäftigt?“ Ich erwiederte, daß er Briefe vom Hauſe beantworte. Die Ankunft der engliſchen Poſt verſetzte ſie immer in lebhafte Unruhe; ſie ſchien ihr eine Warnung zu ſein, daß die Bande, die Alfred an ſie feſſelten, im Vergleich mit den Anſprüchen, die ſein Vaterland früher oder ſpäter auf ihn erheben würde, höchſt gebrechlicher Natur ſein. Und ſo fragte ſie denn auch itzt ängſtlich: „Dieſe Briefe ſind von Wichtigkeit?“

„Sie beziehen ſich auf Familienangelegenheiten,“ erwiederte ich kalt. „Sein Vater geht auf die Neige, und wünſcht Alfred vor ſeinem Tode noch glücklich verheirathet zu ſehen.“

Ich weiß nicht, was mich damals zu dieſer muthwilligen Grauſamkeit bewog; denn ich wußte ja, daß Alfred zu der vorgeſchlagenen Convenienzheirath nie ſeine Einwilligung geben würde. Das Päckchen entſank Chlorindens Händen, und das Perlenhalsband, das ihr Alfred wahrſcheinlich zurückgeſtellt hatte, und das ſie durchaus nicht behalten wollte, rollte auf den Boden. Während ſie es aufhob, und wieder zuſammenlegte, hatte ſie etwas Faſſung erlangt. Sie hielt ein Billet in der Hand, das früher im Päckchen geweſen war, und ſchien einen Augenblick ungewiß zu ſein, ob ſie es noch ſchicken ſolle; aber wie zu ſich ſelbſt ſprechend: „Nein! es ſoll

Digitized by Google

beim Alten bleiben!" übergab sie mir es hastig und ich nahm Abschied.

Es war schon spät, als ich auf den Maskenball ging Alfred abzuholen, der, wie ich wußte, schon früher hingegangen war.

Ich hatte mich müde gelaufen, und ganz wirre von dem Gewühle der Masken, und von dem mißtönenden Geschrei jubelnder Stimmen halb taub, zog ich mich aus dem blendenden Lampengeflimmer in den Schatten eines Portico zurück, von wo ich in nachdenklicher Stimmung, meine Blicke über die äußeren Gegenstände schweifen ließ, auf die das milde Licht des Mondes seinen besänftigenden Einfluß ausübte. Ich war so einige Zeit gestanden, als dieselbe reiche Frauenmaske, und derselbe auffallende Domino, die ich schon auf dem letzten Balle beisammen gesehen, sich näherten. Sie hatten sich augenscheinlich dem Gedränge entrissen, um ohne Zeugen zu sein; doch war mein Standpunkt so beschaffen, daß ich ihn nicht verlassen konnte, ohne sie zu erschrecken und nicht bleiben konnte, ohne sie zu behorchen. Ueberzeugt jedoch, daß etwaige unvorsichtige Äußerungen in meinem freundschaftlichen Busen wohl aufgehoben seien, wählte ich das kleinere Übel, und blieb. Die Dame schmiegte sich zärtlich an den Arm ihres Begleiters und sprach in bittendem Tone. Bloß abgebrochene Sätze erreichten mein Ohr, aber ihre Stimme war klagend und sie schien von den Briefen aus England zu sprechen, die ich Tags zuvor erwähnt hatte. Sie erinnerte ihn dringend an die Schwüre, die sie sich beiderseitig erst kürzlich geschworen; sie fragte ihn, welche Liebe mit der ihrigen in die Schranken treten könne, die seinetwegen Alles, Alles aufgeopfert hatte. —Ich bemerkte, daß bei diesen Worten der Arm ihres Begleiters erbebte, aber zu meinem Erstaunen antwortete er nicht. Dieses unerklärliche Schweigen schien auch sie zu beunruhigen, und mit lauter Stimme, so daß ich jedes Wort hören konnte, fuhr sie fort:

„Um Gottes Willen, Alfred, sprich! diese Ungewißheit ist ärger als Alles. Laß mich lieber gleich erfahren, daß du mich hassest und verachtest."

„Nun so erfahre es denn, und fluche der Erfahrung!" rief er aus, während er mit der einen Hand die Larve abriß, mit der andern Chlorinda aus dem Schatten des Portico hervorschleppte, und der volle Mondschein die wüthenden Züge Montalto's beleuchtete. „Wisse denn, daß ich dich hasse, daß ich dich verabscheue, verachte und mit Füssen trete."

Ein Schlag fiel, ich sah ihn, ich hörte ihn. Nie werde ich diesen Schall vergessen; denn wenn es einen Schall gibt, der das Blut noch bei der Erinnerung gerinnen macht, ist es der eines wüthenden Schlages gegen ein Weib geführt. Sein Opfer sank zu Boden und sein Fuß war schon gehoben, um den letzten Theil seiner Drohung zu vollziehen. — Da sprang ich aus meinem Versteck hervor und packte ihn bei der Gurgel. —

Ich habe ihn seitdem nicht wieder gesehen. Was weiter geschah, weiß ich nicht. Ich wurde von seinen Sklaven, die in der Nähe waren und mich ergriffen hatten, gerade auf die Polizei geführt und des Vergehens angeklagt, das alle italienischen Regierungen für das größte ansehen, der Störung der öffentlichen Ruhe. Die Behörden ließen mich in einem Regierungsboote an Bord der Fregatte bringen, in der ich, wie mein Paß besagte, Tags darauf abfahren sollte, und verstatteten mir mit keiner der betheiligten Partheien den geringsten Verkehr. Doch erfuhr ich zufällig, daß auch Alfred Mowbray, der durch eine gelungene Kriegslist Montalto's von der Scene des vorigen Abends fern gehalten worden war, die gemessene Weisung erhalten hatte, die sardinischen Staaten sogleich zu verlassen. Welches das traurige Schicksal der unglücklichen Chlorinde war, konnte ich damals nicht in Erfahrung bringen.

Während der ungestörten Ruhe der Ueberfahrt drangen sich mir viele Betrachtungen auf, die ich eigentlich schon früher hätte anstellen sollen. Deutlich sah ich nun die immerwährende Gefahr und sichere Strafe verbotener Liebe, selbst unter Umständen, die sie verzeihlich zu machen scheinen, und in einem Lande, wo sie an der Tagesordnung ist; aber nachdem ich dieses etwas späte Opfer am Altare der beleidigten Sittlichkeit dargebracht hatte, konnte ich mich eines Gefühles innigen Mitleidens mit dem Schicksale der Schuldigen nicht erwehren, und immer, wie ich so zwischen Schlaf und Wachen in meiner Kajüte lag, kehrte jene Mondlichtscene unter dem Portico vor mein Auge zurück. Der krampfhafte Schauder Chlorindens, als sie gewahr wurde, wem sie ihr Geheimniß preisgegeben hatte, — der Anblick und der Schall des Schlages, der gleich darauf erfolgte; alles stand deutlich da vor meiner Phantasie, bis ich unwillkührlich auffuhr, um der unglücklichen Frau nochmals zu Hilfe zu eilen.

An meinem Bestimmungsorte angelangt, sehnte ich mich ungeduldig nach weiteren Nachrichten von den Zurückgelassenen, aber ich wußte nicht, wie ich mir sie verschaffen sollte. Von Alfred hatte ich, wie gesagt, blos zufällig erfahren, daß er Genua hatte verlassen müssen, aber wohin er sich gewendet, blieb mir unbekannt. Meine einzige letzte Hoffnung war also, daß er mir schreiben würde.

Aber Monden vergingen, und noch immer kam keine Zeile. Wer die Quarantaine-Gesetze kennt, weiß, daß an Orten, die ihnen unterworfen sind, jeder briefliche Verkehr höchst unsicher und schwierig ist; ich schrieb also den gänzlichen Mangel an Nachrichten von Alfred, eher diesem Umstande, als einer Vernachläßigung seinerseits zu.

Ein Jahr war verflossen, als Verhältnisse meine Gegenwart in England nothwendig machten. Ich erhielt leicht einen Urlaub von mehreren Monaten und schiffte mich nach Neapel ein. Nachdem die arge Langeweile der Überfahrt überstanden war, stieg ich im Gasthofe der Gran' Bretagna, auf der Chiaja ab, und freute mich schon auf eine bessere Nachtruhe, als mir seit Wochen am Bord oder im Spitale zu Theil geworden war. Trügerische Hoffnung! Hart an meinem Schlafgemache, und blos durch eine einfache Thür geschieden, war das Zimmer eines Kranken, dessen beinahe ununterbrochenen Anfälle von starkem Husten durch die dünne Scheidewand so peinlich hörbar waren, daß ich kein Auge schließen konnte.

Am Morgen ließ ich mir das Fremdenbuch bringen. Beinahe der erste Name, der mir ins Auge fiel, war Lord und Lady Mowbray. Es konnte kein Anderer sein, als Alfred;

Digitized by Google

denn meinen letzten Nachrichten zufolge, war der, den ich als Lord Mowbray gekannt hatte, schon todt. Wer Lady Mowbray sein könne, hatte ich einen Augenblick die seltsamsten und entgegengesetztesten Vermuthungen. Da fiel mein Blick auf die Nummer ihrer Zimmerreihe. Es war die nächste an der meinigen; und die schmerzliche Überzeugung drängte sich mir auf, daß der arme Kranke, der mir diese Nacht den Schlaf geraubt, mein Freund Alfred sei. Die Antwort des Aufwärters, den ich befragte, bestättigte dies; denn er schilderte ihn als un giovane malato colla sua madre. Da ich die Folgen einer plötzlichen Überraschung fürchtete, sandte ich meine Visitkarte, natürlich in der Meinung, sie würde Lady Mowbray übergeben werden. Diese hatte sich aber nach mehreren schlaflosen Nächten zum erstenmal ein wenig der Ruhe überlassen, und so kam die Karte in Alfreds Hände. Als ich auf seine Bitte, ihn sogleich zu besuchen, ins Zimmer trat, blieb ich betroffen stehen; denn hätte nicht ein Bewillkommungslächeln seinen Zügen auf einen Augenblick den alten Ausdruck verliehen, ich hätte ihn nicht erkannt.

„Mein eifrigster Wunsch ist itzt erfüllt" sprach er mit schwacher Stimme, „und da ich nicht viel sprechen darf, so will ich gleich zur Sache kommen. Einen einzigen Auftrag kann ich ihr, die meine letzten Aufträge treu vollziehen wird, nicht anvertrauen, — meine Mutter weiß nichts von Chlorinden!" — Die Überwindung, die ihm die Äußerung dieses Namens gekostet hatte, zwang ihn erschöpft inne zu halten. Ich wollte die gewöhnlichen Trostgründe vorbringen, und ihn versichern, daß es mit ihm noch nicht so weit wäre, um an letzte Aufträge zu denken; aber ein Blick auf seine entstellten Züge und ich schwieg.

„Sie wissen es am besten," fuhr er fort, „daß ich in glücklicheren Zeiten über meine Verhältnisse in Genua selbst gegen Sie, den treuen Freund, zurückhaltend war, und so werden Sie mich nicht in Verdacht haben, daß ich itzt, in dieser feierlichen Stunde die pflichtwidrigsten Fehler meiner Aufführung bemänteln will; aber da ich nun einmal davon sprechen muß, so will ich nur so viel sagen: es war keine leichte Versuchung, der ich unterlag. Welch' ein Unterschied zwischen jenen Eintagsliebeleien meiner früheren Jahre und dieser einen einzigen Leidenschaft meines Lebens! Mögen andere die Macht der ersten Liebe rühmen, schon der Name deutet auf ein hastiges Beginnen, auf einen baldigen Wechsel und ein endliches Vergessen. Nein! ich fühlte die Gewalt, ich fiel als das Opfer einer Liebe, die, hätte ich auch gelebt, bis das Alter alle Quellen der Empfindung ausgetrocknet, noch immer meine letzte Liebe geblieben wäre!"

Nach einem kurzen Schweigen fuhr er fort: „Ich habe von Chlorinden seit jener Nacht nichts mehr gehört. Als ich mit meiner Mutter nach Italien zurückkehrte, war ich bereits zu krank, um persönliche Nachforschungen anzustellen; und wem sollte ich die zarte Aufgabe anvertrauen, da ich Niemanden, selbst Ihnen nicht je meine Gefühle vertraut hatte? Kennen Sie dies?" sagte er, die Perlenschnur, die ich so oft gesehen hatte, aus seinem Busen hervorziehend, „ich fühle mich zu schwach, um Ihnen zu erklären, warum es mir so am Herzen liegt, daß sie ihr nach meinem Tode zurückgestellt wird. Dieses Billet könnte reden," — und er zog das Briefchen hervor, das schon einmal meinen Händen anvertraut gewesen war; — „aber nein!" fügte er hinzu, „es enthält Worte, die kein sterbliches Auge, als das meine je sehen darf." Er drückte es inbrünstig an seine Lippen, streckte die fleischlose Hand gegen das Feuer, und ließ es in die Flammen fallen. „Warum ich es wünsche, das kümmere Sie nicht; es sei Ihnen genug, daß Ihr Freund in einem solchen Augenblicke solchen Werth darauf legen konnte." Er lebte noch viele Tage, und ich sah ihn öfters, aber nie wurde mehr ein Wort über diesen Gegenstand gewechselt; und ich wagte es schon zu hoffen, daß auf die Ermahnungen seiner trefflichen Mutter, seine Gedanken eine andere Richtung genommen hatten; aber bald sollte ich erfahren, daß dies nie der Fall gewesen.

Es war am Morgen seines Sterbetages, während eines jener hartnäckigen Kämpfe der unterliegenden Natur gegen die nahende Auflösung. Er hatte seine Hand lange gegen die Brust gepreßt gehalten, und ich glaubte es geschehe vor Schmerz. Da zog er sie im plötzlichen Krampfe unwillkührlich aus dem Busen, sie hielt eine kleine Haarkette fest. Es war das einzige Angedenken an sie, das er bis zum letzten Hauche beibehalten hatte. Konnte es doch, selbst wenn man es an seiner Leiche fand, kein Geheimniß verrathen! — Ich begleitete ihn zu Grabe, und reiste ab, um seinen letzten Willen zu erfüllen.

Es war eine schwermüthige Reise. Der muntere Wechsel äußerer Erscheinungen vermochte nicht den frühzeitigen Tod meines jungen Freundes aus meinem Gedächtnisse zu verwischen. Noch vor wenigen Monaten, und wer wäre nicht mit Freuden an Alfred Mowbray's Stelle gewesen? Und doch all' die mannigfachen Vorzüge, deren er sich rühmen konnte: Tugend, Gesundheit, glänzende Geistesgaben, Zaetheit des Gemüthes, was hatten sie ihm genützt? — Die Wärme seines Gemüthes war die Quelle seines Elends geworden; der Reiz seiner Talente hatte bloß dazu geholfen, sie, die sein Opfer ward, zu verlocken und zu verführen; seine Jugend hatte nur der Krankheit Flügel verliehen, sein Reichthum ein Grab in der Fremde bezahlt. Und wie plötzlich war der Umsturz aller seiner Hoffnungen gewesen, gerade in dem Augenblicke, da alles seinen Wünschen am günstigsten schien. Ich erinnere mich wohl des Morgens, an dem wir zusammen den Spieltisch in Genua verließen, er die eben erst gewonnenen Perlen in der Hand. Er sprach kein Wort, sein Benehmen war ruhig; aber nie sah ich einen solchen Ausdruck von Seligkeit. Die sanftern Freuden dieser Nacht waren noch durch den Triumph, den er über seinen bittersten Feind davon getragen, gesteigert worden; und doch, gerade in diesem Augenblicke, da alle seine Wünsche befriedigt und seine kühnsten Hoffnungen für die Zukunft gerechtfertigt schienen, hat er die Geliebte zum letzten Male gesehen.

In Genua angelangt, stellte ich eifrige Nachforschungen im Pallaste Montalto an. Die erste Nachricht, die ich hörte, überraschte mich nicht besonders; Montalto, bei falschem Spiel auf der That ertappt, ward landesverwiesen, und seine Güter

Digitized by Google

eingezogen worden. Aber meine ärgſten Befürchtungen über das Schickſal der unglücklichen Chlorinde hatten mich nicht auf den Schlag vorbereitet, der mich erwartete. Sie war eine Bewohnerin des Hoſpitals von St. —, eines Irrenhauſes. Ihr Geiſt war ſeit der unſeligen Nacht zerrüttet.

Ich ſchickte mich zu einem Beſuche des Irrenhauſes mit jenem unbeſtimmten Schauder an, den jeder, der eine ſolche Anſtalt zum erſten Male beſucht, empfindet. Der erſte Anblick Chlorindens beruhigte mich ein wenig. Sie ſchien nicht ſo verändert, als ich gefürchtet hatte. Ihr langes, ſchwarzes Haar hing aufgelöſt über ihre Schultern herab, ihre Augen waren auf den Boden geheftet, und ſo ſaß ſie in einem Winkel zuſammengekauert. Ich glaubte mich ihr am leichteſten kenntlich zu machen, wenn ich die Worte, die ich ſo oft zu ihr geſprochen hatte, wiederholte: „Kann ich Ihnen in etwas nützlich ſein, Madame?“ Bei dem Tone meiner Stimme fuhr ſie auf, hob eine Hand an den Kopf, als fühle ſie dort den Eindruck des Schalles, ſchob mich dann auf die Seite, und rief, nach dem leeren Raume hinter mir greifend, mit wildem Lachen:

„O! Biſt du endlich wiedergekommen, und ohne deine engliſche Braut?“

Was ſie von da an weiter ſprach, ich kann es nicht wiederholen, ich erinnere mich nicht gern daran. Sie ſprach lange in glühenden und leidenſchaftlichen Worten, als ſpräche ſie mit Alfred. Wohl eingedenk der beinahe krankhaften Scheu, mit der ſie ſonſt die geringſte Andeutung von Vorliebe für Alfred vermieden hatte, konnte ich dieſe Scene nicht ertragen, und benützte den erſten Augenblick einer Pauſe, um ihr den Gegenſtand meiner Sendung, das Perlenhalsband, zu überreichen.

Obgleich ich kein Wort geſprochen hatte, errieth ſie doch im erſten Augenblicke ſeine Bedeutung.

„Todt!“ rief ſie aus, „ich weiß es, ich ſah es. Eben war er hier, doch itzt iſt er fort und ſie haben ihn im Schnee begraben — mit meinem armen Kinde.“

Eine einzige Thräne fiel auf die Perlen, ich harrte lange und ängſtlich auf die zweite, — ich hätte ſie als ein Zeichen wiederkehrenden Bewußtſeins begrüßt, — aber es kam keine. Statt deſſen hefteten ſich ihre Augen allmählig mit einem gedankenloſen unbeweglichen Starrblick auf den Schmuck. Ich verſuchte mehrere Mal ſie mit Worten zu wecken, aber umſonſt! Ich wollte ihre Aufmerkſamkeit durch den Wechſel der Umgebungen erringen, — vergebliche Mühe. Ich nahm Abſchied, ich öffnete die Thüre und zögerte auf der Schwelle. — Dasſelbe blödſinnige Schweigen. — Die Thüre wurde geöffnet und wieder geſchloſſen, — nicht das geringſte Zeichen einer Bewegung, — endlich drehte ſich der Schlüſſel, — ich habe ſie niemehr wiedergeſehen.

Dr. Ernſt Raupach.

Hofrath Ernſt Benj. Sal. Raupach, einer der fruchtbarſten und renommirteſten jetzt lebenden, deutſchen dramatiſchen Dichter, wurde am 21. Mai 1784 zu Straupitz, einem Dorfe unweit Liegnitz in Schleſien, geboren. An ſeinem zehnten Geburtstage verlor er ſeinen Vater, der daſelbſt Prediger war, ſtudierte dann am Gymnaſium zu Liegnitz und hörte im Jahre 1801 in Halle die Theologie. Nach beendigten Studien ging er 1804 nach Petersburg, wo ſein älterer Bruder Johann Friedrich ſchon ſeit ſieben Jahren wohnte und beſchäftigte ſich zehn Jahre damit, der Erzieher mehrerer ruſſiſcher Familien zu ſein. Nachdem er noch anderthalb Jahre in Petersburg privatiſirt hatte, wurde er 1816 als Ordinarius der philoſophiſchen Fakultät in Petersburg angeſtellt und fügte ein Jahr darauf dem Lehrfache der deutſchen Literatur, das der Geſchichte zu. Einer 1821 über ihn und einige ſeiner Kollegen verhängten Unterſuchung wegen, verließ er Rußland im Jahre 1822, und erhielt ſpäter die begehrte Entlaſſung von der Univerſität.

Von dieſer Zeit an lebte er eine Zeit lang an verſchiedenen Orten Deutſchlands, reiſte dann nach Italien, (eine Frucht dieſer Reiſe waren „Hirſemenzels Briefe aus Italien“ Leipzig 1823) und ging nach Berlin, wo ſeine Talente Anerkennung und Gelegenheit zur Ausbreitung fanden. Die oft ſtrenge Kritik nicht achtend, die ſich ſeinen Werken entgegenwarf, förderte er ununterbrochen eine nicht unbedeutende Anzahl ſchöner Bühnenſtücke zu Tage, und die Zahl ſeiner theils

Digitized by Google

gedruckten, theils bloß handschriftlich an die Bühnen versandten Stücke, kann leicht über sechzig machen.

Die frühern Dichtungen, die wenn auch erst später gedruckt, doch zwischen 1810 und 1820 erstanden, sind: „Die Fürsten Chawansky" (1818); „Die Erdennacht" (1820); „Die Gefesselten" (1821); „Die Königinnen" (1822); „Der Liebe Zauberkreis" (1824); „Die Freunde" (1825) und „Isidor und Olga" (1826). Später erschienen „Rafaele" (1830) und „Die Tochter der Luft" (nach Calderon) mit einer Reihe dramatischer Dichtungen, die die Geschichte der Hohenstaufen zur Tendenz haben und einen Cyklus bilden, dessen Schlußstein „Konradin" ist. Doch auch mit Dichtungen minder ernster Art bereicherte Raupach die Bühne, und lieferte unter vielen andeen noch die Lustspiele: „Kritik und Antikritik," „Die Schleichhändler," „Das Sonett," „Der Zeitgeist" und die Possen: „Denk an Cäsar" und „Schelle im Monde."

Nicht leicht ist die deutsche Kritik einem Dichter feindseliger entgegen getreten, als Raupach. Es gab eine Zeit, wo die meisten deutschen Journale es sich förmlich zur Aufgabe machten, diesen Schriftsteller aus der imposanten Stellung zu verdrängen, die er dem deutschen Theater gegenüber eingenommen hat. Man gab sich alle Mühe seine Verdienste zu verkennen, und jeden seinen Fehler grell an das Licht zu ziehen. Mit Bedauern muß man es gestehen, daß selbst bedeutungsvollere Namen, Männer, von denen man ein freies unbefangenes Urtheil erwarten sollte, sich in dieser Beziehung von Partheigängerei nicht fern hielten. So hat auch Immermann in seinem Münchhausen mit solcher Bitterkeit gegen Raupach das Wort geführt, daß man, wenn auch ungern, dem Gedanken Raum geben muß, Immermann sei hier mehr dem Motive einer persönlichen Abneigung als seiner wirklichen Ueberzeugung gefolgt. Diese Mißstimmung Immermanns gegen Raupach läßt sich leicht erklären, wenn man bedenkt, daß Immermann bei dem ganzen Bewußtsein seines herrlichen Talentes und bei allen seinen Vorzügen, doch immer nur einen kleinen Kreis von Bewunderern hatte, und daß es ihm nie gelang, so eigentlich ins Volk zu dringen, während Raupach trotz seiner vielen Mängel der Mann des Tages war.

Raupachs Fruchtbarkeit, gewiß ein zuverlässiges Zeichen seiner dramatischen Befähigung schadete ihm eben so sehr, als sie ihm nützte. Die Leichtigkeit, mit welcher er erfand, seine Gewandtheit, eine Handlung bühnengerecht zu gestalten, die Gewalt, mit der er die Hemmniße der Sprache überwand, ließen ihn oft seine Stoffe unvorsichtig wählen. Bei dem Mangel an eigentlichem Gehalte, bestehen viele seiner Dramen meist aus Episoden, aus Beiwerk ohne inneren Causal-Verband. Die Charaktere sind flüchtig skizzirt, nicht mit psychologischem Scharfblick ausgeführt, mehr Ergebnisse der Bühnenpraxis als Resultate der eigenthümlichen poetischen Anschauung. In seinen historischen Dramen insbesondere, fehlt oft ein tieferes Verständniß der Zeit, ein philosophisches Erfassen gewichtiger historischer Persönlichkeiten. Er bietet uns Miniatur-Silhouetten statt lebensgroßer, frisch kolorirter Bilder und fertigt uns mit Anekdoten ab, wo wir so sehnlich die Geschichte gewünscht hätten, weil sie wahrer, erhebender und poetischer ist. Es ist dies das Loos, dem die meisten Vielschreiber anheimfallen, und Lopez de Vega, ja selbst Calderon hat dieser Leichtsinn im Produziren um einen großen Theil ihres Ruhmes gebracht. Nichts desto weniger bleibt dennoch Raupach eines der tüchtigsten dramatischen Talente und verdient, selbst abgesehen von der Armuth der deutschen Bühne, weit mehr Würdigung als ihm bei uns je zu Theil geworden. In allen Stücken Raupachs, „Die Fürsten Chawansky" und die „Erdennacht," allenfalls ausgenommen, ist Bewegung, ist frisch pulsirendes Leben. Raupach ist sinnreich und originell in seinen Motiven, die Situationen sind natürlich und dennoch frappant, die Charakteristik ist größten Theils gelungen. Kein Dichter hat in neuester Zeit den Schauspielern so viele dankbaren Aufgaben geliefert, als eben Raupach. Den Effekt, auch in der besseren Bedeutung des Wortes, versteht dieser Dichter meisterlich, er kennt die Bühne eben so genau, als das Publikum. Er weiß überall wichtige Zeitfragen anzuregen, ohne mit störender Absichtlichkeit die Interessen der Gegenwart in Anspeuch zu nehmen. Die Sprache in seinen Tragödien ist einfach, schlicht, hin und wieder, wie z. B. in „Müller und sein Kind" sogar kindlich naiv, dennoch fehlt es hier keineswegs an Poesie, Schwung und an oratoeischem Ebenmaaß, wo Charakter und Situation es gestatten. Erwägt man endlich, welche reiche Ader des Witzes, welche übersprudelnde Lustigkeit darin wahrzunehmen ist so kann der lebhafte Anklang, den Raupachs Dramen überall fanden, gewiß nicht befremden. Sieht man, wie wenig glücklich die neuern dramatischen Dichter in ihren Bestrebungen sind und wie dennoch Raupach durch sie fast ganz verdrängt wird, so muß man sich unwillkührlich auf dem Felde des Dramas an den egyptischen Mißwachs erinnern, wo sans comparaison, die fetten Kühe von den mageren ganz verschlungen wurden. Raupach hat jetzt lange nichts von sich hören lassen, er ist wahrscheinlich des Kampfes und vielleicht auch des Sieges überdrüßig. Er scheint es Rossini nachzuthun, und hat eigentlich mehr Grund dazu, denn Deutschland war gegen Raupach weit ungerechter als die gesammte musikalische Welt gegen den großen Maestro. Um sich nur einmal wieder eines mäßigen Erfolgs zu erfreuen, mußte sich Raupach, als er seinen „Brandstifter" (gewiß keines seiner besten Stücke) zur Aufführung brachte, in den dichten Schleier der Anonymität hüllen, und genoß der kränkenden Genugthuung, sein Stück überall so lange gelobt zu sehen als der Verfasser unbekannt war. Es wäre zu wünschen, daß Raupach zu seiner frühern produktiven Thätigkeit zurückkehrte, doch selbst im entgegengesetzten Falle hat er durch eine Reihe von Jahren mit solchem Erfolge für das deutsche Theater gewirkt, daß eine spätere leidenschaftslosere Zeit seinen vielseitigen Verdiensten die gerechte Anerkennung nicht versagen wird.

—rer.

Digitized by Google

Ferdinand von Schill.

Das größte Unglück, ärger als Bürgerkrieg selbst, welches nur irgend über ein Land hereinbrechen kann, ist Fremdherrschaft. Es liegt etwas Unnatürliches, Entwürdigendes und Entehrendes für ein großes Volk darin, von einem andern Volke nur abhängig zu sein; doppelt groß aber ist die Schmach, wenn diese Fremden die Gebietenden sind und die Bürger desselben Landes gegen einander in's Feld stellen. Darum haben von je alle Nationen, die noch nicht alles Mark und alle Kraft verloren hatten, das Höchste daran gesetzt, ihre in unglücklichen Tagen verlorene Unabhängigkeit und Selbstständigkeit wieder zu erringen. Und war die rechte Begeisterung da und waren die Kräfte nicht allzu ungleich, so ist auch gewöhnlich der Sieg auf der Seite der, für ihre Befreiung Kämpfenden, gewesen; fiel ihnen aber das unglückliche Loos zu unterliegen, so ist ihnen wenigstens immer jener Ruhm zu Theil geworden, welchen die Geschichte jedem zollt, der Großes erstrebt hat. Alle Befreiungskriege sind, weil es sich in denselben um das hohe Gut der Volksthümlichkeit handelt, heilige Kriege. In ihnen liegt eine Bürgschaft für eine bessere Zukunft unseres Vaterlandes. Ein ehrliebendes Volk schlägt sich nicht mit dem auswärtigen Feinde, der es unterjocht hat oder unterjochen will, für irgend ein politisches Gut, sondern für seine Ehre und seine Selbstständigkeit. So kämpften die Spanier, und so kämpfte auch das deutsche Volk. Napoleon, der das Erbe der französischen Revolution angetreten hatte, und die in dem allgemeinen Umkehr geweckten Kräfte für seine Plane und Absichten mit überlegenem Geiste zu benützen verstand, war nach den Schlachten von Austerlitz und Jena und nach dem Frieden von Tilsit, der eigentliche Beherrscher von Europa; nur England allein, durch das Meer und seine hölzernen Mauern geschützt, widerstand ihm. Die Regenten hatten sich ihm gefügt und die Streitkräfte ihrer Länder ihm zur Verfügung gestellt; Österreich, das den Kampf mit so großen Opfern geführt hatte, war erschöpft, Preußen um die Hälfte verkleinert worden; und die übrigen deutschen Staaten bildeten den Rheinbund, dessen Schutzherr der Kaiser der Franzosen war. Im Norden hatte dieser aus verschiedenen Landen, namentlich aus preußischen, braunschweigischen, hessischen und hannover'schen Gebietstheilen das Königreich Westphalen gebildet und seinem Bruder Hieronymus verliehen. Der Wille der deutschen Stämme kam hiebei nicht in Betracht. Ob sie mit den Änderungen, welche dem mächtigen Feinde beliebten, einverstanden waren, darnach fragte man nicht; blindlings sollte gehorcht werden. Es war eine trübe, unglückselige Zeit, welche bleischwer auf Deutschland lastete. Alle edlen Seelen entbrannten vor Ingrimm über diesen Druck oder betrauerten tief des Vaterlandes bitteres Geschick. Die Guten, der Gefahr nicht achtend, traten zusammen; wer ein heldenmüthiges Herz im Busen trug, mochte nicht länger den Kummer tragen. Während die Feigen zur Ruhe ermahnten, als welche unter allen Umständen die höchste Bürgschaft sei, verachteten die Besseren jene sogenannte Klugheit, die so oft nichts weiter ist als Schlaffheit und Feigheit, und die unter gewissen Umständen ein Verbrechen und Verrath am Vaterlande werden kann.

Österreich hatte sich im Jahre 1809 noch einmal gegen den Feind erhoben; aber sollte Deutschland gerettet werden, so mußte sich auch im Norden die Fahne der Befreiung entfalten, und wie Stägemann sagte: „Allgemeiner Sturm und Germania" das Feldgeschrei sein. Von der preußischen Regierung war jedoch vorläufig nichts zu hoffen; die Männer, welche eine allgemeine Erhebung vorbereiteten, stießen bei Personen und Verhältnissen noch auf zu vielfältige Hindernisse. Aber wie jedes große Unternehmen seine Vorläufer und Bahnbrecher hat, so auch der Kampf gegen Napoleons Allgewalt. Solche Vorläufer waren der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig, den später in der Schlacht von Quatrebras eine feindliche Kugel dahinraffte, Dörnberg in Hessen, und Ferdinand von Schill. Als vierten im edlen Bunde nennen wir den heldenmüthigen Andreas Hofer in Tyrol.

Ferdinand von Schill.

Ferdinand von Schill war am 6. Januar 1776 auf dem Rittergute Wilmsdorf bei Dresden geboren, und in Schlesien, wohin sein Vater sich später begab, erzogen worden. Schon als Knabe zeigte er kühnen Muth, und war ein kecker, unerschrockener Reiter; als Jüngling trat er in das preußische Dragonerregiment Ansbach Beyreuth, in welchem er bei Jena mitfocht. Nach diesem unglücklichen Tage ging er an die Ostsee und leistete mit den unter seinen Befehlen stehenden Kriegern bei der Belagerung von Kolberg wichtige Dienste. Er wurde für seine Tapferkeit mit dem Verdienstorden belohnt,

Digitized by Google

und der König zeichnete ihn noch dadurch aus, daß Schill, nachdem die Franzosen Berlin geräumt hatten, zuerst mit seiner Schaar in die Hauptstadt einziehen durfte. Diese Schaar hing mit ganzer Seele an ihrem Führer, der sich unbedingt auf dieselbe verlassen konnte. Entschlossen, nicht länger ruhig zu bleiben, und da der Staat als solcher den Kampf mit dem mächtigen Gegner noch nicht beginnen wollte oder konnte, rückte der Major von Schill am 28. April 1809 mit seinem Husarenregimente, dem zweiten brandenburgischen, aus Berlin, und theilte bei Potsdam seinen Kriegern mit, daß er mit ihnen den Kampf eröffnen wolle. Alle, von edlem Muthe und Vaterlandsliebe entflammt, riefen ihm Beifall zu. Bei Wittenberg setzte die kleine Schaar über die Elbe, zog mit klingenden Spiele den 2. Mai in Dessau ein, und von hier aus erließ dann Schill einen Aufruf an die Deutschen, — seine in den Ketten eines fremden Volkes schmachtenden Brüder, — in welchem er sie aufforderte, sich zu erheben, die Sturmglocken zu ziehen, zu den Waffen zu greifen, und wenn Gewehre fehlen sollten, Piken und Sensen zu nehmen. „Fasset Muth, Gott ist mit uns und unserer gerechten Sache. Das Gebet der Greise möge Segen für uns erflehen; siegreich rücken Österreichs Heere vor, trotz der großprahlerischen Versicherungen Frankreichs; die Tyroler haben schon rühmlich die Fesseln zerbrochen, die braven Hessen haben sich gesammelt; an der Spitze geprüfter, im Kampfe geübter Krieger eile ich zu euch. Bald wird die gerechte Sache siegen, der alte Ruhm des Vaterlandes wieder hergestellt sein. Auf, zu den Waffen! Schill."

Ohne Säumen besetzte Schill die Übergänge über die Saale und Elbe, zog nach Bernburg, ließ seine Reiter bis nach Halle streifen, welches er für seinen König in Besitz nahm und wo der preußische Adler statt des westphälischen Wappens aufgerichtet wurde. Hier verstärkte sich seine Schaar mit sechzig Freiwilligen, und alles deutete auf guten Fortgang des Unternehmens, als aus Hessen die Unglücksbotschaft einlief, daß Dörnbergs Unternehmen gescheitert sei. Auch von der Donau her kam die Meldung, Napoleon habe abermals den Sieg erfochten, und der Erzherzog Karl sei nach Böhmen zurückgedrängt. Schill hatte darauf gebaut, daß die Unternehmungen gegen den Feind in den verschiedenen Theilen Deutschlands in einander greifen würden; nun waren alle seine Erwartungen getäuscht, und er stand mit einigen hundert Reitern allein im Felde gegen den Beherrscher des europäischen Festlandes. Unter diesen Umständen fragte er seine Offiziere, ob sie es für zweckmäßig hielten, sich mit den Österreichern zu vereinigen, oder ob man vorwärts wolle. Sie entschieden für das Letztere.

Inzwischen hatte der französische Befehlshaber in Magdeburg gegen Schill eine Heeresabtheilung abgesandt; dieser verließ also am 4. Mai Bernburg und zog dem Feinde entgegen. Bei Dodendorf trafen beide Theile aufeinander. Schill suchte die westphälischen Truppen zu sich hinüber zu ziehen, allein sein Unterhändler wurde meuchlings erschossen.

Der Kampf begann; Schill hatte 400 Husaren, 60 reitende Jäger und etwa eben so viele Mann Fußvolk; ihm gegenüber standen französische Füseliere, Grenadiere und Voltigeurs, westphälische Linientruppen und mehrere Kanonen. Die feindlichen Vierecke wurden gestürmt, alles niedergemacht was sich widersetzte; Schill selbst hieb mehrere Artilleristen bei den Kanonen nieder; er siegte und erbeutete Fahnen, Waffen und Gepäck. Gegen eine Anhöhe, welche der Feind besetzte, stürmten die Jäger, welche ihre Pferde unter sich gelassen hatten, aber ihre Zahl war zu schwach und es fehlte der Schaar an Fußvolk. Sie hatten siebenzig Gemeine und mehrere Offiziere auf der Wahlstatt gelassen, aber den mehr als doppelt so starken Feind völlig aufs Haupt geschlagen. Wie kämpften seine Helden! Dem Husaren Sommerfeld wurde dicht vor dem Vierecke das Pferd unter dem Leibe erschossen. Er rafft sich auf, haut zu Fuß ein, reißt einem westphälischen Soldaten das Gewehr aus der Hand, macht eine Lücke in das Viereck, und nun rennen die Husaren in dasselbe hinein und sprengen es. Der Unteroffizier Keilmann hatte bei Kolberg einen Theil der linken Hand verloren, und mußte den Zügel um den Arm winden. Bei Dodendorf stürzt er beim Einhauen, mehre Schüsse strecken ihn nieder. Er sieht einige Gewehre neben sich liegen, rafft sich auf, trägt sie zusammen, bringt sie in Sicherheit, und sinkt blutend mit den Worten: „Die können wir auch noch gebrauchen," zusammen. Und so werden noch manche Züge von Tapferkeit und unerschrockenem Muthe erzählt. Solche Züge der Vaterlandsliebe sollten unserer Jugend in den Schulen mitgetheilt und durch Bilder verherrlicht werden.

Um sechs Uhr Abends zog Schill ab, da er die fünftausend Mann starke Besatzung von Magdeburg zu fürchten hatte, und ging am 7. Mai über Tangermünde nach Arneburg, wo er fünf Tag lang blieb, um seine Reiterei zu verstärken und zwei Infanterie-Kompagnien zu bilden. Seine Leute streiften bis Halberstadt, wo sie Gefangene machten, unbekümmert um ein Dekret, welches Hieronymus von Kassel aus gegen sie erließ, in welchem er Schill mit den Seeräubern auf gleiche Linie stellt; er befiehlt allen Behörden auf jene „Schill'sche Räuberbande" Jagd zu machen und sich seiner und der Seinigen todt oder lebendig zu bemächtigen. Auf Schills Kopf waren zehntausend Franken gesetzt. Schill erließ dagegen ein Manifest, in welchem er sein Unternehmen rechtfertigte. „Deutsche Nationalehre und deutscher Sinn," sagte er, „sollen nicht länger unterdrückt sein. Vereinigt euch mit mir, damit wir uns dem gemeinschaftlichen Feinde unsers Vaterlandes nach dem großen Beispiele der Spanier und Tyroler kräftig entgegenstellen. Ergreift die Waffen! —"

Die preußische Regierung befand sich damals in einer solchen Abhängigkeit von Frankreich, daß der König ein Manifest erlassen mußte, in welchem er Schill's Unternehmen ein strafbares und eigenmächtiges nannte. Daß unter solchen Umständen an großen Zuzug von Leuten nicht zu denken war, ist begreiflich. Zu gleicher Zeit hatte auch Napoleon ein Bülletin gegen den „Räuber" Schill erlassen, und befohlen, daß ein Beobachtungskorps an der Elbe gebildet werden solle, um ihn zu vernichten. Der westphälische General Gratien zog die an der Weser zerstreut liegenden holländischen Truppen

Digitized by Google

zuſammen. So häuften ſich denn von allen Seiten trübe Wolken, in welche jedoch ein heller Sonnenſchein fiel. Am 12. Mai nämlich ſtieß die erſte Kompagnie des leichten Bataillons vom Leibregimente, welches Schills Namen führte, und die früher in Pommern unter ihm gefochten hatte, in Arneburg zu der tapfern Schaar, welche ſie, die ohne höhere Ermächtigung von Berlin aufgebrochen, ſeit acht Tagen aufgeſucht hatte. Schill erklärte nun vor ſeinen, auf dem Marktplatze verſammelten Leuten, daß er den Säbel nicht eher in die Scheide ſtecken werde, als bis er auch das letzte Dorf der verlorenen Provinzen wieder gewonnen, oder in dem rühmlichen Verſuche ſein Grab gefunden habe. Der Held hat ſeinen Schwur gehalten. „Soll ich," ſo lauteten ſeine großen Worte, „in dem Verſuche untergehen, und trotz dem Deutſchland nicht frei werden, nun, auch dann noch iſt ein Ende mit Schrecken einem Schrecken ohne Ende vorzuziehen."

Aus einer Anzahl Freiwilligen bildete er eine Abtheilung Pikenirer, ſchickte, um ſich Pulver und Blei zu verſchaffen, ein Streifkorps nach Gesler, und brach dann auf, um ſich der kleinen meklenburgiſchen Feſtung Dömitz an der Elbe zu bemächtigen, wo er feſten Fuß zu faſſen gedachte. Sein Handſtreich gelang vollkommen; ſeine Bewaffneten drangen in die Citadelle ein und nahmen die Beſatzung gefangen. Die Stadt liegt auf einer Inſel, welche durch Kanäle, der hier in die Elbe mündenden Elder gebildet wird. Schill fand einige Kanonen vor, ließ ununterbrochen arbeiten, um die verfallenen Werke in haltbaren Stand zu ſetzen; allein bald zeigte ſich daß der Ort eine Belagerung nicht aushalten könne. Am Weſſen ſchien eine Beſetzung Stralſunds, das durch die von der Küſte liegende Inſel Rügen, gedeckt war. Er wollte nach Pommern aufbrechen, aber Dömitz mußte noch einige Zeit gehalten werden, damit der Feind den Zurückweichenden nicht auf dem Fuße folgen könne. Alſo blieben etwa vierhundert Mann dort zurück. Am 18. Mai brach Schill mit den Übrigen auf, und erreichte am 20. Wismar. Von dort aus ſandte er Streifwachen bis Hamburg. In Lübeck ritt der Huſar Schulz durch die franzöſiſchen Zollwächter, die das Thor beſetzt hatten, leerte auf dem Markte auf Schills Wohlergehen eine Flaſche Wein und entfernte ſich dann wieder.

Schills Augenmerk war jetzt vorzüglich darauf gerichtet, den General Gratien über ſeine eigentliche Abſicht zu täuſchen; deßhalb ſchickte er Truppen gegen die Elbe vor, um den Feind glauben zu machen, daß er wieder einen Einfall in das Königreich Weſtphalen beabſichtige; und wirklich rückte dieſer nach Lüneburg. Inzwiſchen ging Schill über Roſtock nach Stralſund, während an demſelben Tage, den 24. Mai Dömitz bedroht wurde. Hier hatte ein polniſcher Rittmeiſter, der als Kundſchafter gefangen genommen war, eine Meuterei unter den Gefangenen angezettelt, die nur mit Mühe gedämpft wurde. Nach tapferem Widerſtande, der von Morgens acht bis Nachmittags vier Uhr dauerte, verließen die Schill'ſchen das nicht mehr haltbare Dömitz; nur etwa dreißig ihrer Pikenire wurden gefangen, lauter junge Burſche von ſechzehn Jahren. Der zu Kaſſel erſcheinende weſtphäliſche Moniteur ſchnitt auch bei dieſer Gelegenheit in der Weiſe der Napoleon'ſchen Bületins auf. Schill, ſagte er, habe ein tauſend fünf hundert Mann in Dömitz gelaſſen, wovon vier hundert getödtet und drei hundert gefangen worden ſeien. Erobert habe man zwanzig Kanonen, (es waren nur drei brauchbar geweſen!) ꝛc. Die von Schills Bande verübten Freveltaten und Ausſchweifungen ſeien nicht zu beſchreiben,—(ganz recht, weil keine begangen worden,)— ſie hätten noch am letzten Tage einen braven polniſchen Offizier — (jenen Meuterer)— ermordet, und was dergleichen mehr war.

Den aus Dömitz Abgezogenen wurde der Übergang über die preußiſche Gränze bei Lenzen verſagt, und ſo marſchirten ſie denn über Lützow und Roſtock, um ſich in Warnemünde, dem Hafen dieſer letzteren Stadt, nach Rügen einzuſchiffen. Zwar wurden ſie hart vom Feinde bedrängt, aber ſiebenzehn ihrer Fahrzeuge gelangten in's Weite, und nur zwei gingen verloren. Die Franzoſen hatten die Werke Stralſunds, der wichtigſten Feſtung des damaligen Schwediſch-Pommern abtragen laſſen, doch lagen in der Stadt beträchtliche Kriegsvorräthe, die von franzöſiſcher Artillerie, hundert polniſchen Uhlanen und meklenbuegiſchen Truppen unter General Kandras bewacht wurden. Dieſer wollte dem anrückenden Schill den Übergang über die Rocknitz ſtreitig machen, welche dort die Gränze zwiſchen Meklenburg und Pommern bildet; nur ein langer Damm führte durch Moräſte und als Schill am 24. Mai Mittags vor Dammgarten, dem Schlüſſel zu jenem Damm, erſchien, fand er denſelben vom Feinde beſetzt. Auch hier mußten wieder Deutſche gegen Deutſche fechten! Schills reitende Jäger ſprangen vom Pferde, ſtellten eine zerſtörte Brücke wieder her, ſtürmten eine Beſatzung, die Reiterei ſetzte ſchwimmend über den Fluß, der Feind wurde in die Flucht getrieben, und General Kandras rettete ſich auf dem preußiſchen Gebiete; die polniſchen Uhlanen wurden meiſt niedergehauen, und die Mecklenburger gefangen genommen. Es waren ihrer mehr als ſechshundert. Alles Geſchütz und die Fahnen wurden erbeutet; das Gefecht hatte vier Stunden gedauert. Während nun in Stralſund der zurückgebliebene Theil der Beſatzung gerade den Einzug Napoleons in Wien unter Kanonendonner und Muſik feierte, ſprengte Schill an der Spitze von dreißig reitenden Jägern und fünfzehn Huſaren plötzlich in die Stadt. Die Kanoniere eröffneten ein Feuer auf ſeine nachrückenden Leute, und es gab einen harten Kampf, in welchem die Schill'ſchen ſich ihres Namens würdig zeigten. Der Fahnenſchmied der Jäger, welchem eine Kugel zwei Finger der Hand zerſchmettert hatte, holte ein Meſſer aus einem benachbarten Hauſe, ſchnitt die Finger vollends ab, und eilte dann wieder ins Gefecht. Endlich wurden faſt alle jene Kanoniere, die ſich ohnehin eines Treubruches ſchuldig gemacht hatten, niedergehauen; es wurde keine Gnade gegeben, weil ſie einem Huſaren, der vor den Kanonen niedergeſtürzt war, den Kopf abgeſchnitten, und dieſen als Siegeszeichen hoch emporgehalten hatten.

Schill war nun Herr von Stralſund; er fand dort vierhundert Kanonen; mehrere tauſend Zentner Pulver und ſechzehntauſend Gewehre. Ohne Säumen ließ er die Feſtungswerke, ſo viel irgend möglich, wieder herſtellen, und namentlich das Franken- und das Triebſeer-Thor ſtark befeſtigen und beſetzen.

Digitized by Google

Ein drittes, das Knieper-Thor, was ihm bald so verhängnißvoll werden sollte, berücksichtigte er am wenigsten. Da seine Mannschaft nicht stark genug war, um alle Dienste zu thun, so bot er vierhundert Mann Landwehr von der Insel Rügen auf, welche das Geschütz bedienen und die innere Stadt besetzen sollten, und erklärte in einer Proklamation, daß er Schwedisch-Pommern für den damals schon entthronten König Gustav Adolph IV. in Besitz nehme.

Gratien hatte endlich begriffen, worauf es Schill eigentlich abgesehen. Schon am 28. Mai war er mit zwei Regimentern Fußvolk, einem Reiterregimente und einer Batterie reitender Artillerie in Rostock eingerückt. Am 30. stießen fünfzehn hundert Mann Dänen unter General von Ewald zu ihm, und so zog er denn mit seinen fünf tausend Mann, meistens Holländern, nach Richtenberg, einem Städtchen in der Stralsund. Schill hatte vier hundert Mann Husaren, zwei hundert Uhlanen, vier hundert Mann Fußvolk, sechzig kaum eingeübte Kanoniere, und die oben erwähnten vier hundert in Eile aufgebotenen Landwehrmänner aus Rügen, im Ganzen ein tausend fünfhundert sechzig Mann. Die, welche sich nach der Räumung von Dömitz in Warnemünde eingeschifft hatten, waren in Stralsund noch nicht angelangt, auch einige auf Streifzügen abwesende Abtheilungen wurden noch erwartet. Schill aber hegte die besten Hoffnungen; noch am 30. Mai Abends schrieb er an den Erzherzog Karl, daß er behaupten könne, das demolirte Stralsund werde sich gleich einem Saragossa nicht allein gegen den anrückenden Feind, sondern auch gegen ein noch größeres Korps zeigen.

Allein im Rathe des Schicksals war es anders beschlossen. Am 31. Mai hatten sich die Holländer und Dänen gegen Stralsund in Bewegung gesetzt; auch Holsteiner und Oldenburger waren mit ihnen. Schill gedachte Gratiens Fußvolk durch seine Reiter zu werfen. Um fünf Uhr früh war daher der größte Theil des Fußvolkes aus dem Triebseer-Thore hinausgezogen; die Reiterei harrte auf dem Marktplatze des Befehles zum Angriff. Allein bald sah Schill, daß die Übermacht des Feindes hier zu groß war; er zog sich daher durch das Triebseer-Thor, und in die zwischen diesem und dem Knieper-Thore aufgeworfenen Verschanzungen zurück. Um zehn Uhr Morgens näherte sich der Feind in Vierecken; das Triebseer-Thor schien am meisten bedroht. Schill ritt umher um Befehle zu geben; seine vierte Husarenschwadron saß ab, um Dienst zu Fuße zu thun, und schwur auf ihre Säbel, die Stellung, welche sie an einem Graben eingenommen hatte, nicht zu verlassen. Fast alle blieben auf dem Platze. Nur acht Schritte vom Feinde entfernt, feuerten sie unablässig, luden ihre Gewehre mit einer Menge von Rehposten, stießen Alle, welche die Brustwehr erklimmten, nieder, bedienten überdieß noch die Kanonen, und feuerten diese, als die Lunten ausgegangen waren, mit angezündeten Schwamm ab! Ehre den Helden! Schill sie ermahnend und ihre Tapferkeit lobend, erwartete einen günstigen Ausgang, denn der Angriff auf das Triebseer-Thor wurde abgeschlagen; aber Gratien bediente sich einer List, und hatte beinahe die Hälfte seiner Mannschaft abgesandt, um das schwach besetzte Knieper-Thor zu stürmen. Hier hatte Schill einen Angriff am wenigsten erwartet, das Thor war von den am wenigsten geübten Truppen besetzt, aber auch diese vertheidigten sich tapfer. Indessen erstieg der Feind die Wälle, welche in der Eile nur sehr mangelhaft hatten wieder hergestellt werden können; die Rügen'sche Landwehr flüchtete nach dem Hafen, und das übrige Fußvolk zog sich in die Stadt zurück, Schritt auf Schritt vom Feinde verfolgt. Sie vertheidigten sich aber noch in den Straſſen und in den Häusern, unterhielten ein lebhaftes Feuer, wurden aber endlich nach dem Markte gedrängt. Schill war inzwischen am Trübseer-Thor; die Reiter standen auf dem Markte. Die rothen dänischen Uniformen, welche sich in der Stadt zeigten, hielt man anfänglich für englische, denn man glaubte Britten sein gelandet, um Hilfe zu bringen. Doch bald erfährt Schill, was vorgegangen, und daß sein Fußvolk in Verwirrung sei. Er eilt dem Markte zu, sammelt die ihm entgegen kommenden Jäger und Husaren um sich, wirft nieder, was ihm in den Weg kommt, und ruft denen, welche fragen: „Wohin geht der Rückzug?" zu: „Wollt und könnt ihr Euch retten, so rettet Euch; wollt ihr aber sterben, so sterbt mit mir." Durch eine enge Gasse, welche bei der Johanniskirche vorüber nach der Fährgasse zieht, sprengt er dem Markte zu; am Ausgange jener Gasse findet er die dänische und holländische Generalität. Nun stürzt im gestreckten Galopp Schill in jenen Haufen ein, haut den holländischen General Carteret vom Pferde, und wendet dann in die Gasse zurück, da nach vornehin kein Ausweg war. Er blutet aus einer Wunde, sprengt an mehreren holländischen Jägern vorüber, die einem Gefangenen eine Wunde reinigen. Dieser ruft unwillkührlich: „Das ist Schill," und nun feuern die Holländer auf den Reiter, mehrere Jäger umzingeln ihn, reißen den durch Blutverlust Ermatteten vom Rosse, der endlich von Schußwunden durchbohrt, mit Hieb- und Stichwunden bedeckt, seine Heldenseele aushaucht.

Während Schill unter den Streichen der Holländer erlag, kämpften seine Krieger wie Verzweifelte. Nachdem das Knieper-Thor in die Gewalt des Feindes gefallen war, hatten sich zehn oder zwölf Jäger in den Thurm dieses Thores geworfen und feuerten auf den über den schmalen Damm heranrückenden Feind. Der Thurm wurde endlich gestürmt, und jene Tapfern alle fielen, nachdem sie sich gewehrt hatten bis auf den letzten Mann. An einem andern Orte vertheidigten fünfzehn Jäger länger als eine halbe Stunde eine Strasse gegen eine Compagnie Holländer, deren sämmtliche Offiziere von ihnen erschossen wurden. Zwei Husaren hieben den holländischen Oberst Dollemann im Angesichte seines Regiments nieder. Der Husar Sommerfeld, welcher sich schon, wie wir weiter oben berichteten, durch seine Tapferkeit bei Dodendorf ausgezeichnet hatte, sprang, als er die Kunde von Schills Tode erhielt, vom Pferde, rief: „Nun so will ich auch sterben!" und stürzte mit dem Schwerte um sich hauend, in die dichteste Schaar der Feinde. Der Lieutenant von Halletius, welcher eine Schwadron Uhlanen befehligt, die von dem an Zahl bei weitem überlegenen Feinde zerstreut wird, stürzt vom Pferde und seine Lanze zerbricht. Mit dem ihm

Digitized by Google

übriggebliebenen Stumpfe vertheidigt er sich gegen die von allen Seiten auf ihn Eindringenden, die ihm den rechten Arm lähmen; jetzt nimmt er den Stümpf seiner Waffe in die Linke, schlägt den ihm mehr als einmal angebotenen Pardon aus, und fällt, mit einundzwanzig Wunden bedeckt.

Der Kampf dauerte bis zwei Uhr Nachmittags; dann erst war Stralsund völlig in der Gewalt der Dänen und Holländer, die einen Theil der Stadt plünderten. Die Mehrzahl von Schills Kriegern, etwa acht hundert, waren den rühmlichen Tod für des Vaterlandes heilige Sache gestorben; die Überlebenden, welche nicht minder tapfer gefochten hatten, geriethen in Gefangenschaft; nur ein geringer Theil vermochte sich nach der Insel Rügen zu flüchten. Der Feind ließ etwa tausend Mann auf der Wahlstatt.

Schills Leichnam war, als man denselben aufsuchte, wegen der vielen Bajonettstiche und Säbelhiebe kaum noch kenntlich; seinen Orden und die Uniformstücke hatte man ihm abgerissen. Er lag eine Zeitlang unter dem Rathhause auf einer Fleischerbank; sein Reitknecht erkannte ihn an einer Zahnlücke. Am andern Tage schnitt ein holländischer Wundarzt den Kopf vom Rumpfe, und legte jenen in Weingeist. So kam das Haupt des deutschen Helden in den Besitz eines Arztes zu Leyden in Holland, und wurde erst, nachdem mehr als ein Vierteljahrhundert verflossen war (1837), zu Braunschweig beigesetzt, wie wir weiter unten erzählen werden. Der Rumpf wurde zu Stralsund auf dem St. Jürgenkirchhofe eingescharrt; die Eiche, welche das einfache Grab beschattete, ist nicht mehr.

Die, welche am Abend des 27. Mai vom Feinde gedrängt, Warnemünde verlassen hatten, waren am 30. Mai auf Rügen gelandet. Schill von ihrer Ankunft benachrichtigt, hatte ihnen befohlen, nach Stralsund hinüber zu fahren, allein ungünstiger Wind verhinderte es. Am 1. Juni nahmen sie mehrere der aus Stralsund Entkommenen in ihre Fahrzeuge auf und retteten sich nach Swinemünde. Eine andere Schaar, die nicht mit in Stralsund gewesen war, ging nach Demmin, und wurde unter andere Regimenter vertheilt. Drei und fünfzig Schill'sche Offiziere wurden, weil sie gegen des Königs Befehl gehandelt, mehr oder weniger streng bestraft; doch milderte der König die Strafe, die überhaupt nur wegen der obwaltenden politischen Verhältnisse gestellt wurde. Jene aber, welche dem Feinde in die Hände fielen, hatten ein schreckliches Loos. Der Lieutnant Peterson, welcher am Knieper-Thor befehligt hatte, wurde gleich in Stralsund erschossen; die übrigen Gefangenen, 557 Unteroffiziere und Gemeine und 11 Offiziere wurden ins Innere Deutschlands abgeführt. Am 17. Junius langten sie in Braunschweig an; hier wurden am 18., 20. und 22. Juli 14 der Tapfern erschossen, nachdem ein aus Westphälingern zusammengesetztes Kriegsgericht sie als westphälische Unterthanen, die in der „Schill'schen Bande" gedient, des Todes schuldig erklärt hatte. Es waren Deutsche, die über Deutsche zu Gericht sitzen mußten! Die Hingemordeten waren zehn Preußen, ein Hesse und drei Hanoveraner.

Nirgends hatten die Schill'schen so große Theilnahme gefunden, als eben in Braunschweig; die Gefangenen wurden von den Bürgern gepflegt und unterstützt, so viel die Holländer nur erlaubten, welche selbst Braunschweig, „die zweite Hauptstadt des Königreichs Westphalen," mit einer Plünderung bedrohten. Von früh bis spät hatten die Gefangenen von Männern, Frauen und Mädchen Besuch; alle sprachen ihnen Trost zu, und halfen mit Rath und That; Manchem wurde die Hand zur Flucht geboten. Jene vierzehn blieben allein zurück; die übrigen wurden weiter abgeführt, um in den Häfen von Brest und Cherbourg Galeerenarbeiten zu verrichten.

Schon die alten Griechen und Römer ermangelten nicht, die Namen jener Männer der Nachwelt aufzubewahren, welche einen rühmlichen Tod für's Vaterland starben. Die besten Völker des Mittelalters und der Neuzeit sind diesem Beispiele gefolgt.

Das Kriegsgericht bestand, wie gesagt, aus lauter Deutschen. Die Verurtheilten waren 1) August Sommerstange aus Magdeburg, 26 Jahre alt; 2) Gottlieb Krummhaar aus Errleben bei Magdeburg, 47 Jahre alt; 3) Christian Ruiv aus Oberntirchen im Hessischen, 28 Jahre alt; 4) Wilhelm Weidkamp aus Gellenbeck im Hannoverschen, 26 Jahre alt; 5) Christian Mühlberg aus Errleben, 24 Jahre alt; 6) Arnold Böhler aus Heden im Hannover'schen 30, Jahre alt; 7) Joh. Schlosser aus Stade, 29 Jahre alt; 8) Heinrich Otto Steinmann aus Herford, 25 Jahre alt; 9) Althof aus Hillegossen im Preußischen, 26 Jahre alt; 10) Jakob Grabau aus Lemsdorf bei Magdeburg, 23 Jahre alt; 11) Heinrich Zenecke aus Egeln bei Halberstadt, 26 Jahre alt; 12) Friedrich Bandau aus Benstedt bei Halle, 41 Jahre alt; 13) J. J. Zöllner aus Halle, 25 Jahre alt; 14) Lenz aus dem Elbedepartement. — Die Gefangenen erklärten, daß sie als Soldaten zu sterben wissen würden.

Wenige Minuten von dem südöstlichen Thore Braunschweigs entfernt, bei dem Kammergute St. Leonhard, liegt ein wüster Platz mit Sandgruben. Dort sollten jene Tapfern erschossen, kein christliches Grab durfte ihnen bereitet werden. An drei verschiedenen Tagen wurden die zum Opfertode Auserkornen unter militärischer Bedeckung und einem dichten Gedränge trauernder Bürger nach dem Richtplatze geführt. Der Wachtmeister Bandau, der noch seinen Dollmann des zweiten brandenburgischen Husarenregiments trug, sprach, wie der Verfasser aus seines Vaters und anderer braunschweigischen Bürger Munde oft versichern hörte, seinen Gefährten frischen Muth ein, und rief mehr als einmal, daß sie, die Schill'schen Alle, als brave Männer fürs Vaterland gefochten; daß sie ihre Pflicht gethan hätten, daß sie nichts bereuten und noch einmal so handeln würden, wenn Gott es wolle, und daß ihr Tod ein ehrenvoller sei. Für jeden zum Tode bestimmten waren sechs Mann beordert; nur wenige ließen sich die Augen verbinden; die meisten boten ihre Brust stehend den mörderischen Kugeln dar. Sie wurden in die Sandgruben eingescharrt, und dort lagen ihre Gebeine sechs und zwanzig Jahre lang.

Ein zweites Blutgericht fand bei Wesel am Rhein statt, am 16. September 1809. Dorthin waren eilf Offiziere gebracht worden, die gleichfalls zum Tode verurtheilt wurden.

Digitized by Google

Monument Ferdinand's von Schill zu St. Leonhard bei Braunschweig.

Es waren die Lieutenants: Leopold Jahn, Karl von Wedell, Albert von Wedell, Adolph von Keller, Konstantin von Gabain, Ernst von Flemming, Karl von Keffenbrink, Daniel Schmidt, Friedrich von Trachenberg, Friedrich Felgentreu und Ferdinand Galle. Ihre Gräber wurden am 9. Juni 1834 geöffnet, und ihre Gebeine in eine mit Blei ausgegossene Todtenkiste gelegt, über welcher sich ihnen zu Ehren ein schönes Denkmal erhebt. So ist denn vom Vaterlande eine Ehrenschuld abgetragen worden, wenn auch erst spät.

Am 19. März 1837 wurden die zu St. Leonhard bei Braunschweig erschossenen vierzehn Krieger Schills feierlich beerdigt. In der ältesten Kirche der Stadt zu St. Magnus, waren drei mit den Überresten der Hingemordeten angefüllte Särge aufgestellt, sie wurden geweihet, unter Trauermusik nach St. Leonhard zurückgebracht, und dort unter dem zu Ehren der Märtyrer für Deutschlands Befreiung und Ehre errichteten Denkmale beigesetzt, auf der Stätte, wo laut den Worten des die Weihe vollziehenden Geistlichen: „Vierzehn edle Herzen im Todeskampfe brachen, vierzehn Heldenkämpfer flammenden Muthes voll, beseelt von dem herrlichen Entschluße aus fremden Sklavenketten das geliebte Vaterland zu erlösen. — Ferdinand von Schill! In deiner Brust schlug ein Herz voll begeisterter Liebe zu dem heiligen Boden, welcher dich gebar, und auf dieses Herzens Altar brannte des kühnen Muthes helle Flamme, die dich ewig durchlodeete! — — Dieser Boden hat das Blut der Märtyrer für die deutsche Sache getrunken, und ist darum geweihter Boden; er hat die heißen Schmerzensthränen deutscher Männer, deutscher Frauen aufgenommen, welche vor acht und zwanzig Jahren die letzten Seufzer der sterbenden Krieger vernahmen. Hier war ihr Grab, fast ungekannt; kein Hügel wölbte sich über den Heldenleibern, kein Wanderer hielt hier den Schritt an, um ein frommes Gebet und eine stille Thräne den Geistern der Erschlagenen zu widmen. Dem sei fortan nicht so; auch in christlich geweihter Erde sollen ihre Gebeine ruhen, ehrenvoll ihre Bestattung sein."

Und sie war ehrenvoll, diese Bestattung! In die zu den Seiten des Denkmals ausgemauerte Gruft, wurden die Gebeine eingesenkt. Kein Auge der versammelten Tausenden blieb thränenleer. Der Vergessenheit entrissen war nun das Grab der Vaterlandskämpfer, und ein Waffengefährte Schills, Graf Friedrich von Pückler, sprach zum Schluße erhebende Worte.

Am 25. September 1837 ward auch Schills Haupt, das Professor Blume in Leyden, der berühmte Reisende und Naturforscher, seiner Vaterstadt Braunschweig überbracht hatte in derselben Gruft beigesetzt. Das Denkmal war durch reichlich fließende Beiträge von Braunschweigs Bürgern und alter Schill'scher Krieger gestiftet; da faßte ein wackerer Vaterlandsfreund, Herr Friedrich Karl von Vechelde, den Plan neben dem Denkmale und der Begräbnißstätte auch eine Stiftung für einen Invaliden, zunächst aus dem ehemaligen zweiten brandenburgischen Husarenregimente Schills zu gründen. Der unermüdlichen Thätigkeit dieses wackern Mannes, und seinem rühmlichen Eifer, der allgemeine Anerkennung und Unterstützung fand, gelang es, binnen kurzer Zeit die nöthigen Geldmittel herbeizuschaffen, und der Bau konnte begonnen und rasch vollendet werden. Des Invaliden Wohnung bestehet aus mehreren Wohngemächern, Küche und Nebengebäude; der früher wüste Platz ist in einen freundlichen Garten umgeschaffen worden, der nun das Denkmal umschließt, und auch an Ruhebänken für die Besuchenden fehlt es nicht.

Digitized by Google

Dicht an dem Hause erhebt sich eine mit thurmähnlichem Aufbau gezierte hochgewölbte Halle, die Kapelle der Stiftung. Sie ist den Kämpfern des Jahres 1809 gewidmet: Dem Erzherzoge Karl von Österreich; dem Herzoge Friedrich Wilhelm von Braunschweig; Ferdinand von Schill und Andreas Hofer. Die Bildnisse dieser hochherzigen Männer schmücken die Kapelle; der Erzherzog schenkte selbst sein lebensgroßes Bild; jenes des Herzogs von Braunschweig zeigt den Welfen in der kleinen Mütze ohne Schirm, welche er auch in der Schlacht trug; Hofers Bild ward von der Stadt Innsbruck der Stiftung verehrt. Neben den Bildern steht in einer Wandvertiefung auf einem durch preußische Kanonen gebildeten, von eisernen Lorbeergewinde umschlungenen Fußgestell die erzene Büste Schills von Stiglmaier, ein Geschenk König Ludwigs von Baiern. In der Kapelle werden mehrere Reliquien von Schill aufbewahrt: zwei seiner Säbel, seine Brieftasche, welche die edle Königin Louise ihm verehrte, und in welche sie die Worte schrieb: „Für den braven Herrn von Schill; Königsberg den 21. Mai 1808;" seine Börse, und ein Dukaten, welchen er einem französischen Späher bei Dömitz abgenommen. Und damit das Andenken seiner Offiziere auch den spätesten Zeiten bewahrt bleibe, hat Herr von Bechelde die Namen und Wappen derselben mit lebenden Farben auf metallene Schilder malen lassen; sie umgeben die Büste ihres Führers. Am 13. September 1840 wurde die Kapelle feierlich eingeweiht.

Der Invalide, jetzt Gottfried Möring aus Kalwörde im Braunschweigischen thut hier seine letzte Wacht; er schützt und schirmt das Grab seiner alten Waffenbrüder und das Haupt seines Führers. Alljährlich läutet er die Glocke der Stiftung (ein Geschenk der verstorbenen Churfürstin von Hessen), am 20. Februar dem Todestage Andreas Hofers; am 31. Mai, an welchem Schill in Stralsund fiel; am 16. Juni, an welchem Friedrich Wilhelm von Braunschweig bei Quatrebras getödtet wurde; am 18. 20. und 22. Juli und am 16. September, den Tagen, an welchem vor Braunschweig und Wesel jene 25 Schill'schen Krieger schmachvoll dahin sanken. „Möge der Klang dieser Glocke unsere spätesten Enkel an die eiserne Zeit mahnen, welche ihre Väter von einem feemden Volke unterjocht, Unglück und Jammer namenlos erduldend, einstens erlebten."

Die Stelle, auf welcher Schill zu Stralsund seine Heldenseele aushauchte, bezeichnet ein im Jahee 1835 von Vaterlandsfreunden gesetztes, in das Straßenpflaster der Fährstraße eingefügtes, viereckiges Granitstück. Auf demselben liest man:

F. von Schill. † 31. Mai 1809.

Licht- und Schattenseiten des Lebens.

Interessante Begebenheiten.

Gaunerindustrie. Ein seltsamer Vorfall ereignete sich zu Ende des vergangenen Jahees in Paris. An einem kalten Novembertage, wo die Damen so gern einen weichen, warmen Shawl tragen, fühlte eine etwas ältliche Dame, die wahrscheinlich wenig Geld, aber deste mehr Mutterwitz hatte, auch dieses Bedürfniß, verschaffte sich ihn aber ohne Geld, auf folgende Art.

Sie ging mit anständiger, betrübter Miene zu einem Doktor und redete ihn folgender Maßen an:

„Mein Herr! Sie sehen eine liebende Muttee vor sich, die Ihee Hilfe anfleht. Ich habe einen Sohn, die einzige Stütze meines herannückenden Alters, doch ist er seit einigee Zeit traurig und niedergeschlagen- ohne daß ich die Ursache errathen kann. Er muß krank sein, ich weiß es gewiß, doch will er mir das Übel nicht angeben. Forschen Sie ihn aus, vielleicht offenbaet er Ihnen, was ee mir verheimlicht; Sie würden mich auf ewig verbinden."

„Haben Sie die Güte, Madame, mir Ihren Sohn zu bringen, ich will ihn ausforschen und kann Ihnen dann gleich sagen, in was seine Krankheit besteht."

„Ach, ewigen Dank, mein Herr. In einer Stunde bin ich mit ihm in Iheem Ordinationszimmer, Sie nehmen ihn in Ihr Kabinet, und ich kann dann gleich erfahren, was mie schon so viele schlaflose Nächte verursachte."

„Gut, Madame, ich erwarte Sie."

Nach Verlauf einer Stunde kömmt die Dame mit einem jungen Manne, dessen Antlitz die blühendste Gesundheit zeigte; doch das gute Aussehen trügt ja so oft. Der junge Mann trug ein Paquet unter dem Arm.

Die Dame sagte ihm, er möchte das Paquet indessen auf einen Sessel legen und stellte ihm den Doktor, mit einem Wink auf diesen, vee.

„Haben Sie Güte, mir in mein Kabinet zu folgen," sagt der Doktor zu dem Jüngling.

Dieser gehorcht, sein Examinator schließt hinter ihm die Thür, und fängt sein Examen mit folgenden Worten an:

„Nun mein, Lieber, was haben Sie denn eigentlich?"

„Eine Rechnung ven 1000 Franks; hier ist sie."

„Erlauben Sie mir Ihren Puls!„

„Wir führen keine Peult's de soie, (bekannte Seidenstoffe) mehr, ich habe eigentlich keine an Lager, doch wenn Sie sie befehlen. —"

„Zeigen Sie mie Ihre Zunge."

Bei dieser seltsamen Frage fängt das Quiproquo an, ein Ende zu nehmen.

„Mein Herr, ich bin ja nicht krank."

„Ich weiß schon, daß Sie es läugnen, doch Ihre Frau Mutter hat Mir Alles verraut."

„Was, meine Mutter?"

„Nun ja."

„Woher kennen Sie sie denn?"

„Erst seit einer Stunde. Sie ist ja mit Ihnen hergekommen."

Jetzt kömmt der junge Commis der Sache auf die Spur und stürzt aus dem Kabinet. Als er in das Zimmer tritt, ist bereits die Dame und — das Paquet verschwunden.

Digitized by Google

Thorwaldsen. Glücklich zu sterben ist ein so beneidenswerthes Loos, als glücklich zu leben. Thorwaldsen genoß Beides. Der Tod kam ihm, dem dreiundsiebzigjährigen Greis, so freundlich und plötzlich entgegen, wie das Glück dem dreiundzwanzigjährigen Jüngling. Man weiß die Art, wie Thorwaldsen in Rom sein erstes Glück gemacht. Er hatte das Modell seines Jason vollendet; aber trotz des vielen Lobes das man ihm spendete; fand sich Keiner, der es ausführen lassen wollte. Trostlos und der Dürftigkeit preisgegeben, will Thorwaldsen nach Kopenhagen zurückreisen. Schon am andern Morgen will er den Wanderstab ergreifen, da führt im letzten Augenblick der Zufall den reichen Holländer Hoppe in die Stube des jungen Künstlers; er sieht das Modell, bewundert es, und bestellt die Ausführung — Thorwaldsen bleibt, sein Glück, sein Ruf ist plötzlich gemacht. So begann dieser Künstler. Und wie endete er? — In seiner Vaterstadt Kopenhagen zum letzten Male an der Verehrung seiner Mitbürger sich weidend, ist er eben im Begriffe nach Rom zu reisen. Schon ist der Tag bestimmt; da kommt der Tod leise und sanft, und bereitet ihm das heilige Grab in seinem Vaterlande! — Wer sagt noch, das Glück sei flatterhaft?

Bulwer, der das Romanschreiben aufgegeben hat, seit seine Mutter gestorben ist und ihm ein großes Vermögen hinterließ, der auch seitdem nicht mehr Edward Bulwer, sondern Edward Bulwer Lytton heißt, hat so eben eine sehr gelungene Uebersetzung der sämmtlichen „Gedichte und Balladen Schillers" mit einer Lebensbeschreibung des Dichters in zwei Bänden herausgegeben. —

London. Um sich einen Begriff von dem kolossalen London zu machen, muß man erwägen, daß diese einzige Stadt mehr Einwohner zählt, als die neun und sechzig größten Städte der englischen Monarchie zusammengenommen. Mehr als sechzig Städte, so groß wie Exeter, wären erforderlich, um den Flächenraum Londons auszufüllen. Bloß die Gesammtsumme der Einkünfte der milden Anstalten in London beträgt jährlich ungefähr **400,000** Pfund Sterling (beinahe **4,000,000** Gulden C. M.), und die der gesetzlichen Armensteuer jährlich **551,202** Pfund Sterling. (Ueber **5,500,000** Gulden C. M.).

Ziethen. Friedrich der Große sah nach glücklich beendigtem siebenjährigen Kriege unter seinen Tischgenossen vorzüglich gern den alten General von Ziethen, und derselbe mußte immer zunächst an seiner Seite sitzen. Einstmals hatte er ihn auch zum Mittagessen am Charfreitage einladen lassen; Ziethen aber entschuldigte sich, „daß er nicht erscheinen könne und werde, weil er an diesem heiligen Tage immer zum heiligen Abendmahl zu gehen pflege und dann gerne in seiner andächtigen Stimmung bliebe; er dürfe sich darin nicht unterbrechen und stören lassen."

Als er das nächste Mal wieder an der königlichen Tafel erschien, und die Unterredung bald, wie gewöhnlich, einen heitern geistreichen Gang genommen hatte, richtete der König scherzend die Rede an seinen nächsten Nachbar: „Nun Ziethen, wie ist Ihm das Abendmahl am Charfreitage bekommen?" Ein lautes Gelächter schallte durch den Saal der fröhlichen Gäste. Der alte Ziethen schüttelte unwillig sein graues Haupt, stand auf, und, nachdem er tief vor seinem Könige sich gebeugt, richtete er in lauter, fester Stimme folgende Worte an ihn:

„Ew. königliche Majestät wissen, daß ich im Kriege keine Gefahr gefürchtet, und überall, wo es darauf ankam, entschlossen mein Leben für Sie und das Vaterland gewagt habe. Diese Gesinnung beseelt mich auch heute noch, und wenn es nützt und Sie befehlen, so lege ich mein graues Haupt gehorsam zu Ihren Füßen. Aber es gibt Einen über uns, der ist mehr, wie Sie und ich, mehr als alle Menschen, das ist der Heiland und Erlöser der Welt, der für sie gestorben und uns Alle mit seinem Blute theuer erkauft hat. Diesen Heiligen lasse ich nicht antasten und verhöhnen, denn auf ihm beruht mein Glaube, mein Trost und meine Hoffnung im Leben und im Tode. In der Kraft dieses Glaubens hat Ihre Armee muthig gekämpft und gesiegt, unterminiren Ew. Majestät diesen Glauben, dann unterminiren Sie zugleich damit die Staatswohlfahrt. Das ist gewißlich wahr. Halten zu Gnaden!"

Der König war von dieser Rede sichtbar ergriffen. Er stand auf, reichte dem wackern christlichen General die rechte Hand, legte die linke auf seine Schulter, und sprach bewegt: „Glücklicher Ziethen! Ich habe allen Respekt vor seinem Glauben. Halte Er ihn fest, es soll nicht wieder geschehen."

Damen-Bibliothek.

Englische Sitten. In einer englischen Stadt warf jüngst ein zärtlicher Ehehert kurz nach der Hochzeit seine theuere Ehehälfte über Bord, d. h. aus dem ersten Stockwerke durch das Fenster auf die Straße hinaus. Sie kam nicht um das Leben, sondern bloß mit einem blauen Auge davon. Der freundliche Gatte wurde wegen seiner Heldenthat zu zwei Monaten Gefängniß verurtheilt und mußte fünfzig Thaler Strafe zahlen. Er mag dem Himmel danken, daß nicht weibliche Geschworene über ihn gerichtet. Die hätten ihn wenigstens viertheilen lassen.

Ein Buchhändler hat berechnet, daß eine Frau, die jeden Tag sechzehn Stunden lesen würde, **963** Jahre alt werden müßte, um alle nur allein in Deutschland — erschienenen Kochbücher durchzulesen.

Darmstadt. Als vor einigen Jahren die Prinzessin Marie von Hessen sich mit dem Großfürsten Thronfolger von Rußland verlobt hatte, fertigten zwei Gesellschaften hiesiger Bürgerstöchter, die eine einen schönen Teppich, die andere Stickereien für Stühle und Sofa, Ansichten, der Prinzessin bekannter, hessischer Gegenden enthaltend, und gaben sie der Prinzessin zum Geschenk. Kürzlich nun erhielten dagegen jene Bürgerstöchter, **134** an der Zahl, auf dem hiesigen Rathhause im Auftrag der Prinzessin, jede eine werthvolle goldene Brosche, theils in Petersburg, theils hier verfertigt, und ebenso die drei Vorsteherinen jener Arbeiten, jede ebenfalls eine vorzüglich gearbeitete goldene Brosche.

Zur Frauen-Emanzipation. Mehrere Zeitschriften erzählen unter diesem Titel, daß New-York eine eigene Kegelbahn für das schöne Geschlecht eingerichtet habe, ohne die Vorzüge dieser Einrichtung mitzutheilen. Diese Bahn ist mit Spiegeln überdacht, welche den Damen ihre Stellungen beim Auswerfen der Kugel zeigen, um jede den Männern bei diesem Spiele eigene Possierlichkeit zu vermeiden. Sie geben dadurch ihren Attitüden eine eigene Grazie.

Industrielle Interessen.

Wichtige Entdeckung. Wir leben im Jahrhundert der Entdeckungen. Ein Seefahrer, Herr Daniel Borme, dreiundzwanzig Jahre alt hat eine Kriegsmaschine von solcher Wirkung erfunden, daß durch dieß Vertheidigungsmittel die Einnahme der Städte durch Sturm unmöglich wird. Diese wirkliche Höllenmaschine, bei deren Gebrauch vom Pulver gar keine Anwendung gemacht wird, hat, wie man sagt, die Eigenschaft, durch eine, ohne Geräusch vor sich gehende Explosion alle feindlichen Regimenter, und wären sie auch tausend Schritte von der Stadt entfernt, zu vernichten. Wenn dem so ist, wäre der große Archimedes, dessen Erfindungsgenie so lange Zeit bei der Belagerung von Syrakus gegen eine ganze römische Armee kämpfte, nur ein Kind gegen Herrn Borme. Dieser junge Mann hat an den Kriegsminister geschrieben, damit ihm gestattet werde, Experimente mit seiner wunderbaren Erfindung zu machen.

Neue Flugmaschine. In tausend Jahren werden sich die Länder streiten um die Ehre der Erfindung des Fliegens: England, Frankreich, Italien und Deutschland. Der neueste Versuch ist in Oesterreich gemacht worden, und ein Herr Johann Baum berichtet über seine Maschine folgendes:

„Meine Verrichtung erhielte ziemlich die äußere Form einer Fleder-

Digitized by Google

maus und beſtünde 1) aus einem Ballen, beinahe eiförmig, vorn ſpitz gebaut, mit den erforderlichen Ventilen und Klappen; 2) aus einer unbeweglichen Flügelbaut (aus Atlas oder ſonſtigem Faſerſtoff) mit den erforderlichen Stützen und Spannungen, wie allenfalls bei Henſens Flugmaſchine, jedoch mit dem Unterſchiede, daß dieſe Flügelbaut bruſtloſſenartig den ganzen Ballen von der Spitze bis zum Hinterbeile und zwar bei Bruſt und Bauch am meiſten ausgedehnt umgebe; 3) aus einem beweglichen Steuerruder aus gleichem Stoffe in Form eines, auf der Flügelbaut ſenkrecht ſtehenden Dreieckes; 4) aus einem darunter hängenden Schiffchen für die Mannſchaft, Maſchinen und ſonſtige Belaſtung nebſt dem nöthigen Seilwerk, um das Schiffchen und ſonach den Schwerpunkt des Ganzen nach Bedarf zu verrücken; 5) als vorzüglichſte Maſchinen würden erfordert ein Ventilatorgebläſe auf Mannskraft und eine Luftpumpe, dann große Papierdrachen und etwas Ballaſt. Der Ballen ſelbſt müßte die Größe haben, daß zwei Drittel ſeines Volums hinreichend Gas faſſen, um die ganze Laſt auf die gewünſchte Höhe zu heben. Das untere Drittel des Raumes erhält immer den äußern Ueberzug eines zweiten, der ſich entweder an den äußern Ueberzug anlehnen oder ſich davon entfernen und ſo für ein Drittel des Ballens Raum verſchaffen kann, um atmoſphäriſche Luft einfach oder mit einiger Preſſung aufzunehmen. Wenn nun der obere Raum des Ballons das Traggas aufgenommen hat, und darauf in den untern Raum bis zur Herſtellung des Gleichgewichtes atmoſphäriſche Luft ausgepumpt wurde, ſo ruht der Ballon, auch ohne angehängt zu ſein, am Boden. Wird nun das Ventil des untern Raumes geöffnet, ſo entweicht die atmoſphäriſche Luft und der Ballon hebt ſich, und zwar, wenn das Schiffchen und damit der Schwerpunkt gegen das Steuerruder mittelſt des dazu beſtimmten Seils gerückt wird, ſchief in der Richtung des Schnabels. So iſt man im Stande, während des Aufſteigens mittelſt des Steuerruders und der Hängeſeile, welche über dem Schiffchen in den Tragknoten zuſammenlaufen, die Flügelfläche ſchief aufwärts zu ſtellen und dem Fahrzeuge die Seitenrichtung zu geben. Nachdem man durch aufſteigende Drachen die Richtung des Windzuges in den verſchiedenen übereinanderliegenden Luftſchichten erforſcht hat, kann man ſich nach Belieben in jene Schicht erheben, deren Zug der beabſichtigten Reiſe am beſten entſpricht. Um ſich in dieſer Schicht zu erhalten und den Ballen im Höherſteigen zu hindern, ſchließt man die untere Klappe und pumpt nöthigenfalls Luft ein. Um die Reiſe entweder zu beſchleunigen oder die Richtung etwas zu ändern, ſteigt man in dieſer Luftſchicht durch Auslaſſung der atmoſphäriſchen, gepreßten Luft oder fällt durch Einpumpen derſelben, während man zugleich die Flügelfläche mittelſt Stellung des Schiffchens am Schnabel im erſten Falle hebt, im letzten ſenkt, und zugleich das Steuerruder in die entſprechende Richtung bringt. Auch durch aufwärts oder mittelſt Ballaſt abwärts in eine andere Luftſchicht entſendete Drachen kann die Richtung des Luftſchiffes von der Richtung der eigenen Luftſchicht abgelenkt werden. Will man landen, ſo wird mit Luftpumpen fortgefahren. Will man wieder aufſteigen, ſo wird die Klappe des untern Ballonraumes geöffnet, daß die gepreßte athmoſphäriſche Luft entweichen könne. Durch dieſe Einrichtung des Fahrzeuges kann man ſich alſo nach Belieben heben und nach Belieben wieder landen, und ſich wieder aufſchwingen, ſo oft und wo man will; man kann in ruhiger Luft nach allen Richtungen ſich bewegen, ohne eine größere, als die Mannskraft nöthig zu haben.

Naturhiſtoriſche Novitäten.

Der Sichelzahn. Ein in Miſſuri anſäſſiger kenntnißvoller Deutſcher, Albert Koch, hatte in Erfahrung gebracht, daß in dem Lande der Osagen am Fluße gleiches Namens, der im Bezirk von Mountain entſpringt und anderthalb Miles unterhalb Jefferſon, der Hauptſtadt des Staates

Digitized by Google

Miſſuri, ſich in den Miſſuri ergießt, Knochen von ungewöhnlicher Größe und ſeltſamen Formen vorkämen. Er machte ſich daher ſogleich mit fünf Arbeitern dorthin auf und brachte fünf Monate lang unter Entbehrungen und Gefahren aller Art in jener Wildniß damit zu, die Ausgrabungen zu leiten. Es gelang ihm, außer zahlreichen andern anziehenden Gegenſtänden ein vollſtändiges Skelett eines Thieres aufzufinden, das ſowohl hinſichtlich ſeiner Größe als der wunderbaren Form ſeiner Stoßzähne bis jetzt einzig daſteht. Das Gerippe dieſes wunderbaren Thieres der Vorwelt hat eine Länge von 30 Fuß und eine Höhe von 15 Fuß; ein ausgewachſener Elephant würde ſich daher zu demſelben wie ein Lamm zum Mutterſchafe verhalten. Der Kopf mißt von der Spitze der Naſe bis zum Nacken 6 Fuß und in der Breite 4 Fuß. Der Schädel ähnelt mehr dem des Nilpferdes als dem des Elephanten oder Mastodon. An jedem Vorderfuße hat es vier Zehen und einen Daumen; die größte Zehe iſt 1 Fuß 3 Zoll, die kürzeſte 11 Zoll, der Daumen 8 Zoll lang. Die Hinterfüße, welche kleiner ſind als die Vorderfüße, haben nur 4 Zehen und keinen Daumen, die längſte dieſer Zehen iſt 1 Fuß 2 Zoll, die kürzeſte 9½ Zoll lang. Die Entfernung zwiſchen den Vorderfüßen beträgt 8, zwiſchen den Hinterfüßen nahe an 6 Fuß. Die Füße waren mit Schwimmhäuten verſehen.

Das wunderbarſte an dieſem Thiere iſt jedoch die Form der Stoßzähne im Oberkiefer; ſie ſind in horizontaler Richtung von vorn nach hinten zurückgebogen, ſo daß ihre convexe Seite nach vorn, die Spitze nach hinten gekehrt iſt. Jeder Zahn iſt 10 Fuß, 1 Zoll lang, nach der äußern Krümmung, und hat an der Baſis 2 Fuß Umfang. Die Spitzen beider Zähne ſtehen 21 Fuß von einander ab. Daß die Zähne wirklich die angegebene Stellung hatten, geht daraus hervor, daß der eine Stoßzahn noch feſt in ſeiner Alveole ſaß, auch ſind ſie nicht rund, wie die Stoßzähne des Elephanten, ſondern abgeplattet, ſo daß alſo nur die eine Stellung möglich war. Wegen dieſer Form der Zähne, und um zugleich den Fundort anzudeuten, hat Koch das Thier Miſſouriam Theriſtrocaulodon (Sichelzahn) genannt.

Die ganze Bildung des Skeletts ſcheint darauf hinzudeuten, daß das Thier in ſeiner Lebensart große Aehnlichkeit mit dem Hippopotamus oder Nilpferd hat. Die Form ſeiner Rippen geſtattete eine große Ausdehnung und Zuſammenziehung des Körpers, und die bedeutende Weite der Bruſt läßt auf ungeheure Lungen ſchließen, wie ſie allerdings einem luftathmenden Thiere nothwendig waren, um längere Zeit unter dem Waſſer ausdauern zu können.

Im November 1842 fing ein Engländer im Fluße Dove einen Hecht von vier Pfund mit der Angel. Als er ihn aufſchnitt, fand er in ſeinem Leibe eine große weibliche Ratte. Die ungewöhnliche Dicke dieſes Thieres fiel ihm auf; er machte an ihm dieſelbe Operation wie an dem Hechte, und fand — acht junge Ratten.

Raritäten.

Ein kleines Opfer. In der „allgemeinen Zeitung“ leſen wir mit vielem Intereſſe phrenologiſche Briefe. In einem derſelben wird die Bemerkung gemacht, daß zu einer genauern Kenntniß des menſchlichen Gehirns das ſchichtweiſe Abtragen deſſelben bei einem Lebenden nothwendig wäre. Es ſtehe nun zu erwarten, heißt es ungefähr weiter, ob Niemand im Intereſſe der Wiſſenſchaft dieſes Opfer bringen wolle. Die Operation würde allerdings tödtlich, doch, das Oeffnen des Hirnſchädels abgerechnet, keineswegs mit Schmerzen verbunden ſein. — Sollte einer unſerer Leſer zur Annahme dieſes Vorſchlages geneigt ſein, ſo bitten wir um ſeine Adreſſe und wir wollen dieſelbe ſogleich an den Verfaſſer der phrenologiſchen Briefe expediren.

Geiſtesgegenwart. Ballmann, der beliebte Komiker des Leipziger Theaters, kehrte neulich ſpät in der Nacht aus einer Geſellſchaft zurück. Luſtig, wie immer, trällerte er ziemlich laut einige der neueſten Opernarien vor ſich hin. Plötzlich trat einer der, mit langen Spießen bewaffneten Nachtwächter auf ihn zu: „Herr! wiſſen Sie nicht, daß man in Leipzig, wenn man ſpät nach Hauſe geht, nicht ſingen darf?“ Ruhig legte Ballmann ſeine Hand auf die Schulter des Beſpießten und ſagte: „Ja, lieber Freund, ich gehe aber noch nicht nach Hauſe.“

Ein pariſer Ehemann hatte unlängſt bei der Nationalgarde Nachts die Wache. Die Kälte wurde Abends immer ſtrenger und einer ſeiner Kameraden rieth ihm, nach Hauſe zu gehen und ſich ſchnell ſeinen Paletot zu holen. Der gute Mann befolgt den Rath und klopft ungefähr um ein Uhr an ſeine Thür. „Fanny!“ ſchreit er hinauf, „erſchrick nicht, ich bins! ich komme bloß meinen Paletot zu holen, wirf mir ihn durchs Fenſter, ich muß gleich wieder fort.“ Fanny öffnet das Fenſter und wirft den Paletot herab. Der Nationalgardiſt kehrt in die Wachtſtube zurück. Man ſpielt Piquet, er ſieht zu, in dem Augenblick bemerkt einer ſeiner Kameraden: „Du haſt ja das Ehrenkreuz bekommen, und ſagſt gar Nichts?“ Der gute Mann ſieht verdutzt auf das Knopfloch ſeines Paletot und bemerkt erſtaunt, daß er Ritter der Ehrenlegion ſei. Er glaubt zu träumen, endlich ahnt er die Wahrheit, verläßt ſeinen Poſten, läuft ſchnell nach Hauſe und gelangt zur Ueberzeugung, daß er ſich nicht getäuſcht. Die Frau hatte vor Schreck über das unerwartete Nachhauſekommen ihres Mannes den Paletot des Offiziers, der ſie beſuchte, herabgeworfen.

Die Boxer.

Zwei Boxer ſind hier luſtig anzuſchauen,
Was der an Länge hat, bringt der an Umfang mit,
Nicht Zorn iſt's, der aus ihren Blicken ſprüht,
Der Dicke will das Roſtbeef nur verdauen
Und ſucht aufs Neue jetzt durch Boxen Appetit.
Der Lange hat ein menſchliches Verlangen,
Er ſtreitet gegen ſeinen Hunger bloß
Und wird vom Dicken mehr, als Kampfgenoß
Für ſeinen Dienſt ein Mittagsmal empfangen.

Digitized by Google

Ein komischer Druckfehler schlich sich unlängst in einer medizinischen Zeitung ein. Es stand nämlich: „Nicht kompressibel sein steht mit der Natur der Marie (Materie) in wahrem Widerspruche."

Heute mir, morgen dir. „Schönes Weibchen," sagte Herr B. zu seiner Nachbarin „geben Sie mir doch einen Kuß — ich bitte, — bloß aus Neugier! Ich möchte gern wissen, ob es von Ihrem Munde süßer schmeckt, als von dem meiner Frau." — „Die Mühe können Sie sich sparen, Herr Nachbar," erwiederte sie schnippisch; „fragen Sie nur meinen Mann; der hat Ihrer Frau schon manchen Kuß gegeben, — der muß es wissen."

Gutgemeinter Wunsch. Für eine Hochzeit machte Jemand ein Gedicht. Dieses schloß mit folgenden Worten:

„Drum stoßet an, dem Bräutigam zu Ehren,
„Mög' solch ein Tag ihm oft noch wiederkehren."

Gute Abhilfe. „Was ist das über dem ersten Stocke dieses Hauses für ein ecther Strich?" fragte ein Fremder in Wien einen Vorübergehenden. „Das ist halt der Wasserstand der wiener Donau im Jahre 1792!" „Nicht möglich, da hätten ja alle Wiener ertrinken müssen!" erwiederte der Fremde. — „Schauens, die Donau hat eigentlich nicht so hoch gestanden, aber die Gassenbuben haben den Strich immer weggewischt, da haben sie'n halt höher hinauf gemacht."

Charles Nodier. Nodiers Vater war Gerichtspräsident, ein Mann, der in jenen Tagen der Strenge — es war 1793 — in Fällen, wo das Gesetz bestimmt lautete, schonungslos verfuhr. Eines Tages war Frau von Olivet, eine Dame von vorgerücktem Alter verhaftet worden, weil sie einem Verwandten, der auf den Gränzen gegen das Vaterland kämpfte, Geld geschickt hatte. Ihr Leben war verwirkt. Da wandte sich ein Freund dieser Dame, der den Knaben Nodier sehr liebte, an diesen, daß er von seinem Vater die Freisprechung erbitten möchte. Der Knabe warf sich dem Vater zu Füssen, flehete, vergoß Thränen, allein umsonst. Zuletzt erklärte er mit entschlossenem Tone: „So bringe denn dem Vaterlande dieses Opfer, ich werde der Dankbarkeit und Freundschaft ein anderes darbringen. Wenn Frau von Olivet verurtheilt wird, sieh diesen Dolch, den stoße ich mir in die Brust." Der Vater suchte ihn zu belehren, aber der Knabe lief hastig weg. Die Nacht kam, — er kehrte nicht zurück, und erst in der Gerichtssitzung erblickte der alte Nodier den Sohn bleich und mit verstörtem Auge in einem Winkel des Saales; seine Hand, verborgen in der Brust, hielt vielleicht die verhängnißvolle Waffe, bereit eine unvorhergesehene Katastrophe herbeizuführen. Die Frau war gerettet. —

Ein Mann hatte eine stumme Frau, und lebte folglich sehr glücklich mit ihr. Eines Tages, während er nicht zu Hause war, brach bei ihm Feuer aus; die Frau erschrak so, daß sie die Sprache wieder bekam. Der Mann kommt nach Hause, die Frau läuft ihm freudig entgegen, und ruft: „Ich rede, ich rede!" — Der Mann schwieg, — er hatte vor Schrecken die Sprache verloren.

Ein Kompliment. Ein galanter Stutzer, der für sein Leben gern Komplimente machte, speiste Mittags mit einigen hübschen Damen in Gesellschaft. Der junge Mann aß beinahe gar nichts. „Warum essen Sie nicht?" fragte eine der Damen, „sind Sie vielleicht unwohl? „Nein," seufzte schmachtend der Stutzer, „aber wenn man in der Gesellschaft von solchen Damen ist, vergeht einem wahrlich der Appetit."

Symbolisirte Menschenalter. In der Kirche zu Annaberg findet man die Lebensalter des Menschen in erhabener Arbeit symbolisirt, und beim männlichen Geschlechte durch Säugethiere und bei dem weiblichen durch Vögel charakterisiet. Der Mann hat zu zehn Jahren das Kalb, zu zwanzig den Bock, zu dreißig den Stier, zu vierzig den Löwen, zu fünfzig den Fuchs, zu sechzig den Wolf, zu siebenzig den Hund, zu achtzig die Katze, zu neunzig den Esel und zu hundert den Tod. Das weibliche Geschlecht erhält mit dem zehnten Jahre die Wachtel, mit dem zwanzigsten die Taube, mit dem dreißigsten die Elster, mit dem vierzigsten den Pfau, mit dem fünfzigsten die Henne, mit dem sechzigsten die Gans, mit dem siebenzigsten den Geier, mit dem achtzigsten die Nachteule, und mit dem neunzigsten die Fledermaus zur Bezeichnung.

Der Rheinliederdichter Nikolaus Becker in Cöln gerieth neulich bei einer nächtlichen Promenade den Scharwächtern in die Hände und sollte in das Gefängniß transportirt werden; als aber die Wächter beim Scheine einer Gaslampe den Rheinliederdichter erkannten, baten sie ihn, ihnen den Mißgriff zu vergeben, und geleiteten ihn frei mit dem Gesange: „Wir wollen ihn nicht haben!" ruhig nach Hause.

Witz-Blitze.

Während eines heftigen Regens saß eine Gesellschaft in dem Landhause einer Frau, ohne daß diese ihren Gästen auch nur die geringste Erfrischung anbot. Da bemerkte Jemand: „Es ist doch ein großes Vergnügen, wenn es draußen unaufhörlich regnet, so trocken zu sitzen, wie wir."

In einem Familienkreise wurde an einem Winterabende am traulichen Ofen eine schauerliche Schatzgräbergeschichte erzählt. Den Zuhörern standen die Haare zu Berge; aber ein kleines Mädchen kicherte beständig. „Warum lachst du?" fragte die Mutter „weißt du auch, was ein Schatz ist?" — „Ei freilich!" platzte die Kleine heraus „der Köchin ihr Kanonier."

„Wie groß ist wohl der Mond?" fragte kürzlich Jemand einen Juden. „Eine Elle," anwertete dieser, „denn er hat vier Viertel."

In einer Gesellschaft war die Rede davon, daß eine Schauspielerin einen schlechten Dialekt spreche und namentlich häufig Buchstaben störend verwechsele, wie b und p, d und t, u. s. w. — „Ja, es ist entsetzlich," fiel Magistee Persiflur, der dabei stand, dem Redenden in's Wort: „wenn eine Andere sagen würde: ich liebe teen! so sagt sie: ich liebe drei."

Ein Leipziger Uhrmacher, dessen einzige Tochter sich von ihrem Geliebten hatte entführen lassen, klagte seinen Jammer einem Bekannten. „Es ging Ihnen" — versetzte dieser, „wie mit mancher Ihrer Uhren; Sie haben sie schlecht aufgezogen, drum ist sie zu früh abgelaufen."

Ein Herr, der mit seinen Kenntnissen prahlen wollte, sagte neulich in einer Gesellschaft: „Meine Herren, der Kaukasus heißt in der dort einheimischen Sprache eigentlich Kubkasus, und es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß dieser Name von dem Kubkäse kommt, welchen die Gebirgsvölker gerne zu essen pflegen." —

Zwei Wiener begegnen sich:
„Wo woarns?"
„Im Theater."
„Was woar't?"
„Dienstag."
„Ei, was hobn's geb'n?"
„'n Zwanz'ger."
„I mean, was vor e Stück's hob'n geb'n?"
„'n hoarten Zwanz'ger."
„Ei, des is je net zum aushalten."
„Schaun's, d'rum bin i a fortgong'n."

Digitized by Google

Ein einfältiger Mensch durchreiste Italien zu Wagen. Einst wurde er mit den Worten aufgehalten: Sehen Sie! welch' herrliche Aussicht! „Gut," antwortet er, „Kutscher, wir wollen hin fahren!"

Ein buckliger Handwerksbursche wurde am Thore gefragt, wohrr er komme. „Gerade von Leipzig" war die Antwort. — „Ei," entgegnete der Unteroffizier, „da ist er unterwegs ziemlich ausgewachsen!"

Napoleon sagte einst in der Zerstreuung zu einem jungen Lieutenant, welcher ihm den entfallenen Hut reichte: „Ich danke, Kapitän." — „Bei welchem Regimente?" rief sogleich der so Begrüßte, und lächelnd antwortete Napoleon, um diese seltene Geistesgegenwart zu ehren: „Bei meiner Garde."

Eine Magd wurde wegen Unreinlichkeit aus dem Dienste geschickt; dringend bat sie, diese Ursache in dem Entlassungsscheine so verblümt als möglich zu bemerken, und erhielt nun folgendes Prädikat: Anna N. hat sich während ihrer Dienstzeit sehr gut aufgeführt, und wurde lediglich wegen Wasserscheu von mir entlassen."

„Sie sehen zwar wie ein Künstler verächtlich auf mich herab" sagte ein Schlächtermeister zu einem Uhrmacher, der ihm seine Uhr verdorben hatte, „aber ich bin wenigstens noch ein Schlächtermeister, Sie aber sind ein schlechter Meister."

Auflösung der Schachaufgabe Nro. 2 im vorigen Hefte.

Weiß.		Schwarz.	
Thurm von C 1 - C 4	gibt Schach.	Bauer von B 5 - C 4.	
Dame „ G 8 - D 5	detto	Thurm „ E 5 - D 5.	
Roß „ C 7 - E 6	detto	König „ D 4 - E 5.	
Roß „ C 5 - D 7	detto u. matt.		

Auflösung des Rebus Nro. 1.

Unterhaltung sei das Streben von Bild und Leben. (Nebel)

Schach-Aufgabe Nro. 3.

Um mehrfach eingegangenen Wünschen unserer Schachfreunde Genüge zu leisten, haben wir jetzt das Schachbret auf beifolgende Art numerirt und werden von nun an die Stellung der Steine nach der jedesmaligen Nummer des Feldes angeben.

Weiß hat den Zug und macht Schwarz in vier Zügen matt.

Weiß.	Schwarz.
König 2.	König 28.
Thurm 4, 34.	Dame 41.
Laufer 10, 6.	Thurm 57, 64.
Roß 31, 60.	Laufer 35.
Bauer 9, 18, 20, 37.	Roß 46.
	Bauer 16. 19, 23, 36, 38,

Schwarz.

57	58	59	60	61	62	63	64
49	50	51	52	53	54	55	56
41	42	43	44	45	46	47	48
33	34	35	36	37	38	39	40
25	26	27	28	29	30	31	32
17	18	19	20	21	22	23	24
9	10	11	12	13	14	15	16
1	2	3	4	5	6	7	8

Weiß.

(Die Auflösung folgt im nächsten Hefte.)

Rebus Nro. 2.

(Die Auflösung folgt im nächsten Hefte.)

Digitized by Google

Ein Duell ohne Zeugen.

I.

Schon von dem frühen Morgen an, bemerkte man in dem Schlosse des Grafen von Harqueville eine außerordentliche Bewegung; die Domestiken liefen hin und her, die Treppen erdröhnten unter dem Tritte der Personen, die mit schnellen Schritten hinauf und hinunter eilten, und von Zeit zu Zeit hörte man das Bellen der Hunde und die Klänge der Waldhörner, die lustige Fanfaren ertönen ließen. Man bereitete sich zu einer Wolfsjagd vor, die diesen Morgen in den Umgegenden des Schlosses abgehalten werden sollte. Das Schloß, einige Meilen von Rochefort entfernt, hatte die pittoreske Umgebung, die diesem Landstriche eigen ist; von herrlichen Gehölzen, tiefen und grünenden Thälern umgeben, wechselten bei jedem Schritte des Wanderers die reitzenden Naturschönheiten, und zeigten sich, wenn auch gleich schön, doch immer in einer andern Weise. Bald war es die reiche und üppige Ebene, die vor seinem Auge einen Schatz der Fruchtbarkeit entfaltete; bald die häßliche Nacktheit der schwarzen finsteren Berge, die wahrscheinlich nie eine Vegetation gekannt hatten. Doch, so reitzend auch dieses Tableau war, hatte es doch seine Schattenseiten. Auf zwei Meilen rings um das Schloß herum zogen sich bedeutende Moräste und Torfgruben, die den armen Bauern reichliche, kostenlose Brennmaterialien gaben, doch von Zeit zu Zeit hauchten diese schwarzen, schlammigen Kothmassen eine Ausdünstung von sich, die die Wurzel vieler Krankheiten in den Hütten der Landbewohner entwickelten. Nebstdem waren diese Moräste nicht ohne Gefahr für den unklugen Reisenden, der sich ohne Führer in ihren Bereich wagte, und öfters vermißte man unglückliche Fremde, die in diesen dunklen Labyrinthen verschwunden waren.

Der Graf von Harqueville war ungefähr fünf und dreißig Jahre alt. Groß, schlank und athletisch gebaut, zeigte sein rascher, fester Gang den entschlossenen Charakter, und sein Mund, immer zu einem verächtlichen Lächeln geöffnet, so wie sein durchdringender, scharfer Blick zeigte zur Genüge die vortheilhafte Meinung, die er von sich hatte. In der That, konnte man in Hinsicht der physischen Eigenschaften, nicht so leicht einen begabteren Menschen finden: seine Geschicklichkeit in allen körperlichen Übungen war erstaunlich; das wildeste Pferd wurde unter seiner eisernen Hand zahm, im Fechten nahm er es mit den berühmtesten Meistern von Paris auf, und auf eine Distanz von sechzig Schritten fehlte er nie das seiner Pistole gesetzte Ziel, und wäre es auch eine auszulöschende Kerzenflamme gewesen. Doch je verschwenderischer die Natur den Grafen mit allen körperlichen Vorzügen begabt hatte, desto spärlicher hatte sie seine Geistesgaben bedacht. Er verabscheute die Lektüre und das Studium; selbst das tägliche Lesen seines Journals war schon etwas mühevolles für ihn, und während des Lesens konnte man ihn wohl zwanzig Mal dabei gähnen hören. Doch war der junge, schöne Edelmann der eifrigste und lebhafteste unter allen seinen Genossen, wenn es sich um ein Wettrennen, um eine Wolfsjagd oder eine noch so bizarre Wette handelte.

Bei solchem Geschmacke und bei diesem immerwährenden Jagen nach Vergnügungen der Art, hätte man nie glauben sollen, daß der junge Graf sich verheirathen würde, doch auch ihn erfaßte eines Tages die Liebe mit ihrer Allgewalt. Sanftmüthig, schön, graziös und reitzend, hatte Amalie von Fonval eine jener zarten, schmachtenden Physiognomien, die aus dem kaltblütigsten Manne einen Schwärmer machen, und ihr Gesicht, vom schönsten weißen Teint, zeigte ein Engelsbild, dessen Ausdruck die blonden Locken und die klaren himmelblauen Augen noch erhöhten. Leicht hätten Jene, die sie das erste Mal sahen, glauben können, daß diesem so sanften Cha-

Digitized by Google

rakter, die Energie mangle, daß sie kalt und gefühllos die sanften Regungen der Liebe nicht kenne: doch in diesem reinen Herzen verbarg sich ein Schatz von Liebe, der noch keinem Sterblichen zu Theil geworden war.

Amalie war Waise und ihr kleines Erbtheil verstattete ihr nicht, in einem Jahrhunderte, wo Geld Alles, und Schönheit und Tugend Nichts sind, an eine glänzende Verbindung zu denken. Nichtsdestoweniger strebte sie nicht einmal darnach; und trotz ihres kleinen Vermögens hätte sie einem Geldmenschen nie ihre Hand gereicht. Das Einzige, was sie verführen konnte, war die persönliche Vollkommenheit eines Mannes, — seine Bildung. Als daher eines Morgens ihr alter Vormund sie besuchte, um ihr von Seiten des Herrn Grafen von Harqueville einen Heirathsantrag zu machen, erröthete sie und schlug sittsam die Augen nieder; doch antwortete die Bewegung ihrer Stimme, und das Wogen ihrer Brust deutlich genug, daß der Graf ihr nicht mißfalle. Zwei Monate nachher war sie Gräfin von Harqueville und lebte einsam und verborgen mit ihrem liebeberauschten Gemal auf seinem Stammschlosse Harqueville.

Doch obwohl der Graf seine Gemahlin so glühend, als es bei ihm möglich war, liebte, so gab es doch Augenblicke, wo er das lustige Junggesellen-Leben von früher, seine Soupers mit seinen guten Freunden und Freundinen vermißte. Dazu kam noch, daß der Graf, sehr kitzlich im Punkte der ehelichen Treue seiner Frau, viel von dem spöttischen Mitleiden seiner ehemaligen Kameraden ertragen mußte. Anfangs nahm er diese versteckten Scherze für das, was sie wirklich waren; doch eines Tages, wo er ohnehin nicht gut aufgelegt war, verursachte das spöttische Lächeln eines Schöngeistes, der sich um das Befinden der Frau Gräfin erkundigte, eine furchtbare Explosion. Der Graf, hingerissen von seinem Jähzorn, ohrfeigte den Spötter; das Duell wurde auf den anderen Morgen in Vincennes festgesetzt, und der Schöngeist erhielt eine Kugel in die Achsel, die ihn sechs Wochen lebensgefährlich an sein Bett fesselte.

Nach diesem Duell verstummte jeder Spott, und der Graf, der außer seiner leicht reitzbaren Laune, der beste Mensch von der Welt war, bereute fast, dem armen Teufel eine so strenge Lektion gegeben zu haben.

Drei Jahre waren während dem verflossen, doch blieb der Horizont dieser, unter so günstigen Auspicien geschlossenen Ehe nicht von trüben Wolken frei. Amalie, die Anfangs den Grafen wahrhaft geliebt hatte, fühlte mit der Zeit ihre Liebe erkalten, und obwohl kein unreiner Gedanke ihre jungfräuliche Seele befleckte, konnte sie doch nicht umhin, manchmal diesen aufbrausenden und materiellen Mann mit Felix von Villemont, einem jungen Diplomaten zu vergleichen, der mit den Vorzügen aller körperlichen Reitze noch einen gebildeten und poetischen Geist vereinigte.

Felix von Villemont war trotz der Verschiedenheit ihres Alters der intimste Freund des Grafen von Harqueville: Felix war kaum dreißig Jahre alt. Oft besuchte ihn dieser auf zwei oder drei Monate in seinem Schlosse Harqueville und der Graf langweilte sich zu Tode, wenn sein junger geistreicher Freund ihn verlassen hatte. War Felix nicht im Schlosse, so war auch mit ihm die Fröhlichkeit aus dessen Mauern gewichen; doch kam Felix zurück, so kehrte die lustige Laune mit ihm wieder ein; die Stöpsel flogen, der Champagner floß in Strömen, die Jagdhörner erweckten das längst entschlummerte Echo und die nach Beute lechzenden Hunde sprangen lustig im Hofe herum. Der Graf benützte dann gewöhnlich die Anwesenheit seines geliebten Freundes, um zahlreiche Gesellschaft einzuladen, die an den Belustigungen Theil nehmen sollte.

Doch nebst dem Grafen, den die Ankunft des jungen Diplomaten in die lustigste Laune versetzte, erwartete noch eine Person im Schlosse ungeduldig, daß das Schloßthor sich öffnen möge, um dem Wagen Raum zu geben, der den schönen Villemont hereinbrachte. Dann schien Frau von Harqueville, sonst bleich und leidend, zum Leben zurück zu kehren, ihre Augen strahlten vor Glück und Freude.

An diesem Tage war Herr von Harqueville am Ziele seiner Wünsche: sein theuerer Felix bewohnte seit acht Tagen das Schloß, die eingeladene Gesellschaft war zahlreich und von guter Laune; ein herrliches Frühstück stand bereit, der Champagner erwartete seine Bewunderer, kurz es herrschte im ganzen Schlosse eine außerordentliche Lustbarkeit. Trotzdem hatte Frau von Harqueville ihr Schlafgemach nicht verlassen wollen, sie ließ sich unpäßlich melden. Der Graf war zu sehr beschäftigt, um darüber unruhig zu werden; ihn interessirte für jetzt am meisten die Wolfsjagd, die dem Frühstücke folgen sollte. Bei dieser scheinbaren Gefühllosigkeit hätte man glauben sollen, daß Herr von Harqueville seine Frau nicht mehr liebte, und doch war es nicht so, er liebte sie noch immer, aber nur auf seine Art; er konnte gar nicht begreifen, daß man an einem Jagdtage krank sein könne.

Die Hunde bellten, die Hörner antworteten sich von allen Seiten des Hofes; der Graf stand beim Fenster, ungeduldig die Ankunft seiner Gäste erwartend. Die Glocke verkündigte die Zeit zum Frühstücke.

„Blase, blase, Loriot!" schrie der Graf zum Fenster hinaus. „Das wird uns beim Frühstück noch ein wenig aufheitern."

„Schon recht, Herr Graf!" antwortete eine rauhe Stimme. „Sie sollen eine famöse Tafelmusik haben!"

Und das Jagdhorn wiederhallte im Hofe mit erneuter Kraft.

„Nicht wahr? Kapitän!" sprach der Graf, sich zu einem neben ihm stehenden Manne von hohem Wuchse wendend, „der Kerl hat nicht seines Gleichen im Hornblasen!"

„Donnerwetter! Sie haben nicht Unrecht, Graf," erwiederte der Angeredete, sich mit ächt militärischer Miene den Schnurbart streichend, „der Sappermenter würde an der Spitze einer Gensdarmen-Kompagnie Furore machen!"

Der so Sprechende war der tapfere Cantabre, ein alter Soldat der alten Garde, und jetzt Kapitän einer Kompagnie Gensdarmen. Ein wohlgepflegter, beinahe grauer Schnurbart, eine Adlernase und eine große Schramme auf der linken Wange gaben seiner Physiognomie ein imposantes, kriegerisches

Digitized by Google

Anſehen. Unglücklicherweiſe ſchadete ſein etwas zu runder Bauch der Feſtigkeit ſeines Ganges, und daher verlor der Kapitän viel von ſeinem martialiſchen Ausſehen, wenn er den Fuß aus dem Steigbügel ſetzte. Der Kapitän hätte, wie die mythologiſchen Centauren mit ſeinem Pferde immer beiſammen bleiben ſollen. Ein rothes Band glänzte in ſeinem Knopfloche; doch nicht der Gensdarme, der unerſchrockene Soldat von Marengo hatte dieſe ehrenvolle Dekoration errungen.

„Sehen Sie einmal! Wie unſere Geſellſchaft zögert!“ bemerkte ungeduldig der Graf.

„Sonderbar!“ erwiederte Cantabre, „und ſie müſſen doch die Glocke gehört haben. Mir ſcheint, die Herren werden ein wenig im Park ſpazieren gegangen ſein; ich habe ſo eben den Herrn Prokurator bemerkt, der nicht in der beſten Laune war.“

„Ja, Ja,“ ſprach der Graf lachend, „mein Freund Felix und Herr Humblot vertragen ſich nicht gut mit einander.“

„Wahrlich nicht! und Alles, was ich wünſche, iſt, daß der Herr Geſandſchafts-Sekretär nie unter die Klauen des königlichen Prokurators gerathe.“

„Ei was!“ erwiederte der Graf, „wir werden ſie ſchon zuſammen bringen . . . Ich nehme es auf mich: der Wein macht Alles gut, und wenn man mit guten Freunden frühſtückt, muß jeder Groll im Champagner erſäuft werden.“

Cantabre und Herr von Harqueville traten in den Speiſeſaal, wo ſie ſchon eine prächtig ſervirte Tafel erwartete. Die Bedienten ſtanden unbeweglich, jeder auf ſeinem Poſten, mit der Serviette unter dem Arm.

Kaum hatte der Ton der Glocke zum zweiten Male im Schloſſe wiederhallt, als die Gäſte eintraten. Es waren ſieben oder acht, Alle in Jagdkleidern. Man ſah da meiſtentheils heitere, luſtige Phyſiognomien, die ſich bei dem Anblick der ſymetriſch geordneten und aufgepflanzten Weinflaſchen noch mehr aufklärten. Der Generalkontrollor, Herr Corbiau, eröffnete mit majeſtätiſchem Schritte den Marſch. Hinter Herrn Corbiau kam der königliche Prokurator, Arm in Arm mit dem Inſtruktions-Richter Herrn Louſtier. Der Prokurator, eine lange, magere und bleiche Geſtalt, hatte ein weißlich blondes Haar; ſeine matten bläulichen Augen, von kaum ſichtbaren Augenbraunen umgeben, warfen ſtets einen lauernden boshaften Blick, der ſich ſchnell wegwandte, wenn man ihm begegnete. Sein Wuchs war groß und ſein etwas gekrümmter Naken zeigte eine ohnehin ſchwache, und noch durch viele Studien erſchütterte Konſtitution. Und doch, zählte Herr Humblot nichts mehr als dreißig Jahre.

Felix von Villemont hielt ſich etwas entfernt von der Geſellſchaft, und ging in ſich verſunken, ſeinen Gedanken überlaſſen. Der junge Diplomat zeigte einen ausgezeichneten Wuchs, verbunden mit einer untadelhaften Toilette; von mittlerer Taille, offenbarte Alles an ſeiner Perſon Eleganz und Proportion. Seine regelmäßigen Züge verriethen einen leiſen Anflug von Traurigkeit, und die Geſichtsbläſſe, die ihm ſonſt nicht eigen war, gab ſeiner Phyſiognomie einen melancholiſchen Ausdruck, der ſonderbar mit der fröhlichen Laune ſeiner Genoſſen kontraſtirte.

„Vorwärts! Ihr Faullenzer, vorwärts!“ ſchrie der Graf, in die Hände ſchlagend. „Zum Teufel! wir ſollten ſchon auf der Jagd ſein . . . Schnell! Schnell! hohlen wir die verlorene Zeit wieder nach.“

So eben traten alle Gäſte lärmend und tobend in den Speiſeſaal.

„Setzt euch, meine Freunde,“ ſprach der Graf, „guten Appetit! Luſtig! Luſtig! Genirt euch nicht. Wir ſind ja die Unſrigen . . . Lauter Bonvivants!“

Die Augen Humblot's blickten lebhaft auf den Platz, der für Frau von Harqueville beſtimmt war.

„Und die Frau Gräfin?“ frug er mit einigem Zögern.

„Es thut ihr leid, lieber Prokurator,“ antwortete der Graf; „ſehr leid, nicht kommen zu können; doch ſie hat mich gebeten, ſie bei der ehrenwerthen Geſellſchaft zu entſchuldigen; meine arme Frau iſt leidend, ſehr leidend . . .“

„Mein Gott, welches Unglück!“ ſprach Edmond Humblot, verſtimmt und traurig den Kopf ſchüttelnd, „unſere Jagdparthie fängt unter traurigen Auſpicien an.“

„Ei was!“ ſchrie der Graf, „nur keine Klagen und Elegien! Es wird ſchon alles gut werden.“

„Ich hoffe doch nicht, daß die Frau Gräfin mehr als unpäßlich ſei?“ bemerkte der Generalkontrollor mit einer ſanften flötenden Stimme, von der man gar nicht glauben konnte, daß ſie aus dieſem enormen Bauche ſpräche.

„Es iſt Nichts, mein Lieber,“ erwiederte der Graf, ihm freundſchaftlich die Hand drückend; „Nichts als eine kleine Migräne. Sie kennen ja unſere heutigen Damen. Sehen Sie, mit Ihnen kann ich offen reden; es iſt ſo eine kleine Caprice der Gräfin; ſie liebt das Knallen der Stöpſel nicht und da nimmt ſie alſo dieſen Kopfſchmerz zu Hilfe, um uns auszuweichen.“

„Die Caprieen“ flötete der ſentimentale Generalkontrollor. „ſtehen manchmal den ſchönen Frauen ſehr gut!“

„Nicht zu ſehr!“ erwiederte der Graf.“ Doch gleichviel, zu Tiſche! Laßt uns guter Dinge ſein!“

Während dieſer verſchiedenartigen Bemerkungen über die Geſundheit der Frau Gräfin, hatten ſich die Blicke des jungen Felix von Villemont und Edmond Humblot's mehrere Mal gekreuzt.

Endlich hatten alle Gäſte Platz genommen, die Gläſer klangen lärmend; und der Champagner, fleißig die Runde machend, erweckte die Witze und luſtigen Repliken.

„Auf die Geſundheit der Frau Gräfin!“ ſchrie Louſtier, ſein Glas hoch erhebend, und der Toaſt wurde von der ganzen Tafel mit lärmendem Beifallsgeſchrei wiederhohlt.

„Ich danke, meine Herren! Ich danke für die Frau von Harqueville,“ ſprach der Graf, das Glas zu ſeinen Lippen bringend. „Jetzt meine Freunde; einen Toaſt auf eure Geſundheit! auf euer Glück! auf das Gelingen aller eurer Pläne!“

Die Gläſer klangen aneinander.

„Hören Sie, Herr Felix von Villemont?“ ſprach der

Digitized by Google

königliche Prokurator mit Bitterkeit, „der Graf trinkt selbst auf das Gelingen Ihrer Pläne."

„Und ich, ich trinke auf das Gelingen der Ihrigen, mein Herr," erwiederte Felix in demselben Tone.

„Ich danke, Herr Gesandschaftssekretär!"

Dieser schnelle und lebhafte Wechsel der Antworten wurde von den andern Gästen nicht bemerkt, sie verloren sich in dem Lärmen der Stimmen, dem Klirren der Gläser und der Teller. Die beiden Männer, einer neben dem andern sitzend, betrachteten sich mit Mißtrauen und Verdruß.

„Vorwärts, meine Herren!" sprach der Graf, ein Glas von Neuem füllend, „auf eine gute Jagd!"

„Auf eine gute Jagd!" wiederholten im Chor alle Gäste!

„Auf die Gesundheit des Wolfes," schrie der Generalkontrollor.

„Und seiner erlauchten Familie!" schrie der Chor.

„Ihre Liebesabentheuer sollen leben, Herr Corbiau," fügte der Instruktionsrichter hinzu.

„Leider habe ich keine," sprach der Generalkontrollor melancholisch.

„Also auf die Gesundheit Ihrer Zukünftigen!"

„Nein, nein!" schrie lebhaft der Kontrollor, Loustier, der sein Glas in die Höhe hob, in den Arm fallend. „Nein, nie wird mir Hymens Fackel leuchten!"

Die ganze Gesellschaft brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Was! nie?" fragte der Prokurator.

„Nie!" erwiederte der Kontrollor pathetisch.

„Auf meine Ehre!" sprach der Graf mit etwas geckenhafter Miene, „ich begreife diese Leute gar nicht, die mit Gewalt Familienväter werden wollen; — und doch meistentheils zu diesem Metier gar nicht geeignet sind. Diese Tröpfe gefallen sich in einer solchen Ehe, wo der Gemal die Nachtmütze mit noch einigem Zugehör trägt! — Teufel auch, es geschieht ihnen Recht, diesen ehrbaren Ehemännern! Man will sich verheirathen, gut, thut es, aber seid wenigstens eurer Frau sicher, — man muß wählen können! —"

„Wie Sie, Herr Graf," sprach Cantabre. „Das ist ein Paar, Donnerwetter! — Die Frau Gräfin, welch' ein Engel sie ist, welche milde Sanftmuth aus ihren Blicken spricht, wahrlich sie könnte einen alten Gensdarmen verliebt machen! —"

„Sie haben Recht, Kapitän," erwiederte der Graf, sich stolz in die Brust werfend, „meine Frau ist ein Modell der Tugend, Schüchternheit und Frömmigkeit! Ah! man muß ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen; ich könnte mich auf ein oder zwei Jahre, ja zehn Jahre entfernen, ich könnte es ohne die mindeste Unruhe, ich kann mich auf sie verlassen, mehr noch als auf mich selbst."

„Das glaube ich," unterbrach ihn der königliche Prokurator, sich in die Lippen beißend. „Sie sind etwas leicht in diesem Punkte, Herr Graf, und wenn der Ruf nicht lügt, so waren Sie von jeher ein Anbeter aller Schönheiten . . ."

„Ich läugne es nicht, ich verehre alle hübschen Frauen — aber ich, ich bin ein Mann, und ein Mann kann sich eine Menge Sachen erlauben, die bei ihm unbeachtet bleiben, aber eine Frau, o! das ist ein Unterschied! einmal verheirathet, darf sie keinen Blick, verstehen Sie mich wohl meine Herren, nicht einen einzigen Blick für einen Andern, als ihren Gemal haben."

„Der Herr Graf meinen es nicht übel mit sich," erwiederte Humblot mit einem schwachen Anflug von Spott.

„Ich gestehe es," antwortete der Graf, „ich bin eifersüchtig . . . eifersüchtig wie ein Tiger, denn wenn ich auch von Zeit zu Zeit ein Bischen flott lebe, so verhindert mich das nicht, meine Frau noch so zu lieben, wie ich sie am ersten Tag unserer Ehe liebte, vielleicht noch mehr! . . ."

„Das Herz des Herren Grafen ist so weit," sprach einer der Gäste, „daß Platz genug. ."

„Sehen Sie, meine Freunde, bei meinem Charakter war die Gräfin die einzige Person auf der Welt, die mir konveniren konnte! sanftmüthig, tugendhaft und geduldig, versteht sie es herrlich ihre Frauenrolle zu spielen, übrigens liebt sie mich, ich bin überzeugt davon, und darum kann ich ruhig schlafen. O, wenn ich nur den mindesten Zweifel hätte," schrie er, mit der Faust auf den Tisch schlagend, „ich bin keiner dieser tölpelhaften Ehemänner, die die Augen zudrücken, um nichts zu sehen . . ich würde Alles sehen, und dann —"

Er vollendete nicht, doch verrieth eine drohende Geberde seine Gedanken.

„Nun, was würden Sie denn thun, Herr Graf?" fragte einer aus der Gesellschaft.

„Ich schwöre es Ihnen, ich würde nicht zögern; mein Entschluß ist genommen, und daher unwiderruflich! Sie glauben vielleicht, daß das eine heute entstandene Idee sei? Nein, bei meiner Seele, es würde Blut kosten, meine Herren, es gäbe einen Leichnam!"

Die letzten Worte sprach der Graf mit tiefer, klangloser Stimme.

„Teufel," bemerkte der Generalkontrollor, „der Herr Graf scheint keinen Spaß zu verstehen."

„Der Herr Graf kennt unser Gesetz," sprach Humblot ironisch: „der 234te Artikel im französischen Strafkodex lautet: Der Mord, begangen von dem Ehemanne an seiner Gattin und ihrem Mitschuldigen in dem Augenblicke, wo er sie in seinem Hause auf der That ertappt, ist zu entschuldigen."

Zu gleicher Zeit beobachtete Humblot Felix mit einem Blick voll Haß und Spott.

„Halt, halt!" schrie der Graf lebhaft, „zum Teufel mit eurem Kodex, was mich betrifft, ich finde diese Art Rache sehr gemein. Ich bin eifersüchtiger und jähzorniger als jeder Andere, aber nie würde ich Jemanden ermorden! Haben wir denn nicht das Duell?"

„Das Duell, Herr Graf?" unterbrach ihn Humblot mit ernster Miene. „Vergessen Sie, daß das Gesetz es verbietet? das Duell ist ein Verbrechen vor Gott und den Menschen."

„Aber nicht vor Männern von Herz!" entgegnete der

Digitized by Google

Graf, deſſen Augen funkelten. „Ich begreife es wohl, daß ein ſolcher Schimpf Blut fodert, aber mit der Piſtole oder dem Degen in der Hand, Bruſt gegen Bruſt!"

„Ich kann Ihnen nicht beiſtimmen, Herr Graf," ſprach Humblot mit ernſtem Ton, „das Duell iſt ein ſchmähliches Überbleibſel der Barbarei, das nothwendiger Weiſe aus der menſchlichen Geſellſchaft ausgerottet werden muß! Daher zeigen auch die Tribunale ſeit kurzer Zeit eine exemplariſche Strenge gegen die Duellanten."

„Und die Tribunale haben Unrecht!" ſchrie Cantabre mit ſeiner Donnerſtimme. „In dieſem, Herr Prokurator, weicht die Gendarmerie von der Gerechtigkeit ab; ſehen Sie, es drückt mir das Herz ab, wenn ſo ein Mann arretirt werden ſoll, der auf dem Kampfplatze ſeine Schuldigkeit gethan hat."

„Aber meine Herren," ſprach Humblot majeſtätiſch, „man darf ſich nicht ſelbſt Genugthuung verſchaffen: dazu ſind Gerichte da, der Kodex, die Tribunale."

„Bei meiner Ehre, es wäre hübſch," unterbrach ihn der Graf, „vor's Tribunal zu gehen und weinend vorzutragen: „Meine Herren, ich hatte eine hübſche, junge, tugendhafte Frau, die mich anbetete; da kam dieſer grauſame Verführer .... verurtheilen Sie ihn ſchnell zu einer Buße von fünfzehn Franks."

„Und das Gefängniß, Herr Graf! Sie vergeſſen die Gefängnißſtrafen und die Schande, die Entehrung, die eine ſolche Aburtheilung verurſacht."

„Nichts da," ſchrie hitzig der Graf, „ſechs Zoll Eiſen in's Herz oder eine Kugel in's Gehirn, das iſt etwas! Donner und Wetter, wenn man beſchimpft wird, muß man ſich ſelbſt rächen! .... Ich wollte Sie gerne ſehen, Herr Prokurator, wenn Sie eine dieſer Beleidigungen erhielten, die nichts verwiſcht .... eine Ohrfeige z. B.!"

„Eine Ohrfeige!" murmelte dumpf Humblot, einen verſtohlenen Blick auf den jungen Felix werfend. „O! das iſt was Anderes, es gibt Beſchimpfungen ...."

„Beim Teufel, Herr Humblot," unterbrach ihn der Graf, „iſt denn eine Ohrfeige mehr Schimpf als dieſe andere Schmach, die mir bei der bloßen Erinnerung das Blut in den Adern ſieden macht. Ich, meine Herren, ich würde in einem ſolchen Falle meine Klage nicht vor das Tribunal, ſondern vor den Degen bringen, vor ein Duell auf Leben und Tod."

Die Geſellſchaft hörte mit ſichtbarem Mißvergnügen dieſe fürchterlichen Grundſätze, und ſchien durch ihr Stillſchweigen dagegen zu proteſtiren.

„Aber bedenken Sie Herr Graf," ſprach Humblot mit ſtrengem Ton, „das iſt ja furchtbar."

„Auf Tod und Leben ſage ich, oder wenn's Euch beſſer klingt, zwei Piſtolen, wovon blos eine geladen iſt; man loſt und ...."

„Sie würden nie zu einem ſolchen Duelle Zeugen bekommen, Herr Graf," unterbrach ihn Cantabre.

„So würde ich mich ohne Sie behelfen!"

„Was, ein Duell ohne Zeugen?"

„Ohne Zeugen," erwiederte der Graf mit feſter Stimme. „Zum Teufel! wenn man ein Duell hat, ſo hat man es nicht des Spaßes wegen .... es muß einer von beiden ſterben."

„Das iſt nicht abſolut nothwendig," bemerkte Cantabre ernſthaft.

„Der Herr Graf bedenken nicht, daß ein ſolches Duell einem Morde gleich ſtehe," entgegnete Humblot mit ſonorer Stimme und ſtolzer Haltung. „Ja, Herr Graf, wenn Sie das Unglück hätten Ihren Gegner zu tödten, es wäre fürchterlich. Denken Sie daran, in dieſem Falle ſpricht das Geſetz deutlich."

„Ich habe auch alle meine Vorkehrungen getroffen," erwiederte der Graf," ich würde in meiner Weſtentaſche ein Schreiben haben, daß alle Beunruhigungen meines Gegners beſeitigte, nämlich ein Briefchen von meiner Hand geſchrieben, worin ich ſage, daß geheime Urſachen mich zwangen zum Selbſtmord meine Zuflucht zu nehmen. Sie begreifen wohl, daß ich von meinem Gegner eine ähnliche Erklärung fordern möchte, um davon Gebrauch zu machen, wenn ...."

„Sehr gut," ſprach Humblot, den Kopf ſchüttelnd. „Doch glaube ich nicht, daß die Gerechtigkeit ſich damit begnügte, die Nachforſchungen wären ſehr genau und übrigens zweifle ich ſehr, daß ſie zu einer ſolchen Art von Zweikampf einen Gegner finden würden."

„O dann!" ſchrie der Graf, „dann hätte ich's mit einem Feigen zu thun, und ich würde ihn als eine feige Memme behandeln. Doch ich frage jeden Ehrenmann: kann er nachdem er einen Mann beſchimpft hat, ihm dieſe Genugthuung verweigern? .... Sprechen Sie, mein lieber Felix, ſind Sie nicht meiner Meinung?"

„Gewiß, lieber Herr Graf, und ich ſage wie Sie, daß nur ein Feiger, ein Elender ſo ein Duell nicht annehmen würde."

„Es iſt wahr," fügte Cantabre hinzu, die Stirn runzelnd. „Ich bekenne, daß ich ſelbſt, der ich die Ehre habe, Kapitän der Gensdarmerie zu ſein, daß ich lieber meinen Säbel verſchlucken möchte, als einem Ehrenmanne dieſe Genugthuung zu verweigern."

„Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, Kapitän," ſprach Humblot trocken, „daß Ihre Sprache nicht die eines öffentlichen Beamten iſt."

„Das iſt möglich, Herr Prokurator, aber Bomben und Granaten! wenn man auch Gensdarme iſt, man hat nichtsdeſtoweniger auch bei Marengo, Wagram und Jena mitgefochten, man hat heißes Blut in den Adern wie ein Anderer, und welches Amt ich auch bekleidete, mir wär' es gleich! die Ehre über alles! Donner und Blitz! man ſtirbt doch nur einmal, es wäre alſo nicht der Mühe werth, feige zu ſein."

„Hören Sie die Hörner, meine Herren?" unterbrach der Graf, „ſchnell, ſchnell, noch zwei oder drei Toaſte, und machen wir, daß wir fortkommen."

„Einverſtanden!" ſchrie fröhlich Corbiau. „Ich ſchlage einen neuen Toaſt vor; die Frau Gräfin von Harqueville lebe hoch!"

Digitized by Google

„Ja," ſprach Felix lebhaft, ſein Glas in die Höhe hebend, „ſie lebe hoch!"

Seine Stimme hatte etwas melancholiſches und gefühlvolles, das blos Humblot bemerkte.

„Geben Sie Acht, Herr von Villemont," murmelte er mit dumpfer zitternder Stimme, „daß Ihr Toaſt nicht der Frau Gräfin Unglück bringe."

„Was wollen Sie damit ſagen, Herr Humblot?"

„Ich glaube, meine Worte ſind klar und verſtändlich, Sie können mich alſo leicht verſtehen."

„Jetzt verſtehe ich Sie, mein Herr," erwiederte Felix mit leiſer Stimme, „daher rathe ich Ihnen vorſichtig zu ſein. —"

„Vorſichtig zu ſein? Ja, Herr von Villemont, Ihr habt es Beide nothwendig."

„Unverſchämter!"

„Herr von Villemont!"

Der Prokurator erhob ſich blitzſchnell, glühend vor Zorn. Felix that daſſelbe.

„Nun, was gibts?" frug der Graf erſtaunt.

„Das muß ein Ende nehmen, mein Herr," ſprach Felix mit halblauter Stimme.

„Ja, Herr von Villemont, das muß ein Ende nehmen."

„Gut! Sie ſind minder feig, als ich dachte," ſprach Felix. „Ich ſtehe Ihnen augenblicklich zu Dienſten."

Alle Jäger ſtanden plötzlich auf und drängten ſich beſorgt um die zwei Streitenden.

„Schon wieder ein Streit zwiſchen dieſen zwei Herren," ſchrie der Graf ungeduldig, „es iſt zum Teufel holen!"

„Wahrlich, ſie ſind wie Feuer und Waſſer," ſprach Cantabre, „die vertragen ſich nicht . . . ."

„Ruhig, mein Freund!" ſprach der Graf, ſich Felix nähernd, „ſtören Sie das Feſt nicht! und Sie Herr Humblot, ich bitte Sie, ermannen Sie ſich, ein Streit bei Tiſche zwiſchen guten Freunden, das iſt ja ſchrecklich!"

Felix blieb unbeweglich und ſchweigend auf ſeinem Platze; eine Todtenbläſſe bedeckte ſein Geſicht, ſeine Lippen zitterten.

„Vorwärts, keine Umſtände gemacht!" ſprach der Graf mit barſcher Treuherzigkeit, „einen Händedruck, meine Freunde! Verſöhnung und Friede!"

Der Graf wollte ihre Hände in einander legen, doch Felix, unbeweglich an ſeinem Platze bleibend, antwortete mit kaltem Phlegma: „Meine Hand wird nie die des Herrn Humblot berühren, außer . . . ."

Er ſprach nicht weiter, doch erklärte ſeine Handbewegung deutlich ſeine Meinung.

„Ei was!" ſprach Cantabre, „ihr werdet euch ſchon ausgleichen!"

„Nie!" erwiederte Felix.

In dem Augenblicke wiederhallte der Schloßhof von dem Lärm der Hörner und ankommenden Treiber; die Hunde bellten, die geſattelten und gezäumten Pferde wieherten mit Ungeduld.

„Zur Jagd!" ſchrie der Graf ungeduldig in die Hände ſchlagend. „Schnell! Zu Pferde! Die Treiber ſind da, die Pferde geſattelt, vorwärts meine Herren!"

„Vorwärts!" ſchrie Cantabre. „Und Tod allen Wölfen!"

Die ganze Geſellſchaft drängte ſich mit tumultariſchem Geſchrei und luſtigen Fanfaren aus dem Saale. Einige Minuten nachher, ſprengte die Kavalkade, mit der wild bellenden Meute an der Spitze, aus dem Schloßthore und verſchwand bald in einem Staubwirbel.

II.

Die Gräfin von Harqueville hatte ihr Schlafgemach nicht verlaſſen; traurig, blaß und niedergeſchlagen, lag ſie, ſchmachtend auf einen Divan hingegoſſen, und das weiße Kaſchmir-Nachtgewand, ihre in Unordnung zuſammengebundenen Haare gaben ihrer ganzen Figur einen eigenthümlichen Anſtrich von zarter Weiblichkeit, die ihre Bläſſe noch intereſſanter machte. Ein junges Mädchen von achtzehn Jahren ungefähr, groß und ſchlank, mit ſchwarzen feurigen Augen, rabenſchwarzen glänzenden Haaren und etwas brunetten Teint ſtand unweit von der Gräfin, träumeriſch und niedergeſchlagen auf die Erde ſtarrend.

Dichte blauſeidene Vorhänge verdeckten die Fenſter des Schlafgemaches, wo das Tageslicht nur verſtohlen eindringen konnte, und bloß ein ſanftes Zwielicht verurſachte. Man vernahm nichts als das Picken der Wanduhr, und von Zeit zu Zeit das krampfhafte Weinen der Frau von Harqueville, deren Schwermuth ſich endlich in einen Thränenſtrom aufgelöſt hatte.

„Nun!" ſprach ſie endlich mit ſchwacher, zitternder Stimme, „ſie ſind fort, nicht wahr, Roſa?"

„Schon über eine halbe Stunde," antwortete die Brunette. „Haben denn Frau Gräfin nicht das Bellen der Hunde gehört?"

„Ich habe gar nichts gehört, Roſa . . . o! mein Kopf! — Ich weiß nicht, was mir fehlt, aber ich leide ſehr."

„In der That," bemerkte Roſa, ſich der Gräfin nähernd, „gnädige Frau ſind ſeit geſtern ganz verändert . . . Mein Gott! Was iſt denn geſchehen? Sie ſind ſo blaß . . ."

„Glaubſt du, Roſa?" ſprach die Gräfin, lebhaft aufſtehend, um ſich in einem Spiegel zu beſehen. „Du haſt Recht, liebes Kind, ich bin gar nicht zu erkennen . . . . O! ich habe eine ſchreckliche Nacht durchwacht! . . ."

„Iſts möglich, gnädige Frau! Und Sie haben mich nicht gerufen?"

„Nein, mein Kind, was hätte es mir genützt? . . . ich hätte doch nicht ſchlafen können . . . ſeit acht Tagen ſchon habe ich keine Ruhe . . . ich kann kein Auge ſchließen . . ."

„Seit acht Tagen? Und warum gerade ſeit acht Tagen?" ſprach das junge Mädchen, die letzten Worte betonend. „Ah! es iſt zu viel Lärm und Geräuſch im Schloße . . . Dieſe Kavalkaden und Jagdparthieen beläſtigen Sie . . . Seit acht Tagen, das iſt gerade ſeit der Zeit, daß Herr von Villemont im Schloße iſt . . ."

„Herr von Villemont, Roſa!" unterbrach ſie die Gräfin mit Lebhaftigkeit. „Was willſt du damit ſagen? Warum erwähnſt du des Herrn von Villemont?"

Digitized by Google

„Mein Gott! Ich ſpreche von ihm, ſo wie ich von Jedem andern ſprechen würde . . . Blos, weil er liebenswürdiger und ein größerer Jagdliebhaber iſt, als die Anderen, ſo glaube ich, daß er die Urſache dieſes immerwährenden Lärmens ſei . . ."

„Er iſt jung, Roſa; er liebt die Zerſtreuung und Bewegung, ich kann ihm deßhalb nicht zürnen."

„O! Frau Gräfin ſind ſehr nachſichtig gegen den Herrn von Villemont!" entgegnete das ſchöne Kammermädchen.

„Biſt du toll, Roſa? Was ſprichſt du immerwährend von dieſem jungen Manne? Das iſt ja nicht auszuhalten! . . ."

Roſa antwortete nicht und zog ſich in eine Fenſterbrüſtung zurück, wo ſie ſchmollend ſich hinter einen der Vorhänge verſteckte.

Man wird vielleicht über dieſe familiäre Unterhaltung zwiſchen der hochgeſtellten Dame und ihrem Kammermädchen erſtaunen; doch die Gräfin von Harqueville, ſanft und gutmüthig, liebte die junge Spanierin freundſchaftlich, die mit ihr zugleich auferzogen wurde. Amalie war zwar einige Jahre älter als Roſa; aber eine lebhafte und ſympathetiſche Freundſchaft verband ſeit langer Zeit beide jungen Frauen, die kein Geheimniß vor einander hatten. Seit einiger Zeit jedoch, hatten ſich die Bande ihrer Freundſchaft etwas lockerer gelöſt: es herrſchte eine Spannung zwiſchen ihnen, die leicht eine gänzliche Trennung werden konnte.

Frau von Harqueville und Roſa verharrten in einem düſtern Schweigen, ihren Gedanken überlaſſen, plötzlich vernahm man deutlich den Galopp eines einzelnen Pferdes; Roſa ſtieß einen halberſtickten Schrei aus, und ſtürzte, ohne die Gräfin anzuſehen, ſchnell aus dem Kabinette.

Die Gräfin, dieſe ſchnelle Entfernung Roſas ihrer ſchlechten Laune zuſchreibend, erhob ſich von dem Sofa, zog einen zerdrückten, ſchon entſiegelten Brief aus ihrem Buſen, und durchlief mit verſtörtem Angeſichte die Zeilen, deren Schreiber ſie nur zu gut kannte.

„Ohne Zweifel!" murmelte ſie ängſtlich, „er wird kommen . . . dieſes Schreiben ſagt es ja . . . O, ich Thörin! und ich habe meine Zuſtimmung gegeben! ich habe den Brief nicht gleich zurückgeſchickt! Doch konnte ich es? Ich hätte ja Alles Roſa vertrauen müſſen, und dazu habe ich den Muth nicht . . . . Ich weiß nicht warum, aber der Blick dieſes Mädchens macht mich zaghaft . . . Es ſcheint mir immer, als hätte ſie Alles errathen, als läſe ſie in meinem Herzen. O Gott!" rief ſie mit Thränen in den Augen, „du allein weißt es, daß ich unſchuldig bin! . . . Nein, ich habe mir noch nichts vorzuwerfen, und doch bin ich ſo unglücklich!"

Sie legte lebhaft den Brief zuſammen und ſchien einige Momente zu überlegen.

„Und ich muß doch dieſen Brief zurückſchicken!" ſprach ſie endlich nach kurzem Stillſchweigen. „Aber warum habe ich ihn entſiegelt? er wird ſehen, daß ich ihn geleſen habe . . . und ſeine thörichte Neigung wird, anſtatt den Muth zu verlieren, zunehmen! O!" fuhr ſie mit Schaudern fort, „wenn mein Gemal eine Ahnung hätte! . . . Welche furchtbare Folgen! . . . Es wäre der Tod des Einen von Beiden! Der Graf iſt ſo heftig, ſo ſtreng auf ſeine Ehre! Wenn ich noch das einzige Opfer wäre, aber Felix! — Unglücklicher, junger Mann! Er kennt die Gefahr gar nicht . . . Ich werde von meinen Feinden bewacht . . . Dieſer Humblot macht mich ſchaudern, wenn ich an ihn denke . . . wenn er dieſen Brief in ſeine Hände bekäme! . . ."

Plötzlich öffnete ſich die Thür; Roſa bleich und verſtört, erſchien an der Schwelle des Gemaches.

„Nun, Roſa, warum in ſolcher Aufregung?"

„Herr von Villemont iſt hier . . . er verlangt Sie zu ſprechen . . ."

„Ich kann nicht, Roſa . . . ich kann ihn jetzt nicht ſehen, jetzt nicht! . . ." rief die Gräfin heftig, „ſage ihm, daß ich krank bin, daß ich . . ."

„Ich ſagte es ihm, aber umſonſt, er will mirs nicht glauben . . . Er hält es für einen Vorwand . . . Und dann, ſagt er, hat er Ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen . . ."

„Was kann er mir zu ſagen haben?" murmelte die Gräfin, die einen Augenblick zu überlegen ſchien. „Nein, nein, ich kann, ich will ihn nicht wiederſehen! . . . Roſa, da! hier haſt du einen Brief, du wirſt ihn in meinem Namen dem Herrn von Villemont geben . . ."

„Ich eile, gnädige Frau!" erwiederte Roſa, die Hand ausſtreckend.

„Er iſt offen, entſiegelt," fuhr die Gräfin lebhaft fort, immer den Brief noch in Händen haltend, „aber ich habe ihn nicht geleſen!"

„Geben Sie mir ihn, ich will ihn ſogleich dem Herrn Felix geben . . ."

Roſa zitterte vor Neugierde und Ungeduld beim Anblick dieſes Briefes, den ſie ſo gern in ihrer Gewalt gehabt hätte, den aber ihre Herrin noch immer nicht aus den Händen gab. Dieſes Schreiben mußte ein Geheimniß enthalten, das die junge Spanierin zu erfahren brannte.

„Nun! Frau Gräfin! Herr Felix erwartet eine Antwort — hier nebenan im Salon. —"

Frau von Harqueville ſchien plötzlich einen Entſchluß zu faſſen.

„Ich gehe ſelbſt!" rief ſie leidenſchaftlich, „ich ſelbſt werde ihm den Brief zurückgeben; Roſa, bleibe, ich werde ſelbſt mit Herrn von Villemont reden!"

Die Gräfin eilte aus dem Kabinette, und ließ Roſa, verblüfft und wüthend zurück.

Als die Salonthür ſich öffnete, eilte Felix haſtig der Gräfin entgegen; dieſe ſprach todtenblaß, mit zitternder Stimme: „Mein Herr! Ich beſchwöre Sie, nehmen Sie dieſen Brief zurück, und unterlaſſen Sie es in der Folge, mir je einen ſolchen zu ſchreiben . . ."

„Amalie, welche Sprache! O! Sonſt ſprachen Sie nicht in dem Ton mit mir! . . ."

„Ich hielt Sie für meinen Freund . . . meinen Bruder . . . Aber jetzt . . ."

„Jetzt, Amalie!" rief er exaltirt aus, „jetzt bin ich mehr als Ihr Bruder! . . . Ich liebe Sie, ich bete Sie an!"

Digitized by Google

„Mein Herr!"

„Nein, ich ertrage dieſe Qual nicht länger! mein Herz iſt zu voll . . . es ſtrömt über! Ich kann nicht leben ohne Sie, Amalie!"

„Schweigen Sie, mein Herr! Sie mißbrauchen mein Vertrauen, meine Schwäche . . . Sprechen Sie ſich ſelbſt das Urtheil. Iſt Ihr Betragen nicht unverzeihlich und grauſam? Anſtatt mich, wie ein Bruder zu beſchützen, ſind Sie es ſelbſt, der . . ."

„O! Amalie! Wenn Sie wüßten, wie lange ich gerungen habe!" ſchrie Felix, das Geſicht in ſeinen Händen verbergend, „wie ich dieſe glühende thörichte Leidenſchaft aus meinem Herzen reißen wollte! — Umſonſt! ſie iſt ſtärker, als meine Kraft, ſie reißt mich mit ſich, ſie verzehrt mich! — Ich verlange ja Nichts, Amalie, gar Nichts! Nur ein wenig Mitleid! Stoßen Sie mich nicht von ſich, laſſen Sie nur einen zärtlichen Blick der Verzeihung auf mich fallen! — Ich ertrüge Ihren Zorn, doch nicht Ihre Verachtung!"

„Felix!" ſprach die Gräfin mit einer Stimme, die nach und nach immer zärtlicher wurde, „haben Sie ſelbſt Mitleid mit mir, — quälen Sie eine arme Frau nicht länger, die ſchon genug zu beklagen iſt. Auch ich bin unglücklich!"

Die Gräfin, die ihren Schmerz nicht mehr zurückhalten konnte, fiel kraftlos auf ein Sofa und ließ ihren Thränen freien Lauf.

„Engel!" rief er, ihr zu Füßen fallend, „o! hätte ich Dich früher geſehen, wie glücklich wären wir geweſen. Ich hätte Dich mit ſo viel Liebe geliebt, daß auch ein Schimmer deiner Liebe auf mich gefallen wäre!"

„Felix!"

Der feurige, junge Mann ergriff die Hand der Gräfin, und drückte ſie mit Inbrunſt an ſeine glühenden Lippen.

Ein leiſes Geräuſch ließ ſich vor der Thür hören. Frau von Harqueville erbebte.

„Felix, ſtehen Sie auf, jemand belauſcht uns . . ."

Felix ſprang ſchnell auf.

„Ich höre nichts!" erwiederte er, horchend. „Sie täuſchen ſich, Amalie —"

„Nein, ich habe es ſicher gehört, hinter dieſer Thür. ." ſprach ſie mit gedämpfter Stimme, „Mein Gott! wenn mein Gemal . . ."

Seien Sie ruhig, Herr von Harqueville iſt jetzt auf der Jagd, er ahnt nichts!"

„Aber bedenken Sie, wenn man Ihre Abweſenheit von der Jagd bemerkte! Wenn dieſer Humblot, Ihr Feind, wenn er etwas ahnte! — Ich ſchaudere, wenn ich daran denke. O! wenn Sie mich lieben, ſo gehen Sie ſchnell, nein, es iſt nicht genug, vergeſſen Sie mich lieber ganz, Felix!"

„Sie vergeſſen? Nimmermehr!"

„Sie wollen mich alſo verderben, auf ewig meinem Gewiſſen die Ruhe rauben! Ach! Ich verbrach ſchon genug, Felix! Ich habe geſchworen, Sie nicht anzuhören, nicht einen Augenblick mit Ihnen allein zu bleiben und doch hatte ich nicht den Muth, Ihnen Stillſchweigen zu gebieten, als dieſes kühne Geſtändniß . . ."

„Amalie, was liegt an meinen Worten? Haben Sie nicht in meinem Herzen geleſen?"

„Genug, Felix, genug! O! wenn Sie mein Freund ſind, ſo beſchwöre ich Sie bei Allem was Ihnen heilig iſt, bei unſerer Liebe beſchwöre ich Sie! verlaſſen Sie dieſes Schloß, entfernen Sie ſich noch heute! —"

„Wie! So ſchnell, das iſt unmöglich!"

„Nehmen Sie einen Vorwand. Schützen Sie einen Befehl des Miniſters vor, ſagen Sie, was Sie wollen . . ."

„Laſſen Sie mir Zeit, Amalie, nur bis Morgen!"

„Wiſſen Sie auch, Felix, was Sie wagen. Ein Wort, einen Blick, an meinen Gemal verrathen und Einer von euch Beiden fällt als Opfer dieſer unſeligen Leidenſchaft!"

„Amalie, ich wiederhole es Ihnen, ich werde reiſen, aber ſchwebte das Beil auch ſchon in der Luft, das mich zerſchmettern ſoll, ich bleibe heute noch bei Ihnen, ich kann Sie nicht ſo ſchnell verlaſſen."

„Hören Sie, Felix! . . ." rief die Gräfin verzweiflungsvoll aus, „man kömmt! O! dieſes Mal täuſche ich mich nicht, er iſt ſchon an der Thür . . ."

Eine Tapetenthür öffnet ſich leiſe. — Roſa erſcheint ganz blaß und verſtört.

„Gnädige Frau!"

„Was iſt geſchehen?" frägt die Gräfin mit erſtorbener Stimme.

„Der Herr Graf . . ."

„Er kömmt?"

„Man hat die Abweſenheit des Herrn von Villemont bemerkt . . man weiß, daß er ins Schloß zurückkehrte und . ."

„O! Felix, Sie haben mich ins Verderben geſtürzt! Leben Sie wohl!"

Und noch einen Scheideblick auf Felix werfend, ſtürzte ſie ſchnell aus dem Zimmer, und vergaß auf dem Divan den Brief von Felix.

„Herr von Villemont!" ſprach Roſa mit Bitterkeit, „Sie ſind heute ſehr unklug und — undankbar!" fuhr ſie mit Thränen im Auge fort.

„Roſa, ich beſchwöre Sie, ſeien Sie nur jetzt ruhig!" flüſterte Felix, der noch immer den Grafen erwartete.

„O! Herr Felix, ich hätte das nimmermehr von Ihnen vermuthet!"

„Aber mein Gott! Seien Sie doch vernünftig," erwiederte Herr von Villemont, nach und nach ſich von ſeinem erſten Schrecken erholend, „Adieu, Roſa, ich muß jetzt fort, ſagen Sie Niemanden, daß ich hier war . . . ich will ſchnell die Jäger einholen."

Sich umwendend, um ſchnell fort zu eilen, bemerkte er den Brief auf dem Divan.

„Ah!" rief er, ſich ſchnell des Briefes bemächtigend, und verließ mit ſchnellen Schritten den Salon.

„Jetzt weiß ich Alles!" ſchrie Roſa, nach ſeiner Entfernung ſchmerzlich aus. „Sie lieben ſich, und ich . . ."

Sie brach in Thränen aus. Plötzlich lief ſie zu einem Fenſter, das in den Hof ging.

„Er iſt fort," murmelte ſie. „Endlich! — wenn ich

Digitized by Google

dieſe Liſt nicht gebraucht hätte, wären ſie noch beiſammen. O! Wir werden ſchon ſehen!"

Leiſe mit ſich ſelbſt ſprechend, verließ ſie das Fenſter: Felix eilte auf verborgenen Wegen in geſtrecktem Galopp dem Gehölze zu.

III.

Bis jetzt war die Jagd nicht glücklich geweſen; der von der Meute wild verfolgte Wolf hatte ſich plötzlich umgewandt, und erwartete mit blutendem Rachen und glühenden Augen die auf ihn ſtürzenden Hunde. Bald verwandelte ſich das wilde Bellen der Doggen in ein dumpfes Geheul. Das wüthende Thier hatte zwei ſeiner hartnäckigſten Verfolger, die unerſchrockenſten der ganzen Meute, an der Gurgel gepackt und zerriſſen. Umſonſt bemühten ſich die zerſtreuten Jäger, ihre Pferde durch das Dickicht zu bringen, als ſie endlich auf den Kampfplatz kamen, war der Wolf ſchon wieder verſchwunden, und bloß die zwei, vor Schmerz laut heulenden Doggen lagen blutend am Boden.

„Teufel!" ſprach der Kapitän Cantabre, „wie es ſcheint, haben wirs mit keinem gewöhnlichen Wolfe zu thun! Wir müſſen ihn doch bekommen! — Drauf und dran, Kameraden! Loriot, blaſe eine luſtige Fanfare, daß unſere Leute uns zu treffen wiſſen."

„Ah!" rief der Generalkontrollor, „da ſind ſie ja ſchon!"

„Donnerwetter! Sie haben Recht, erwiederte der Kapitän, „richtig, ich ſehe ſie ſchon, links reitet der Graf . . ."

„Neben Herrn Humblot," fügte der Inſtruktionsrichter hinzu, „aber wo iſt denn Herr von Villemont? ich ſehe ihn gar nicht."

Indeſſen hatten ſich die Reiter mit verhängtem Zügel genähert und Cantabre, der bis jetzt noch immer Felix unter ihnen zu erkennen glaubte, bemerkte zu ſeinem Erſtaunen, daß er wirklich fehle.

Der Graf von Harqueville, der an der Spitze der ankommenden Geſellſchaft ritt, hielt, beim Kapitän angekommen, plötzlich ſein Pferd an. Die Phyſiognomie des Grafen war finſter und beſorgt, ſein Geſicht ſchien von einem geheimen Schmerze zuſammengezogen.

„Meine Herren!" rief er mit aufgeregter Stimme, ſich an den Kapitän und Prokurator wendend, „wiſſen Sie nicht, wo Herr von Villemont hingekommen iſt?"

„Blitz und Hagel! Herr Graf," antwortete Cantabre, „dieſe Frage wollte ich gerade an S i e richten."

„Er iſt, wie behext, auf einmal verſchwunden," bemerkte kopfſchüttelnd der Prokurator.

„Alſo, meine Herren, kann mir Niemand ſagen, wo er hingekommen iſt?"

Alle ſchwiegen.

„Es iſt ja aber unmöglich" fuhr der Graf heftig fort, „abſolut unmöglich, daß Villemont ſo plötzlich verſchwinden konnte, ohne von Jemanden geſehen worden zu ſein. Habt Ihr auch nichts geſehen?" endigte er, ſich an einen der Treiber wendend.

„Ich, Herr Graf, ich glaube —" ſtotterte der Treiber, verwirrt, „mir ſcheint, ich habe den Herrn von Villemont geſehen —"

„Nun, ſprich aus!"

„Das heißt, ich weiß es nicht ganz gewiß, Herr Graf —"

„Was weißt Du nicht gewiß?" ſchrie der Graf zornig.

„Daß der Herr von Villemont ins Schloß zurückritt."

Unbemerkbar erbebte Herr von Harqueville bei dieſer Antwort, ſein Pferd bäumte ſich hoch empor, erſchreckt durch den gewaltigen Druck der Hand, die den Zügel regierte.

„Dummkopf!" ſchrie der Graf, „warum haſt du das nicht gleich gefagt? Du weißt alſo gewiß, daß Herr von Villemont ins Schloß zurückkehrte?"

„Das heißt . . . Herr Graf . . . ich weiß es zwar nicht ſicher" — ſtotterte der verwirrte Treiber, „aber ich glaube." —

„Du glaubſt, Elender!" donnerte der Graf ihn an, „du glaubſt bloß, und ſagſt doch" . . .

„Ich bitte Sie, lieber Graf," unterbrach ihn Humblot, „erzürnen Sie ſich nicht — der arme Teufel weiß ſich nur nicht gehörig auszudrücken. — Ich will Ihnen ſagen, was er meint. Er ſagte mir eben jetzt, daß er Herrn von Villemont ſich plötzlich vom Zuge entfernen ſah, und daß er auf einen Pfad zuritt, der direkt zum Schloſſe zurückführt."

„Aber was hätte er im Schloſſe zu thun?" bemerkte, immer finſterer werdend, der Graf.

„Ah! dieſe Frage wäre meinerſeits ſchwer zu beantworten, doch glaube ich unmaßgeblich, daß vielleicht Fräulein Roſa, die junge ſchöne Spanierin beſſer unterrichtet ſein wird, als ich, und wenn der Herr Graf —"

„Ich verſtehe!" unterbrach ihn der Graf trocken, „Sie glauben, daß die ſchönen, ſchwarzen Augen der Fräulein Roſa uns eines Jagdgefährten beraubt haben? . . . Nehmen Sie mirs nicht übel, Herr Humblot, aber Sie ſind etwas boshaft."

„Etwas!" murmelte der Generalkontrollor.

„Eine Viper iſt er!" brummte der Kapitän in den Bart.

Das Geſicht des Grafen heiterte ſich auf, die Falten ſeiner Stirne zerſtreueten ſich. Humblot, der einen Augenblick geſchwiegen hatte, wahrſcheinlich nur, um ſeine Antwort ſchärfer und beißender zu appliziren, näherte ſich dem Grafen und ſprach mit halblauter Stimme:

„Herr Graf, wenn Jemand bei dieſer Gelegenheit boshaft iſt, bin ich es gewiß nicht. . . . Ich habe die Ehre der Fräulein Roſa nicht befleckt, ich habe ſie gar nicht gemeint. . . . Übrigens halte ich Herrn von Villemonts Geſchmack für zu fein, als daß er ſich mit Kammermädchen . . ."

„Was wollen Sie damit ſagen, mein Herr!" unterbrach ihn der Graf hitzig mit blitzenden Augen.

„Aber mein Gott! Herr Graf, ich habe heute viel Malheur, ich mag ſagen, was ich will, man mißverſteht mich immer. — Sind denn meine Worte ſo undeutlich? —"

„Nein, wahrlich nicht!" murmelte dumpf der Graf. Ohne weiter ein Wort zu ſprechen, ſpornte er ſein Pferd, es zum Galopp antreibend, und ſchrie: „Vorwärts! meine Herren, drauf und dran!"

Die Hörner erklangen, die ganze Kavalkade ſetzte ſich in Bewegung und folgte dem Grafen, der wüthend ſein Pferd

Digitized by Google

antrieb und jeden Augenblick den hinter ihm bleibenden Jägern, die ihm kaum folgen konnten, aus dem Gesichte kam.

„Ist das ein Ritt!" bemerkte der Prokurator ganz außer Athem. „Er reitet ja wie der wilde Jäger!"

Endlich erreichten die Reiter einen freien Platz, der ihnen etwas zu sehen erlaubte.

„Teufel!" rief Cantabre verwirrt aus, „wo ist denn der Graf?"

Alle Jäger betrachteten einander mit Erstaunen.

„Potz Blitz!" schrie der Kontrollor, „spielen wir denn blinde Kuh?"

„Das ist sonderbar!" brummte Cantabre in den Bart.

„Das ist sehr einfach, Kapitän," erwiederte Humblot mit ironischem Lächeln, „das Pferd des Herrn Grafen ist blos etwas schneller als das unsere. Vorwärts, meine Herren im Galopp!"

„Ja, holen wir den Grafen ein!" schrie Cantabre.

Die Kavalkade setzte sich in Bewegung und folgte im Galopp. Während die Jäger noch immer ihn einzuholen gedachten, hatte sich Herr von Harqueville in einen Seitenweg geworfen, und trabte, seinen finstern Gedanken überlassen, auf diesem Pfade fort, der ihn immer weiter von seinen Jagdgenossen entfernte. Ein eifersüchtiges instinktartiges Ahnen einer Gefahr hatte sein Herz erfaßt, er konnte sich eines Verdachtes nicht erwehren, den er so gerne von sich geworfen hätte.

„O!" sprach er voll Wuth und Schmerz, „dieser Humblot, wie er mich verspottete! — Seine ganze Rede war so sarkastisch, so beißend — was wollte er denn eigentlich sagen?"

Eine Menge der widersprechendsten und schmerzlichsten Ideen durchkreuzten sein Gehirn.

„Und warum sollte Felix zurückgekehrt sein? — Vielleicht ein Befehl des Ministers? — Doch, da hätte er es uns ja gesagt? —"

So überlegte er eine Weile, ohne seinen Gedanken eine bestimmte Form geben zu können, sie schwammen leicht und beweglich auf dem Meere seiner Ideen, ohne sich in ein Ganzes zu konzentriren.

Der Galopp seines Pferdes hatte indessen nichts von seiner Schnelligkeit verloren: der Graf überließ das treue Roß seinem Willen, und ließ sich mechanisch mitreißen. Plötzlich zogen sich die Augenbraunen des Grafen zusammen, ein kalter Schweiß bedeckte seine Stirn, seine Faust ballte sich krampfhaft.

„O!" murmelte er vor sich hin, „wenn dieser Mensch Recht hätte! Wenn — Humblot ist so scharfsichtig .... Wer weiß? Vielleicht bin ich blind? Vielleicht hat sie mich für mein Vertrauen gestraft. . . . Wenn ich daran denke, mit welchem Feuer Amalie immer von Felix sprach! . . . Und er, wie zuvorkommend er gegen sie ist! O! die Frauen sind zu Allem fähig! Man wird gewöhnlich durch einen Freund entehrt! Ich schaudere, — aber es hat sich schon getroffen, daß . . . O! wenn ich betrogen wäre, wie die Andern! . . . Es wäre furchtbar! —"

Und sein Pferd mit der Reitpeitsche antreibend, drückte er ihm noch die Sporen in die Seite, ohne zu bemerken, daß es unnütz war, und das arme Thier unmöglich noch länger diesen rasenden Galopp aushalten konnte. Eine neue Idee, schrecklicher und schmerzlicher als alle Andern, blitzte in ihm auf, und warf ein furchtbares Licht auf die räthselhaften Worte des Herrn Humblot.

„Amalie ging diesen Morgen nicht aus ihrem Zimmer," dachte er, „sie hat vielleicht eine Unpäßlichkeit geheuchelt, die gar nicht existirte. — Wahrscheinlich gab sie Felix ein Rendez-vous! — Ja! etwas muß hier im Spiele sein! — Ich muß klar in der Sache werden. — Wehe ihnen wenn sie mich verriethen!"

Plötzlich strauchelte das ermüdete Pferd an einem im Wege liegenden Steine, der Graf, in Gedanken vertieft, wäre beinahe aus dem Sattel geflogen.

„Wo bin ich?" rief er zur Besinnung kommend, und neugierige Blicke um sich werfend. Er erkannte diesen Theil des Waldes nicht. Der Graf befand sich auf einem schmalen Waldpfade, besäet mit Steinen, abgefallenen Baumästen und hohem Grase, das bis zur Brust des Pferdes reichte; der Boden wurde glatt und morastig. Bald bemerkte der Graf, daß er, anstatt sich dem Schloße zu nähern, in Moräste gerathen sei, die den verirrten Reiter zu verschlingen drohten.

Da der Graf den rechten Weg nicht wußte, entschloß er sich endlich, in der Hoffnung, bald einen Bauer zu finden, der ihm den Weg zeigen würde, langsam fort zu reiten. Herr von Harqueville ritt kaum einige hundert Schritte weiter, als sein Pferd im Morast stecken blieb und er genöthigt war abzusteigen, und das Pferd am Zügel zu führen. Zum Glücke bemerkte er die großen Steine, die in geringer Entfernung von einander aufgeworfen lagen, um dem Fußgänger das Gehen zu erleichtern, doch das arme Thier, immer weicheren Boden unter sich fühlend, versank bald mit den Füßen in den Schlamm, aus dem es sich nur mit großer Anstrengung heraushalf, und vor Müdigkeit liegen zu bleiben drohte. Ungeduldig, noch immer Niemanden getroffen zu haben, schrie endlich der Graf mit lauter Stimme:

„Holla! ist denn Niemand hier?"

Plötzlich antwortete ihm eine etwas entfernte, aber deutliche und beinahe bekannte Stimme:

„Holla! zu Hilfe! zu Hilfe!"

„Donner und Wetter! Ich habe selbst Hilfe nothwendig!" erwiederte Herr von Harqueville. Seine Anstrengungen verdoppelnd, erreichte endlich der Graf eine kleine Landzunge von festem Boden, die wie eine Insel inmitten des Morastes stand. Zugleich bemerkte er jetzt erst einen Mann ohne Rock, der mit vorgebogenem Körper an dem Zaume seines Roßes zog, und das arme, bis an den Bauch versunkene Thier aus dem Schlamme zu befreien suchte, der es gefangen hielt. Seinen Freund erkennend, stieß der Graf einen Schrei der Überraschung aus.

„Felix!"

„Was! Sie sind's, lieber Graf?" erwiederte Herr von Villemont, ihm entgegen laufend, „bei meiner armen Seele!

Digitized by Google

Sie kommen gerade recht; jetzt ſtecke ich ſchon über eine halbe Stunde in dieſer ſchönen Lage. . . ."

„Nun, ich war eben auch nicht am Beſten daran!" entgegnete der Graf, ſeinen Zorn und Verdacht vergeſſend. „Doch, Blitz und Hagel! was machen Sie denn da? Galoppiren Sie ſo gern im Moraſte?"

„Nicht ſehr, lieber Freund; — doch ich verirrte mich — dieſer Teufelskerl, der Koriot hat mich mit ſeinem Blaſen ganz irre geführt! — Das verfluchte Echo! — Anſtatt rechts, bin ich links gegangen."

„Donnerwetter! von einem Diplomaten iſt das eben nicht ſehr geſchickt."

„Wohl wahr . . . aber durch welchen Zufall kommen Sie in dieſe Wildniß? Hat Sie auch das Echo irre geführt?"

„Nein," erwiederte der Graf, ernſthaft werdend, das Echo hat mich nicht betrogen, aber . . ."

Felix, ſein Gewiſſen nicht ganz rein fühlend, erbebte bei dieſer Äußerung.

„Bei meiner Ehre! dieſer Humblot iſt ein boshafter Menſch!" fuhr der Graf fort, das letzte leiſe murmelnd.

„Humblot?" wiederholte Felix noch verwirrter.

„Ja wohl . . . doch Geduld! ich werde mich ſchon revanchiren! In der That, lieber Felix, ich war ſehr unruhig um Sie . . . ich ſagte Niemandem etwas, und eilte Sie aufzuſuchen . . . das Merkwürdigſte bei der Sache iſt, daß auch ich mich verirrt habe . . . Der Teufel ſoll dieſe verfluchten Moräſte holen! Aber, Donnerwetter! wir vergeſſen ganz auf unſere Jagd! Vorwärts! in den Sattel! und im geſtreckten Galopp zu unſeren Kameraden!"

„Ah! Ah!" erwiederte Felix, in ein ſchallendes Gelächter ausbrechend. „Im Galopp, mit verhängtem Zügel, nicht wahr? Sehen Sie aber meine arme Stute an, dann werden Sie anders reden. Armes Thier! bis zum Sattel lebendig eingegraben! Was ſagen Sie dazu?"

„Alle Teufel! das iſt ein verdrießlicher Handel!" ſprach der Graf, der jetzt erſt dieſen Unfall bemerkte. „Aber, was nützt hier das lange Überlegen und Anſehen, wir ſind doch zwei rüſtige Kerle, machen wir uns an die Arbeit!"

„Mir iſts recht, aber, lieber Graf, erſt machen Sie's wie ich, — die Kleider herunter. Es wäre Schade um dieſes ſchöne Jagdkleid, es würde bald einem Moraſtvogel gleichen. Sehen Sie einmal, wie ich ausſehe . . ."

„Nun, das iſt wahr, Sie ſind eben nicht im Ballkoſtüm, lieber Felix."

Während dem warf der Graf ſeine Jagdweſte ab und legte ſie auf einen trockenen Stein neben Felixens Kleider.

„Auf, auf! Columba!" ſchrie Felix, das ſchöne Thier ſtreichelnd, das ſchmerzlich wieherte und umſonſt ſich anſtrengte, ſeine Füße aus dem Schlamme zu bringen. Während Herr von Harqueville mit großer Kraftanſtrengung die Füße des Thieres herauszubringen ſuchte, zog Felix die Zügel in die Höhe, zwang das Pferd den Kopf emporzuheben und ſo zu ſeiner Befreiung mitzuwirken.

„Gut! Felix," ſchrie der Graf, ſeine Anſtrengungen verdoppelnd, „reißen Sie den Zügel mehr zurück . . . jetzt mehr links — gut! Jetzt höher mit dem Zügel — noch höher!—"

„Sie ſind ein wahrer Herkules, lieber Graf! Sie leiſten das Unmögliche!"

Das Pferd war beinahe befreit, ſeine Vorderfüße ruhten ſchon auf einem großen Steine, den Herr von Harqueville gleich Anfangs hergelegt hatte, um einen ſoliden Stützpunkt zu haben, und endlich ſahen die beiden Reiter mit Vergnügen ihre Mühe belohnt. Columba ſchien durch ein ſtolzes triumphirendes Wiehern ihren Befreiern zu danken.

„Endlich!" ſprach Felix tief aufathmend, „das war kein leichtes Stück Arbeit, und ohne Sie, lieber Graf, ſteckte Columba noch feſt im Schlamme!"

„Und das wäre wirklich Schade!" ſprach der Graf, den Hals des ſchönen Thieres ſtreichelnd, „aber jetzt, vorwärts! zu unſeren Kameraden!" und ſeine Jagdweſte anziehend, die neben der von Felix auf dem Steine lag, ſprang er auf ſein Pferd, während Felix dasſelbe that.

Vorſichtig auf den ſchon erwähnten Steinen reitend, kamen ſie endlich auf trockenen Boden, wo ſie im geſtreckten Trabe reiten konnten. So ritten ſie ungefähr zwanzig Minuten nebeneinander, ohne ſich in ein weiteres Geſpräch einzulaſſen. Ihr Ritt wurde immer ſchneller und das Gehölze legte ihnen zu viel Schwierigkeiten in den Weg, als daß ſie Zeit zur Converſation gehabt hätten.

„Teufel!" rief der Graf heftig aus, ſein Pferd plötzlich anhaltend, und griff in ſeine Weſtentaſche, „ſollte ich meine Brieftaſche verloren haben?"

Felix ritt einige Schritte vor Herrn von Harqueville, er bemerkte alſo das Anhalten des Grafen nicht.

Der Graf fand in ſeiner Weſtentaſche anſtatt ſeiner Brieftaſche einen entſiegelten Brief mit der Adreße der Frau von Harqueville.

„Was ſoll das heißen?" murmelte er erſtaunt, „das iſt ja die Schrift des Herrn von Villemont!"

Den Brief öffnen, ihn mit einem Blick verſchlingen und ſein Pferd gegen Felix ſpornen, war beim Grafen das Werk eines Augenblickes. Seine Stirnadern ſchwollen an, das Blut ſiedete in ſeinen Adern, eine furchtbare Röthe bedeckte ſein Angeſicht.

Der Graf und Felix hatten aus Verſehen, als ſie zu Pferde ſtiegen, ihre Weſten verwechſelt; der Graf hatte alſo in Felixens Weſte das unglückſelige Briefchen gefunden, das dieſer heute Morgen an die Gräfin geſandt hatte.

„Halt! halt!" ſchrie Herr von Harqueville mit vor Wuth erſtickter Stimme.

Felix wandte ſich um.

„Elender! Niederträchtiger!" fuhr der Graf fort, Felixens Pferd beim Zügel faſſend, „ich weiß Alles! . . . Herunter von deinem Pferde, daß ich dieſen Schimpf in deinem Blute abwaſche."

„Was iſt Ihnen, Graf!" ſprach Felix erſtaunt.

„Herunter! ſage ich," donnerte der Graf, „ich lechze nach deinem Blute, ſchnell, ſchnell!"

Digitized by Google

„Um's Himmelswillen! kommen Sie zu ſich, mein Freund. . . ."

„Dein Freund, Verräther!" erwiederte der Graf mit furchtbarer Betonung und verachtungsvoll die Hand zurückſtoßend, die Felix ihm entgegenſtreckte. „Du, mein Freund, der Du mich entehrt haſt? —"

Felix ſtieß einen Schreckensſchrei aus und wurde todtenbleich.

„Erkennſt du dieſen Brief, Elender?"

Felix war zu edel, um ſich durch eine Lüge retten zu wollen: dieſe Schrift war die ſeine, alle Umſtände ſprachen ihn und Amalie ſchuldig — und doch waren ſie beide ſchuldlos. Wie ſollte er ſich aber rechtfertigen?

„Herr Graf," ſprach Felix mit tiefer, trauriger Stimme, „ich habe unrecht gegen Sie gehandelt, es iſt wahr — ich habe Ihr Vertrauen mißbraucht, ich konnte dieſe Leidenſchaft nicht unterdrücken, . . . aber bei Allem, was mir heilig iſt, ſchwöre ich Ihnen, daß ſie unſchuldig iſt. . . ."

„Unſchuldig?" ſchrie der Graf bitter, „Du ſchwörſt es? — Nun ja, es kömmt dir auf eine Lüge nicht an!"

„Herr Graf, Sie überhäufen mich mit Ihren Schmähungen, ich verdiene ſie — ich ſchweige. Doch ich ſchwöre es Ihnen noch ein Mal, die Frau Gräfin iſt ſtets Ihrer Liebe und Achtung würdig geblieben!"

„Ah! Herr von Villemont, Sie halten mich für einen gewöhnlichen Ehemann! Vorwärts! Keine Entſchuldigung, keine Rechtfertigung! Die Kugeln werden zwiſchen uns entſcheiden! Schnell!"

Der Graf ergriff eine ſeiner Piſtolen und ſpannte den Hahn.

„Nehmen Sie Ihre Piſtolen, mein Herr! ich will einen Kampf auf Leben und Tod, keine Schonung und keine Großmuth! ich werde ſie nicht anerkennen!"

„Nein, Herr Graf!" erwiederte Felix blaß und ruhig, „ich werde mich nicht ſchlagen; tödten Sie mich, wenn es Ihnen gut dünkt, aber ich ſchlage mich nicht!"

„Mein Herr!" ſchrie der Graf ſchäumend vor Wuth, „wir ſind hier nicht auf dem Theater, — es handelt ſich hier nicht darum, den Großmüthigen zu ſpielen. — Nehmen Sie Ihre Piſtolen, — wir geben zugleich Feuer. — Alſo! iſt's gefällig?"

Felix rührte ſich nicht und blieb unbeweglich auf ſeinem Poſten.

„Nun!" ſchrie der Graf wüthend, „wollen Sie, daß ich Sie, wie einen tollen Hund niederſchieße? . . . Geben Sie Acht! . . . Ich zaudere nicht länger! . . . Ich werde drei zählen und dann . . . Eins — Zwei . . ."

Felix ſtand, ihn ruhig anblickend, ohne ſich zu bewegen.

„Feige Memme!" ſchrie der Graf raſend, „du haſt mich entehrt und wagſt nicht einmal dich zu ſchlagen! . . . Nun! ſo ſtirb! —"

Der Schuß fiel. Die Kugel hatte bloß die Haare des Herrn von Villemont geſtreift. Die abgeſchoſſene Piſtole wegwerfend, riß der Graf die andere aus ſeinem Sattel, lief auf Felix zu, und drückte ab. War es Zufall oder daß Herr von Harqueville, ſonſt von ſo außerordentlicher Geſchicklichkeit, jetzt durch ſeine Wuth beinahe blind war, auch die zweite Kugel ſchlug in einen nebenſtehenden Baum.

Felix ſtand, mit übereinandergeſchlagenen Armen unbeweglich noch auf derſelben Stelle, mit Reſignation erwartend, was das Schickſal über ihn verhängen würde.

Plötzlich blieb der Graf ſtehen, bloß ein einziger Schritt trennte ihn noch von ſeinem Gegner.

„Wie? noch nichts?" ſprach er mit dumpfer Stimme. „Soll dich meine Rache nicht zermalmen können? Achtung! den Degen in die Hand!"

Und ſchon ſchwang der Graf ſeinen Hirſchfänger.

„Ich werde mich nicht vertheidigen, Graf!" ſprach Felix voll Würde, und um dem Herrn von Harqueville zu beweiſen, daß er von ſeiner Waffe gar keinen Gebrauch machen wolle, ergreift er ſchnell ſeinen Hirſchfänger und will ihn von ſich werfen. Doch zu ſpät. — Schon ſtürzt der Graf auf ihn zu, und in demſelben Augenblick vernimmt er einen Schrei — Herr von Harqueville fällt mit durchbohrter Bruſt zurück: der Unglückliche hatte ſich in ſeiner Raſerei ſelbſt in das Meſſer Felixens geſtürzt.

Niedergedonnert von dieſem ſo unerwarteten Ereigniße, mit hochemporgeſträubten Haaren, wirft ſich Felix laut aufſchreiend auf den Körper ſeines Freundes. Die Klinge ſtack in der Bruſt des Unglücklichen, Ströme von Blut färbten den Boden. Die Augen des Grafen waren ſchon geſchloſſen, er gab kein Lebenszeichen mehr von ſich.

„Gott! was habe ich gethan?" ſchrie Felix, in Verzweiflung ſich die Haare ausraufend, „theuerer Freund! Ein Wort! ein einziges Wort der Verzeihung! — Nichts! — Todt! . . ."

Ein Strom von Thränen machte dem gepreßten Herzen Felixens Luft, händeringend und ſchluchzend ging er auf und ab.

„Was ſoll ich jetzt anfangen, was ſoll ich ſagen, wenn . ." murmelte er. „O! ich ein Mörder! der Mörder meines Freundes! Doch bin ich es? — Welch ein Zufall? — O! ich Unglücklicher! — Allein, ohne Zeugen! — Man wird ſagen, ich bin der Mörder! — und Amalie!" —

Plötzlich durchkreuzt ihn der Gedanke der Gefahr, bei dem Leichname getroffen zu werden, ein Schauder durchläuft ihn, wenn er den kalten Leichnam anſieht, und an die Folgen dieſes unglücklichen Ereigniſſes denkt, er ſieht ſchon in der Ferne die Tribunale, das Schaffot! —

Schnell läuft er zu dem Orte, wo ſein treues Roß ſeiner harrt, doch durch den Schuß erſchreckt, hatten beide Pferde ſich losgeriſſen und waren entflohen.

Verzweiflungsvoll umherblickend bemerkt er endlich in geringer Entfernung ſein Pferd, das mit heftigem Stampfen ſich von den Zügeln zu befreien ſuchte, die ſeine Vorderfüße umſchlangen. Er erreicht es, ergreift die Zügel, ſchwingt ſich hinauf, und entflieht mit verhängtem Zügel dem unglückſchwangeren Orte.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Marktplatz von Linz mit der Dreifaltigkeits-Säule.

Die Hauptstadt von Oberösterreich, Linz liegt auf der rechten Seite der Donau in einer schönen Gegend von sanften Höhen umschlossen. Uebe die Donau führt nach dem gegenüberliegenden Markte Urfahr oder Ufeelinz eine 864 F. lange, hölzerne Brücke, die eine heeeliche Aussicht gewährt. Die Stadt ist in neuerer Zeit sehr verschönert worden, und zählt gegen 1400 Häuser und 26,000 Einwohner. Sie ist an und für sich klein, hat aber drei Vorstädte von bedeutendem Umfange. Es sind vier Thore vorhanden, von denen das nördliche oder das Haupt- und Wasserthor und das südliche odee das Schmied- und Landhausthoe die bedeutendsten sind, weil sich die Vorstädte hier anlehnen. Die Stadt wird bei Nacht von 350 Laternen beleuchtet, ist aber nicht ganz gepflastert, denn die Straßen der Vorstädte sind mit Kies blos übeeschüttet. Unter den öffentlichen Plätzen verdient den eesten Rang der auf vorstehender Abbildung daegestellte schöne, 125 Klafter lange und halb so beeite Marktplatz mit der Deeifaltigkeits-Säule und zwei Springbrunnen; daran schließen sich als Plätze zweiten Ranges der Ring und die Promenade, an den beiden äußern Seiten des Landhauses, mit schönen Gebäuden umgeben und mit Platanen bepflanzt. Von den sieben Kirchen ist voe Allem der Dom zu bemerken, dessen zwei, oben mit Kupfer gedeckte Thüeme ebenfalls auf unserer Abbildung zu sehen sind. Sie scheinen übee die vorstehenden Gebäude hinweg auf die Deeifaltigkeits-Säule zu schauen. Die Josephskirche hat hübsche Altaeblätter und die St Matthiaskirche bei den Kapuzinern, ein Denkmal Montecuculis, eines berühmten Feldherrn Kaiser Leopold's, der sich in den Kriegen Österreichs gegen die Türken und Feanzosen auszeichnete und Turenne's künstlichen Bewegungen eine meisterhafte Geschicklichkeit entgegen zu setzen wußte.

Das auf einem Hügel gelegene, kaiserliche Schloß, in welchem sich gegenwäetig eine Steafanstalt befindet, nimmt sich gut aus und hat eine herrliche Aussicht. Das Landhaus, der Regierungspalast, das Mauthhaus, das Bankalamt (1414 erbaut), die Kasserne auf dem Domplatze, das Gymnasium und Hauptschulgebäude, das Theatee, der Bürgerhof, die Bibliothek an der Landstrasse, der Bischofshof in der Herrengasse, das Prunnerstift, die große Wasserkasserne, das ehemalige Khevenhüllee'sche Haus in der Theatergasse, das Stadtbeäuhaus u. s. w. sind Gebäude, die auch einer größern Stadt Ehee machen wüeden.

Linz ist der Sitz dee Regierung des Landes ob der Enns, des Landrechts und eines Bischofs. Es hat ein Gymnasium, ein Lyceum, ein theologisches Seminär, eine Ingenieueschule, eine Kunstschule, gute Trivialschulen, eine Blinden- und Taubstummen-Anstalt, eine Mineralquelle u. s. w. Sein Handel, besonders Speditionshandel, und seine Industrie sind nicht unbedeutend. Es hat Fabriken in Baumwolle, Barchent, Sammet, Bastzeug, türkischen Kappen, Leder, Spielkarten, Farben, Pulver. Besonders merkwürdig ist die kaiserliche Wollenzeug- und Teppich-Fabrik, die zur Zeit ihres größten

Digitized by Google

Flors über 25,000 Arbeiter beschäftigte. Sie wurde 1672 als Privatanstalt gegründet, 102 Jahre darauf Staatseigenthum, und lieferte in den Jahren 1780–90 jährlich gegen 80,000 Stücke Wollenzeug. Jetzt produzirt sie kaum den zehnten Theil dessen, was sie damals produzirte. Die Arbeiter, die sie beschäftigt, sind daher auf 3000 gesunken. Es werden in derselben auch orientalische Shawls verfertigt.

Von Linz geht seit 1832 eine 17½ Meilen lange Eisenbahn nach Budweis in Böhmen, die im Jahre 1843 eine Gesammteinnahme von 208,918 Thlrn. hatte. Es ist dies die erste Eisenbahn, die in Deutschland angelegt worden ist, zwar nur für Pferde, war aber nichtsdestoweniger für das Eisenbahnwesen in Deutschland von unermeßlicher Wichtigkeit, indem sie zu weitern Unternehmungen der Art einen mächtigen Impuls gab. Später ist sie bis Gmunden am Traunsee verlängert worden. In der neuesten Zeit ist Linz von dem Erzherzoge Maximilian mit 32 starken Festungsthürmen von 30 Fuß Höhe und 80 Fuß im Durchmesser umgeben worden. Jeder von diesen Thürmen, welche man auch von seinem Erbauer Maximiliansthürme nennt, bildet eine Festung für sich, so daß Linz von 32 Festungen umgeben ist. Die Thürme sind sämmtlich sehr tief in den Boden gesenkt, so daß sie von fern kaum sichtbar sind, 23 befinden sich auf dem linken, 9 auf dem rechten Donauufer. Jeder hatte drei Stockwerke; das niedrigste dient zum Pulvermagazin, das mittlere zur Aufnahme der Besatzung, das obere zur Aufstellung von 10 Kanonen, die nach Belieben jede mögliche Richtung bestreichen können. Das Fundament jedes Thurmes liegt in einer bedeutenden Vertiefung, aus welcher der Thurm nur mit dem obersten Stockwerke herausragt. Die einzelnen Thürme stehen durch bedeckte Gänge mit einander in Verbindung, jeder aber muß einzeln erobert werden, ehe die Stadt genommen werden kann. Darin und in den geringern Kosten soll der Vorzug dieser Befestigungsweise vor der gewöhnlichen bestehen. Ob aber in der That diese neue Befestigungsweise mehr leistet, als die gewöhnliche, kann nur die Erfahrung ausweisen. Wir wollen wünschen, daß diese Ausweisung nie möglich werden möge.

Dramatische Novitäten-Schau.

Es ist diesen Blättern seit der kurzen Zeit ihrer Entstehung eine Verbreitung zu Theil geworden, die unsere Erwartungen bei Weitem übersteigt. Hat unser Unternehmen schon in den Städten lebhaften Anklang gefunden, so erfreuen wir uns noch mehr auf dem Lande eines zahlreichen Leserkreises. Dem Wunsche dieses Letzteren, der des Theaters ganz entbehrend, sich vielleicht eben deßhalb mehr dafür interessirt, als der von theatralischen Genüßen übersatte Städter, glauben wir insbesondere entgegenzukommen, wenn wir die hervorragendsten Erscheinungen im Gebiete des neuern deutschen Original-Dramas einer ausführlichen Besprechung unterziehen.

Wir machen den Anfang mit Sampiero, diesem jüngsten Kinde der Halm'schen Muse, das schon vor seiner Geburt so viel von sich reden machte. Einige Zeit, bevor Sampiero zur Darstellung im Burgtheater gelangte, hatte sich in Wien das lügenhafte Gerücht verbreitet: Halm sei nicht der Verfasser der unter seinem Namen aufgeführten Stücke. Sie sollten sämmtlich von dem kurz vorher verstorbenen Enk herrühren, der zwar ein recht verdienstvoller Schriftsteller, aber keineswegs ein bedeutendes poetisches Talent war. So grundlos und absurd auch diese Hypothese war, fand sie dennoch bei Vielen Glauben, und mit besonderer Spannung, mit einer gewißen Aufregung erwartete man die erste Aufführung des Sampiero. Eigentlich konnte nun auch Sampiero aus Enks Feder geflossen sein, und es war rücksichtlich der Autorschaft Halm's an „Griseldis," „Adept" und „Sohn der Wildniß" noch nichts erwiesen und nichts widerlegt. Das Beste an der Sache war, daß Sampiero als Kunstwerk eine gewisse Reaktion hervorbrachte, und das Publikum, die Kritik, Freunde und Feinde des Dichters so in Anspruch nahm, daß man die ganze gemeine Klatschgeschichte darüber vergaß.

Das Ereigniß, das diesem Trauerspiele zu Grunde liegt, ist der Kampf Sampieros di Bastelicas, eines edlen Korsen, der sein Leben und seine ganze Kraft daran setzt, sein Vaterland von der Bothmäßigkeit Genuas, der Krämerrepublik, (wie er sie nennt) zu befreien.

König Heinrich der Dritte, von Frankreich, hat im Frieden zu Chateau en Cambresis, Korsika an Genua abgetreten, und die genuesischen Kommissäre nehmen bereits von der Insel Besitz. Sampiero, nur von wenigen Patrioten unterstützt, verläßt den heimatlichen Boden, nachdem er mit einem heiligen Eide gelobt, der Freiheit seines Vaterlandes zu leben, zu sterben und mit dem Rufe „Korsika über Alles!" dem unveränderlichen Wahlspruche seines Lebens, zieht er hinaus, Hilfe suchend bei den Heeren Frankreichs, bei den Waffen der Osmanen, oder bei den Dämonen der Hölle, denn für Korsikas Freiheit ist ihm kein Preis zu hoch. Seine Gattin Vanina und seine Kinder hat er vor seiner Abreise unter den Schutz eines treuen Freundes Antonio di San Fiorenzo gestellt. Ombrone, dessen Oheim durch Sampieros Vater und dessen Vetter durch Sampiero selbst fiel, hat zum Schein der Blutrache abgeschworen, und drängt sich in das Vertrauen Sampieros, so daß er ihm als Geheimschreiber dient, nährt jedoch nichtsdestoweniger den unversöhnlichsten Haß gegen Sampiero.

Ombrone verleitet Vanina, die Gattin Sampieros, Briefe von der Republik Genua anzunehmen, nachdem sie den ersten uneröffnet zurückgesandt hatte, sich auf Bedingungen einzulassen, und bestimmt sie endlich durch das Vorgeben: „Die

Digitized by Google

Republik wolle, wenn die Unterhandlungen erfolglos bleiben, Meuchelmörder gegen Sampiero aussenden," sich nach Genua zu verfügen. Ombrone spricht sich über seine Absicht in einem Monologe folgender Maßen aus:

„Vanina steht mit Genua in Briefwechsel; habe ich sie erst nach der Stadt gelockt, so sollen jene Briefe sie ihrem Gatten, ihn seinen Freunden verdächtig machen; so zerstöre ich seine Pläne, beflecke seine Ehre, vergifte seine Lebensfreuden."

Sampieros Reise ist indessen von geringem Erfolge gewesen. Er hat Waffen aufgebracht, aber keine Mannschaft. Zu Marseille trifft er mit den zurückgebliebenen Freunden zusammen; was Ombrone vorausfah, geschieht. Die Freunde glauben, Sampiero sei im Einverständniß mit Vanina, und mehrere Mitverschworene beschuldigten ihn geradezu des Verrathes, nennen ihn einen Verräther. Sampiero weiß sich die veränderte Gesinnung seiner Freunde nicht zu erklären, da wird er durch den eben ankommenden Freund Antonio di San Fiorenzo von dem Einverständnisse Vaninas mit Genua unterrichtet und erfährt, daß das Schiff, das Vanina nach Genua bringen sollte, genommen worden, daß Ombrone entfloh und Vaninas Brüder sie zu sich nach Air brachten. Sampiero sieht ein, daß es ihm, wenn er für sein Vaterland noch wirken wolle, vor allem Andern drum zu thun sein müße, das Vertrauen seiner Freunde zu erwerben. Er verfügt sich nach Air und bringt in das Haus der Ornano, Vaninas Brüder, ein. Sie gestatten ihm, nachdem er sein Wort gegeben, keine Gewaltthat in Air zu verüben, eine Unterredung ohne Zeugen mit Vanina. In dieser Unterredung erklärt Vanina, daß sie den ersten, Vergleichungs-Vorschläge enthaltenden Brief Genuas uneröffnet zurückgesandt, die andern Briefe aber angenommen habe, beweist jedoch eben durch die folgenden Briefe, daß sie allen Vorschlägen kein Gehör gegeben. Erst als Ombrone ihr ein Schreiben gezeigt, aus dem sie ersehen, daß Genua Meuchelmörder wider Sampiero dingen wolle, erst dann habe sie sich nach Genua begeben. Doch diesen Drohbrief, dessen Vorzeigung allein die Gemüther der Verschworenen hätte beruhigen können, und den Sampiero dringend verlangt, diesen Brief kann ihm Vanina nicht geben, weil ihn Ombrone nicht in ihren Händen ließ. Sampiero bedeutet seiner Gattin, sie sei schuldig, indem er ihr sagt:

„Verblendete! Korsika war zu retten, nicht ich! — Ein Mensch, wär's ein Mann, ein Held, ein Halbgott, ist nur wie ein Blatt am Baum, grünt es oder welkt es, flatterts lustig am Zweige oder wirbelts abgefallen im Winde, wer fragt darnach? — Vaterland, Recht, Freiheit, das ist der Stamm, das Mark, der Kern des Lebens; wer nicht dafür lebt, lebt gar nicht!"

„Ein Mittel," fährt er bald darauf fort, „meine Ehre zu reinigen von ihrem Aussatz, die Abtrünnigen wieder zu sammeln unter meine Fahnen, ein Mittel, Korsikas letzte Hoffnung grünend zu erhalten, gibt es ein solches Mittel? — Ja! ein solches Mittel gibt es, kennst Du das, Unglückselige? Weißt Du, was jede Schuld sühnt, jeden Fehltritt zudeckt, von jedem Makel rein wäscht? Weißt Du's?"

Mit kindlicher Ergebung sehen wir Vanina wider den Willen ihrer Brüder dem Gatten folgen; ein Wort von ihr, und das Parlament der Provence würde sie gegen ihren Gatten schützen, — sie spricht es nicht, und ruhig, wenn auch ahnungsvoll, geht sie dem schweren Gerichte entgegen.

In Marseille angekommen läßt Sampiero durch Antonio di Fiorenzo seine Freunde zu sich entbieten. Er will ihnen Rede stehen, und ihnen die Ueberzeugung verschaffen, daß er kein Verräther, daß er bereit sei, das, was ihm das Theuerste auf Erden ist, seinem Vaterlande zu opfern. Nachdem er auch Vanina rufen läßt, kündigt sich sein schwerer Urtheilsspruch in folgenden Worten an:

„Und jetzt, alter Römersinn! erfülle mich vom Wirbel bis zur Sohle; Korsika! wehe mich an mit deinem Athem, erfülle mein Ohr mit deinem Jammer, mein Auge mit deinem Elend, daß ich ein Mann sei; Stahl durch und durch, und Demant jede Fiber."

Er erklärt seiner Gattin, sie müsse sterben, weil sie sein Gebot übertreten, weil sie mit Genua unterhandelt, weil sie Zwietracht ausgesäet zwischen Korsika und Sampiero, weil sie das Band des Vertrauens zerrissen, das die Retter des Vaterlandes einig an einander knüpfte. Noch vermag Sampieros Hand nicht, die That zu vollbringen, da macht sich Vaninas gepreßtes Herz in folgenden Worten Luft:

„Korsika? — was ist mir Korsika, als die Wiege meines Elends, das Grab meines Glückes, ein unwirthbares Eiland, eine Wildniß, bewohnt von Raubthieren und von Menschen, unbezähmbar und grausam, wie sie! — Wie ich dich liebte, so haß' ich Korsika, wie ich in heißer Sehnsucht nach meinen Kindern die Arme ausstrecke, so verabscheue ich Korsika, wie ich aus tiefster Seele für sie, für dich Segen vom Himmel herabflehe, so fluch' ich, fluch' ich Korsika! —"

Sampiero stoßt wuthentbrannt den Dolch in Vaninas Brust und das verhängnißvolle Urtheil ist vollzogen. Entsetzen ergreift die inzwischen herbeigeeilten Verbannten. Nachdem Sampiero ihnen erklärt, daß er seine Gattin gerichtet, daß er sein Köstlichstes für Korsika hingegeben, fordert er sie auf, sich mit ihm zu Schiffe zu begeben und das hartbedrängte Vaterland zu befreien. „Doch erst," ruft er, „kniet nieder an ihrer Leiche, erfüllt eure Seele mit dem Jammer ihres Anblicks, prägt ihre edlen Züge euch ins Herz, daß der Gedanke, der ihr den Tod gab, belebend euch durchdringe, daß er emporzucke aus jedem Schlage eueres Herzens, daß er Mark und Kern eueres Lebens werde, wie er Mark und Kern des meinen ist, der eine Gedanke: „Korsika über Alles!" und unter dem antwortenden Rufe der Verbannten: „Korsika über Alles!" endet die tiefergreifende Tragödie.

Bereits aus dieser Inhaltsanzeige muß der Leser die Überzeugung gewinnen, daß das in Rede stehende Drama durch die, das ganze Kunstwerk durchgeistigende Idee einer reinen, Alles aufopfernden Vaterlandsliebe einen hohen sittlichen Standpunkt einnehme. Der Conflict, in den Sampiero mit sich selbst geräth, der Seelenkampf, den Sampiero der begeisterte Sohn Korsikas mit Sampiero dem Menschen aus-

Digitized by Google

zufechten hat, und den der Dichter ſo treffend mit den Worten: „O! verflucht, wer ein großes, würdiges, ruhmgekröntes Daſein alltäglicher Beſchränktheit zum Spielzeug in den Schooß wirft!“ bezeichnet, verſetzt den Zuſchauer in jene Spannung, ohne welche ein eigentliches tragiſches Intereſſe nicht denkbar iſt. In dieſer ganzen Tragödie gewahren wir jene entſchiedene Geſinnung, jenen männlichen Ernſt, den wir in den Dramen der Neuzeit vergebens ſuchen. Sampiero iſt ein weſentlicher Fortſchritt Halms. Da iſt kein tragiſches blinde Kuh-Spielen, wie in der „Griſeldis,“ wo der Heldin im fünften Akte die Binde von den Augen fällt. Da iſt kein Girren, Flüſtern und Koſen, kein Necken zwiſchen Civiliſation und Naturzuſtand, wie in dem „Sohn der Wildniß.“ Zu dem Allen iſt hier keine Zeit. Ein Stück Weltgeſchichte geht an unſeren Blicken vorüber; im Kampfe auf Leben und Tod drängen ſich die Ereigniſſe und unaufhaltſam dreht ſich das Rad der Zeit, jeden zermalmend, der in egoiſtiſcher Beſchränktheit in ſeine Speichen greift.

Es haben Manche die That Sampieros frevelhaft und grauſam gefunden und die Meinung geäußert, der Mörder Sampiero tauge nicht zum Helden eines Dramas. Die Anſicht ſcheint irrig. Sampiero hat ſeine Gattin nicht gemordet, er hat ſie gerichtet und das Urtheil, das er mit blutendem Herzen fällen mußte, ſelbſt vollzogen. Vanina iſt in jedem Falle höchſt ſtrafbar, denn ſie hat zuerſt ohne Wiſſen ihres Gemals ſich mit Genua in Unterhandlungen eingelaſſen, aus dem egoiſtiſchen Motive, um durch die baldige Beendigung der Wirren in Korſika, Sampiero, den geliebten Gatten ihrem Herzen und dem ſtillen Familiengtücke wieder zu geben. Sie hat ſich durch eine plumpe Liſt täuſchen laſſen und ein großes Werk durch alberne weibiſche Furcht zerſtört. Dieſe Thorheit verbunden mit dieſer Spießbürgerlichkeit, — das iſt ihr Verbrechen. Ja, es kömmt nicht einmal darauf an, ob Sampieros Urtheil gerecht, ob es nicht allzuſtreng geweſen. Genug wenn er ſelbſt die Schuld für ſo groß hält. Wenn er, überzeugt, nur der Tod Vaninas könne zwiſchen ihm und ſeinen Gefährten das alte Vertrauen herſtellen, in dieſer Ueberzeugung die Strafbare tödtet, ſo nennt man Sampiero vielleicht mit recht einen Schwärmer, einen Zeloten der Freiheit, aber mit größerem Unrecht einen Mörder.

Auch hat man es hie und da befremdend gefunden, daß Sampiero die That erſt dann vollbringt, als Vanina ihre Abneigung gegen Korſika unverhohlen ausſpricht. Iſt es denn ein ſchnell auflodernder Grimm, der bei dieſen Worten den Dolch führt? Ganz und gar nicht. Sampiero lernt erſt in dieſem Augenblicke Vaninas wahre Geſinnung unverſchleiert kennen; er ſieht, daß Korſikas Freiheit ihr wirklich ſtets ein Phantom geſchienen, daß nicht bloß Vaninas Thun, ſondern auch ihre Geſinnung ſtrafbar geweſen, und nun erſt, nachdem er mit dem Menſchlichen in ſich ſo lange gerungen, nun erſt findet er die Kraft, die Feſtigkeit, das Urtheil zu vollſtrecken, und ſomit ſcheint der Dichter auch von dieſer Seite gerechtfertigt.

Abgeſehen von der Idee hat jedes gelungene Drama einen faktiſchen und einen pſychologiſchen Gehalt. Rückſichtlich des erſteren, kömmt es darauf an, daß der Dichter jene Thatſachen, die ſich vor dem Auge des Zuſchauers ereignen ſollen, mit möglichſter Kürze und dennoch in der größten Vollſtändigkeit zuſammenfaſſe, daß er die Begebenheit aus ihren Urſachen klar entwickle, daß er ſie in natürlicher Folge und Aneinanderreihung darſtelle, und ſie geſchickt einem Ende zuführe, aus welchem ſich jene moraliſche Conſequenz ergibt, die der Dichter beabſichtigt. Eine vielleicht noch ſchwierigere Aufgabe hat der Dichter in pſychologiſcher Beziehung zu löſen. Er ſoll uns wenigſtens in der Hauptperſon Charaktere zeichnen, die wir ſogleich als wahr und urſprünglich erkennen; auch ſoll er bedacht ſein, ihnen bedeutungsvolle Geſtalten als würdige Contraſte entgegenzuſtellen. Die Menſchen, die uns das Drama vorführt, ſollen, nach Bedürfniß der Handlung oft auf der höchſten Stufe moraliſcher Vervollkommnung oder ſittlicher Verworfenheit ſtehen, aber ſelbſt bei originellen Eigenthümlichkeiten, bei weſentlich unterſcheidenden Merkmalen dennoch der Allgemeinheit der menſchlichen Natur entſprechen. In beiden Beziehungen iſt der Dichter hinter dieſen Anforderungen zurückgeblieben. Es ſind in dieſer Tragödie nur zwei Perſonen. Sampiero, der Träger der Idee dieſes Trauerſpiels und Vanina, die Repräſentantin der Alltäglichkeit, aus Grundſatz. Alle übrigen vorkommenden Perſonen ſind bedeutungslos. Von einer Gruppirung der Charaktere, wie wir ſie in unſeren Muſtertragödien finden, iſt hier keine Spur und beſonders ſtörend iſt dieſe Oberflächlichkeit der Charakteriſtik bei Ombrone. Ombrone ſoll das böſe Prinzip dieſer Tragödie ſein, iſt aber im Grunde nichts mehr, als eine flüchtig ſkizzirte Contourine eines uſuellen Theaterintriguanten. Sein Verfahren gegen Sampiero und Vanina iſt zwar durch die korſiſche Blutrache natürlich motivirt, allein dieſes Motiv iſt zu bequem, es iſt zu national, möchte man ſagen. Die Invention des Dichters hätte wenigſtens noch einen perſönlichen Beweggrund hinzufügen müſſen, der Ombrone beſtimmt, auf dieſe Weiſe zu verfahren. So wie Ombrone jetzt gezeichnet iſt, hält man ihn für unwürdig, einem Sampiero gegenüber zu ſtehen, denn dieſer Intriguant iſt keine Macht, keine Kraft, die Sampiero beſiegt oder die ihm auch nur hemmend in den Weg tritt; er iſt bloß der Stein, über den Sampiero ſtrauchelt und fällt.

Überhaupt iſt auf die Verſchlingung des Knotens zu wenig Fleiß verwendet worden. Die Liſt, durch welche Vanina nach Genua gelockt wird, iſt zu plump. Bei einem feineren Plane Ombrones hätten wir Vanina mehr geachtet, ſie hätte in einem größeren Maße unſere Theilnahme gewonnen, und ihr Wagniß, die Pläne ihres Gatten zu durchkreuzen, wäre als ein geringeres Vergehen erſchienen.

Noch flächer charakteriſirte der Dichter Vaninas Brüder; ſie ſind nicht werth, einen ſolchen Schwager zu haben. Sie führen große Worte im Munde und wiſſen, als Sampiero ganz allein auf ihrem Schloſſe erſcheint, keinen andern Rath, als das Parlament um Hilfe zu bitten. In dieſer Hinſicht mag allerdings der veränderte Schluß, wo Sampiero von den Ornanis bei der Leiche Vaninas getödtet wird, einem kleinen Übelſtande abgeholfen haben, weil die Brüder doch dann als Männer erſcheinen, die ihre Drohungen durch die That be-

Digitized by Google

währen. Halm hat dieses Ende, zu welchem ihm einige Freunde der poetischen Gerechtigkeit riethen, nur bei der ersten Vorstellung in Wien beibehalten, bei der zweiten Darstellung hatte das Stück schon den in der vorstehenden Inhaltsanzeige angegebenen Schluß, der eigentlich der ursprüngliche ist. Bleibt Sampiero nicht am Leben, so ist die Tragödie vernichtet, abgesehen von der historischen Unrichtigkeit. Sampiero landete wirklich im Jahre 1564, also lange nach dem Tode seiner Gattin, mit 37 Mann in Korsika und erwarb sich einen solchen Anhang, daß er sich durch drei Jahre auf der Insel fest hielt und den Genuesern viel zu schaffen machte, bis er endlich von einem gewißen Vitelli (wie man glaubt, auf Anstiften Genuas) ermordet wurde.

Trotz der gerügten Mängel ist dieses Drama von einer so tiefen Wirkung und bei all der schlichten Einfachheit von einer so erhabenen Schönheit, daß nicht nur die kleinen Fehler den vielen Vorzügen des Stückes gegenüber fast ganz verschwinden, sondern daß man auch darüber die vortreffliche Form der schmucklosen und doch so edlen, dem Charakter und der Situation angemessenen Sprache fast ganz vergißt. Nichts kann für den Dichter ehrender sein, als eben dieser Undank, dieses Vergessen. Möge sich von Sampiero an eine bessere, segensvolle Epoche für das deutsche Drama datiren. Möge dieses Feld wieder blühend, wieder fruchtbar werden und nach den langen Jahren des drückenden Mißwachses und Mangels wiederkehren die Zeit des Überflußes und des Gedeihens.

Clemens Wenzel Nepomuk Lothar
Fürst von Metternich-Winneburg.

Eine biographische Skizze.

Fürst von Metternich-Winneburg.

Unter Deutschlands großen Geschlechtern, deren Stammburgen die prachtvollen Ufer des Rheinstromes schmücken, ist das der Metterniche eines der ersten an Glanz des uralten Herkommens an Ausdehnung und Blüthe des Besitzes, und was das Höchste ist, an Menge und Bedeutsamkeit der aus seinem Schooße hervorgegangenen, ausgezeichneten Männer.

Dem Ursprunge des Namens Metternich — früher Metternicht geschrieben — legt eine Urkunde über das Leben des letzten sächsischen Kaisers Heinrich des Heiligen, nachfolgende Begebenheit zum Grunde. Genannter Kaiser hatte einen vornehmen, durch Adel und Tapferkeit ausgezeichneten Hauptmann der Leibwache, Metter mit Namen, den er seiner Treue und Ergebenheit wegen, besonders hoch in seiner Gnade hielt. Hiedurch zum Neide gereizt, ersannen Einige bei Hofe, in der Absicht Metter'n zu stürzen, den schändlichen Plan, durch Verfälschung seiner Handschrift einen hochverrätherischen Brief abzufassen, der sodann bei Gelegenheit dem Kaiser in die Hände gespielt wurde. Allein Heinrich, der durch diesen Anschlag in der guten Meinung von seinem Diener nicht irre geleitet wurde, wies unwillig beim Anblick der Urkunde die Verläumdung von der Hand, indem er laut die Worte sprach: „Nein solche schwarze That hat Metter nicht gethan!" Zum ewigen Andenken an dieses Ereigniß sollen sich alle Nachkommen Metters den Namen „Metternicht" später „Metternich" beigelegt haben.

Von diesem Geschlechte, von dessen sechs Linien nur noch die jüngere, die Linie zu Winneburg und Beilstein vorhanden, stammt Clemens Wenzel Nepomuk Lothar Graf und seit 1813 Fürst von Metternich-Winneburg, Herzog von Portella, Graf von Königswart, Grand von Spanien I. Klasse, Ritter des goldenen Vließes, Großkreuz des k. ungarischen St. Stephan-Ordens (in Brillanten), des goldenen Civil-Verdienstzeichens und des Ordens des heil. Johann von Jerusalem; Ritter der ruf. Orden des heil. Andreas, des heil. Alexander-Newsky und der heil. Anna I. Klasse; des Ordens des heil. Geistes und der übrigen franz. Orden, des sardinischen Ordens der Annuciade, des dänischen Elephanten, des preuß. schwarzen und rothen Adler- dann des schwedischen Seraphinen-Ordens; Großkreuz des span. Ordens Karl III., des portugies. Christus- und des brasilianischen Ordens vom südlichen Kreuze, Ritter des sicil. St. Januarius- und Großkreuz des sicil. St. Ferdinand- und Verdienstordens, Ritter des bayer. St. Hubert- und Großkreuz des toscan. St. Jo-

Digitized by Google

seph-Ordens, Ritter der würtenberg. Krone und des k. sächsischen Ordens der Rautenkrone, Großkreuz des hannov. Guelphen, des niederländischen Löwen-, des churfürstl. hessischen Löwen- und großherzoglichen hessischen Ludwigs-Ordens, Ritter des badenschen Ordens der Treue, Großkreuz des großherzogl. sächsischen Falken- und des Konstantin. St. Georg-Ordens von Parma; k. k. wirklicher geheim. Rath, Haus- Hof- und Staatskanzler, Staats- und Konferenzminister, Kanzler des militär. Maria Theresia-Ordens, Kurator der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien, Konservator der Universität in Krakau, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften und Vereine.

Der Fürst ist der älteste Sohn des Grafen Franz Georg von Metternich und wurde am 15. Mai 1773 zu Koblenz geboren und von dem letzten Churfürsten von Trier Clemens Wenzel, königl. Prinzen von Polen und Lithauen, Herzog von Sachsen aus der Taufe gehoben. Nachdem Metternich unter den Augen seines Vaters von den vorzüglichsten Lehrern und Meistern eine seine ausgezeichneten Naturanlagen fördernde Erziehung genossen, bezog er 1788 die Universität zu Straßburg und begab sich von hier zwei Jahre darauf zur Krönung des Kaisers Leopold II. nach Frankfurt, wo er die Funktionen eines Ceremonienmeisters des kathol. Theiles des westphälischen Grafen-Kollegiums versah. Später bezog er die damals im Flore stehende Universität zu Mainz, wo er bis 1794 den juridischen und diplomatischen Studien oblag. Im Jahre 1797 übernahm er die Vertretung des westphälischen Grafen-Kollegiums auf dem Congreß zu Rastadt, den er jedoch bald verließ. Erst mit dem Jahre 1801 betrat Metternich eigentlich die diplomatische Laufbahn, indem er in diesem Jahre zum k. k. Gesandten am damals churfächsischen Hofe ernannt wurde und 1803 sehen wir ihn schon als Gesandten am preußischen Hofe. Als im Jahre 1805 der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich ausbrach, ward der junge Diplomat mit der Negociation zwischen den Höfen von Rußland und Preußen beauftragt und war Vermittler des Allianz-Tractats, welcher zu Potsdam am 5. Nov. d. J. unterzeichnet wurde. 1806 sollte Metternich als Bothschafter nach St. Petersburg gehen, doch die damalige trübe und schwere Zeitperiode nach dem Preßburger Frieden forderte auf dem Gesandschaftsposten zu Paris einen ausgezeichneten Diplomaten, und so wurde der 33jährige Metternich zum Gesandten nach Paris bestimmt, welchen Posten er durch die am 10. Oktober 1807 zu Fontainebleau geschlossene Convention, die definitive Ausgleichung der Streitfragen betreffend, celebrirte. Am 15. August 1808 ereignete sich jene in den diplomatischen Annalen aufgezeichnete, merkwürdige Audienz, wobei der kais. Bothschafter den heftigen Erklärungen Napoleons eine Stunde lang die Spitze zu bieten, genöthigt war. Im Nov. desselben Jahres nahm Metternich Antheil an den Cabinets-Berathungen zu Wien und im Jahre 1809 sehen wir den Bothschafter wieder zu Paris, wo ihm im Mai, als er abreisen wollte die Pässe unter nichtigem Vorwande verweigert wurden. Ein paar Tage nach dem Siege bei Aspern traf er unter militärischer Eskorte in Wien ein, und am 2. Juli erfolgte endlich seine Auswechslung auf der Vorpostenlinie vor Comorn, wo er sich dann in das kais. Hauptquartier zu Wolkersdorf begab.

Als sieben Tage später der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf von Stadion sich von den Staatsgeschäften zurückzog, übertrug der Kaiser dem Fürsten die provisorische Leitung derselben unter dem Titel eines Staatsministers und am 8. Oktober d. J. übernahm der mit dem größten Zutrauen beschenkte, verdienstvolle hohe Staatsmann die definitive Leitung der auswärtigen Geschäfte. Im Jahre 1810 verfügte sich Metternich mit der neuen franz. Kaiserin Maria Louise nach Paris, bei welcher Gelegenheit ihm der hochselige Kaiser Franz den Orden des goldenen Vließes ertheilte. Als mit Anfange 1812 eine neue Ordnung der Dinge für Europa sich bereitete, begleitete Metternich im Frühjahre den Kaiser nach Dresden, wo ein kais. Armee-Corps zu dem franz. Heere stieß. Nach dem Feldzuge von 1812 erklärte sich Oesterreich als vermittelnde Macht und Metternich verfügte sich nach der Schlacht bei Bautzen nach Opotschna, wo er mit dem russischen Kaiser eine Unterredung hatte, deren Folge die Anerkennung der österreichischen bewaffneten Mediation von Seite der verbündeten Höfe Rußlands und Preußens war. Bei seiner Rückkunft nach Gitschin fand Metternich eine Einladung Napoleons nach Dresden. Er traf daselbst den 28. Juni ein und unterzeichnete am 30. d. M. eine Convention, vermög welcher Frankreich ebenfalls die bewaffnete Mediation Oesterreichs anerkannte, und Prag als den Ort der zu eröffnenden Verhandlungen bestimmte, deren peremtorischer Termin auf den 10. August festgesetzt wurde. Mit dem Geschäfte der Mediation vom Kaiser beauftragt, unterfertigte Metternich, als mit dem festgesetzten Termin das Friedensgeschäft nicht einmal begonnen hatte, und Napoleons Bevollmächtigte erst am 12. Aug. anlangten, — die Kriegserklärung gegen Frankreich und unterzeichnete dann im Namen seines Monarchen zu Teplitz die Quadrupel-Allianz zwischen Oesterreich, Rußland, England und Preußen, worauf bald nachher der zu Ried mit Bayern abgeschlossene Traktat ratificirt wurde. Stets im Gefolge nun des Kaisers bezeichnen die Orte Frankfurt, Freiburg, Basel, Langers und Chaumont die größte diplomatische Thätigkeit Metternichs. Während des Congresses zu Chatillon leitete Metternich die Verhandlungen in dem Hauptquartier des Kaisers, später zu Dijon jene mit Monsieur, Bruder Ludwigs XVIII. und unterhandelte im Namen Oesterreichs den Pariser Frieden vom 30. Mai 1814, nach dessen Abschluß er nach England ging, bei welcher Gelegenheit ihm die Universität zu Orford die Doktorwürde verlieh. Bei der am 8. Oktober 1814 erfolgten Eröffnung des Wiener Congresses hatte Metternich den Vorsitz bei den Conferenzen. Als am 5. Mai 1815 die Nachricht von Napoleons Entfernung in Wien eintraf, erließ der Congreß das Manifest gegen Napoleon. Die zur Befreiung Europas verbündeten Fürsten und Heere waren zum zweitenmale in Paris und der zweite Pariser Frieden ward wieder vom Fürsten Metternich als österreichischen Bothschafter unterzeichnet.

Digitized by Google

Gleichfalls wurde unter Metternichs persönlichen Vorsitz der Wiener Congreß und die deutsche Bundes-Akte verhandelt. Der Münchner Tractat über die künftigen Gränzbestimmungen zwischen Oesterreich und Bayern (1816) war ebenfalls das Werk des Fürsten, der 1818 bei dem Congreß zu Aachen als österreichischer Bevollmächtigter erschien. Im Juli desselben Jahres fanden unter Metternichs Vorsitz die Karlsbader Conferenzen Statt, und bei den 1820 zu Wien erfolgten Ministerial-Conferenzen führte der Minister wieder den Vorsitz. Im Jahre 1821 wurde der Congreß nach Laibach verlegt, dessen Resultat die Unterdrückung der neapolitanischen und piemontesischen Staatsumwälzungen war. Am Tage vor seiner Rückkehr nach Wien erhielt Metternich die ihm von dem Kaiser entgegengeschickte Erhebung zu der, seit dem Ableben des Fürsten Kaunitz nicht mehr besetzten Stelle eines Haus- Hof- und Staatskanzlers. Schon früher (1815) verlieh dem Fürsten der zum Besitz des neapolitanischen Thrones wieder gelangte König Ferdinand, in Anerkennung des Antheils, den Metternich an diesem Ereigniße genommen, die herzogliche Würde im Königreiche beider Sicilien unter Benennung eines Herzogs von Portella, als desjenigen Gränzpunktes des neapolitanischen Gebietes, den das kais. Heer auf seinem Siegeszuge gegen Neapel zuerst betreten hatte.

Später wohnte der Fürst dem Congreße zu Verona als österreichischer Bevollmächtigter bei, und nach erfolgter Unterdrückung der spanischen Revolution verlieh dem hohen Staatsminister der König von Spanien die Grandezza erster Klasse mit dem herzoglichen Titel.

In dem gegenwärtigen Jahrhundert mag es kaum irgend ein nahmhaftes politisches Ereigniß in Europa gegeben haben, auf dessen Entwicklung die umfassende Thätigkeit und der Einfluß dieses großen Staatsministers nicht mächtig gewirkt hätten, und es ergreift uns die größte Bewunderung und erfüllt uns mit der tiefsten Hochachtung für den merkwürdigen, hochverdienten Staatsmann, der mit den großen Ansprüchen einer so bewegten Gegenwart und in einem Berufe, der allein schon die ungetheilte Kraft eines ganzen Lebens in Anspruch zu nehmen scheint, seine Sorgfalt und Aufmerksamkeit allen Angelegenheiten des Staates und des öffentlichen Lebens zugewendet, umfassenden Unternehmungen zur Beförderung des allgemeinen Wohles und zur Unterstützung Nothleidender mit Umsicht vorgestanden, und unter den großen Elementen des Staates und Krieges auch vaterländische Kunst und Wissenschaft mit dem lebhaftesten Eifer befördert hat.

Auch mag es hier, als ein bisher nicht Statt gehabter Fall in der Geschichte, bemerkt werden, daß der Fürst Inhaber aller höchsten europäischen Orden mit alleiniger Ausnahme des großbrittanischen Hosenband-Ordens ist, welche ihm sämmtlich als Anerkennung der entscheidensten politischen Verdienste ertheilt wurden. Unter den wohlthuenden Gefühlen dieses Bewußtseins feierte denn auch Fürst Metternich am 8. Oktober 1834 das Jubiläum seiner 25 jährigen Leitung der auswärtigen Angelegenheiten der österreichischen Monarchie, begrüßt mit dem innigen Wunsche, daß zum Heile aller Gutgesinnten der Himmel der segenreichen Wirksamkeit des Fürsten ein noch recht fernes Ziel vergönnen wolle.

Fürst Metternich vermählte sich den 27. Sept. 1795 mit Eleonora Maria, Prinzessin von Kaunitz, nach deren Tode (19. März 1825) er am 5. Nov. 1827 sein Vermählungsfest mit der Freiin Antonia von Leykam, (Gräfin Beilstein) hielt. Als diese den 17. Jänner 1829 starb, vermählte sich der Fürst am 30. Juni 1831 mit der Gräfin Melanie Zichy-Feraris. Von der ersten Ehe hat der Fürst zwei Töchter: Leontine, vermählt mit Moritz Grafen Sandor, und Hermine, Honorar-Stiftsdame zu Wien. Aus der zweiten Ehe sind Richard, und aus der dritten Melanie, Paul und Lothar.

Ein Rendezvous.

Aus dem wirklichen Leben mitgetheilt von Wenzel Storch.

Wer hätte wohl in seinem Leben nicht schon einer ihm werthen Person ein Rendezvous gegeben, welcher Art es auch immer sein mochte? —

Wenn man bei einem jeden Rendezvous etwas Poetisches erwartet, so soll auch das jetzt zu erzählende an diesem Elemente nicht völlig Mangel leiden; obgleich mir gar nicht daran gelegen ist, eine Erzählung mit tüchtigen, poetischen Floskeln zu versetzen. Das Leben eilt in tausend Fällen der kühnsten, ausschweifendsten Phantasie zuvor, es ist eine Poesie aller Poesien und ich glaube gerade hierin einen Vorzug meiner Erzählung zu sehen, da der Gegenstand derselben dem wirklichen Leben entnommen ist. Die Hauptperson meiner Lebens-Skizze, den Major M—, der ein Schulkamerad meines seligen Vaters war, habe ich persönlich, und so weit man dieß überhaupt sagen kann, und zu sagen pflegt, gut gekannt.

Die Abend-Soiree bei dem Hofrathe S. war ihrem Ende nahe; von den Gästen empfahl sich einer nach dem andern, was dem schon früher schlaftrunkenen, unaufhörlich gähnenden Bedienten, der, um weniger von dem ohnehin schon ziemlich matten Lichte (er hatte schon seit einer halben Stunde sich nicht um die brennenden Kerzen bekümmert) in seinem süßen Schlummer gestört zu werden, in der Fensterecke hinter einem Vorhange sich gelagert hatte, gar nicht unlieb gewesen wäre, wenn ihm überhaupt etwas jetzt hätte lieb oder unlieb sein können, etwa mit Ausnahme dessen, was ihm die

Digitized by Google

Traumgöttin in seinem Schlummer eingegeben haben mochte, was mir aber zu meinem größten Leidwesen nicht bekannt ist.

Sich um die möglichen Wünsche des nun ohnehin nichts wünschenden Famulus wenig kümmernd, saßen noch eifrig spielend vier Herren bei einem Spieltische. Eine Whist-Parthie kann man durchaus nicht unbeendet lassen, und die ihrige war bei weitem noch nicht dem Ende nahe. Der Hofrath und seine liebenswürdige Frau schienen ein baldiges Ende der Parthie gar nicht zu wünschen, denn immer um die Spielenden herum beschäftigt, theilten sie all die Lust und Unlust, welche dem Einen oder dem Andern von den Spielern durch die, wie überall — so im Kartenspiele ganz besonders — oft gar tyrannisch waltende Fortuna verursacht worden war. Wie es nicht selten zu geschehen pflegt, daß man ohne an die Zeit eigentlich zu denken, gleichsam aus einem mechanischen Triebe sich doch nach ihr richtet; so geschah es, freilich begünstiget durch einigen Zufall, daß mit dem Schlage der zwölften Stunde die Karten-Parthie aus war. Das Schlagen der Uhr, und der durch das Rücken mit den Stühlen verursachte Lärm, weckte den Bedienten aus seinem süßen Schlummer, um ihm noch die süßere Aussicht zu eröffnen, er werde nun bald ganz ungestört sich dem Schlafe widmen können.

Zwei Freunde haben einander immer etwas zu sagen, was sich in einer Gesellschaft nicht so leicht anbringen läßt. Jede Liebe hat etwas Besonderes, um was sie nur allein wissen darf, und so hatten sich denn auch der Major M., und der Regimentsarzt B. etwas Besonderes zu vertrauen (denn sie waren mehr, als was man gewöhnlich gute Freunde nennt). „Nein, bei meiner Ehre" — hub der Major an, — „ich kann mich nicht leicht erinnern, daß ich mich seit langer Zeit so köstlich unterhalten hätte; als eben heute. Deine Laune aber Bruderherz" — hier klopfte er dem Regimentsarzte sehr wohlgefällig auf die Achsel — „war auch eine mehr als rosenfarbene diesen Abend. Ich habe Dir noch eine Menge Dinge zu sagen, was recht gut wird geschehen können, wenn Du mich gefälligst ein Stück Weges begleiten wolltest."

„Muß sehr bedauern Herr Bruder" — gab Jener zur Antwort — „ich habe noch einen kranken Freund und Collegen zu besuchen, der meiner ohne Zweifel mit Ungeduld harren wird."

„Ei! wenn dem so ist, der Kranke geht freilich vor. Dafür sollst Du mir aber übermorgen eine unverhältnißmäßige Revange geben. Ich lade Dich feierlichst für den Abend zu mir ein. Nun, das wirst Du Herr Bruder mir doch nicht abschlagen?" „Im Gegentheile, ich nehme deine Einladung an, und freue mich unendlich neuerdings ein paar Stunden in deiner Gesellschaft verbringen zu können. Ich komme ganz gewiß." — Sich gleichsam zur noch stärkeren Bekräftigung des Versprechens herzlich die Hände schüttelnd, schieden sie, nachdem sie beide von dem gastfreundlichen Hofrathe und seiner Gemahlin Abschied genommen hatten, von einander. Der Major ging, während der Arzt zu seinem Kranken eilte, ein lustiges Liedchen trällernd, nach seiner Wohnung in der Vorstadt. M. stand nicht mehr im activen Dienste, er hatte ein bescheidenes Ämtchen bei einer militärischen Branche bekommen, welches, da er schon vorgerückten Alters gewesen, für ihn passender war. Er hatte von Pik' auf gedient, mehrere Schlachten mitgemacht, und sich stets als ein wackerer Soldat bewiesen. Von mittlerer Größe war er etwas korpulent; woraus man nicht mit Unrecht darauf schließen konnte, daß das ihm zugewiesene Ämtchen gerade nicht Eines von jenen war, welches nicht gehörig alle seine Bedürfnisse gedeckt hätte. Sollte der Leser aus dem Nachfolgenden schließen wollen, daß der Major in der heutigen Abendgesellschaft, die ihm so ganz besonders wohlgefiel, von dem edlen Traubensafte vielleicht mehr genossen habe, so wäre dieß gerade kein falscher Schluß. Welcher Sohn des Mars liebte nicht den Wein? Auch er war ihm nicht abgeneigt; doch blieb er stets von dem Vorwurfe frei: dem Bachus jemals zu viel gehuldigt zu haben.

Tausend Pläne macht oft der Mensch für die Zukunft, und denkt nicht daran, daß der ihm zugemessene Sand in seinem Lebensglase fast ganz schon abgelaufen sei. Das letzte Körnlein fällt, und — — um alle Pläne für dieses Leben ist's geschehen. Eine andere Welt öffnet sich dem Dahinscheidenden, unaufhaltsam reißt ihn das Geschick in seinem Schwunge fort. — Major M. gelangte, ohne daß ihm etwas Besonderes begegnet wäre, bis an das Stadtthor. Doch hier — wer hätte sich dessen versehen? — sank er zusammen. — — — Der Wache stehende Soldat rief seinen Kameraden zu: sie möchten Einem in Ohnmacht gesunkenen Menschen zu Hilfe kommen. Doch wie erstaunten diese nicht, als sie in dem Ohnmächtigen, ihren einstmaligen Major erkannten. Aber ihr Staunen wuchs noch mehr, als es sich herausstellte, daß nicht eine einfache Ohnmacht Schuld an seinem Falle war, sondern, daß ihn der Schlag gerührt habe. — — — Nach dem Militärspital alsogleich gebracht, ward der Major trotz dem, daß alle nur erdenkliche Mühe zu seiner Rettung angewandt wurde, in wenig Stunden eine starre, kalte Leiche. — Den nächstfolgenden Tag sollten auf dem Sektions-Saale zum Behufe des Unterrichtes jüngerer Militär-Aerzte mehrere Leichen secirt werden. Auch die Leiche des Majors wurde nach dem genannten Orte gebracht, damit gerade in diesem besondern Falle, die nöthigen Untersuchungen Statt finden könnten. Der Arzt, dem es für den heutigen Tag oblag, die Haupt-Sektion vorzunehmen war gerade — ob durch Zufall oder Fügung — verhindert, solches zu thun, und er ersuchte einen seiner Collegen (den Regiments-Arzt B.) ihn zu supliren. Dieser, nachdem er Vormittag seine Krankenbesuche abgethan hatte, wollte nach abgehaltener Vorlesung bei dem besprochenen Rendezvous erscheinen. Im Saale angekommen lief er flüchtig den Zettel der Kadavers — mehr aus Gewohnheit, als um darin wirklich etwas zu lesen — durch. Der Saaldiener enthüllte die Leichen, und die Erste, die dem Regimentarzte in die Augen fällt, ist — welch' namenloses Entsetzen! — die des Majors M. — War dieß nicht ein gar seltenes und ernstes Rendezvous? — — — Gewiß. Eine Sektion konnte unmöglich vorgenommen werden, denn die Gedanken, welche den Regi-

Digitized by Google

mentsarzt an die Leiche seines Freundes knüpften, waren nichts weniger als anatomisch. Sie gehörten in eine andere Wissenschaft, in der sich umzusehen wohl ein Jeder sich angelegen sein lassen sollte. Das Resultat, welches aber die jungen Ärzte wohl nicht aus der Vorlesung, sondern vielmehr aus dem Anblicke des Regimentsarztes zogen, möchte ich — das wäre ein befriedigender Gedanke für mich — auch meinen Lesern wünschen.

Der getröstete Witwer.

Eigentlich beleidigt man den Bildner empfindlich, wenn man zu seinem Werke eine erklärende Überschrift gibt. Ist es, wie es sein soll, so muß es sich selbst erklären und jedem erkennbar sein. Unser Zeichner hat, wie es scheint, die Kränkung, die wir ihm durch die Worte „Der getröstete Witwer" bereiteten, vollkommen verdient. Der Mann mit dieser stillen Miene, mit dieser behaglichen Ruhe soll ein Witwer sein, der eben von der Beerdigung seiner verstorbenen Frau zurückkehrt? Unmöglich! Der Mann sieht aus, als hätte er so eben einen Schatz gefunden und nicht einen begraben. Wo ist die Verzweiflung, wo ist der Jammer, wo sind die Thränen? Wenn der Mann heute am Tage seines unendlichen Schmerzes, seiner ungeheueren Betrübniß eine so heitere Physiognomie hat, wie muß der erst an seinem Hochzeitstage ausgesehen haben? „Viel trauriger, als heute" meint unser Zeichner. Ach so! Jetzt beginne ich erst Ihre Intention zu fassen, ja! jetzt wird mir Alles klar. Der Mann lächelt so heiter, weil .... nun waeum der, so heiter lächelt, das ist wohl keine Frage.

Wir können über das Alter unseres Witwers keine bestimmten Nachweisungen geben, aber das wissen wir genau, er ist jetzt in seinen besten Jahren. Er trägt den Flor auf seinem Hute mit einem so stolzen Bewußtsein, wie ein Triumphator den Lorbeer. Der Flor ist die Kokarde seiner häuslichen Unabhängigkeit.

Zum ersten Male in seinem Leben schreitet unser Witwer stolz und aufrecht einher, wie Jemand, der eine schwere Last getragen hat und dem sie plötzlich abgenommen worden ist. Der Mann athmet frei, so wohl ist ihm lange nicht geworden. „Endlich," denkt er selbstzufrieden bei sich, „endlich bin ich der selige Mann meiner seligen Frau!

Bei all der ungemessenen Heiterkeit, die dieser Gedanke in der Brust unseres Witwers erweckt, finden wir dennoch einen Zug von Schwermuth, von Leiden in seinem Gesichte. Sollte vielleicht dieser Zug erheuchelt sein? Sollte der Mann, um dem Decorum ein Opfer zu bringen, seine Miene zu einer gleißnerischen Trauer nöthigen? — Nein, Ihr thut ihm Unrecht! Verstellung ist seiner schönen Seele fremd; es ist nur die Macht der Gewohnheit! Vieljähriges Drangsal hat diesen Zug in seiner Physiognomie scharf ausgeprägt und es gehört ein Jahrzehend wolkenloser Witwenschaft dazu, diesen schmerzlichen Ausdruck in seinem Antlitz zu verlöschen.

Fast kömmt es uns vor, als sähe sich der Held unserer Skizze mit einer, eines Helden unwürdigen Ängstlichkeit, um. Seiner Frau gegenüber, mag er ohnehin niemals ein Held gewesen sein. Er scheint in manchem Augenblicke zu besorgen, seine Frau könnte wieder erwachen und Alles, was man je von scheintodt Begrabenen gelesen oder gehört hat, zieht ahnungsvoll an seinem inneren Gesichte vorüber. Doch unser Mann faßt sich bald. Er leidet nicht an Visionen, nicht an Gespensterglauben und gar vor dem Geiste seiner Frau hat er sich nie gefürchtet, ach! er hatte Anderes zu fürchten, als ihren Geist.

Wie zu Allem, gehört auch zur Freiheit eine längere Uebung und die Flasche Wein, die er halb versteckt in seinem Rocke trägt, scheint ebenfalls eine alte Gewohnheit. Die Selige

Digitized by Google

hatte ihm das Trinken unter schwerer Ahndung verboten. Er muß erst einige Flaschen leeren, bis er Muth bekömmt, ein Bischen zu trinken. In Jahresfrist wird man unserem guten Witwer schon von Weitem die Courage an der Nase ansehen, wenn auch sein Auftreten minder fest sein wird, als heute.

Was der Kürbis soll, sind wir nicht im Stande, mit Sicherheit anzugeben. Der trostlose Witwer hat ihn wahrscheinlich von einer jungen, hübschen Bäuerin, die Kürbiße feil bietet, gekauft, ihn generös bezahlt und dabei angedeutet, er sei Witwer, — wohne in der Stadt, — Nummer so und so viel, — zweite Stiege, erster Stock, — Kürbiße wären seine einzige Leidenschaft und er zahle sie enorm.

Wir kommen mit unserer scharfsinnigen Erklärung jetzt auf den Hund. Der Hund, der sich von unserem Witwer in vorsichtiger Entfernung hält und ihn scheinbar unbefangen, aber doch mit Aufmerksamkeit beobachtet, ist der Schooßhund der verstorbenen Gnädigen, die den Hund wie einen Herrn und den Herrn wie einen Hund behandelte. Dieser Hund, (Ami heißt die Kanaille), hat seinem Herrn bei Lebzeiten seiner Protektrice die offenbarste Geringschätzung bezeigt, ja sich selbst häufige thätliche Beleidigungen seiner Person erlaubt. Ami weiß, daß es mit den Tagen seines Glanzes vorüber ist, doch heult er nicht auf dem Grabe seiner verstorbenen Gönnerin, er vermeidet im Gegentheil Alles, was an seine frühere Stellung erinnern könnte. Er macht dem Universal-Erben seine ergebenste Aufwartung, bekömmt zwar einige Fußtritte, kehrt aber wieder zurück und schwört mit weltmännischer Kalfakterschaft wedelnd zur Fahne seines neuen Herrn, der nun die Macht in Händen hat. Es ist wahrhaft zum Erstaunen, was so ein Thier dem Menschen mit der Zeit Alles ablernt.

Ob unser Witwer wohl Lust hat, Hymens Rosenketten, deren scharfe Dornen er nur allzutief empfunden, noch ein Mal zu tragen? — Er lächelt schlau und seine Lippen scheinen leise den alten Spruch zu flüstern: „Gebrannte Kinder fürchten das Feuer."

Licht- und Schattenseiten des Lebens.

Interessante Begebenheiten.

Friedrich der Große redete bei der Tafel am liebsten von Schlachten und Siegen und gruppirte diese historisch-militärischen Gemälde zum Anschauen. So erzählte er unter andern eine Affaire bei Gelegenheit eines feindlichen, nächtlichen Überfalls bis ins kleinste Detail. Nachdem er ausgesprochen hatte, sagte der neben ihm sitzende General Ziethen: „Halten Euer Majestät zu Gnaden, so ist die Sache nicht gewesen, sie trug sich anders zu."

„Nun so erzähle Er es mal."

Nachdem Ziethen den Hergang erzählt hatte, wurde der König unwillig und sagte: „Das ist nicht wahr; will Er's besser wissen, als ich?"

„In diesem Falle ja, Euer Majestät, denn ich selbst habe die Affaire gehabt und ausgeführt. Da oben sehe ich im Nebenzimmer den Wache habenden Wachtmeister Krüger, der bei dieser Gelegenheit an meiner Seite brav gefochten. Wollen Euer Majestät mir nicht glauben, so gestatten Sie, daß er, der nicht weiß, worum eben die Rede ist, hereintreten und die Sache erzählen darf."

„Gut! dann wird Er's hören."

Mit festem Tritt, kühnem Blick und martialischem Wesen stand der herbeigerufene alte Husar neben dem Stuhle des Königs. Der König sah ihn wohlgefällig an, er hatte die Physiognomie und Haltung, das charakteristische Gepräge der damaligen großen Zeit.

„Krüger, hast Du dir und dir Affairr mitgemacht?"

„Ja, Papa. —"

„So erzähle mal!"

„Ganz einfach, doch beredt, erzählte er die Sache grad so wie Ziethen. Der König sah ihn verdrüßlich an und sagte: „Krüger du lügest!"

Der Husar trat näher heran, nahm die Gabel des Königs, fuhr damit in die vorstehender Schüssel Fasanen, hielt den gespießten in die Höhe, mit den Worten: „Ich will den Tod in diesem Fasane fressen, wenn ich nicht die Wahrheit gesagt habe!" — und rechts umkehrend, ging er unter dem lauten, beifälligen Lachen der ganzen Tischgesellschaft mit seiner königlichen Beute auf seinen Posten zurück. Der König selbst lachte herzlich, hieß dem biedern, treuherzigen, alten Wachtmeister eine Flasche Wein und Kuchen von seiner Tafel bringen, und setzte hinzu: „So kenne ich sie, die guten, alten, braven Jungens. Nun Ziethen, eine Prise!" und er reichte ihm, was er selten zu thun pflegte, — seine Dose.

Digitized by Google

Fra Diavolo. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts lebte in einem kleinen Dorfe Calabriens eine genügsame Familie, bestehend aus Vater, Mutter und sieben Kindern. Ohne Wünsche und Ehrgeiz und ohne je die Gränzen ihres Landes zu überschreiten, trieben diese armen Leute das Strumpfwirkergewerbe, welches ihnen aber kaum so viel abwarf, um nur ein kümmerliches Leben zu führen.

Michel Pezza, der älteste Sohn, war ein lebhafter und stürmischer Bursche voll von entschlossenem und kühnem Geiste. Er gehorchte nie dem Willen seines Vaters und wenn er allein war, murrte er beständig über sein Schicksal. Er träumte stets vom Glücke und sein heissester Wunsch war, es in der weiten Welt zu suchen. Mit dem sechzehnten Jahre entlief er dem väterlichen Hause, um nie in dasselbe wieder zu kehren. Von Mitteln und Unterstützung entblößt, erwartete er Hilfe von seinem Muthe und seiner Kühnheit. Er suchte den berühmten Räuberhauptmann Scarpi auf, der in der Umgebung hauste und durch seine Plünderungen ringsum Schrecken und Angst verbreitet hatte. Scarpi nahm ihn zwar freundlichst auf, bemerkte aber dabei, daß er noch zu jung sei, um die Strapazen dieses Handwerks ertragen und ihm nützlich sein zu können. Als Michel aber darauf bestand, erwiederte ihm der Hauptmann: „Du magst in die Bande eintreten, zeigst du aber nur eine Schwäche, so tödte ich dich wie ein unnützes Glied.“ Pezza nahm diese Bedingung an und betrat in diesem Augenblicke seine verbrecherische Laufbahn. Gleich bei dem ersten räuberischen Ausflug zeigte er so viel Gewandtheit und Muth, daß er sich in hohes Ansehen bei der Bande stellte.

Im Kloster von St. Maetha befand sich ein kleines Muttergottesbild von massiven Gold, reich mit Diamanten und kostbaren Perlen besetzt und daher von unschätzbarem Werthe. Die heilige Jungfrau war ein Gegenstand der Verehrung der Frommen.

Scarpi hegte schon lange das Verlangen darnach und dachte auf Mittel, dessen habhaft zu werden. Allein ein Angriff dieser Art legte ihm viele Schwierigkeiten in den Weg; denn die Mauern des Klosters waren beträchtlich hoch und das theure Kleinod bewachte ein treuer Hüter Tag und Nacht. Scarpi würde dennoch kein Gewaltmittel verschmäht haben, da er mit List nichts ausrichten konnte, aber seine Kameraden wagten es nicht, das Blut der Gott geweihten Jungfrauen zu vergießen. Dies schreckte aber Michel Pezza keineswegs ab. Er zog das Gewand einer Nonne an, nahm einen Stab in die Hand und machte sich allein gegen das Kloster hin auf den Weg. Er pochte an die Pforte und auf die Erlaubniß der Äbtissin wurde ihm geöffnet. Man führte ihn in einen separaten Theil des Gebäudes, wo die Novizinen, ehe sie in das Innere persönlich eingeführt wurden, drei Tage und drei Nächte mit Gebeten und Fasten zubringen mußten. Als Michel Pezza in seiner Zelle allein war, sammelte er sich und erwartete nur noch den Augenblick, um ans Werk zu gehen. Drei Tage waren verflossen, und schon wurde er ungeduldig über die Art wie er seinen Plan ausführen solle, als ein seltsamer Umstand sich ihm hilfreich darbot. Es war gerade die Zeit, wo die Bauern der Umgebung ihren Grundzins, der in verschiedenen Viktualien bestand, ins Kloster trugen; der Klosterbruder allein hatte den Auftrag, die Landleute zu empfangen und ihre Steuern zu revidiren. Dieses Geschäft nahm oft den ganzen Tag in Anspruch, ja selbst die Nacht war öfters bereits weit vorgeschritten, ehe die Landleute ihren Rückzug antraten.

Durch einen besonders günstigen Zufall blieb die Kirche bis zu ihrer Rückkehr offen. Da die Ernte dies Jahr gediehen war, so waren auch die Einkünfte reichlich. Am frühen Morgen schon erschollen zahlreiche Karren, von Ochsen gezogen, mit den Früchten daher. Spät Abends schlich Michel Pezza im Dunkeln in die Kapelle, entwendete die Statue und verbarg sie sorgfältig in einem Karren unter das Stroh. Hierauf stahl er sich aus dem Kloster fort und erwartete mit seiner Bande die rückkehrenden Bauern.

In einer Stunde sah man sie kommen; Pezza knüpfte ein Gespräch mit ihnen an, und fragte sie, wohin sie ihr Weg führe. Sie gestanden ihm, daß sie aus dem Dorfe Forna wären und wohl erst bis übermorgen in ihrer Heimath anlangen würden. Pezza schied von ihnen, und ging zu seinen Kameraden, denen er den ganzen Vorfall erzählte. Am besagten Tage fand sich Scarpi an der Spitze seiner Rotte in dem Dorfe Forna ein, gerade in dem Augenblicke als die Bauern zurückkehrten. Letztere setzten sich ihnen zur Wehr, ja als die Räuber die heilige Jungfrau hervorzogen, fielen sie auf die Knie und baten den Himmel eines so großen Verbrechens wegen um Verzeihung. Das Gerücht von diesem Vorfalle verbreitete sich in der ganzen Provinz. Ein allgemeiner Schreck erfüllte die Herzen der Bewohner und Scarpis Räuberbande kam dadurch in einen größern Ruf der Gottlosigkeit und Lasterhaftigkeit als alle Räuberhorden in ganz Italien zusammen, die doch wenigstens Scheu vor Heiligthümern hatten. Pezza erwarb sich dadurch die Bewunderung seiner Kameraden und als Scarpi drei Jahre später in einem Handgemenge mit den königlichen Karabiniers getödtet wurde, ernannte ihn die Bande, trotz seiner Jugend zu ihrem Häuptling. Von nun an kam diese Räuberhorde in einen furchtbaren Ruf. Pezza befleckte sein schandvolles Leben mit den gräßlichsten Verbrechen und ward bald der Schrecken der friedlichen Bewohner dieser Gegend, die ihm den Beinamen Fra Diavolo (d. i. Bruder des Teufels) gaben, den er auch für immer behielt. Seine Macht stieg so hoch, daß sich die Regierung von Neapel darüber entsetzte. Ganze Compagnien Carabiniers wurden ausgesandt, ihm auf die Spur zu kommen, und ein Preis von 400 Dukaten ward auf seinen Kopf gesetzt. Diese Maßregeln schreckten jedoch keineswegs Fra Diavolo ab, ja sie vermehrten noch mehr seine Dreistigkeit. Keine Furcht, keine Gefahr hielt ihn von seinem Vorhaben zurück. Er durchstrich oft ganz allein in einer einfachen Verkleidung die Strassen der Stadt, und keine menschliche Seele würde es gewagt haben, Hand an ihn zu legen.

Eines Abends, als er von Castellamare zurückkehrte, um seine Leute zu sammeln, verweilte er in einem gemeinen Wirthshause. Er trug die Kleidung eines calabrischen Bauern, ein weites Mantel deckte die Schultern, Pistolen und ein Dolch staken verborgen im Gürtel. Er verlangte ein Abendessen und man führte ihn in einen, kleinen niedrigen Saal, den eine düstere Lampe, die an der Decke hing, matt erleuchtete. Kaum hatte er sich aber daselbst niedergesetzt, als vier Männer von häßlichem Äußern und in zerrissenen Kleidern eintraten, und sich an eine Tafel neben ihn setzten. Er bemerkte alsbald, daß sie ihn mit seltsamen Blicken ansahen und leise unter einander sprachen. Dies schien ihm verdächtig und in der Meinung, daß vielleicht von ihm die Rede sei, hüllte er sich in seinen Mantel und stellte sich schlafend. Das Gespräch fing an, etwas lauter und freier zu werden. Fra Diavolo erfuhr bald aus ihren Reden, daß sie Meuchelmörder von Gewerbe wären, ihn erkannt und beschlossen hatten, ihn zu ermorden, um den ausgesetzten Preis zu erhalten. Einer von ihnen wollte bereits seinen Schlaf benützen und ihn alsogleich ermorden; aber die andern meinten, es wäre klüger zu warten, bis er sich ins Bett gelegt, wo er dann, ohne Waffen und Vertheidigungsmittel, auf keinen Fall entgehen könne. Unterdessen trat aber der Wirth ein und brachte das Abendessen; Fra Diavolo benützte diesen Umstand, ihn als natürliche Ursache seines Erwachens anzugeben. Er aß einige Minuten, gab dann dem Wirthe den Befehl ihm ein gutes Bett zu bereiten und entfernte sich nach einer Weile, um sich zur Ruhe zu legen.

Um Mitternacht schlichen die vier Mörder auf den Zehen und geräuschlos in Fra Diavolo's Zimmer. Einer von ihnen ging mit einer Blendlaterne voraus; jeder hatte einen Dolch in der Hand. Der erste nahete sich dem Bette, betrachtete ihn mit festen Blicken und gab den andern zu verstehen, daß er fest schlafe. Auf dies Zeichen näherten sich alle vier dem Bette und zückten bereits ihre Dolche. Aber in demselben Augenblicke sprang Fra Diavolo, der sich nur schlafend gestellt hatte, ganz angezogen aus dem Bette, schoß dem ersten, der die Laterne trug, eine Kugel durch den Kopf mit den Worten: „Elender! glaubst du, daß sich Fra Diavolo wie ein Hammel erwürgen läßt?“ Diese Worte und die lebhafte Vertheidigung, auf die sie

Digitized by Google

nicht gerechnet hatten, jagten den andern einen solchen Schrecken ein, daß sie mit einem Angstgeschrei die Flucht ergriffen. Der Wirth kam vor Furcht und Schrecken über diesen Lärm außer sich, herein und die Lampe fiel ihm beinahe aus den zitternden Händen.

„Ich bin Fra Diavolo," sagte der Fremde zu ihm, „auf meinem Kopf ist ein Preis gesetzt. Siehe diesen Elenden zu meinen Füssen und mache es allen bekannt, daß ein gleiches Loos jeden trifft, der es wagt, Hand an mich zu legen."

Als er dieses gesprochen hatte, verschwand er.

Ein anderesmal begegnete er den Scharfrichter von Neapel, der zwei Räuber in die kleine Stadt Aeni zur Hinrichtung führte. Ein starkes Detachement Carabiniers ritt bereits voraus, um die Veranstalten zu treffen. Drei Mann allein bildeten die Eskorte der Delinquenten. Fra Diavolo überfiel sie mit fünf von den Seinigen, befreitr die Verurtheilten und hängte den Scharfrichter, gegen den er lange einen bittern Haß nährte, auf derselben Stellr auf. Die Richter warteten schon mit Ungeduld auf die Ankunft der Verbrecher, als ein Soldat von der Eskorte, der dem Gemetzel glücklich entkommen war, ihnen das traurige Ereigniß berichtete. Man mußte das unruhige Volk durch die Anzeige beschwichtigen, daß die Exekution wegen Abwesenheit des Scharfrichters und der Delinquenten nicht vor sich gehen könne.

Eines Tages befand er sich in Salerno und trat in die Offizin eines Barbiers, eben als derselbe eines wichtigen Geschäftes wegen aus dem Hause mußte. Der Barbier entschuldigte sich wegen der Nothwendigkeit seiner Entfernung und bat ihn nur eine Weile zu warten. Einige Minuten darauf, kam ein Kapitän der Carabiniers und da er den Räuber für den Barbier hielt, befahl er ihm, ihn eiligst zu rasiren. Er saß schon auf dem Stuhle, die Serviette um den Hals gebunden und erwartete nur das Rasiermesser. Fra Diavolo befürchtend, daß, wenn er zauderte, er sich verrathen könnte, schürzte die Ärmel auf, nahm das Barbierzeug zur Hand und stellte sich in Position. Schon fuhr das Messer über den rauhen Bart des Kunden, als der wahre Barbier ganz athemlos zur Thür hereinstürzte und vor Freude ausrief:

„Capitän! Capitän! der Räuber Fra Diavolo, den ihr sucht, ist in der Stadt; man hat ihn gesehn!"

Den Capitän hatte diese Nachricht so freudig überrascht, daß er ausrief: „Endlich haben wir ihn!"

„Noch nicht," fiel ihm Fra Diavolo ins Wort, „bis jetzt hat er euch!"

Der Capitän saß leichenblaß auf dem Stuhle; er wagte nicht eine Sylbe zu stammeln, sondern sah nur wie ein Verbrecher mit versteinerten Blicken vor sich hin. Fra Diavolo ergötzte sich an seiner Todesangst und konnte kaum das Lachen verbeißen, denn jede Bewegung mit dem Messer verdoppelte die Furcht des Capitäns. Endlich schenkte er ihm doch das Leben unter der Bedingung, daß er sich Hände und Füsse binden lasse und ihn nicht verfolgen werde. Als dies geschehen war, nahete er sich dem Barbier, der wie vor Fieberfrost an allen Gliedern zitterte, und sich ohne den geringsten Widerstand an einen Tisch in der Ecke binden ließ. Hierauf zog er die Uniform des Kapitäns an, bestieg ein Pferd, das im Hofe angebunden war und ritt vor Freude über den gelungenen Streich in gestrecktem Galopp aus der Stadt.

Diese und viele ähnliche Vorfälle vermehrten von Tag zu Tag den Schreckensruf Fra Diavolo's. Schon vor seinem bloßen Namen erbebte jede Brust.

Wenn das Gerücht von seiner Ankunft sich in einer Gegend verbreitete, verließen die Einwohner Haus und Hof und entstehen. Seit dem Jahre 1795 zeigte die Regierung von Neapel, da sie mit wichtigeren Geschäften überladen war, eine große Gleichgiltigkeit gegen die Straßenräuberei und ohne die Kämpfe, die er mit andern, ihn beneidenden Häuptlingen zu bestehen hatte, war er unumschränkter Herr dieses Theiles von Italien geworden. Unterdessen brachten die politischen Ereignisse an die Stelle des Königs Ferdinand, der sich nach Palermo zurückzog, den Prinzen Joseph Bonaparte und bald darauf Murat auf den Thron von Neapel. Diese Umstände öffneten Fra Diavolo ein neues Feld. Die zerrüttete Regierung, die stets bemüht war, den Thron des neuen Königs zu untergraben, unterstützte und beförderte insgeheim die Banditenhäuptlinge, und diese vollzogen ihre räuberischen Streifzüge mit immer mehr Muth und Kraft.

Murat beschloß die schärfsten Maßregeln gegen die Banditen zu ergreifen, um diese Landplage zu vertilgen. General Partemeaur, Commandant der Provinz, bildete mobile Colonnen, die nach allen Seiten hin die Banditen bis in den unzugangbarsten Gebirgsschluchten aufsuchen sollten. Fra Diavolo, der Hauptgegenstand ihrer Verfolgung wurde von Ort zu Ort, von Schlucht zu Schlucht verfolgt und wie ein wildes Thier umzingelt. Fast täglich mußte er blutige Kämpfe bestehen, und wie er darin seine treuesten und tapfersten Kameraden verlor, so verlor er auch seine Macht von Tag zu Tag.

Im Monate Oktober 1806 tödtete der Obristlieutenant Hugo in einem mörderischen Handgemenge achtzig seiner Leute und nahm nebstdem noch fünf und vierzig gefangen; ja Fra Diavolo selbst entging ihm nur mit Noth. Von diesem Augenblicke war sein Glück zertrümmert, und mit seiner Macht verschwand auch die Furcht vor seinem Namen. Ein Monat später sah er schon ein, daß er den Händen der Franzosen unmöglich entkommen könne und entschloß sich einzuschiffen, um nach Sicilien zu fliehen. Er begab sich von dem Gebirge Saene, wo er sich bisher aufhielt, unter Begleitung der wenigen ihm noch übriggebliebenen Genossen nach **Torre dell' Annunziata** einem Orte am Meere, wo er sich einzuschiffen hoffte als sich ihm aber keine Gelegenheit darbot, lenkte er seine Schritte gegen Salerno, trieb sich längs der Küste herum, in der Hoffnung dort wenigstens eine Schaluppe zu finden, die ihn an Bord eines englischen Schiffes bringen würde. Aber auch die war nicht zu finden. Traurig kehrte er zurück, und sah leider ein, daß die, welche ihn dieser Gefahr ausgesetzt hatten, ihn nun im Unglücke verließen. Er ging tiefer in das Innere des Landes, wurde aber bald von der Provinzialwache von Montecorvino ergriffen. Nach einem heftigen Kampfe wurde seine kleine Truppe zerstreut, sein Lieutenant Vito Adelizzi getödtet; er selbst fand erst, Tag und Nacht von seinen Feinden verfolgt, nach den größten Mühseligkeiten Zuflucht in den Gebirgen Olevano und Campagna. Den dritten Tag ging er aus diesem ersten Schlupfwinkel in Gesellschaft eines einzigen Mannes, des letzten, der ihm noch treu geblieben war, wieder ins Freie; doch auch dieser letzte Genosse verließ ihn bald.

Er setzte seinen Weg nach Ebell fort und ging mitten durch ein französisches Detachement ohne erkannt zu werden.

Von Wunden bedeckt, konnte er sich nur mit Mühe fortschleppen, seine Füsse waren nackt und elende Lumpen deckten seinen Körper. Von Ebeli aus begab er sich in das Dorf Karonisi nächst San Severine, um sich Schuhe zu kaufen. Der Apotheker des Ortes, der zugleich Korporal bei der Bürgergarde war, hegte gleich Verdacht, als er ihn in einem so elenden Zustande sah, und fragte ihn, wer er wäre. Fra Diavolo antwortete, daß er ein Calabrier sei und hier mehrere Reisegefährten erwarte, mit denen er sich dann nach Neapel begeben wolle, um dort einige Geschäfte abzumachen. Diese Antwort genügte aber dem Apotheker nicht, er hieß ihn daher in sein Haus eintretrn, ließ ihn aber alsogleich verhaften und nach Salerno abführen. Hier erkannte ihn ein Sergeant von der neapolitanischen Infanterie. Den 5. Novembrr wurde er nach Neapel transportirt und den Gerichten übergeben.

Die Gefangennehmung Fra Diavolo's bildetr eine große Epoche im socialen Leben, denn mit ihm waren alle diese verderblichen Gemetzel, die

Digitized by Google

Bürgerkriegen gleich, einen großen Theil der beiden Sicilien verwüsteten, zu Ende. Alle Räuberhäuptlinge, der alte Domizio, Piccioli, Belardi und andere waren bereits eingefangen, die übrigen größtentheils getödtet, nur Fra Diavolo, der furchtbarste von allen, war noch am Leben.

Die Regierung beschloß, um ein furchtbares Exempel zu statuiren, mit großer Festlichkeit die Vollstreckung des Urtheils an diesem großen Banditen zu vollziehen.

Ein außerordentliches Kriminalrichteramt wurde gebildet, und Fra Diavolo den 10. November 1806 vor dasselbe gestellt. Die gemäßesten Formen wurden aus Rücksicht für ihn aufgenommen, und Herr Marini, einer der berühmtesten Advokaten Neapels, ihm zur Seite gestellt. Fra Diavolo sah, daß er verloren sei, und daß die, welche ihn früher erhoben hatten, ihn nun im Unglücke verließen; er flehte deßhalb das Mitleid seiner Richter an, und gestand alles, dessen man ihn beschuldigte.

Er erklärte feierlich, daß er seit seiner Einschiffung in Sperlunga nichts gethan, als die Befehle des Sir Sidney-Smith vollzogen hätte, der es ihm auf die Seele gebunden, alles mit Feuer und Schwert zu verheeren, den Verbrechern die Kerker zu öffnen, und die Bösewichter in ihren Schandthaten zu unterstützen, unter der Bedingung, daß sie das Feuer des Aufruhres schüren, die Landstraßen gefährden und alles anwenden, um Unordnung und Anarchie im Lande zu verbreiten. Diese Worte von einem Banditen, der einst so stolz und mächtig war, mit tief ergreifender Wahrheit gesprochen, sein matter und vom Unglücke gebeugter Blick machten einen lebhaften Eindruck auf das Gemüth seiner Richter. Alle bedauerten, daß ein Mensch von einem so weichen Herzen bis zu einem gemeinen Straßenräuber herabgesunken. Sein Sachwalter benützte den Eindruck, den er einzuflößen wußte, um zu seinen Gunsten eine hinreißende Vertheidigung zu führen, die die Richter bis zu Thränen rührte. Doch seine Verbrechen waren zu groß und zu zahlreich, als daß man etwas an der Strafe hätte lindern können. Das Gericht verurtheilte ihn zum Tode mit dem Strange und die Vollziehung dieses Urtheils sollte auf dem Hauptplatze von Neapel zur Sühne aller seiner Verbrechen geschehen.

Des andern Tages Abends bat eine befahrte Frau beim König um Audienz. Sie wurde vorgelassen; und mit weinenden Augen gestand sie, daß sie die Mutter Fra Diavolo's sei, und um Gnade für ihn flehe. Mineat gab ihr zwar zu verstehen, daß dies unmöglich sei, ließ aber zärtlich für sie sorgen. Sie wurde dann zu ihrem Sohne ins Gefängniß geführt, zu ihm, den sie bereits dreißig Jahre nicht gesehen hatte. Kaum erblickte sie Fra Diavolo, so erkannte er sie auch; er fiel ihr um den Hals, die Thränen rollten ihm glühendheiß über die Wangen. Die Mutter lag ohnmächtig in seinen Armen, die Freude und der Schmerz hatten sie überwältigt.

Am andern Tage, das ist am 11. November war die Stadt Neapel Zeuge einer traurigen Exekution. Schon am frühen Morgen war der Marktplatz und die nächsten Straßen von einer Menge Neugieriger angefüllt, die bei der Hinrichtung Fra Diavolo's zugegen sein wollten. Die Fenster, die Läden, Bänke, Stühle, alles war mit Zuschauern angefüllt, ja auf den Dächern saßen die Leute, um das furchtbare Schauspiel zu erwarten. In der Mitte des Platzes war das Schaffot aufgerichtet und darauf ein Galgen angebracht. Um zwei Uhr wurde Fra Diavolo aus seinem Gefängnisse geführt; er ging mit festem Schritte dem Tode entgegen; in seiner rechten Hand trug er ein Krucifix und neben ihm ging der Priester, der ihm den letzten Trost zusprach. Soldaten zu Pferde und zu Fuß umzingelten ihn. Unter dem Wirbel der Trommeln wurde er auf den Marktplatz geführt und nach einem kurzen Gebete hingerichtet. —

So lebte und starb ein Mensch, der sich vom Pfade der Tugend verirrte, und dem Laster in die Arme gefallen war.

Damen-Bibliothek.

Ehescheidung bei den Arabern. Die Araber haben sich die Sache sehr leicht gemacht. Gefällt einem seine Frau nicht mehr, so sagt er zu ihr: „Entalek! du bist geschieden.“ Dann sendet er sie nebst einem weiblichen Kameele zu den Zelten ihrer Familie zurück, ohne irgend genöthigt zu sein, einen Grund anzugeben. Eine solche Scheidung bringt der Frau und ihrer Familie durchaus keine Schande. „Sie gefiel ihm nicht!“ Damit entschuldigen sie den Mann. Hat er viele Kameele, so kann er viele Weiber fortschicken. Einer hat es einmal bis auf 50 gebracht.

Kurdische Frauen. Die Kurden (Bewohner der Provinz Kurdistan in Asien) haben selten mehr als eine Frau, obgleich die Religion ihnen viere gestattet. Der Anzug der Kurdinen ist anständig und elegant zugleich. Über dem langen türkischen Kleide tragen sie noch eine kurze Tunika, welche durch einen Gürtel zusammengehalten wird; ein Turban bedeckt ihren Kopf und leichte, mit vielem Schönheitssinne gemachte Pantoffeln bekleiden die Füße. Für Juwelen haben sie eine große Vorliebe und nie ist ihr Glück vollkommener, als wenn sie sich damit geschmückt, ihren Bekannten zeigen können. Obgleich die kurdischen Frauen einem geringern Zwange unterworfen sind als die Perserinen und nicht selten in männlicher Kleidung mit ihrem Manne jede Gefahr theilen, so gehen sie doch selten ohne den Schadera, einen weißen Mantel, in den sie sich ganz verhüllen, aus dem Hause. Statt des aus vier Schleiern bestehenden Rubend, mit welchem die Perserinen ihr Gesicht verhüllen, bedienen sie sich einer Art Schirmdächer, die den Augenschirmen nicht unähnlich sind, nur sind diese Schönheitsschirme viel größer und aus schwarzer Pappe gemacht. Die Öffnung ist mit einem Gewebe von Pferdehaar bedeckt, durch das sie Alles genau unterscheiden können, ohne daß man sie selbst sehen kann.

Industrielle Interessen.

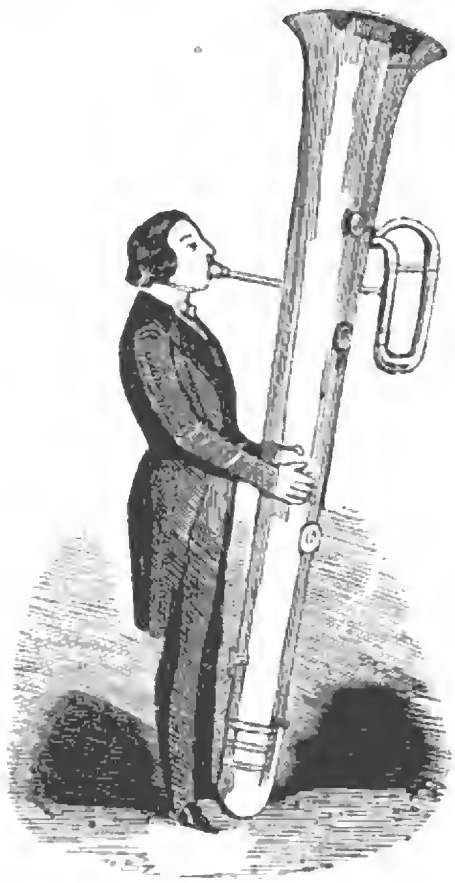
Die Feuchtigkeit der Mauern abzuwehren hat ein Engländer, Namens Sylvester folgendes sehr wohlfeile Verfahren erfunden, das bei vorgenommenen Versuchen sich vollkommen bewährt haben soll. Man bestreicht die Wände mit einer heißen Auflösung von $^3/_4$ Pfund Seife in 10 Pfund Wasser und nach 24 Stunden mit einer Auflösung von einem halben Pfund Alaun in 40 Pfund Wasser. Diese Stoffe dringen tief in die Mauer ein und lassen an der Oberfläche eine dünne, schuppige Decke zurück, die farblos und nur bei genauer Betrachtung sichtbar sind.

Der Kaffee wird nach Pleischl weit concentrirter und wohlschmeckender, wenn man bei seiner Bereitung dem Wasser pr. Tasse $^1/_2$ Gran verwittertes (1 Gran krystallisirtes) oder pr. Loth gebrannten Kaffee $1^1/_4$ Gran verwittertes ($2^1/_2$ Gran krystallisirtes) kohlensaures Natrum zusetzt.

Digitized by Google

Neuer Straßendampfwagen. Ein englischer Ingenieur, Namens Squires, hat jetzt wieder einen Dampfwagen erfunden, mit dem man auf gewöhnlichen Straßen fahren kann, und mit dem er auf der Straße von Nancy nach Metz Versuche gemacht hat. Bekanntlich sind alle bisherigen Versuche, welche in England, Frankreich und Belgien gemacht wurden, ohne genügenden Erfolg geblieben; die Erfindung des Herrn Squires soll alle bisherigen Systeme weit übertreffen. Der Wagen desselben wiegt nicht mehr als 60 Zentner und läßt sich mit außerordentlicher Leichtigkeit selbst bei Krümmungen des Weges fort bewegen. Mit 20 Personen beladen, legt er 24 Kilometer in der Stunde, also noch einmal soviel, als die gewöhnlichen Malleposten, zurück. Wenn diese Erfindung sich wirklich bewährt, so würde sie einen außerordentlichen Einfluß auf das Reisen und den Waarentransport in Gegenden, wo keine Eisenbahnen angelegt werden können, äußern.

Kunst-Interessen.



Ein Riesen-Blasinstrument. Das hier abgebildete Instrument (the giant ophicleide) existirt nicht blos in der Idee oder auf dem Papier, wie man zu sagen pflegt, sondern in der Wirklichkeit; auch dürfen unsere Leser nicht glauben, daß der Zeichner, welcher es abbildete, indem es von seinem Verfertiger, Herrn Prospere, gehandhabt wurde, die Dimensionen im Verhältniß zu der ansehnlichen Größe des Virtuosen selbst übertrieben hat, im Gegentheil hat er in Darstellung der relativen Proportionen die größte Genauigkeit beobachtet. Englische Blätter theilen sowohl über das Instrument als Herrn Prospere Nachstehendes mit:

Das Instrument ist ausdrücklich für die Musikhalle in Birmingham verfertigt. Als es zum ersten Male vor der versammelten Zuhörer-Menge im Orchester erschien, glaubte diese eine gewaltige Maschine aus dem Fußboden aufsteigen zu sehen; Jedermann staunte und da jetzt fast Alles durch Dampf in Bewegung gesetzt wird, so dachte man schon, daß dieses mächtige Agens hier in einer neuen Anwendung seine Wirksamkeit beurkunden würde, um mittelst einer besonderen Maschinerie angenehme Töne zu erzeugen. Als aber Herr Prospere vortrat und mit starker Hand das wie eine eherne Säule sich ausnehmende Instrument ergriff, und man sich gleich darauf überzeugte, daß ein gewöhnlicher Menschenmund hinreiche, um demselben seine gewaltigen Töne zu entlocken, trat an die Stelle des Zweifels allgemeine Heiterkeit und der Künstler erntete ungetheilten Beifall.

Auch in London in dem Concertsaale von Hanover Square und in anderen großen Städten Englands hat Herr Prospere sein Riesen-Instrument ertönen lassen, und überall hat man seinen Leistungen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er ist jetzt seit 3 Jahren in England und alle diejenigen, die seine Bekanntschaft dort gemacht haben, loben ihn als einen ebenso geschickten wie bescheidenen Virtuosen.

Naturhistorische Novitäten.

Neuester Ausbruch des Aetna. Wir übergeben hier unseren Lesern die Worte eines berühmten Naturforschers, der als Augenzeuge dieser schrecklichen Scene, sie zu schildern versuchte.

„Am 13. November 1843," sagt dieser Gelehrte, „entstand an der westlichen Seite des riesigen Aetna, an der Stelle, wo die Vegetation aufhört und der ewige Schnee beginnt, ein länglich senkrechter Spalt, 400 Schritte lang und 40 Schritte breit, eine italienische Meile (etwa $^3/_4$ Stunden) oberhalb des erloschenen Kraters von 1832. Es bildeten sich 15 kleine Vulkane, die in unaufhörlichem Wechsel zuerst Rauchsäulen und heiße Asche ausströmten, die der Wind bis nach Catania und Messina trug, bald darauf aber tausende von glühenden Steinen zum Firmamente emporschleuderten. Diesem fürchterlichen Schauspiele folgte endlich der Ausbruch eines flüssigen Lavastromes. Der Beobachter konnte sich der Öffnung nur bis auf die Entfernung einer englischen Meile nähern, da er die umherspringenden Funken und Schlacken fürchten mußte; aber auf einem kleinen Hügel stehend, konnte er gleichwohl das seltene Schauspiel genau beobachten. Zu seinen Füßen strömte Lava, die schon über sechs Miglien zurückgelegt hatte; der Thermometer bezeichnete auf dem Platze, wo er sich befand, während der ganzen Dauer der Nacht vom 12ten auf den 14ten 110 Grad Hitze nach Fahrenheit. Ich berechnete, daß der Lavastrom drei Fuß in jeder Sekunde zurücklegte.

Kaum war die flüssige Masse dem Krater entquellen, so breitete sie sich auch schon bedeutend aus, so daß sie an der Strecke, die zwischen ihm und dem ausgebrochenen Krater von 1832 lag, schon auf eine Breite von einer halben Meile geschätzt werden konnte. Ehe sie den Monte Egitto erreichte, hatte sie sich schon zu einer Breite von $2^1/_2$ Miglien ausgedehnt. Sie ließ diesen Berg zur Linken und wälzte sich am Monte Cassano hin, zur rechten Seite des Monte Papasia, verfolgte also immer die Spur der Lava von 1832; dann senkte sie sich tiefer nach der Besitzung der Basilianer Mönche von Messina, der sogenannten Dagela Chiusa und nach späteren Berichten war sie in 4 Tagen weit genug, um das kleine Städtchen Bronte mit dem Untergange zu bedrohen. Das namenlose Elend sollte nicht in Erfüllung gehen! Plötzlich wandte sich der Lavastrom, quoll an den Höhen hin, welche Bronte umgeben, und durchkreuzte dann die Straße nach Adorno, indem er eine Strecke von 2 Miglien mit 50 Fuß hoher Lava füllte. Darauf stürzte er langsam von den alten Lavafelsen herab und richtete seinen Lauf nach dem Flusse Simeto, welcher 5 Miglien davon entfernt ist. An dem Abhange von St. Lucia, wo die Lava den Anbau einiger Reben und Oliven begünstigt und einige Hütten stehen, befindet sich ein großer Wasserbehälter; viele Zuschauer hatten sich hier eingefunden, um zu schauen, wie der Lavastrom dort eintreffen würde. Ein unseliger Gedanke! Die leichte

Digitized by Google

glühende Masse bedeckte das Wasser, welches, da es nicht verdunsten konnte mit ungeheuerer Gewalt, wie eine Pulvermine explodirte; 30 der Unglücklichen kamen um, 25 waren schwer verwundet.

Am 26. November machte der Strom, welcher sich dem Simeto nahte, in einer Entfernung von 3 Miglien vom Flusse Halt, und auch in der Folge blieb er an dieser Stelle, wo er nun allmählig erkalten wird.

Am 27. schien der große Krater des Aetna beinahe erstorben, bis gegen Abend die Gewalt der Dünste und Gase nochmals die Decke sprengte, welche die Höllenschlünde bedeckte. In Folge dieser Explosion stürzte die östliche Doppelspitze, welche 200 Fuß emporragte, in der Mitte zusammen und eröffnete dadurch einen sehr großen, neuen Krater, aus welchem sogleich Rauch und ein kleiner Strom von Lava hervorbrach, der sich dem Theile von Bove zuwandte. Dieser Strom durchfloß etwa eine Strecke von 11 Miglien in einem Zeitraume von mehreren Tagen. Er zerstörte die Besitzungen vieler armen Leute, war aber doch mindestens der Schluß dieser schauerlichen Katastrofe."

Karitäten.

Die vorsichtige Mutter.

Tanzmeister: „Das Fräulein, das genirt sich ja"
„In Gegenwart der Frau Mama."

Mutter: „Pardon, ich lass' mich nicht drücken."
„Man tanzt mit Füssen, nicht mit Blicken."

Tanzmeister: „Liegt Anstand denn im Fuß?
Das muß ich doch verstehen" —

Mutter: „Darum, als Mutter muß
Ich selbst auf Anstand sehen."

— **Ein Soldat** wurde bei seinem Fähnrichexamen gefragt: „Welche Inseln liegen im mittelländischen Meere und wie heißen sie?" worauf der Gefragte mit vieler Ruhe antwortete: „Im mittelländischen Meere liegen viele bedeutende Inseln und ich heiße Krause."

Paravol. Unter dem Namen Paravol verkauft ein Herr Beckmann-Oleffen in Paris eine Sicherheitsvorrichtung gegen Diebe, deren Konstruktion alles übertrifft, was bisher in dergleichen Artikeln geliefert worden ist. Das Prinzip ist das häufig angewandte: Durch Lärm, hier mittelst eines Perkussionsschlosses, die Nachbaren auf versuchte Diebstähle aufmerksam zu machen. Die Erfindung ist so sinnreich, daß man über die Wirkung des Mechanismus erstaunt und sich durch den Augenschein leicht überzeugt, wie der Diebstahl dadurch fast zur Unmöglichkeit wird. Ausschneiden des Schlosses, Ausheben der Vorrichtung zur Vermeidung des Effektes sind zwecklose Bemühungen, da selbst bei solchen Versuchen das Instrument seine Wirkung thut; sogar die Leitung von einem Steckwerk zum anderen, ohne Unterschied, wo der Apparat befestigt ist, schwächt die Wirkung nicht. Die Erfindung ist auch in Preußen schon patentirt.

Persischer Spruch.

Eins bist du dem Leben schuldig,
Kämpfe, oder such' die Ruh':
Bist du Ambos, sei geduldig,
Bist du Hammer, schlage zu.

Die Chinesen haben ein Sprichwort: „Wenn die Säbel rostig, die Gerichtscheite glänzend, wenn die Kerker leer und die Speicher voll, wenn die Kirchentreppen kothig und die Gerichtshöfe mit Gras bewachsen sind, wenn die Ärzte zu Fuß gehen und die Fleischer zu Pferde sitzen, dann kann man sagen: der Staat ist gut daran."

Arabischer Luxus im achten Jahrhundert. Der arabische Geschichtsschreiber Abulfeda beschreibt in seiner Geschichte unter Anderem die Empfangsfeierlichkeiten, welche am Hofe seines Kalifen zu Ehren eines Gesandten des griechischen Kaisers Statt fanden. Folgendes dürfte wohl einzig in seiner Art gewesen sein. Der Kalife hatte nämlich von geschickten Meistern einen goldenen und einen silbernen Baum zur Verzierung seines Parkes verfertigen lassen, von denen ein jeder 18 große und überdieß noch viele kleinere Äste hatte. Auf den Zweigen derselben sah man Vögel von allerlei Gattungen, welche ebenfalls, gleich den Baumblättern, von Gold und Silber waren. Durch einen künstlichen Mechanismus bewegten sich Zweige und Blätter dieser Bäume und ein jeder der erwähnten Vögel ließ zum Erstaunen aller Anwesenden den ihm eigenthümlichen Gesang vernehmen.

Pariser Journale. Der tägliche Abdruck aller Pariser Journale beläuft sich ungefähr auf 90,900 Exemplare, von denen 52,600 durch die Post in die Departements versandt und die anderen 38,300 Abdrücke in Paris vertheilt werden.

Die deutschen Blätter persiflirren durch folgende Annonce den jetzigen Stand unseres Drama, und überhaupt den Geschmack des heutigen Leserpublikums auf eine spaßige Weise. „In Muckeria macht gegenwärtig folgendes neue Drama Aufsehen: Der Mörder im Mutterleibe, ein heroisch-religiös-romantisch-gigantisches Schauspiel in 7 Akten, mit eingelegten Chören von betrunkenen Soldaten und Bajaderen, Jünglingen, die von tollen Hunden gebissen sind und rasenden Greisen, mit allen Arten von Mord, Versenkungen und fliegenden Choristinen, auch mit Mädchen in Uniform, Gefechten und Kavallerie-Manövern auf Pferden, Esel und Elephanten, mit losgebenden Pistolen, Kanonendonner und Balletten, aufgeführt vom Hund des Aubry, einem Kater und einem Frosche, mit Sturm, Erdbeben, läutenden Glocken, zwölf schlagen, Zetergeschrei, Plünderung, Handgemengen, Brand, Schutthaufen, Verzweiflung und Selbstmord."

Sonderbar. Kürzlich machte ein deutscher Fürst der Blindenanstalt in X. ein namhaftes Geschenk. Tags darauf hieß es in der Bekanntmachung: „Die Blinden sehen mit dem tiefgefühltesten Danke zu ihrem edlen Herrscher empor."

Digitized by Google

Witz-Blitze.

„Herr F. ist mir Geld schuldig," sagte ein Maler zu seinem Freunde, „und will ebendrein porträtirt sein." — „Thuen Sie es nicht," meinte dieser, „denn Sie werden gewiß kein gutes Portrait zusammenbringen." — „Und warum nicht?" — „So lang er etwas schuldig ist, ist er niemals zu treffen."

Ein Kirschner und ein Schneider stritten, welches ihrer beiden Handwerke das älteste sei. Beide führten zu Gunsten ihrer Behauptung den Text aus der Genesis an: „Gott machte Adam und Eva Röcke aus Fellen." Ein anwesender Mahler machte ihrem Streite mit dem Ausrufe: „Da mußte wohl mein Handwerk das älteste gewesen sein!" ein Ende.

„Was kümmert mich die ganze Welt!" sagte ein zärtlicher Gatte zu seiner Frau, „du allein bist mir eine Welt." Das Stubenmädchen hatte dies in einem Nebenzimmer mit angehört, und als ihr der Weltbesitzer bald darauf galante Anträge machte, sagte sie: „Ei, gnädiger Herr! Sie wollen schon Ihre Welt verlassen? „Sei still", war die Antwort, „es giebt ja zwei Welten, eine alte und eine neue."

Auflösung der Schach-Aufgabe Nro. 3.

Weiß.		Schwarz.
Roß	von 60 — 45 †	Dame von 41 — 45.
Laufer	„ 10 — 19 †	König „ 28 — 19.
Bauer	„ 20 — 28 †	Kein Zug des Schwarzen kann das
Thurm	„ 4 — 20 matt.	Matt, das der weiße Thurm auf dem Felde 20 geben will, decken.

Auflösung des Rebus Nro. 2.

Vier Linien-Obereinnehmer und vier Linien-Untereinnehmer aßen hundert Forellen und tranken fünfzehn Bouteillen Wein.

Rebus Nro. 3.

(Militärischer Wahlspruch.)

(Die Auflösung folgt im nächsten Hefte.)

Rebus Nro. 4.

(Kriegs-Scene.)

(Die Auflösung folgt im nächsten Hefte.)

Schach-Aufgabe Nro. 4.

Weiß hat den Zug und macht Schwarz in fünf Zügen matt.

Weiß.	Schwarz.
König 25.	König 59.
Dame 18.	Dame 24.
Thurm 3.	Thurm 51, 56.
Laufer 43.	Laufer 52, 60.
Roß 27, 37.	Roß 46, 57.
Bauer 28, 29, 33.	Bauer 41, 53.

Schwarz.

57	58	59	60	61	62	63	64
49	50	51	52	53	54	55	56
41	42	43	44	45	46	47	48
33	34	35	36	37	38	39	40
25	26	27	28	29	30	31	32
17	18	19	20	21	22	23	24
9	10	11	12	13	14	15	16
1	2	3	4	5	6	7	8

Weiß.

(Die Auflösung folgt im nächsten Hefte.)

Digitized by Google

Ein Duell ohne Zeugen.

(Beſchluß.)

IV.

Die Jagd war durch die unerwartete Entfernung des Grafen gänzlich geſtört worden, ſchon war eine Stunde verfloſſen und noch immer rieſen die Hörner von allen Seiten des Waldes die umherirrenden Jäger zum Aufſuchen der Verſchwundenen. Die verſammelte Geſellſchaft, erſtaunt über das unbegreifliche Verſchwinden der beiden Freunde, erſchöpfte ſich in den verſchiedenartigſten Vermuthungen.

„Donnerwetter! das iſt ein Bischen zu ſtark!" ſprach Cantabre. „Erſt Herr von Villemont, jetzt Herr von Harqueville . . . Was ſoll denn das bedeuten?"

„Am Ende ſind wir da in einem verhexten Walde," bemerkte der Inſtruktionsrichter.

„Meine Herren!" ſprach Cantabre, immer ernſter werdend, „Sie wiſſen, daß ich keine Memme bin! — aber, mich ſoll der Teufel holen, wenn ich jetzt nicht Angſt habe!"

„Und weßwegen, Kapitän?"

„Ich fürchte ein Unglück! — Seit vierzehn Tagen iſt's hier im Walde nicht geheuer. Er iſt von einigen Schurken bewohnt, die die Gensdarmerie ſchon ſeit acht Tagen vergebens ſucht. Es ſind ungefähr fünf oder ſechs aus dem Bagno zu Rochefort entwiſchte Galeerenſklaven, wenn vielleicht . . .

„Warum haben Sie das nicht gleich geſagt, Kapitän?" ſchrie der Prokurator, todtenbleich.

„Dieſe Räuber ſind zu allem fähig . . . wenn ſie hinter einem Buſche gelauert hätten, um einen der Jäger zu berauben, vielleicht zu ermorden . . ."

„Kehren wir ins Schloß zurück, meine Herren!" ſchrie Corbiau ängſtlich, „die Nacht bricht an — und dann ſehen Sie einmal dieſe drohenden Wolken — hören Sie den Donner? —"

In der That war, nach und nach, die Schwüle unerträglich geworden; ſchwarze, regenſchwangere Wolken hatten ſich plötzlich über den Häuptern der Jäger zuſammengezogen und drohten ſie mit ihrem Inhalte zu überſtrömen. Der falbe Schein der untergehenden Sonne erhellte kaum noch das unheimliche Gehölze und ein warmer erſtickender Wind blies ſeinen Giftthauch durch die rauſchenden Blätter. Der Donner grollte dumpf, Blitz auf Blitz riß ſich aus den dicht übereinandergethürmten Wolken und ſchon vernahm man das Krachen der erſchlagenen Eichen, die ſein gewaltiger Strahl niederſchmetterte.

Eine ſteigende Unruhe bemächtigte ſich der Jäger; ſie betrachteten einander mit ſichtbarer Angſt.

„Meine Herren!" ſprach der Kapitän nach einer kurzen Pauſe, „ich glaube, wir kehren ins Schloß zurück. — Entweder, der Herr Graf iſt ſchon dort oder er hat ſich verirrt. Auf jeden Fall wiſſen wir dann, woran wir ſind. Beeilen wir uns . . . das Gewitter bricht ſchon los, in einer Stunde dürfte es zu finſter ſein, um unſeren Weg zu finden."

„Ja, ja, fort, fort!" antworteten alle Jäger.

Plötzlich vernahm man ganz deutlich den Galopp und das ſchmerzhafte Wiehern eines Pferdes.

„Was iſt das?" rief Cantabre aus.

Die Jäger ſahen erſtaunt einander an, als das Pferd in ihre Mitte trabte, ſtaub- und ſchweißbedeckt ſchleppte es ſeine Zügel nach, der Sattel hing auf einer Seite herab, und triefend von Schaum und Blut ſtürzte es in ihrer Mitte zuſammen.

Das Entſetzen malte ſich auf Aller Antlitz.

„Des Grafen Pferd!" rief Cantabre aus.

„Meine Herren!" fügte der Prokurator hinzu, „es herrſcht hier ein Geheimniß, das wir aufklären müſſen. Eilen wir ins Schloß zurück, ich fürchte, die Gerichte werden hier mehr zu thun bekommen als ich glaubte."

„Vorwärts, meine Herren!" kommandirte der Kapitän,

Digitized by Google

und die ganze Kavalkade setzte sich in Bewegung. Doch schon war die günstige Zeit versäumt worden: das Ungewitter hatte indessen seine ganze Gewalt entwickelt; der Regen ergoß sich in Strömen; ein wüthender Sturm, den die Lüfte plötzlich entfesselt hatten, raste mit grauenvollem Heulen in dem Forste, von Zeit zu Zeit durch einen gewaltigen Donnerschlag unterbrochen, der die Erde in ihren Angeln zu erschüttern schien.

Endlich kamen die Jäger nach einem mühsamen, gefahrvollen Ritte einer Stunde triefend im Schlosse an, und erfuhren hier, daß keiner ihrer beiden Verlorenen noch zurückgekommen wäre.

Die Gräfin von Harqueville, noch angegriffen von ihrem Rendez-vous mit Felix, erbebte bei der, durch Rosa überbrachten Nachricht, daß der Graf und Felix verschwunden wären.

Todtenbleich stürzte sie in den Salon, wo die Jäger eingetreten waren.

„Wo sind sie, meine Herren, wo sind sie?" frug die Gräfin, beinahe von Sinnen.

Die Frage blieb unbeantwortet.

„Wäre es wirklich wahr?" fuhr sie mit bebender Stimme fort, „sie sind nicht mit euch zurückgekommen?"

„Nein, Frau Gräfin," erwiederte der königliche Prokurator.

„Und wissen Sie nicht, wohin sie kamen?"

„Nein Madame . . . Herr von Villemont verschwand gleich beim Anfange der Jagd — zwei oder drei Stunden darauf äußerte der Graf den Wunsch, ihn aufzusuchen . . . Aber Sie Madame könnten uns vielleicht einige Auskunft geben? — Haben Sie seit heute Morgen, nämlich seit dem Anfange der Jagd keinen der beiden Herren gesehen?"

„Meinen Gemal? Nein, ich schwöre es Ihnen!" sprach die Gräfin lebhaft.

„Ich spreche nicht vom Herrn Grafen, Madame," bemerkte Humblot kalt, „ich glaube selbst, daß Sie ihn seit der Zeit nicht gesehen haben . . . Aber ihn? den Herrn von Villemont? . . ."

„Mein Herr! . . ."

„Ich bitte Sie, Madame, meine Fragen zu beantworten. Alle diese Herren wissen, daß Herr von Villemont, gleich beim Anfange der Jagd, sich entfernte . . . die Treiber sahen ihn auf das Schloß zureiten . . . ich beschwöre Sie, Madame, antworten Sie, es ist hier von außerordentlicher Wichtigkeit! Ist Herr von Villemont während der Jagd ins Schloß zurückgekehrt?"

„Mein Herr . . ." stotterte die Gräfin verwirrt, „es ist wahr . . . Herr von Villemont war noch einmal im Schlosse . . . ich glaube . . . während Ihrer Abwesenheit . . . Meine Kammerfrau sagte mir . . . er habe etwas vergessen . . ."

„Und Sie haben ihn nicht gesehen, Madame?"

„Mein Herr! Ich begreife Sie gar nicht . . . Wozu diese Fragen? — Sie sehen mich in einer tödtlichen Unruhe und verlieren die Zeit mit unnützen Fragen, anstatt . . ."

„Die Zeit, Madame, ist nicht ganz verloren, hören Sie die näheren Umstände und ermessen Sie dann selbst. — Der Herr von Harqueville fand die Abwesenheit des Herrn von Villemont sehr sonderbar, er war besorgt, verstimmt, kurz, Niemand weiß, was Herrn von Villemont heute veranlaßte, sich von der Jagd zu entfernen, Niemand — als Sie vielleicht, Frau Gräfin."

„Ich, mein Herr? Was wollen Sie damit sagen?"

„Ich ahne ein Unglück, Madame! — Des Herrn Grafen Pferd irrte herrenlos, mit Schaum und Koth bedeckt, im Walde umher . . . Entweder ist der Herr Graf vom Pferde gestürzt oder ein Verbrechen . . ."

„Allgütiger Gott!" schrie die Gräfin, von einem schrecklichen Gedanken durchfahren, „wenn Felix . . ."

„Felix, Frau Gräfin?" wiederholte Humblot mit sichtbarem Ärger und Mißtrauen, „Herr von Villemont wollen Sie wahrscheinlich sagen?"

„Was habe ich gethan?" murmelte die Gräfin verzweiflungsvoll.

„Meine Herren!" sprach Humblot in feierlichem Tone, „Sie haben es Alle gehört, die Frau Gräfin läugnet nicht, daß Herr von Villemont während der Jagd ins Schloß zurückgekehrt sei, insgeheim zurückgekommen . . ."

„Insgeheim, mein Herr?" unterbrach ihn die Gräfin, „das habe ich nicht gesagt! und warum sollte Herr von Villemont sich verbergen müssen? Hat er nicht, wie jeder Andere seine Geschäfte, seine Verpflichtungen? Eigentlich sollte er diese Nacht oder morgen früh nach Paris zurückreisen . . . eine Ordre des Ministers . . ."

„Er sollte noch diese Nacht abreisen, Sie hören es, meine Herren! . . ."

„O! dieser Mensch haßt mich!" murmelte die Gräfin schmerzerfüllt. Plötzlich durchblitzte der Gedanke der Gefahr ihres Mannes ihre Seele, er verdrängte alle anderen.

„Meine Herren!" sprach sie, sich mit Heftigkeit erhebend, „ich beschwöre Sie, werfen Sie sich auf ihre Pferde, eilen Sie, suchen Sie ihn! O! mich schaudert, wenn ich daran denke . . . den Grafen wandeln manchmal Ohnmachten an . . . die Hitze und Ermüdung vielleicht . . . er wird vom Pferde gestürzt sein . . ."

„Sehr wahr, meine Herren!" bemerkte Cantabre, „wir thäten besser, zu Pferde zu steigen, als hier, gleich alten Weibern zu plappern. Vorwärts! meine Herren! In den Sattel!"

Die Jagdgesellschaft hatte auf den Aufruf des Kapitäns den Saal verlassen und sich auf die Pferde geworfen. Das ganze Schloß kam in Bewegung, eine Menge Bediente liefen geschäftig hin und her, Fackeln und Laternen zusammenzubringen. Die Hunde bellten, die Waldhörner ließen ihre düsteren Klänge in die Nacht hinein ertönen und erfüllten die Seelen der aufgeregten Jäger mit traurigen Ahnungen.

Einige Minuten nachher, zerstreute sich der ganze Zug, theils zu Fuß theils zu Pferde, in alle Gegenden des Waldes. Gleich Irrlichtern tanzten die vom Winde geneckten Fackeln der Jäger durch die dunkle Ebene, bald verschwanden auch diese und eine Todtenstille, von Zeit zu Zeit bloß durch einen heulenden Windstoß unterbrochen, lagerte sich in der düstern Einöde.

Digitized by Google

V.

Zwei Stunden waren indeß mit den angestrengtesten Nachsuchungen um die beiden verirrten Jäger vergangen und noch hatte man nichts gefunden. Man war bis ins Innerste des Waldes vorgedrungen, doch in die Moräste wagte sich Niemand. Sie waren durch das Unwetter zu gefährlich geworden, moräſtige Abgründe drohten bei jedem Schritte den kühnen Wanderer zu verschlingen und kleine Pfützen, die des Morgens einen Fuß breit waren, glichen jetzt einem tiefen See von Koth und Wasser.

Nach langem, unnützen Umherirren kamen endlich alle Schloßbewohner auf einem, schon früher zum Sammelplatze bestimmten Orte im Walde zusammen.

„Nun Kapitän!" sprach Humblot, „was denken Sie von der Sache?"

„Das ist sehr sonderbar!" erwiederte Cantabre, traurig den Kopf schüttelnd. „Ich will meine Gensdarmen aufbieten, vielleicht . . ."

„Halt, Kapitän, halt!" schrie Humblot lebhaft, den Arm gegen ein Gebüsch ausstreckend, das durch den Schein einer Fackel erhellt wurde, „da ist ein Mensch vorbeigegangen."

„Wer da!" donnerte der Kapitän mit weittönender Stimme.

Niemand antwortete. Doch war kein Zweifel mehr, ein Mensch ging da, man konnte ihn schon in geringer Entfernung bemerken.

„Ergreift ihn!" befahl der Kapitän den umstehenden Treibern.

Doch in dem Augenblicke stürzte ein todtenbleicher Mensch mit zerrauften Haaren, ganz verstört, die Kleider triefend von Koth und Wasser, unter die versammelte Gesellschaft.

„Herr von Villemont!" schrie Cantabre erstaunt.

„Ich bins, meine Herrn . . ." sprach Felix mit schwacher, gebrochener Stimme. „O! ich sterbe vor Müdigkeit! — Wo bin ich?"

„Fünf oder sechs Büchsenschüße vom Schloße," erwiederte Cantabre. „Aber mein Gott! was ist mit Ihnen geschehen? Wir sind alle in einer Unruhe . . ."

„Ach! Sehen Sie . . . ich verirrte mich . . ." stammelte Felix, sich an einen Baum stützend, um nicht umzufallen. „Ich bin in dem Walde nicht bekannt . . . und dann kam die Nacht — das Gewitter . . . Oh! Wenn Sie wüßten! — Schon über vier Stunden irre ich auf diesen schrecklichen Pfaden umher . . . Mein Pferd fiel vor Müdigkeit."

„Herr von Villemont wird uns vielleicht sagen können, wo Herr von Harqueville ist?" frug Humblot.

„Herr von Harqueville?" antwortete Felix erbebend. „Wie! ist er nicht im Schlosse? . . ."

„Nein, mein Herr," erwiederte Humblot mit Betonung, „der Herr Graf ist *nicht* im Schlosse . . , er ist verschwunden: und alle Umstände lassen uns vermuthen, daß ein trauriges Ereigniß, vielleicht ein *Verbrechen*, stattgefunden habe."

„Ein Verbrechen!" sprach Felix lebhaft, „und wen hat man im Verdacht?"

„Noch Niemanden, mein Herr, doch bald vielleicht wird die Justiz den Namen des Schuldigen erforscht haben."

„Wenn es einen Schuldigen gibt, mein Herr!" erwiederte Felix, dessen Physiognomie wieder einige Sicherheit anzunehmen schien.

„Sein Sie dessen gewiß, Herr von Villemont, daß die Justiz in diesem Falle, wie in jedem anderen, ihre Pflicht thun werde. Übrigens sind wir hier zufällig drei öffentliche Beamten, zwei Magistratspersonen und der Kapitän der Gensdarmerie . . . wir können also sogleich unsere Nachsuchungen beginnen."

„Ganz wohl, mein Herr!" sprach Felix, den seine Ruhe plötzlich zu verlassen schien, „ich werde Ihnen selbst in ihren Nachforschungen behilflich sein . . . O! wie ich zittere . . . wenn vielleicht ein Unglück . . . O! mein Gott!" —

Seine Kniee schlotterten, er fiel besinnungslos zu Boden.

Cantabre sprang schnell vom Pferde, hob Felix auf und legte ihn auf sein eigenes Pferd.

„Tausend Dank!" sprach Felix mit schwacher, kaum hörbarer Stimme, die Hand des Kapitäns in der seinigen drückend.

Da eine längere Nachsuchung im Walde dem königlichen Prokurator nicht mehr nöthig schien, brach der ganze Trupp zur Rückkehr nach dem Schlosse auf. Cantabre, der so edelmüthig sein eigenes Pferd Felix gelieben hatte, schritt zu Fuß daneben her, seinen Schützling mit Aufmerksamkeiten überhäufend.

Kaum in dem Schloßhofe angekommen, wurde Felix noch einmal ohnmächtig: man brachte ihn besinnungslos und eiskalt in sein Zimmer, wo er auf einen Divan gelegt wurde. Hier lag er lange ohne Bewußtsein, den Sorgen seines treuen Bedienten überlassen, der die Hände ringend, den trostlosen Zustand seines geliebten Herrn durch alle nur möglichen Hilfeleistungen zu lindern suchte. Endlich öffnete Herr von Villemont die Augen und rief wild umherblickend, mit halberstickter Stimme:

„Wo ist er? Wo kam er hin? War er nicht da? —"

„Wer, gnädiger Herr?" sprach Peter tief bewegt.

Doch plötzlich erinnerte sich Felix an die unglückliche Katastrophe, er begriff das Gefährliche dieses Ausrufes, und fragte ängstlich:

„Was habe ich gesagt, Peter?"

„Nichts, gnädiger Herr, Sie glaubten bloß, daß Jemand da wäre . . ."

„Wer, Peter? habe ich einen Namen genannt?"

„Nein," stammelte der treue Diener, erstaunt über die zunehmende Angst seines Herrn. „Doch wie blaß Sie sind, gnädiger Herr!"

„Es ist nichts, Peter, gar nichts!" murmelte Felix, dessen Zähne vor Frost klapperten, „gehe mein guter Junge, geh' laß mich allein . . ."

Digitized by Google

„Allein! in einem solchen Zustande! das ist ja unmöglich! lassen Sie sich wenigstens umkleiden . . ."

„Ich will es allein thun, Peter, geh', geh'!"

Kaum war Felix allein, als er schnell den Riegel der Thüre verschob. Mit großen Schritten auf und abgehend, brach er endlich in Thränen aus.

„Ich Unglücklicher!" rief er, in laute Wehklagen ausbrechend, „und ich habe noch den Muth, nach einer solchen Gräuelthat zu leben! — Mein bester Freund! — O! es ist furchtbar! — Wie gerne gäbe ich mein Herzblut, könnte ich ihn lebend machen! — Und doch bin ich kein Mörder! nein, ich bin kein Mörder! — und doch, habe ich ihn nicht gemordet? Klebt sein Blut nicht an meinen Händen? O, ich Elender! und ich trage noch seine Kleider!"

Schaudernd vor Schrecken warf er hastig die Jagdweste des Grafen von sich auf den Boden. Ein konvulsivisches Zittern durchlief seinen ganzen Körper und erschöpft fiel er besinnungslos zu Boden.

Plötzlich ließ sich hinter dem Alkoven ein schwaches Geräusch vernehmen, man hörte deutlich das Öffnen einer Tapetenthür, die mit Vorsicht wieder geschlossen wurde.

So schwach dieses Geräusch auch war, es machte Felix erbeben; er wandte sich um und erblickte hinter sich eine Frau in einen weiten Schleier gehüllt, der ihre schlanke Gestalt nicht erkennen ließ.

„Wer ist da?" schrie Felix entsetzt.

„Fürchten Sie nichts, Herr von Villemont, ich bins," sprach eine sanfte, melancholische Stimme.

„Sie sind es Rosa?" stammelte Felix mit der Hand über die Stirne fahrend. „Doch wie kommen Sie hieher? ich schob doch den Riegel vor . . ."

„Ich weiß, Herr Felix . . . aber als ich an die Thür ihres Kabinetes kam, um mich nach ihrem Befinden zu erkundigen und die Thür verschlossen fand, da hatte ich soviel Furcht um Sie . . . und ich erinnerte mich einer Tapetenthür, die in das Zimmer führt . . . O! zürnen Sie mir nicht, Herr von Villemont! ich fand den Schlüssel und eilte her . . ."

„Dank, Rosa! Dank für Ihre Aufmerksamkeit! Doch ich wollte allein sein . . . ich bin wie zerschlagen! . . ."

„O, mein Gott! wie bleich Sie sind! und die nassen Kleider, die Sie noch nicht abgelegt haben . . . Wenn Sie wenigstens . . ."

Plötzlich stieß sie einen Schrei der Überraschung aus, sie hatte die Jagdweste des Herrn von Harqueville erkannt, die naß und blutbespritzt auf dem Boden lag.

„Des Herrn Grafen Weste!" rief sie erstaunt, sich darnach bückend, um sie aufzuheben.

„Halt! halt! rühren Sie sie nicht an!" schrie Felix aufspringend, voll Schrecken und Entsetzen.

Rosa wuede todtenblaß. Alles wurde ihr klar, sie verstand jetzt den Schrecken Felixens beim Anblick dieser Weste, das fürchterliche Drama dieses Tages war für das Mädchen kein Geheimniß mehr.

„Ach! Heer Felix!" sprach sie, das Gesicht in ihren Händen verbergend, „was haben Sie gethan?"

„Still, Rosa! ums Himmelswillen . . ."

„Guter Gott! Sie wollten mir nicht glauben . . . Ich wußte wohl, daß es nicht gut enden würde! daß es Blut kosten würde . . ."

„Blut?"

„Ja! betrachten Sie diese Weste, sie ist damit bedeckt! Ist es Ihres oder seines? —"

„Schweigen Sie! Barmherzigkeit!" schrie Felix, ihre Hände in den seinigen drückend, „man könnte Sie hören! — ich wäre verloren! —"

„Sein Sie ruhig! . . . ich werde schweigen . . Niemand soll etwas ahnen . . ."

„O! Rosa, wenn Sie alles wüßten! diesen Mord — ich habe ihn nicht begangen . . . Gott ist mein Zeuge, ich wollte mich ihm waffenlos gegenüberstellen, aber er — er wollte einen Kampf auf Leben und Tod. Ich verweigerte ihn und der Unglückliche stürzte in seiner Wuth in meinen Hirschfänger! —"

„Gott!"

Rosa fiel kraftlos in einen Armsessel und ließ ihren Thränen freien Lauf.

„Sie werden mir glauben, Rosa!" endigte Felix, düster auf den Boden starrend, „aber die Andern, was werden die sagen? Wie soll ich mich rechtfertigen? O! Entsetzen!" rief er verzweiflungsvoll, sich die Haare ausraufend, „ich werde für einen Mörder gehalten werden, und kann nie beweisen, daß ich schuldlos bin, nie! selbst ihr nicht! — O! Amalie!"

„Amalie!" unterbrach ihn Rosa lebhaft, „Sie lieben sie also wieklich?

„Lassen Sie mich jetzt, Rosa! überlassen Sie mich meinem Schicksal, o! ich bin sehr unglücklich!"

„Sie müssen sich erholen," sprach Rosa gerührt, „sein Sie ruhig und genießen Sie einiger Ruhe, Sie bedürfen ihrer."

„Ja, gutes Mädchen, ich will ruhig sein," erwiederte Felix, dankbar ihre Hände küssend, „ich kanns, weißt du doch allein mein Geheimniß!"

„Es schlummert hier in meinem Herzen, Felix!" murmelte sie, „und wied nie daraus entweichen. Doch ruhen Sie jetzt aus, schlafen Sie ein wenig . . ."

„Schlafen!" erwiederte Felix mit düsterer Traurigkeit in seinen Mienen, „ich kenne keinen Schlaf mehr! — Adieu, Rosa, leben Sie wohl!"

Das junge Mädchen drückte noch einmal die Hand Felixens an ihr Herz, und eilte dann mit leisem Schritt aus dem Gemache.

Nach so vielen überstandenen Schrecken war es kein Wunder, wenn die Gesundheit des Herrn von Villemont heftig erschüttert wurde. Nach einer schlaflos durchwachten Nacht, in der alle verzerrten Schreckbilder seiner aufgeregten Phantasie freies Spiel hatten, lag er des Morgens halb wachend, halb schlummernd in einem Zustande da, der eher eine Agonie genannt werden konnte.

Digitized by Google

Während dem herrschte im Schlosse die größte Verwirrung; man konnte bis jetzt noch nichts vom Grafen erfahren, und Frau von Harqueville, selbst sehr krank, hatte mehrere Krampfanfälle gehabt. Der Kapitän war indessen mit dem königlichen Prokurator nach Rochefort gereist und schon fingen die Nachsuchungen der Justiz im Walde an. Eine Kompagnie Gensdarmen durchstöberte die Umgegenden und das Gehölze von Harqueville; mehrere Verdächtige waren bereits arretirt worden.

Die Befürchtungen des herbeigerufenen Arztes hinsichtlich des Herrn von Villemont bewährten sich schon am zweiten Tage als richtig. Er erklärte die Krankheit für eine Lungenentzündung, die für das Leben des Kranken fürchten lasse. Bald verschlimmerte sich der Krankheitszustand so, daß beinahe kein Aufkommen mehr zu hoffen war. Tag und Nacht saß der treue Peter in Gemeinschaft mit Rosa, bei dem Krankenlager des unglücklichen Jünglings, doch noch immer wollte kein Lichtstrahl der Hoffnung ihre Anstrengungen belohnen.

Drei Wochen waren seitdem verflossen und noch wußte man nichts vom Grafen; alle gerichtlichen Nachsuchungen waren ohne Erfolg geblieben: es blieb kein Zweifel mehr; er war das Opfer eines Verbrechens geworden.

Endlich konnte Felix nach einer überstandenen, langen und gefährlichen Krankheit das Bett verlassen und bald versprach ihm der Arzt seine gänzliche Wiederherstellung. Doch war es nicht mehr der junge blühende Mann, dessen Züge eine sanfte Melancholie verschönerten; düster, bleich und abgemagert ging er Tage lang in seinem Zimmer stillschweigend auf und ab. Rosa und Peter waren die einzigen, die ihn regelmäßig jeden Tag besuchten und ein aufmerksamer Beobachter hätte leicht in den Blicken des jungen Mädchens, wenn sie in die Nähe Felixens kam, eine innige Zuneigung entdecken können; doch er war zu vertieft in sein dumpfes Hinbrüten, um auf das arme Mädchen, das stundenlang traurig in ihrem Winkel saß und ihn mit zärtlichen Blicken betrachtete, aufmerksam zu werden. Die einzige Frage, die Felix jeden Morgen an Rosa richtete, war, ob man noch nichts vom Grafen erfahren hätte.

„Nichts . . .“ erwiederte dann Rosa, erstaunt über diese sonderbare Frage.

Wahrscheinlich hatte Herr von Villemont, dessen Kopf durch den Blutverlust bedeutend gelitten hatte, gänzlich vergessen, daß er dem jungen Mädchen sein Geheimniß verrathen hatte.

So verstrichen noch einige Tage, der Gesundheitszustand des Herrn von Villemont besserte sich zusehends; trotz seiner Schwäche konnte er doch schon in den Garten gehen, und im Sonnenschein ein wenig umherspazieren. Dann war Rosa, die ihn immer in der Nähe oder von ferne beobachtete, ängstlich bemüht, das Zusammentreffen Felixens mit der Gräfin zu verhindern. Und wenn trotz aller ihrer Vorsicht, die Gräfin zufällig mit ihm zusammenkam, dann belauschte sie jedes Wort, das gesprochen wurde und überwachte ihr Gespräch wie eine zärtliche Mutter ihren kranken Sohn. Doch traf es sich eines Tages, daß Felix mit der Gräfin über eine Viertelstunde im Gartensalon allein war, und als Rosa zu spät dort anlangte, konnte das eifersüchtige Mädchen an der Aufregung der Gräfin und Herrn von Villemonts leicht errathen, daß hier nicht von gleichgültigen Dingen die Rede gewesen war. Die Gräfin zog sich, bei dem Eintritte Rosas, unter dem Vorwande eines heftigen Kopfschmerzes, in ihre Gemächer zurück und die junge Spanierin blieb den ganzen Tag traurig und schmollend.

Noch an demselben Abende ließ Herr von Villemont Postpferde bestellen; er müsse, so hieß es, noch vor Tagesanbruch dringender Geschäfte halber, die ihn auf seinen Posten zurückriefen, abreisen.

Es war neun Uhr Abends. — In tiefen Gedanken versunken, erwartete Felix in seinem Zimmer die Rückkehr seines treuen Peter, den er in die Stadt gesandt hatte. Ein Chaos von düsteren Gedanken beschäftigten seine aufgeregte Phantasie, und verschwanden gleich Zauberbildern, wenn er sie zu fassen suchte, wenn er ihnen Form und Gestalt geben wollte. Plötzlich weckte ihn das Rauschen eines Kleides aus seinen Träumereien — Frau von Harqueville stand vor ihm.

„Sie wollen also wirklich abreisen Herr von Villemont?“ sprach sie mit bewegter Stimme.

„Sie haben es ja befohlen — und dann muß ich!“ erwiederte er mit einem tiefen Seufzer.

„Nicht ich, Felix . . . nein, meine Pflicht befiehlts! — O, mein Gott! was soll aus mir werden, allein mit meinem Schmerze . . . ohne Freunde! —“

„Ja, das ist es, was mich quält, daß ich Sie ohne Schutz den immerwährenden Intriguen dieses elenden Humblot ausgesetzt wissen muß . . . o! ich kenne seine Pläne! er will mich verderben. — Er liebt Sie! Amalie! und um Sie zu erringen, wird er alles aufbieten. . . .“

„Aber was kann er thun?“ entgegnete die Gräfin, „Herr Humblot vollzieht seine Amtspflicht. Uberhaupt, da ein Verbrechen begangen wurde, sucht er den Thäter auf. . . Thäten Sie an seiner Stelle nicht dasselbe, um meinen armen Mann zu rächen . . . wenn er wirklich ermordet wurde. . .“

Felix erbebte und wurde todtenbleich.

„Ermordet,“ murmelte er, mit der Hand über die Stirn fahrend, als wollte er die gräßlichen Phantome verscheuchen, die ihm einen kalten Angstschweiß verursachten. „Auch Sie, Madame, glauben an einen Mord?“

„Ach, was kann ich sonst glauben?“ erwiederte die Gräfin, ihren Thränen freien Lauf lassend. „Dieses Verschwinden des Grafen ist so geheimnißvoll, seit einem Monate blieben alle Nachsuchungen zwecklos. Sollte er, ohne mich zu benachrichtigen, eine Reise, — nein, es ist unmöglich! — er ist todt! — er ist todt, sage ich Ihnen, todt! —“

Felix fühlte seine Knie schlottern und stürzte sich auf den Sessel, um nicht umzusinken.

„Was ist Ihnen? Mein Gott! wie blaß Sie sind!“ sprach die Gräfin theilnehmend. „O! ich begreife, Felix, Sie beweinen ihn mit mir . . . . er war ja auch Ihr bester Freund! —“

Felix fiel, wie niedergedonnert, in einen Armsessel, ein

Digitized by Google

Thränenstrom benetzte seine bleichen Wangen. Plötzlich sprang er heftig auf, und rief:

„Ich muß fort, Amalie, leben Sie wohl!"

Und die Hand der Gräfin ergreifend, drückte er einen heißen Kuß darauf, als die äußere Thür sich plötzlich mit Geräusch öffnete und Frau von Harqueville schnell aus dem Zimmer eilte.

Rosa trat hastig ein und näherte sich Herrn von Villemont.

„Wie? Sie wollen abreisen? und schon morgen? . . ."

„Ja, Rosa — ich muß."

„Und Sie sagten mir nichts davon! — Was soll aus m i r werden, wenn Sie abreisen?"

„Wie" fuhr sie, nach kurzem Stillschweigen in bitterem Tone fort. „Von einem Andern als von Ihnen mußte ichs erst erfahren, daß Sie abreisen. Ja! wäre ich eine große Dame . . . doch man verachtet mich! . . .

„Sie Rosa! und warum?"

„Weil ich nicht reich, weil ich im Dienste einer Andern bin! O!" rief sie schmerzlich aus, „jetzt erst schäme ich mich meines Standes!"

Das Erstaunen Felixens nahm immer zu. Er kannte wohl den exaltirten Charackter des jungen Mädchens, doch begriff er die Ursache dieser heftigen Aufregung nicht.

„Liebe Rosa!" sprach er besorgt, „was ist Ihnen?"

„Was mir ist, Felix!" und seine Hand ergreifend, rief sie mit glühenden Wangen:

„Ich liebe . . . ich liebe Sie! Felix! —"

Felix blieb erstarrt stehen, ohne eines Lautes fähig zu sein.

„Rosa," sprach er endlich, sich zu einem Lächeln zwingend, „Sie scherzen, nicht wahr? —"

„Felix! entgegnete sie, „verspotten Sie mich nicht so grausam! ich habe Ihnen die geheimsten Tiefen meines Herzens offenbart und Sie sind so gefühllos! O! ich Unglückliche!"

Sie schluchzte . . . Felix ergriff mit brüderlicher Zärtlichkeit ihre Hände.

„Beruhigen Sie sich, Rosa . . . nur keine Thränen . . . wenn jemand käme, mein Gott! was würde man denken? . ."

„Sie fürchten sich," unterbrach sie ihn, „natürlich, Sie fürchten den Skandal . . . wenn man erführe, daß Sie von einem Kammermädchen geliebt sind . . ."

Nun wurde Felix alles klar: er sah jetzt erst, welche Glut in dem dunklen Auge der jungen Spanierin brannte, wie ein Blitz erhellte dieser Gedanke Felix und er bemerkte zu spät, welche traurige Folgen diese unglückselige Liebe haben könnte, die er nie ermuntert, ja nicht einmal geahnt hatte.

„Rosa!" sprach er mit erkünstelter Ruhe, „sein Sie doch vernünftig, überlegen Sie . . ."

„Ich habe schon überlegt, Felix!" erwiederte sie entschlossen. „Sie reisen . . . Gott weiß, wann wir uns wiedersehen . . . aber was kümmerts mich . . . ich werde Niemanden, als Sie lieben! . . ."

„Liebe Rosa! . . ." sprach Felix mit erzwungenem Lächeln, „wahrlich, wenn ich jünger wäre, Sie würden mich zum Gecken machen! Aber ich verstehe Sie . . . Sie sind gut und sanftmüthig, Sie haben mich mit der Sorgfalt einer Schwester gepflegt . . . ja, Ihnen vielleicht, verdanke ich mein Leben . . . und Sie hegen eine zärtliche, brüderliche Liebe für mich . . . Dank, Rosa, tausend Dank! . . . ich werde nicht undankbar sein! . . ."

Und die Hand Rosas mit Verwirrung in der seinen pressend, betrachtete er sie einige Momente mit Rührung, dann entfernte er sich mit schnellen Schritten aus dem Zimmer.

VI.

Sechs Monden waren seit der Abreise des Herrn von Villemont verflossen, und noch hatte man keine Spur des Grafen bekommen. Der unermüdliche Humblot, überzeugt, daß seine Nachforschungen ihn doch zum Ziele führen müßten, fuhr fort, von allen Seiten Erkundigungen einzuziehen und die Gehölze beim Schloße wurden noch immer von Zeit zu Zeit durch die Gensdamerie untersucht. Die Gräfin lebte einsam und zurückgezogen auf ihrem Zimmer und bloß Rosa hatte Zutritt zu ihr. Das Zutrauen, das die Frau von Harqueville bis jetzt dem jungen Mädchen geschenkt hatte, hörte seit der Abreise Felixens gänzlich auf. Ein gegenseitiges Mißtrauen schien jetzt zwischen den beiden Frauen zu herrschen, und Rosa, obwohl immer noch gut und unterwürfig, schien doch nicht mehr mit der warmen Anhänglichkeit von früher an ihrer Gebieterin und Jugendfreundin zu hangen.

Die Gräfin trug, obwohl noch nicht sicher vom Tode ihres Gemals überzeugt, doch schon die Witwentrauer. Sie war blaß und sichtbar verändert, ihre von Thränen erschöpften Augen zeigten eine Niedergeschlagenheit, die sie noch interessanter machte. Was hatte sie aber auch in diesen sechs Monaten gelitten! Sie hatte sich keinen Vorwurf zu machen, sie hatte muthig gegen eine Leidenschaft gekämpft, die früher mit ihrer Ehre im Widerspruche stand. Doch jetzt, wo sie ohne Zweifel Witwe war, wo sie, ohne ihre versprochene Treue zu brechen, an Felix denken konnte, auch jetzt hätte sie gern sein Andenken aus ihrem Herzen verbannt, um ungestört ihren Mann betrauern zu können, doch umsonst! sein Bild verfolgte sie überall, sie träumte von ihm, sie hörte seine zärtliche Stimme, die Liebe flüsterte; sie sah seine liebeglühenden Blicke, die bittend an ihr zu hängen schienen: dann brach sie unwillkührlich in Thränen aus, wie im Traume streckte sie mechanisch die Arme ihm entgegen, um ihn zu umfassen und ihre Lippen flüsterten liebevoll seinen Namen.

Als die Gräfin eines Tages, trauriger als je, so saß, trat Rosa hastig ein und sprach, indem sie ihrer Gebieterin ein Schreiben überreichte, mit zitternder Stimme:

„So eben kam ein Brief . . ."

„Ah endlich!"

Frau von Harqueville ergriff hastig den Brief. Sie erbricht das Siegel, durchläuft ihn schnell mit den Augen.

Während die Gräfin las, stand Rosa vor ihr, mit gierigem Blicke jeder ihrer Mienen folgend. Plötzlich sieht sie Frau von Harqueville erbleichen und wanken.

„Was ist geschehen, Madame?" frägt Rosa aufgeregt.

Digitized by Google

„O! ich Unglückliche! ich werde ihn nicht mehr wieder sehen!"

„Wen? Felix? . . . Herrn von Villemont? . . ."

„Es ist geschehen!" sprach die Gräfin, in Thränen ausbrechend; „o! meine Ahnung täuschte mich nicht. Er lebt nicht mehr!"

Rosa stieß einen Schrei aus.

Der Brief war den Händen der Gräfin entfallen, Rosa will ihn aufheben, doch schaudernd entreißt Frau von Harqueville das Papier Rosas Händen und spricht mit zitternder, doch befehlender Stimme:

„Rosa! Laß mich! . . . ich will allein sein!"

Doch das junge Mädchen, noch starr vom Schrecken, rührt sich nicht.

„Hast du mich verstanden?"

„Madame . . . ums Himmelswillen! was haben Sie erfahren?" spricht Rosa mit gefalteten Händen und bittendem Blicke.

„O! wenn du wüßtest, Rosa!" spricht die Gräfin, deren harter Ton sich sogleich milderte, „Felix . . ."

„Nun?"

„Ist vielleicht schon todt! Dieser Brief meldet mir, daß er gefährlich krank ist . . . daß man an seinem Aufkommen zweifelt . . . Ein Franzose, sein Freund, schreibt mirs . . ."

Rosa frug nichts mehr und stürzte aus dem Zimmer.

Als Frau von Harqueville allein war, ließ sie ihrem Schmerze freien Lauf, sie benetzte den unglücklichen Brief mit ihren Thränen. Da fällt plötzlich noch ein Beiefchen, mit Felirens Siegel gesiegelt aus dem Couverte.

„Ah!"

Und schon ist der Brief geöffnet — obgleich mit sterbender Hand unleserlich geschrieben, erkennt Frau von Harqueville doch gleich seine Schrift, und liest mit hörbar pochendem Herzen:

„Ich sterbe! Gott sei gelobt! — ich litt zu viel! Amalie, nur bei Ihnen hätte ich leben können . . . wenn Sie wenigstens bei mir wären, wie glücklich stürbe ich dann! — wenn wenigstens mein letzter Blick Sie erreichen könnte . . . doch, es sollte nicht sein! — Leben Sie auf ewig wohl! — leben Sie glücklich! . . ."

Durch mehrere Tage wollte die untröstliche Gräfin ihr Kabinet nicht verlassen und umsonst verlangte Humblot, der, wie er sagte, bedeutende Resultate seiner Nachforschungen zu melden hatte, vorgelassen zu werden. Die Gräfin verweigerte ihm hartnäckig den Zutritt in ihr Zimmer und der königliche Prokurator zog sich beleidigt zurück.

Indessen erwartete die Gräfin ängstlich neue Nachrichten von Felix, doch schon waren drei Tage verflossen und noch kam kein Schreiben seines Freundes. — Was war da zu hoffen?

Eines Abends, als die Gräfin allein in ihrem Zimmer saß, pochte man plötzlich an die Thür und der treue Loriot sprach eintretend:

„Frau Gräfin! Draußen stehen der Herr Prokurator und der Herr Kapitän der Gensdarmerie und wünschen . . ."

„Sage, daß ich jetzt Niemanden empfangen kann, daß . . ."

„Sie sagen, sie hätten eine wichtige Entdeckung gemacht' es handle sich um den Herrn Grafen von Harqueville . . ."

„Wie?" schrie die Gräfin aufspringend, „lebt er?"

„Das heißt," stotterte Loriot, „ich weiß . . ."

Doch die Gräfin war schon aus dem Zimmer und eilte in den Salon, wo sie, an allen Gliedern zitternd, eintrat.

„Sprechen Sie, meine Herren, ich beschwöre Sie, ich will alles wissen."

„Unsere Botschaft ist traurig, Frau Gräfin!" erwiederte der Kapitän düster.

„Ah! ich bin auf alles gefaßt, sprechen Sie, ich beschwöre Sie! . . ."

„Fassen Sie Muth, Madame, das Schrecklichste zu hören!" fuhr der Kapitän fort.

„Frau von Harqueville hat ihn bis jetzt bewährt," unterbrach ihn der Prokurator mit kalter Ironie. „Gewiß, seit dem Verschwinden des Herrn Grafen hat Madame einen Stoicismus und eine Resignation gezeigt, die ihr Ehre macht und somit glaube ich ohne weitere Umschweife der Frau Gräfin melden zu können, daß unsere Befürchtungen hinsichtlich des Grafen nunmehr sich als gegründet bewährt haben. Der Herr von Harqueville ist in der Nähe des Schloßes ermordet worden . . ."

Die Gräfin stieß einen Schrei aus.

„Man fand den Körper des Opfers, heute Früh, in dem kleinen Bache des Gehölzes."

Die Gräfin fiel kraftlos auf einen Divan.

„Wie!" sprach sie mit bebender Stimme, „gar keine Hoffnung mehr? — es wäre wirklich wahr? — Ermordet! — Doch sind Sie auch dessen gewiß, mein Herr?"

„Sicher und gewiß, Frau Gräfin," erwiederte Humblot kalt. „Im ersten Augenblick war er unkenntlich, der lange Aufenthalt in dem Wasser hatte ihn ganz entstellt. Doch einige, in geringer Entfernung von ihm aufgefundenen Kleidungsstücke, bezeugten die Identität des Leichnams — Sie sind Witwe, Madame."

„Witwe!" murmelte Frau von Harqueville, düster vor sich hinstarrend. Gleich einem Lichtstrahl brach dieses Wort durch den düstern Horizont ihres Lebens, doch schaudernd schloß sie die Augen, um nicht zu sehen und überließ sich ganz dem Schmerze und der Trauer um ihren Verlust.

„Der Herr Graf wird gerächt werden, Madame!" sprach der Kapitän Cantabre. „Die Gerechtigkeit wird bald die ganze Wahrheit entdecken."

„Ja, die ganze Wahrheit!" fügte Humblot bedeutsam hinzu.

„Es ist kein Zweifel mehr, Frau Gräfin," fuhr Cantabre fort, „zwei dem Bagno entwischte Galeerensklaven begingen das Verbrechen. Sie hatten sich in dem Gehölze versteckt, um den Nachforschungen der Justiz zu entgehen, der Graf traf wahrscheinlich mit ihnen zusammen, und da . . ."

„Das ist nur ein Hypothese!" unterbrach ihn Humblot kopfschüttelnd, „doch es ist nicht unmöglich. Die Nacktheit des Leichnams gibt sogar dieser Vermuthung einige Wahrscheinlichkeit, doch nichtsdestoweniger," fügte er, mit einem boshaf-

Digitized by Google

ten Seitenblick auf die Gräfin, hinzu, „könnte auch etwas anderes als Beraubung die Ursache dieses Mordes gewesen sein. Vielleicht sollte diese scheinbare Beraubung dazu dienen, die Gerichte irre zu leiten . . . und die Gewaltthat einer persönlichen Rache . . ."

„Ja, Sie haben vielleicht Recht!" unterbrach ihn die Gräfin lebhaft. „Der Graf war zu streng, zu heftig gegen diese unglücklichen Wilddiebe, die man oft in den Wäldern ertappte, und . . ."

„Nein, nein, Frau Gräfin," erwiederte Humblot, „ich halte einen Wilddieb dessen nicht fähig. Ich habe auf Andere Verdacht."

„Sprechen Sie mein Herr, ich beschwöre Sie, auf wen?"

„Ich kann noch nicht, Madame, noch mag ich meine Meinung nicht bestimmt aussprechen, doch bald, hoffe ich, wird der Mörder in den Händen der Gerechtigkeit sein."

„Wolle Gott!" murmelte die Gräfin. „Ein so großes Verbrechen darf nicht ungestraft bleiben."

„Geduld, Madame, früh oder spät, die Züchtigung kömmt! . . . Seien Sie übrigens versichert, daß ich meine Pflicht eifrig und ohne Nachsicht erfüllen werde."

Der königliche Prokurator verbeugte sich und schritt aus dem Salon.

„Auch ich, Madame, werde meine Pflicht thun!" fügte Cantabre mit Begeisterung hinzu, „erlauben Sie mir, mich zu Ihrem Ritter zu erklären, der Sie bis zu seinem letzten Athemzuge beschützen wird."

„Dank, Kapitän, tausend Dank!" erwiederte die Gräfin, ihm gerührt ihre Hand reichend.

Der Kapitän drückte einen ehrfurchtsvollen Kuß auf die ihm dargebotene Alabasterhand und entfernte sich mit klingendem Schritte.

Am anderen Morgen erhielt Frau von Harqueville einen Brief, doch dasmal schrieb nicht Felixens Freund,— Felix selbst hatte geschrieben; er war gerettet. —

„Gütiger Gott!" rief die Gräfin, im begeisterten Dankgefühl ihre Hände zum Himmel erhebend, „mein Flehen blieb doch nicht unerhört!"

VII.

Drei Wochen waren seitdem verflossen; Frau von Harqueville, beruhigt über das Wohlbefinden Felixens, hatte schon mehrere Briefe erhalten, die ihr die frohe Nachricht brachten, daß Felix auf dem Wege nach Frankreich sei und längstens in einer Woche bei der Gräfin sein werde.

Freudestrahlend saß Frau von Harqueville in ihrem Kabinette, den glückbringenden Brief schon zum zwanzigsten Male durchlesend, als Rosa einen Herrn meldete, der die Gräfin dringend zu sprechen wünsche.

Die Gräfin begab sich in den Salon, wo ein vom Kopf bis zum Fuß schwarz gekleideter Mann sie erwartete.

„Ich muß um Entschuldigung bitten, Frau Gräfin," sprach er, sich tief verbeugend, „doch eine Sache von der größten Wichtigkeit führt mich hierher . . ."

„Sprechen Sie, mein Herr . . . doch dürfte ich wissen, mit wem ich die Ehre habe . . .?"

„Ich bin der Notar Burville aus Rochefort."

„Und womit kann ich Ihnen dienen, mein Herr?"

„Ich will sogleich zur Sache schreiten," antwortete der Notar in respektvollem Tone. „Es mögen jetzt fünfzehn Jahre sein, daß Frau von Fonval, ihre selige Frau Mutter, eine arme Waise in ihr Haus nahm. Dies, von braven Bauern vor ihrer Thüre aufgefundene Kind, war von ihnen in einer Hütte, unweit von Amiens, erzogen worden, und nichts würde die Spur seiner Herkunft verrathen haben, hätte dieses Kind nicht ein Amulet an seinem Halse gehabt, auf dem einige spanische Worte geschrieben standen . . ."

Frau von Harqueville sah den Notar mit steigender Verwunderung an.

„Dieser Umstand ließ vermuthen, daß das unglückliche Kind spanischer Abkunft sei, und die Vermuthung wurde beinahe Gewißheit, als das Kind größer wurde und in allen seinen Formen unverkennbare Spuren spanischen Blutes zeigte . . ."

„Das ist wahr, mein Herr," unterbrach ihn die Gräfin ungeduldig, „meinen Sie das junge Mädchen, die das Schloß bewohnt, Rosa?"

„Ja wohl, Frau Gräfin, und ich komme, ihr die Nachricht zu bringen, daß sie erst heuer ihren Vater verloren hat."

„Wäre es möglich?"

Der Notar fuhr mit unveränderter ernster Miene fort:

„Sie werden mir wohl verzeihen, Frau Gräfin, wenn ich, wichtiger Ursachen halber, seinen Namen verschweige. Doch beeile ich mich, Ihnen die offizielle Nachricht mitzutheilen, daß Fräulein Rosa eine ungeheure Erbschaft zu erheben hat . . ."

„Eine Erbschaft! Sie scherzen wahrscheinlich, mein Herr?"

„Nein, Frau Gräfin, ich scherze nie in Amtsgeschäften . . . Eine jährliche Rente von beiläufig achtzig tausend Franks in gut placirten Kapitalien. Doch sind sie nicht in Frankreich; sie liegen in Catalonien und demnach muß Fräulein Rosa sich sogleich dahin begeben, um ihre Ansprüche geltend zu machen."

Das Erstaunen der Gräfin steigerte sich immer mehr.

„Aber, wahrlich, mein Herr, ich kann's gar nicht glauben . . . Ists ein Traum oder ein Feenmärchen?"

„Keineswegs. Madame werden wohl einsehen, daß ich mich zu keiner Mistifikation verwenden ließe; es ist alles wahr, ernstlich war. Ich bin vom Bruder des verstorbenen Vaters eigends beauftragt, Ihnen diese Nachricht mitzutheilen und die Abreise der jungen Erbin zu beschleunigen"

Die Gräfin konnte nicht länger zweifeln: Rosa war nun reich.

„Welches Glück!" rief sie aus. „Das gute Kind! wie glücklich sie sein wird!"

Frau von Harqueville ließ Rosa schnell rufen.

„Ich lasse dich mit dem Herrn allein," sprach die Gräfin, sie dem Notar vorstellend, „er hat dir wichtige Neuigkeiten mitzutheilen: es handelt sich um deine Familie."

Rosa erbebte eine plötzliche Röthe bedeckte ihr Gesicht,

Digitized by Google

und als sie sich von ihrer Verwirrung erholte, befand sie sich allein mit dem Notar im Salon.

Unbeschreiblich war die Freude Rosas, als sie die glückliche Nachricht erfuhr. Nun mangelte weder Reichthum noch Geburt der sonst verlassenen namenlosen Waise, nun konnte sie mit beiden ihre Ansprüche auf Felix rechtfertigen. Oft, wenn sie die Liebe der Gräfin zu Felix so deutlich bemerkte, erfüllten bittere Gefühle des Hasses ihre Brust sie erinnerte sich dann, daß sie, die arme vergessene Waise nie wagen dürfte, mit der reichen, angesehenen Gräfin von Harqueville in die Schranken zu treten, doch jetzt – jetzt war Rosa an Rang und Reichthum ihrer schönen Gebieterin gleich, eine Welt von Hoffnungen that sich vor ihr auf.

Schon seit mehreren Tagen traf Rosa alle Anstalten zum Abreisen, doch da sie wohl wußte, daß Herr von Villemont täglich erwartet würde, wollte sie ihre Reise nicht antreten, ohne ihn noch einmal gesprochen zu haben.

Endlich kam Herr von Villemont an. Frau von Harqueville, die ihrer Gesundheit wegen jeden Tag ausfahren mußte, war zufällig vom Schlosse abwesend, und so empfing ihn bloß die junge Spanierin. Nachdem sie ihn mit zärtlichen Fragen überhäuft hatte, offenbarte sie ihm mit freudestrahlendem Gesichte das glückliche Ereigniß, das sie reich machte. Am Ende der Erzählung rief sie im Übermaß ihrer Freude:

„Denken Sie nur, Felix! Achtzigtausend Franks jährlich! für mich, für mich allein!"

Herr von Villemont sah sie erstaunt an.

„Haben Sie mich denn nicht verstanden?" fuhr sie freudetrunken fort, „Achtzigtausend Franks! Aber, mein Gott, ich begreife Sie gar nicht, Herr Felix, Sie scheinen sich nicht einmal über diese Neuigkeit zu freuen . ."

„Es freut mich ungemein, Rosa," erwiederte Felix. „Doch kann ich mich von meinem Erstaunen noch nicht erholen; wie? die schöne, sonst so sorglose naive Rosa vergißt des Reichthums halber alles andere und denkt bloß an das schnöde Gold, das sie sonst verachtete . . ."

Die Freude Rosas verschwand bei diesen Worten, sie wurde nachdenkend und traurig.

„Ah!" sprach sie mit einem Seufzer, „Sie machen mir da einen grausamen Vorwurf! O! Felix, Sie lasen nicht in meinem Herzen! —"

Herr von Villemont hatte Anfangs diese fieberhafte Fröhlichkeit nicht verstanden, doch plötzlich glaubte er die Ursache errathen zu haben: er erinnerte sich, nicht ohne einen unwillkührlichen Schauder, des glühenden Geständnisses Rosas, das sie ihm bei ihrer letzten Unterredung gemacht hatte.

„Felix," murmelte sie mit erstickter Stimme, „haben Sie *das* vergessen, dessen *ich* mich noch immer erinnere!"

„Rosa, liebe Rosa, trösten Sie sich! sprach Felix bewegt. „Nein, ich schwöre es Ihnen, ich habe nichts vergessen. . . Kenne ich nicht die Trefflichkeit ihres Herzens?"

„Nein, Sie kennen es nicht! Sie haben dies Herz nie gekannt! oder Sie hätten mir das nicht gesagt, was Sie mir jetzt vorwarfen! Dieser Reichthum, Felix, macht mich glücklich, weil ich ihn zu ihren Füssen niederlegen kann, und nur darum wünsche ich ihn!"

„Rosa! überlegen Sie doch! —"

„Ich habe schon überlegt," erwiederte sie, sich aufrichtend, mit fester Stimme: „und wenn ich jetzt abreise, jetzt, wo sie nach langer Abwesenheit zurückkehren, so geschieht es nur, weil *ein* Gedanke, *eine* Hoffnung mich noch belebt! — Ich werde in einigen Monaten zurückkehren . . . Meine Güter werden verkauft . . . Ich will so viel Gold haben als Frau von Harqueville . . . Ja, Felix, ich komme in einigen Monaten zurück . . . aber reich, angesehen, mit einem berühmten Namen . . . Dann werde ich nicht mehr die arme Rosa sein! . . . Sie werden mich lieben, Felix! . . . wir werden vereinigt werden! . . ."

„Wie, Rosa?" unterbrach sie Felix erbebend.

„Felix, ich fühle es, Sie lieben mich, wie ich Sie liebe! O! ich liebe Sie zu sehr, als daß Sie mich nicht lieben sollten! Jetzt kann ich das Haupt emporheben, ich kann frei gestehen, was mein Herz bis heute verbarg! Ja, nun wird Frau von Harqueville in mir eine eifersüchtige Nebenbuhlerin finden, die geliebt, und *allein* geliebt sein will! —"

Rosa schwieg plötzlich, ein in den Hof fahrender Wagen erregte ihre Aufmerksamkeit.

„Die Gräfin kehrt zurück," sprach sie heftig. „O, Felix! ich beschwöre Sie, lassen Sie mich ihr alles sagen! Wenn sie unsere Liebe kennt . . ."

„Um's Himmelswillen, Rosa, erwähnen Sie nichts davon! — Noch nicht! Verschwiegenheit! —"

„Verschwiegenheit, Felix? Wohlan, es sei — Sein Sie ruhig, mein Herz birgt noch ein Geheimniß — das es nie verrathen wird!"

Felix hatte sie verstanden, er wurde todtenblaß.

„Beruhigen Sie sich, Felix," fuhr sie mit halblauter Stimme fort, „Ich allein kenne dies Geheimniß . . . ich werde es mit ins Grab nehmen!"

Zwei Tage darauf, reiste Rosa nach Spanien.

VIII.

Bereits sechs Monde waren seit der Abreise Rosas verflossen und noch waren keine Nachrichten von ihr eingelaufen. Frau von Harqueville konnte dieses unbegreifliche Stillschweigen des jungen Mädchens, das sie mit Wohlthaten überhäuft hatte, nicht begreifen, doch wurde sie bald zu sehr von ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt, um noch an Rosa zu denken Frau von Harqueville und Felix, mehr als je für einander eingenommen, sollten in einigen Wochen verlobt werden.

Herr Humblot hatte noch immer seine Nachforschungen nicht aufgegeben; sein instinktartiges Rachegefühl ließ ihn noch immer an der Auffindung der Wahrheit nicht verzweifeln, nichtsdestoweniger schien er seit kurzer Zeit seine Zuvorkommenheit gegen die Gräfin zu verdoppeln, ohne eine Anspielung auf seine frühere Liebe zu wagen, und endlich den langgenährten Groll gegen Herrn von Villemont vergessen zu haben.

Digitized by Google

Auch der Kapitän Cantabre kam noch häufig ins Schloß, wo er so gern gesehen wurde.

Indessen ging das Trauerjahr der Frau von Harqueville zu Ende: den schwarzen Kleidern folgten minder dunkle, doch dem Feste, das im Schlosse bereitet wurde, noch immer nicht angemessen. Die Gräfin sollte morgen mit dem Herrn von Villemont verlobt werden. Der Kapitän, Humblot und noch einige intime Freunde waren zur Ceremonie eingeladen worden und befanden sich seit zwei Tagen im Schlosse.

Ein schöner, heiterer Herbsttag schien das frohe Fest anzulächeln, das morgen die zwei liebenden Herzen auf ewig vereinen sollte, und der Kapitän schlug der versammelten Gesellschaft eine Spazierfahrt in das Gehölze vor. Felix und die Gräfin stimmten mit Freuden ein.

Im Gehölze angekommen, stiegen Humblot und der Kapitän von ihren Pferden und spazierten Arm in Arm langsam weiter, während die Wagen der Gesellschaft im Schritt durch den Wald fuhren. Sie befanden sich gerade in der Gegend der Moräste, wo vor einem Jahre das traurige Drama stattgefunden hatte.

„Ach! mein lieber Herr Humblot," sprach der Kapitän seufzend, „es giebt doch glückliche Leute genug. — Ich kenne zwei, die ihre jetzige Stellung nicht für den besten Platz im Paradiese umtauschen möchten . . ."

„In der That, Kapitän," erwiederte Humblot, einen verstohlenen Blick auf den Wagen werfend, in dem Felix und die Gräfin saßen, „ich glaube selbst, daß die zwei Leutchen nicht zu bedauern sind . . . Reich, unabhängig, verliebt; was können sie mehr verlangen? — Die Sachen haben sich aber auch gerade so gestaltet, wie sie es brauchten . . . Der Zufall hilft oft sonderbar! —"

„Ah! ich glaube gar, Sie denken noch an das schreckliche Ereigniß des vorigen Jahres?" erwiederte der Kapitän.

„Ja wohl, Kapitän, ich vergesse nichts so bald!"

„Wahrlich, Sie haben Unrecht, Herr Humblot, sich so unnützer Weise Grillen in den Kopf zu setzen . . . Der arme Graf! man wird nie erfahren, wer ihn eigentlich ermordet hat."

„Wer weiß, Kapitän . . . Übrigens bin ich weit entfernt davon die Sache aufzugeben; und es könnte noch geschehen, daß ein Verhaftsbefehl eines Tages die Schloßbewohner erschreckte . . . Sehen Sie, hier ist der unglückselige Ort . . . Allem Anschein nach ist das Verbrechen in dieser Gegend begangen worden.

„Ja wohl!" entgegnete der Kapitän seufzend. „Hier ist der Fluß, aus dem man den Leichnam fischte . . . Und doch waren nicht genug Beweise da, um diese zwei Galeerensklaven zum Tode zu verurtheilen . . ."

Ein plötzlicher Lärm unterbrach ihr Gespräch, der Treiber Loriot kam athemlos auf sie zu, etwas in der Hand haltend, das er gefunden zu haben schien.

„Nun! was giebts, Loriot? hast du etwas gefunden?" fragte der Kapitän erstaunt.

„Ah! meine Herren!" schrie der Treiber, athemlos in seinem Laufe innehaltend, „das ist ein merkwürdiger Fund!"

„Das ist ja so etwas von einem alten Säbel," fügte Humblot hinzu.

In dem Augenblick kam der Wagen der Frau von Harqueville an, und Felix, neugierig, die Ursache dieses Lärmens zu wissen, frug einen der Umstehenden, was es eigentlich hier gäbe.

„Herr von Villemont!" schrie Loriot ihn erblickend, „das ist Ihr Hirschfänger!"

Dieser scheinbar unbedeutende Ausruf Loriots ertönte in den Ohren Felixens wie ein Rachegeschrei des aus seinem Grabe sich erhebenden Opfers. Bis jetzt hatte er im Taumel seines Glückes, an der Seite seiner Amalie, den finstern Ort nicht bemerkt, der ihn vor einem Jahre in Verzweiflung gesehen hatte; doch dieser Ausruf führte ihm blitzschnell das Drama vor Augen, aus dem er als Mörder hervorgegangen war.

„Felix," sprach die Gräfin, „was ist Ihnen? mein Gott! wie bleich Sie werden!"

Der königliche Prokurator hatte hastig den Händen Loriots den Hirschfänger entrissen, dessen verrostete Klinge an der Spitze abgebrochen war . . . auf dem elfenbeinenen Griff der Waffe befand sich das Wappen Felixens.

„Wer hat dir dies gegeben?" fragte Humblot lebhaft den Treiber. „Gehörte dieser Hirschfänger dem Herrn von Villemont?"

„Ja wohl," antwortete Loriot, sich den Schweiß von der Stirne wischend. „Es scheint, als hätte Herr von Villemont dies Zeug vorm Jahre bei der großen Jagd verloren, wo unser arme Herr . . ."

„Ermordet wurde!" fügte Humblot tückisch hinzu, und warf in den Wagen Felixens einen Blick, der deutlich beurkundete, wen er eigentlich damit meinte.

„Loriot," fuhr der königliche Prokurator mit feierlichem Tone fort, „bekenne die Wahrheit . . . Wo hast du diesen Hirschfänger gefunden?"

„Da unten, Herr Prokurator, in dem Moraste . . . ich sah etwas schimmern und da bückte ich mich, das war alles!„

„Hier unten, sagst du? Nicht weit vom Fluße?"

„Ja, Herr Prokurator — Donnerwetter! jetzt erinnere ich mich erst . . . es ist nicht weit von dem Orte, wo wir unsern armen Herrn herauszogen — Gott sei seiner armen Seele gnädig! —"

„Hören Sie, Kapitän?" sprach Humblot mit triumphirenden Blick.

Frau von Harqueville, die noch nicht begreifen konnte, was sich hier zutrug, steckte den Kopf zum Wagen heraus und fragte ängstlich:

„Mein Gott! was giebts denn eigentlich da?"

„Ein sehr sonderbares Ereigniß, Frau Gräfin," erwiederte Humblot, „dieser Mann fand so eben zufällig einen Hirschfänger, den Herr von Villemont im vorigen Jahre hier verlor; die Spitze der Klinge ist abgebrochen und der starke Rost beweist, daß sie schon längere Zeit im Moraste liegt . . . Ich erinnere mich noch sehr gut, daß Herr von Villemont

Digitized by Google

diesen Hirschfänger an dem Todestage des Herrn Grafen trug."

Felix hatte sich indeß erholt und bemerkte, daß Besonnenheit und Muth ihn allein hier retten konnten.

„Was wollen Sie damit sagen, mein Herr? fragte er Humblot mit Würde.

„Mein Gott!" erwiederte der Prokurator, sich in die Lippen beißend, „ich sage nur, was sich zugetragen hat."

Der Treiber Loriot stand verwirrt neben dem Prokurator und drehte etwas Rundes mechanisch in der Hand herum.

Plötzlich entriß Humblot dem Treiber den beinahe unkenntlichen Gegenstand und schrie:

„Was hältst du denn da?"

„O! nichts, Herr Prokurator, das gehört wahrscheinlich auch Herrn von Villemont . . ."

Ein höhnisches Lächeln verzog die Lippen Humblots.

„Es ist ein silberner Knopf," sprach er, sich zum Kapitän wendend. „Bei meiner Ehre! der Zufall ist sonderbar! Sehen Sie nur! ein Knopf mit noch daranhängendem Stoffe aus einer Jagdweste herausgerissen! Wahrlich, Kapitän, dieser Jäger muß einen furchtbaren Kampf überstanden haben . . . vielleicht mit einem wilden Thiere?

„Sonderbar!" entgegnete Cantabre, sorgfältig den noch am Tuche hängenden Knopf beschauend.

„Was aber noch sonderbarer bei diesem Zufall ist," fuhr Humblot fort, einen giftigen Blick auf Felix werfend, das ist, daß dieser silberne Knopf gleich dem Jagdmesser . . . das Wappen des Herrn von Villemont trägt!"

Felix erbebte unwillkührlich, doch allen Muth zusammenraffend, sprach er mit scheinbarer Gleichgültigkeit:

„Es ist schon etwas spät, meine Herren; ich glaube, wir kehren ins Schloß zurück."

Der Prokurator steckte verstohlen den Knopf in die Tasche, und sich schnell zu dem Treiber wendend, sagte er ihm leise ins Ohr:

„Zwei Louisd'or's sollen dein sein, wenn du mir noch heute diesen Hirschfänger bringst!"

Eine Stunde darauf rollten die Wagen in den Schloßhof.

IX.

Felix und Amalie waren schon ein Jahr verheirathet: seit einem Jahre genoßen sie die reinen Freuden eines ungetrübten, sanft dahinfließenden Zusammenlebens, das durch die Bande der Ehe geheiligt war. Auch die süßen Freuden der Mutterliebe beglückten die Gräfin, die sich jetzt von allen erlittenen Leiden zu erholen schien, und eine wonnevolle Zukunft lächelte Felix an, der alle Erinnerungen an die Vergangenheit in den blauen Augen seiner Amalie vergaß.

So saßen sie eines Tages an der Wiege ihres kleinen Engels, mit stummer Zärtlichkeit das Pfand ihrer Liebe betrachtend, das sanft neben ihnen schlummerte. Nichts störte die im Zimmer herrschende Stille, als das leise, einförmige Athmen des Kindes, und von Zeit zu Zeit warf Frau von Villemont einen Blick voll Zärtlichkeit und Mutterstolz auf ihren geliebten Felix, der sie dann entzückt in seine Arme schloß.

Plötzlich vernahmen sie deutlich das Rollen eines ankommenden Wagens.

„Mein Gott! schon wieder ein Besuch," sprach Frau von Villemont seufzend.

„Sei ruhig, mein Engel," erwiederte Felix halblaut. „Ich werde sagen, du seiest etwas unpäßlich," „Ich will selbst gehen . . ."

Ein Bedienter meldete eine junge Dame, die ihre Aufwartung machen wolle.

„Es ist gut, Franz," sprach Felix, „sage dieser Dame, sie möge uns entschuldigen: Frau von Villemont sei etwas unpäßlich und nicht im Stande, heute einen Besuch anzunehmen. Geh' schnell."

Der Bediente eilte aus dem Zimmer; doch war er kaum fünf Minuten fort, als er erschreckt und ganz verstört zurückkam.

„Gnädiger Herr! . . ." stotterte er todtenbleich.

„Nun, was gibts?" fragte Felix hastig.

„Bei meiner armen Seele! die Dame muß toll sein . . ." erwiederte Franz, sich fassend.

„Mein Gott!" sprach die Gräfin ängstlich, „was soll denn das heißen?"

„Franz ist wahrscheinlich selbst nicht recht bei Sinnen," erwiederte Felix lächelnd, „ich will nachsehen, was es eigentlich ist."

Als sie aus dem Zimmer war, sprach Franz, plötzlich stehen bleibend:

„Gnädiger Herr! ich wollte vor der gnädigen Frau nichts sagen, aber, glauben Sie mir, diese Dame führt etwas im Schilde . . . als ich ihr sagte, daß Frau von Villemont heute unpäßlich sei und sie nicht empfangen könne, fragte sie mich lebhaft:

„Wer? von Villemont? die Mutter oder Schwester des Herrn von Villemont?"

„Nein," erwiederte ich, „die Gemalin des Herrn Felix von Villemont . . ." O! da hätten Sie sie sehen sollen, gnädiger Herr, wie eine Löwin sprang sie auf mich zu! . . ."

Felix hörte ihn nicht, mit einem Sprunge war er im Salon; er tritt hinein und stößt einen Schrei aus . . .

Es war Rosa! — doch jetzt nicht mehr die arme Kammerfrau, die sich ihres Standes schämte; als reiche Erbin eines der größten spanischen Namens stand sie da, und schon ihr Blick, ihr ganzes Benehmen verrieth den aristokratischen Stolz.

Felix blieb stumm und unbeweglich in der Mitte des Salons stehen.

„Nun!" sprach Rosa nach kurzem Stillschweigen mit bleichen, zitternden Lippen, „Sie scheinen mich gar nicht zu erkennen? — Ich habe mich wohl sehr verändert, Herr Felix? . . In der That ist einer von uns beiden sehr verändert! . . ."

„Verzeihung! Fräulein Rosa . . ." stammelte Felix verwirrt. „Wie sollte ich einen solchen Besuch erwarten . . ."

Digitized by Google

Sie ließen so lange nichts von sich hören! Ich fürchtete schon . . . ."

„Sie fürchteten mich wiederzusehen!" unterbrach sie ihn hastig. „Nicht wahr? Sie glaubten wohl schon meiner entledigt zu sein? doch nein, ich komme! . ."

„Mein Fräulein, Ihre Worte sind sehr hart! . . ."

„Verzeihung, mein Felix!" sprach sie, mit der Hand über die Stirne fahrend, „o! wenn Sie wüßten! . . . . ich glaubte noch vor einem Augenblick zu träumen, ich glaubte etwas Furchtbares zu hören . . . stellen Sie sich vor, Felix, eben jetzt sagte mir jemand ins Gesicht: „„Frau von Villemont! . . .""" doch es war ja eine Lüge . . . nicht wahr, Felix? es war nur eine leere Ausgeburt seines Gehirns . . . Du bist frei! . . . Du liebst mich! . . . ."

Felix wurde bleicher und bleicher.

„Rosa, Sie haben ein edles Herz!" rief er aus, „Glücklich der Mann, der sie sein Eigen nennen könnte! . . und wenn ich frei wäre . . wenn nicht eine andere Leidenschaft . . ."

„Was sagen Sie, Felix?" unterbrach ihn das junge Mädchen hastig. „Eine andere Leidenschaft? Ich verstehe Sie nicht! erklären Sie sich! . . . Ich sterbe vor Ungeduld! . . ."

„Rosa! ich will Sie nicht länger täuschen . . . Ich bin nicht mehr frei, ich bin verheirathet!"

„Verheirathet!"

Das Wort entschlüpfte Rosas Lippen wie ein Schrei der Rache und Verzweiflung.

„Ja, Fräulein von Montreal," fuhr Felix fort, „zwischen uns kann jetzt kein anderes Gefühl als das der Freundschaft bestehen . . . Doch, was da auch geschehen . . . nicht wahr? wir wollen uns immer gut bleiben . . . wir wollen, wie Bruder und Schwester . . ."

„Bruder und Schwester!" unterbrach ihn Rosa mit wilder Verachtung. „Nimmermehr! Herr von Villemont, wir sind Feinde, tödtliche Feinde!"

Plötzlich öffnete sich die Salonthür. Frau von Villemont trat zitternd und bleich ein, ihr Kind auf dem Arme tragend.

Rosa hatte sogleich alles verstanden. Sie lief der Frau von Villemont, die einen Schrei des Entsetzens ausstieß, entgegen.

„Rosa!"

„Ja, Frau von Villemont!" schrie die Spanierin, drohend mit dem Kopfe schüttelnd, „ich bin es! Habe ich Sie erschreckt? desto besser. Ich hoffe Sie bald noch mehr zu erschrecken!"

„Fräulein von Montreal," sprach Felix, seinen Schrecken bezwingend, „ich hätte nie geglaubt, daß Sie nach den Wohlthaten, die Madame an Ihnen gethan, so undankbar. . . ."

„Undankbar! sagen Sie? Und welchen Namen verdienen Sie, wenn ich undankbar bin? Sie haben mich hintergangen, betrogen! Doch Geduld! ich will mich furchtbar rächen! . . ."

Felix, fürchtend, daß sie in ihrer Raserei das schreckliche Geheimniß verrathen könnte, näherte sich ihr hastig, und sprach in halblautem Tone:

„Haben Sie Mitleid mit meiner Qual! Rosa!"

Rosa, die trotz ihrer Entrüstung ihn noch immer liebte, gab noch der Hoffnung Raum, seine Liebe zu gewinnen und verschob ihre Rache.

„Wohlan!" erwiederte Sie halblaut, „ich will überlegen, thun Sie es auch . . . in einigen Tagen muß sichs entscheiden, ob wir Freunde oder Feinde bleiben . . ."

Und noch einen Blick des Hasses auf Frau von Villemont werfend, die sie blaß und unbeweglich anstarrte, schritt Fräulein von Montreal majestätisch aus dem Salon. Jetzt erst erholte sich Frau von Villemont von ihrem Schrecken und bat Felix um die Erklärung dieser schrecklichen Scene, die sich so eben vor ihren Augen zugetragen hatte.

„Beruhige Dich, theures Weib," entgegnete Felix, sie umarmend, „es ist nichts . . . das arme Kind ist nicht recht bei Sinnen . . . Sie entging erst unlängst einer gefährlichen Krankheit, und ohne Zweifel hat die Reise und die Aufregung bei ihrem Eintritte ins Schloß ihre ohnehin zerrütteten Geisteskräfte von Neuem zerstört."

„Arme Rosa!" seufzte Frau von Villemont.

Obwohl Amalie schon früher die Liebe Rosas zu Felix geahnt hatte, so war es ihr doch nie eingefallen, daß diese Leidenschaft so hoch gestiegen wäre; doch hatte sie auch bei ihrem Eintritte die Heftigkeit Rosas erschreckt und das Äußerste fürchten lassen, so wurde sie jetzt um so ruhiger, als sie erfuhr, daß bloß eine Gehirn-Krankheit die Ursache dieser Aufregung gewesen war.

Felix und Amalie saßen, noch kaum erholt, im Salon, als der königliche Prokurator sich melden ließ.

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung, wenn ich störe," sprach er eintretend, „doch komme ich nicht ohne Grund. Ich fühle mich verpflichtet Ihnen eine wichtige Neuigkeit mitzutheilen, die sie sehr interessiren wird."

Nach den ersten Höflichkeitsbezeugungen bat Felix Herrn Humblot um eine nähere Erklärung.

„Ehe ich mich in eine Erklarung einlasse," fing Humblot im ernsten Tone an, „glaube ich erst Herrn von Villemont aufmerksam machen zu müssen, daß ich von keiner persönlichen Leidenschaft bestimmt werde, wenn ich Willens bin ihm diese wichtige Botschaft zu überbringen."

„Ich bitte, kommen wir zur Sache."

„Sogleich, mein Herr. Ich glaube nur noch bemerken zu müssen, daß bloß ich und Herr Loustier dies Geheimniß kennen, ich es Ihnen also bloß aus Freundschaft mittheile . . ."

„Zur Sache, Herr Prokurator, zur Sache!" unterbrach ihn Felix ungeduldig.

Humblot begann mit geheimnißvoller Miene:

„Es mögen jetzt ungefähr achtzehn Monate verflossen sein, seitdem uns ein sonderbarer Zufall über das Loos des Herrn Grafen von Harqueville täuschte . . ."

Der Name machte Felix erbeben, er fuhr unwillkührlich zusammen.

„Sein Sie ruhig, Herr von Villemont," fuhr Humblot im zuckersüßen Tone fort, „ich habe nie den mindesten Verdacht gehabt, und hätte ichs auch gethan, die jetzigen Umstände müßten jeden Funken eines Verdachtes in meiner Brust aus-

Digitized by Google

löschen . . . der Leichnam, den wir vor achtzehn Monaten im nahen Flusse fanden, war nicht der des Herrn Grafen von Harqueville . . ."

Frau von Villemont und Felix ließen zugleich einen Schreckensschrei aus.

„Ja, es ist jetzt zur Gewißheit geworden," fuhr Humblot fort, „dieser Leichnam war der eines, von den Galeerensklaven in derselben Nacht ermordeten Pächters, wo der Herr Graf so wunderbar verschwand . . . Die Verbrecher haben es selbst gestanden. Leider war der Leichnam, der schon sechs Monate im Wasser lag, gänzlich unkenntlich; die Gestalt, die Haare des Kadavers waren zu ähnlich, um uns nicht irre zu führen, und so begingen wir einen Fehler," endigte Humblot mit trauriger Miene, „der unglücklicher Weise unverbesserliche Folgen hatte . . ."

„Was wollen Sie damit sagen, mein Herr?" unterbrach ihn Felix lebhaft.

„Ich glaube, Herr von Villemont, daß man sich zu sehr beeilt hat, an den Tod des Herrn von Harqueville zu glauben! . . ."

„Mein Herr!"

Felix war, zitternd vor Zorn und Schrecken aufgestanden.

„Ich will nichts damit gesagt haben, Herr von Villemont, ich wollte Sie bloß auf diese sehr traurige Entdeckung aufmerksam machen . . . und ich halte es für meine Pflicht, Ihnen noch zu bekennen, daß glaubenswürdige Männer sogar behaupten, Herrn von Harqueville in England gesehen zu haben . . ."

Amalie verbarg schluchzend das Gesicht in ihren Händen.

„Mein Herr!" schrie Felix mit starker Stimme, „das ist eine Lüge, eine abscheuliche Verläumdung!"

„Wie können Sie das behaupten? mein Herr," erwiederte Humblot mit einem Blicke, der Felix das Blut in den Adern gerinnen machte.

„Ich . . . ich behaupte . . ." stotterte Felix verwirrt, „daß das alles falsch ist . . . Es ist bloß eine infame Lüge, eine bedingte Unmöglichkeit . . ."

„Unmöglich? vielleicht!" entgegnete Humblot beleidigt. „Aber erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie meine Dienste schlecht anerkennen! Was ich Ihnen jetzt mittheilte, es war ein Geheimniß, das ich zu Ihrem Verderben geheim halten konnte, ich that es nicht . . . Doch da ich Ihnen zu mißfallen scheine, so ziehe ich mich zurück . . . Die Gerechtigkeit mag ihre Pflicht thun! Ich wasche meine Hände in Unschuld . . ." Und noch einen Blick voll giftigen Hasses auf Felix werfend, verneigte er sich vor Frau von Villemont und schritt aus dem Zimmer.

„Felix, hast du's gehört!" scheie Amalie, beinahe außer sich. „Wenn er wahr spräche, wenn Herr von Harqueville, durch einen Zufall wirklich noch lebte! . . ."

„Wer? der Graf?"

„Felix, ich schaudere bei dem Gedanken! O! ich Unglückliche!"

„Amalie, deine Sinne verwirren sich!" sprach Felix mit dumpfer Stimme, die beinahe Ohnmächtige in seinen Armen haltend, „oder bin ich toll? . . . Träume ich? Amalie! sprich! . . . ich beschwöre Dich! Was sagte dieser Mensch jetzt?"

„Daß der Graf nicht todt sei, daß . . ."

„Thorheit!" erwiederte Felix, bitter auflachend, „Sei ruhig, Amalie . . . er ist todt! . . . ich schwöre es Dir! . . ."

„Felix! wie Du aussiehst! Du erschreckst mich! —"

„Sei ruhig! sage ich," wiederholte Felix dumpf, „fürchte nichts, er kömmt nimmer wieder!"

X.

Drei Tage waren seitdem ruhig im Schloße vorübergegangen, die Stürme, die das junge Ehepaar bedroht hatten, schienen ihre Wuth ausgetobt zu haben, oder ihnen Ruhe zu gönnen, um wiederholte, stärkere Angriffe ertragen zu können.

Eines Abends hatte sich Amalie, traurig und etwas unpäßlich, zeitlich in ihr Schlafgemach zurückgezogen. Felix saß düster und gedankenvoll in seinem Zimmer; Vergangenheit und Gegenwart spiegelten sich in den düstern Bildern seiner Phantasie und von Zeit zu Zeit zeigte ihm die Zukunft ihr drohendes Gorgonenhaupt, als forderte sie ihn zum Sühnopfer für ein Verbrechen, das er nicht begangen hatte.

Plötzlich öffnete sich behutsam die Thür. Franz trat leise ein.

„Gnädiger Herr."

Felix erwachte aus seinem Brüten.

„Was willst Du?"

„Sie ist da, gnädiger Herr!"

„Wer?" fragte Felix lebhaft.

„Die junge tolle Dame . . . sie wollte sich nicht abweisen lassen . . . sie erwartet Sie im Salon . . ."

Doch Felix hatte sich erhoben und verließ mit schnellen Schritten das Zimmer.

„Das muß ein Ende nehmen," murmelte er auf dem Wege zum Salon, „es ist nicht mehr zum Ertragen!"

Er trat in den Salon.

„Wohlan, mein Fräulein!" sprach er mit fester Stimme, „was wollen Sie von mir?"

„Was ich will, Felix" antwortete Rosa, sich ihm zärtlich nähernd, „meine Liebe will ich Ihnen bringen . . ich liebe Sie . . . Sie müssen mir folgen! . . ."

„Rosa! sind Sie wahnsinnig? Vergessen Sie, daß ich verheirathet bin? . . ."

„Nein, ich vergesse es nicht!" schrie sie in fieberhafter Aufregung, „ich kann ohne Sie nicht leben. Felix! . . . Mein müssen Sie sein! — Wählen Sie zwischen meiner Liebe und meiner Rache! . . "

„Aber bedenken Sie, Rosa, ich bin Vater! . . ."

„Schweigen Sie, Felix!" unterbrach ihn die Spanierin, mit glühenden Blicken, „o! erinnern Sie mich nicht an das, was ich so gern vergäße! Sie haben mich betrogen, sage ich Ihnen! Sie machten mich glauben, daß Sie mich liebten und dann . . ."

„Ich, Rosa? — Niemals . . . das ist unmöglich, denn schon vor zwei Jahren schlug mein Herz für eine andere . . ."

Digitized by Google

„Ich weiß es, Felix und ich wußte es schon früher!“ sprach Rosa, immer heftiger werdend, „doch was kümmerte es mich! ich liebte Sie! — ich hoffte durch unausgesetzte Zärtlichkeit und Treue Ihre Liebe zu erringen, ich hoffte Ihnen durch die Glut meiner Leidenschaft wenigstens ein Liebeswort abzuzwingen, ich wähnte durch meinen jetzigen Rang und Reichthum ein Recht auf Sie zu bekommen und ich habe es, Felix, denn ich liebe Sie und auch Sie sagten mir, daß Sie mich liebten! . . .“

„Ich? Nie!“

„O! so seid ihr Männer . . . zärtlich und sklavisch unterworfen, wenn ihr uns nöthig habt, wenn ihr uns fürchtet! Doch könnt ihr uns erst entbehren oder sind wir nicht mehr zu fürchten, dann schmettert ihr uns zu Boden, tretet uns mit Füssen, verjagt uns mit Verachtung . . .“

„Rosa!“

„Aber ich kenne Sie jetzt . . . ich konnte Sie verderben . . . ich hatte das Geheimniß in meiner Hand . . . doch ich habe es noch, mein Herr! ich habe es noch immer in meiner Gewalt!“

„Rosa! bedenken Sie doch . . .“

„Nein, ich habe mich lange genug bedacht, ich muß, ich will jetzt reden! Hören Sie mich an, Felix, noch ists Zeit . . . überlegen Sie . . . es handelt sich hier um Ihr Leben, um Ihre Ehre! — Noch liebe ich Sie zu sehr, um nicht den mir angethanen Schimpf zu vergessen . . . . doch Sie müssen mir folgen! ohne Zögern! — wir fliehen in ein fremdes Land, weit, weit von hier wollen wir unseren Wohnsitz aufschlagen . . . Mein Wagen wartet unten . . . kommen Sie . . .“

„Rosa, was schlagen Sie mir vor? Ich soll mein Weib, mein Kind verlassen? . . .“

„Es muß sein, Felix! O! wie haße ich diese Frau! wie verabscheue ich dieses Kind! Wie? sie sollte mir mein Glück rauben! Sie nahm mir das Theuerste dieser Welt, das einzige Glück, das mir das Leben erträglich machen könnte . . . und sie sollte glücklich sein und ich sollte es leiden? Nimmermehr, Felix! Zwischen mir und der Witwe des Grafen von Harqueville herrsche von heute an unversöhnliche Feindschaft!“

„Rosa, diese Frau, sie war Ihre Gebieterin, Ihre Freundin, die Sie mit Wohlthaten überhäufte. Sie ist es, die . . .“

„Schweigen Sie, Felix, kein Wort mehr! . . . Hahaha! sie meine Wohlthäterin! — Nennen Sie mich lieber gleich ihre Kammerfrau! O! wie ich sie haße! . . . Zum letzten Mal, Felix: wollen Sie mir folgen?“

„Nein!“

„Geben Sie Acht! Man wird mir glauben! . . . Es kostet mich ein Wort und . . .“

„Wohlan denn, so sagen Sie dies Wort, mein Fräulein!“ entgegnete Felix in einem Anfluge von edelmüthiger Aufopferung. „Ich fürchte Sie nicht!“

„Sie fürchten mich nicht? So fürchten Sie wenigstens den Leichnam des Herrn von Harqueville!“

In dem Augenblick hörte man das Schloßthor knarren: Pferde trabten in den Hof und gleich darauf vernahm Herr von Villemont die Stimme des Kapitäns Cantabre, dessen bespornte Stiefel schon auf der Treppe erklangen.

„Rosa, still, um Himmelswillen, still!“ flüsterte Felix erschrocken.

„Ich werde nicht schweigen, Felix . . . Hören Sie, man kömmt . . . Noch ists Zeit — Ihre Frau schläft, wir entfernen uns schnell, schiffen uns diesen Abend noch ein und . . . Nun?“

„Rosa! Ich gäbe hundert Leben für Sie, wenn ich sie hätte — doch mein Weib verlassen — nein, ich kann's nicht!“

„Nun, so . . .“

Die Thür öffnete sich. Franz meldete Herrn Humblot und den Kapitän Cantabre.

„Ah! guten Morgen, Herr von Villemont,“ sprach der Kapitän, ihm freundschaftlich die Hand drückend.

„Herr von Villemont,“ begann Humblot mit kaltem Ernst, „entschuldigen Sie, wenn ich noch einmal in diesem Hause erscheine, doch hielt ich es für unerläßlich, Ihnen einen Beweis meiner Wahrheitsliebe zu bringen und Ihnen darzuthun, daß es keine Lüge war, als ich Ihnen sagte, daß . . .“

„Ja, Herr von Villemont,“ unterbrach ihn der Kapitän, „was der Herr Prokurator Ihnen unlängst mittheilte, leider bestättigt es sich. Ich kanns Ihnen mit meiner Ehre verbürgen, daß man sehr ernsthaft an dem Tode des Herrn von Harqueville zweifelt . . .“

„Man zweifelt daran?“ schrie Rosa. „Nun denn, meine Herren, ich zweifle nicht daran: der Graf von Harqueville ist todt, sage ich Ihnen, er wurde am großen Jagdtage hier vom Herrn von Villemont ermordet! . . .“

Felix fiel wie vernichtet in einen Armsessel.

Der Kapitän und Humblot blieben einen Augenblick, wie vom Schlage gerührt, stehen.

„Diese Anklage ist schwer, mein Fräulein,“ sprach endlich der königliche Prokurator.

„Ich werde sie zu beweisen wissen, mein Herr! — Ich beschwöre es hier vor Gott und den Menschen: Herr von Villemont hat den Grafen von Harqueville gemordet!“

Felix verharrte in seinem dumpfen Schweigen.

„Nun, Herr von Villemont!“ sprach der Prokurator, „Sie bleiben stumm? . . .“

Felix hielt das Gesicht in seinen Händen verborgen, das Bewußtsein schien ihn verlassen zu haben.

„Herr Kapitän Cantabre!“ begann Humblot in strengem Tone, „Sie sind Zeuge. Die Anklage dieser Dame ist positiv; meine Pflicht erlaubt mir nicht länger zu zögern. Herr Kapitän der Gensdarmerie, ich fordere Sie im Namen des Gesetzes auf, den des Mordes angeklagten Herrn von Villemont augenblicklich zu verhaften. Ich selbst will sogleich nach Rochefort . . . in einer Stunde bin ich wieder da.“

Humblot schwieg. Eine unheimliche Stille herrschte im Salon.

Cantabre stand gleich einer Bildsäule mit übereinander gekreuzten Armen unbeweglich auf seinem Platze und starrte mit Staunen bald Humblot, bald Rosa oder Felix an. Rosa war vor Erschöpfung in ein Sofa gefallen, wo sie ihren Thrä-

Digitized by Google

nen freien Lauf ließ. Felix verharrte noch immer in seinem Schweigen, plötzlich sprang er heftig auf und schrie:

„Nein! ich bin kein Mörder!"

„Diese Rechtfertigung muß vor dem Tribunale geschehen, mein Herr!" entgegnete Humblot; „Sie haben mich verstanden, Kapitän? und Sie, mein Fräulein!" fuhr er, gegen Rosa gewendet, fort, „Sie dürfen das Schloß vor meiner Ankunft nicht verlassen, ohne sich den strengsten Ahndungen des Gesetzes auszusetzen."

Nachdem er dem Kapitän noch einige Worte ins Ohr geflüstert hatte, entfernte er sich mit schnellen Schritten.

Indessen hatte sich der Lärm im Schlosse verbreitet. Man sprach von Verhaftung, von Mord und der Gensdarmerie; die Gräfin erwachte und einige der Dienerschaft entschlüpften Worte verriethen der unglücklichen Frau, wovon eigentlich die Rede war. Sie stürzt athemlos in den Salon und wirft sich in Felixens Arme, der sie schmerzerfüllt an seine Brust drückt.

Der brave Kapitän wandte den Kopf weg, um dieses Herzzerreißende Schauspiel nicht ansehen zu müssen, — er konnte seine Bewegung nicht verbergen.

Rosa, todtenbleich und ihre Heftigkeit verfluchend, die dieses Unglück herbeigeführt hatte, stürzte weinend mit verhülltem Gesichte aus dem Zimmer.

„Du, Felix, ein Mörder!" schrie die Gräfin, weinend an seinem Halse hängend, „nein! ich kann's nicht glauben!"

Felix beugte sich tiefbewegt, wehmuthsvoll über sie. Doch sich plötzlich aufrichtend, schritt er festen Schrittes auf Cantabre zu, ergriff seine Hand und sprach:

„Kapitän! Sie sind mein Freund und ein Ehrenmann, wollen Sie mir einen Dienst leisten?"

„Von ganzem Herzen, Herr von Villemont!" erwiederte Cantabre gerührt. „Fordern Sie, und Alles, was meine Pflicht mir erlaubt . . ."

„Sein Sie ruhig, Kapitän, ich verlange nichts, als daß Sie mich einige Augenblicke mit meiner Frau allein lassen... Betrachten Sie diesen Salon, er hat keinen anderen Ausgang, als dieses Fenster und wenn ich Ihnen noch bei meiner Ehre schwöre, nicht zu entweichen, werden Sie mir glauben, Kapitän?"

„Es genügt, Herr von Villemont," sprach Cantabre erweicht, „Ihr Wort ist mir Bürge . . . Ich lasse Sie allein."

„Dank! tausend Dank!"

Der Kapitän entfernte sich aus dem Zimmer.

„Amalie! theueres Weib!" sprach Felix, sie liebevoll an sein Herz drückend. „O! warum mußte ich dich so elend machen! warum hast Du mich je gesehen!"

„Felix! welche grausame Sprache!"

„Nein, nein! Ich war dein Unglück!"

„Felix! welche Verläumdung! Du, Felix, Du ein Mann von Ehre . . . ein Mord! . . ."

„Amalie, ich bin schuldlos! Ich kann's vor Gott und vor Dir beschwören . . . mein Gewissen ist ruhig . . . Doch wie kann ichs beweisen? . . . wie soll ich diese Elenden niederschmettern, die mich verderben wollen?"

„Nein, mein Felix! wir werden sie verderben! Dieser Humblot wage es nur, dich anzuklagen, ich will ihn öffentlich vor dem ganzen Gerichtshofe entlarven! ich kenne den Grund seiner Rache! ich will, ich werde reden! . . ."

„Gute Amalie! Du kennst diesen Menschen nicht! er wird ein Gewebe von Wahrscheinlichkeiten zusammenbeingen, die mich, wenn auch nicht mein Leben, doch meine Ehre kosten werden; und alle Umstände," fuhr er in düsterer Verzweiflung fort, „müssen mich verdammen! O! wenn sie erfahren, daß ich an dem Tage der Jagd heimlich ins Schloß kam, Dich zu sehen, zu sprechen . . . begreifst Du, Amalie, die Folgen, die Haß und Rache daraus ziehen werden?"

Amalie, an allen Gliedern zitternd, hörte ihn an, ohne zu antworten.

„Ja, mein Leben, es wäre schrecklich! Humblot würde uns in eine Anklage verwickeln, der wir nichts entgegensetzen könnten!"

„Felix, ich verstehe dich nicht . . . es handelt sich hier um den Tod des Grafen! Und wenn Du heimlich ins Schloß kamst, welchen Bezug hätte dies . . ."

„Gute Amalie! Du urtheilst mit deiner reinen Seele. Denke an die Schlüße, die ein böser Mensch aus diesen Umständen ziehen wird! Man wird sagen, ich habe den Grafen ermordet, um seine Witwe zu heirathen!"

Amalie stieß einen Schreckensschrei aus.

„Ja, das werden sie sagen, Amalie, und verurtheilt oder freigesprochen — unsere Ehre ist verloren! Nein, Amalie, ich ertrage den Gedanken nicht, dich vor ein Tribunal geschleppt zu sehen, Dich ein Spielzeug der Rache dieses Humblot — Flieh! Amalie, ich beschwöre Dich! Flieh' auf einige Monate und . . ."

„Nimmermehr! Felix," schrie die Gräfin, „was da auch geschehe, ich bleibe bei Dir, mein Platz ist an deinem Herzen, da will ich leben und sterben!"

Ein bedeutender Lärm ward im Hofe vernehmbar, man hörte das Klirren der Gewehre und Säbel, Gensdarmen ritten in das Schloß.

„Sie kommen," sprach Felix, „sie holen mich! Flieh Amalie . . . morgen könnte es zu spät sein!"

„Nun, so sterbe ich mit Dir, mein Felix!" erwiederte sie, ihn verzweiflungsvoll umschlingend.

Die Thür. öffnete sich: Der königliche Prokurator trat in Begleitung Koustiers ein, Gensdarmen erschienen an der offenstehenden Thür.

Sich Felix nähernd, sprach der Prokurator, in feierlichem Tone:

„Felix von Villemont, der Verhaftsbefehl gegen Sie ist hier in meiner Hand; Sie sind des vorsetzlichen Mordes an dem Grafen von Harqueville angeklagt. Zugleich fand sich heute der Leichnam des Grafen in den Morästen und so fordere ich Sie hiemit im Namen des Gesetzes auf, uns unverzüglich zu folgen. Kapitän," fuhr er, zu Cantabre gewandt, fort, „geben Sie Ihre Befehle, ich übergebe den Gefangenen Ihrer Verantwortung."

Cantabre, mit Mühe seine Rührung bezwingend, ent-

Digitized by Google

fernte sich aus dem Salon. Einen Augenblick später, wiederhallten die Kolben der Gewehre auf dem Fußboden und mehrere eintretende Gensdarmen umgaben den bleichen, verstörten Felix.

„Felix, ich bleibe bei Dir!" rief Frau von Villemont aus, auf ihn zustürzend, doch plötzlich fiel sie besinnungslos zu Boden.

Lautaufschreiend wollte sich Felix auf sie werfen; doch auf einen befehlenden Wink des Prokurators ergreifen ihn zwei Gensdarmen und schleppen ihn trotz seiner verzweifelten Gegenwehr in den Hof.

XI.

Gegen Abend, als die Arbeiter sich eben anschickten, die Torfgruben zu verlassen, hatte zufällig einer von ihnen seine Schaufel in eine Art Pfütze fallen lassen. Er stieg hinunter und bemerkte zu seinem Entsetzen den Kopf eines Leichnams: eine Stunde darauf hatte sich der Prokurator schon hinverfügt und man erkannte ohne weiters den Leichnam des Grafen Harqueville. Sogleich darauf hatte, wie wir schon oben sahen, der Prokurator den Herrn von Villemont durch die Gensdarmerie verhaften lassen.

Die Bedienten des Herrn von Villemont folgten ihrem unglücklichen Herrn; mehrere trugen Pechfackeln voraus, denn die Nacht war schon eingebrochen als sie dort ankamen. Beim Lichte der röthlich flackernden Pechkränze hob man den Leichnam völlig heraus: trotz der starken Verwesung des Körpers konnte man doch sehr leicht die breite, tiefe Wunde in der Brust wahrnehmen, die den Tod des Grafen verursacht hatte. Ein Schrei des Entsetzens erhob sich bei diesem Anblick und aller Augen wandten sich mit Abscheu gegen Felix, der sogleich in die Gefängnisse Rocheforts abgeführt wurde.

Am anderen Morgen eeschienen Humblot und Loustier im Schlosse von Harqueville um eine Haus-Visitation vorzunehmen. Frau von Villemont hatte die Nacht furchtbar zugebracht; ein heftiges Fieber, von Zeit zu Zeit durch heftige Ausbrüche von Thränen und Verzweiflung unterbrochen, hatte sich iheer bemächtigt und bedrohte ihre ohnehin schon zu sehr erschütterte Gesundheit.

Als die beiden Beamten in das Schlafgemach der Gräfin eindrangen, scheie ihnen die unglückliche Frau entgegen:

„Mein Felix, wo ist er? Gebt mir ihn zurück! — Er ist schuldlos, meine Herren, ich schwöre es Ihnen! O! welch schändliches Komplott!"

„Ein Komplott, Madame!" unterbrach sie der Peokurator. „Und wer, wenn ich bitten darf, sollte der Anstifter dieses Komplottes sein?"

„O! mein Herrr, Sie wissen es wohl am Besten!" antwortete die Gräfin mit Bitterkeit.

„Ich! Was wollen Sie damit sagen, Madame?"

Die Blicke Humblots wurden finster und drohend.

Indessen war Loustier mit seinem Gehilfen in die anderen Gemächer eingedrungen und durchsuchte eifrig alle Kisten und Kasten, deren er habhaft werden konnte. Plötzlich wurde seine Stimme im anderen Kabinette vernehmbar, er stürzte in das Gemach der Gräfin, die Jagdweste, die der Graf an dem unglückseligen Tage getragen hatte, in der Hand haltend. Das Kleidungsstück, an dem man noch die Blutspuren entdecken konnte, war unter einigen alten Papieren gefunden worden.

„Madame, erkennen Sie dieses Kleidungsstück?" feagte Loustier.

„Gott! des Grafen Weste! . . ." schrie Frau von Villemont entsetzt.

„Ja," fuhr Humblot, genau die Weste ansehend, foet, „sie ist's und zwar mit dem Blute des Grafen bedeckt! . . . Nun! Herr Instruktionsrichter, ist das nicht ein hinreichender Beweis? Wir suchen die Mitschuldigen . . . Nun ist alles klar! — dieses Jagdkleid gehörte dem Geafen, es ist mit Blut befleckt . . . wir finden es in einer geheimen Schublade, im Zimmer des verbrecherischen Ehevaars . . Was wollen Sie mehe? Sollen wir von hier gehen ohne uns einer Frau zu versichern, die den Mörder ihres Gemals geheirathet?"

„Leider muß ich beistimmen!" entgegnete Loustier mit bestürzter Miene. „Ein furchtbarer Verdacht bedroht Frau von Villemont und ich sehe mich in der Nothwendigkeit, fogleich ihee Verhaftung zu verlangen . . . Madame, entschuldigen Sie die Strenge meiner Pflicht, doch . . ."

„Wohlan! mein Herr, thun Sie sie!" sprach Amalie in festem entschlossenem Tone, „mich verlangt es, Ihnen zu folgen . . . Ja, jetzt bin ich glücklich . . . ich werde meinen Felix widersehen!

Loustier und der königliche Prokurator hatten keinen Augenblick verloren: beide wollten sich in einer Affaire, die, Dank dem aristokratischen Namen ihres Opfers und der hohen Stellung ihres Angeklagten, viel Aufsehen machte, hervorthun und ein gewisses Avancement schien auf jeden Fall ihren Bemühungen sicher. Eine Menge der unbedeutendsten Zeugen war schon verhört worden, die Debatten hatten ihren Anfang genommen und doch konnte man noch zu keinem genügenden Resultate kommen.

Da erschien endlich ein Bauer aus der Umgegend ein achtzigjähriger Greis, vor den Assisen und legte, um wie er sagte, sein Gewissen mit keiner Verheimlichung zu belasten, folgendes Geständniß ab: Dieser Bauer war am Tage der Jagd hinter einer Hecke, die ihn voe den Sonnenstrahlen schützte, eingeschlummeet. Plötzlich wird er durch ein sonderbares Geräusch erweckt; er sieht sich um und bemerkt einen Mann mit einem Waidmesser in der Hand, über einem mit Blut bedeckten Leichname stehend. Er erkennt fogleich das Opfer und seinen Mörder: jener ist der Graf von Harqueville, dieser Herr von Villemont, und gewahrt zugleich, wie dieser, nachdem er längere Zeit bei dem Todten gekniet hatte, plötzlich entfloh. Doch bald kehrte Herr von Villemont in gestrecktem Galopp zurück, ergriff den Leichnam und schleppte ihn an den Füssen zu einem tiefen Loch, wo er ihn hinab warf und mit Steinen und Gesträuche verdeckte; dann stieg er wieder zu Pferde und verschwand. Der Bauer, der sich

Digitized by Google

nicht zu rühren wagte, entfloh aus seinem Verstecke und schwieg still, um, wie er sich ausdrückte, mit der Justiz in keine Berührung zu kommen.

Ein solches Geständniß mußte eine Verdammung herbeiführen und von diesem Augenblicke an gab der Advokat des Herrn von Villemont jede Hoffnung auf. Die Angeklagten waren verloren, die Jury, finster und schweigend auf ihren Plätzen sitzend, schien das unglücksschwangere „Ja" schon ausgesprochen zu haben, das zwei Häupter auf das Schaffot brachte und der königliche Prokurator donnerte eben von seinem Sitze das Ende seiner Rede herab, die auf das Todesurtheil antrug, als eine weibliche, energische Stimme sich hören ließ. — Es war Rosa!

Während der ganzen Prozeß-Verhandlung hatte man sie umsonst gesucht: sie war am Tage der Verhaftnehmung Felixens spurlos verschwunden. Und doch war ihre Gegenwart unerläßlich: Rosa hatte den ersten Impuls seiner Verhaftung gegeben, sie mußte nothwendiger Weise Umstände kennen, die die Wage auf diese oder jene Seite schwanken machen konnten.

Eine Bewegung des Interesse war bei dem Anblick der schönen jungen Dame unter dem Auditorium entstanden; sie erregte allgemeines Aufsehen.

„Haltet ein!" schrie sie; „ich habe noch einige wichtige Mittheilungen zu machen! noch nicht!"

„Sprechen Sie, Madame," rief der Präsident.

„Vor Gott und den Menschen beschwöre ich es hier!" sprach Rosa, feierlich die Hand emporhebend: „ich habe Herrn von Villemont falsch angeklagt!"

Ein allgemeines Murmeln des Erstaunens begleitet diese Worte. Der königliche Prokurator runzelte die Stirn und sprach mit strenger Stimme: „Erklären Sie sich deutlicher, Madame! aber bedenken Sie, daß Sie hier vor Gerichte stehen und ihm die reinste Wahrheit schulden!"

„Und die werde ich auch bekennen!" entgegnete Rosa mit fester Stimme. „Wohlan denn! Ich wollte mich bloß an ihm rächen . . . Herr von Villemont hat nie das Verbrechen begangen, dessen man ihn zeiht!"

Felix und Amalie betrachteten einander erstaunt.

„Wir wollen den Zeugen, der sich jetzt erst dem Gerichtshofe stellt, hiemit aufmerksam machen," begann der Prokurator mit kaum verhohlener Wuth, „daß er seiner Pflicht nicht nachkam, wenn er sich dem Aufrufe der Gerechtigkeit, hier zu erscheinen, so lange entzog. Gewiß ist es nie zu spät, um die Wahrheit zu bekennen, doch da die Worte, die er jetzt ausspricht, denen, die er anfangs geäußert, gerade entgegengesetzt sind, so glauben wir mit Recht daraus schließen zu können, daß sie falsch seien, und daß er irgend einer unbekannten Ursache halben, die Justiz hintergehen wolle . . ."

„Nein, ich beschwöre es," unterbrach ihn Rosa lebhaft, „ich log. Als ich ihn des Verbrechens anklagte, damals machte ich mich einer Lüge schuldig . . . Ich will heute mein Verbrechen gut machen . . . ich will der Justiz einen doppelten Mord ersparen! ich mag nicht zwei unschuldige Häupter meiner Rache opfern! . . ."

„Doch es genügt nicht, Madame," entgegnete Humblot mit drohender Stimme, „heute zu widerrufen, was Sie unlängst in Gegenwart zweier Beamten beschworen; geben sie uns jetzt Beweise, die uns überzeugen, daß Sie damals logen und heute die Wahrheit sprechen."

„Beweise, mein Herr? Ich habe nur einen, aber er ist unumstößlich! — Man behauptet Herrn von Villemont während der Jagd in den Morästen gesehen zu haben; nun denn! Es ist nicht wahr! Ich weiß es gewiß! . . . Ein solches Geständniß wird mich zwar mit Schmach bedecken, doch' . . ."

„Vollenden Sie, Madame," sprach der Präsident ungeduldig. „Nein!" schrie sie mit schmerzlicher, doch fester Stimme, „ich mag meinen guten Ruf nicht mit einem Morde erkaufen! Meine Herren! ich wiederhole es: Herr von Villemont konnte um diese Zeit nicht in den Morästen gesehen werden, denn — ich gab ihm während der Jagd ein Rendez-vous . . . er war heimlich im Schlosse . . . in einem Zimmer . . . bei mir! . . ."

Ein beifälliges Murmeln ertönte im Saale: die Geschworenen betrachteten einander verdutzt und begannen in ihrer Meinung zu schwanken; sie, die einen Moment früher ohne Bedenken ihr „Schuldig„ ausgesprochen hätten, fingen jetzt an, ihn für schuldlos zu halten. Der königliche Prokurator blieb einige Augenblicke stumm und verwirrt.

„Meine Herren Geschworenen!" begann er endlich nach kurzem Stillschweigen, „Sie werden hoffentlich leicht das Falsche dieser Aussage einsehen, während Sie gestehen müssen, daß das Zeugniß dieses Bauers genug sei, um in der Sache klar zu sehen. Nein, meine Herren, Sie werden den Worten einer Frau, die heute läugnet, was sie gestern mit feierlichen Eiden beschwor keinen Glauben beimessen. Die Zeugenschaft dieses ehrwürdigen Greises genügt, meine Herren und somit halte ich Felix und Amalie von Villemont für schuldig und ermahne Sie hiemit, dieses schwarze, gränzenlose Verbrechen nicht ungestraft zu lassen!"

„Meine Herren Geschworenen," schrie Rosa exaltirt, „Sie werden nicht zwei Unschuldige morden! Bei Allem, was mir heilig ist, schwöre ich Ihnen, daß Felix von Villemont während der ganzen Jagd in meinem Zimmer geblieben war und erst nach der Zurückkehr der Jäger sich von mir entfernte . . ."

Amalie betrachtete Felix während dieser Worte mit Erstaunen. Eine bittere Wehmuth spiegelte sich in ihren Blicken.

„Felix," flüsterte sie ihm zu, „du hörst es! — und antwortest nicht?"

Felix erhob sich und sprach mit ruhiger, fester Stimme: „Meine Herren Geschworenen! das Zeugniß dieser Frau ist falsch! — Ich schwöre es hier im Namen des dreieinigen Gottes! Nie gab mir diese Frau ein Rendez-vous! Nie bin ich in ihrem Zimmer gewesen!"

„Dank, tausend Dank, Felix!" lispelte, wehmuthsvoll lächelnd, Frau von Villemont und warf sich freudetrunken in die Arme ihres Mannes.

Eine dumpfe Stille herrschte in dem Saale, es war kein Zweifel mehr: das Verbrechen lag klar am Tage.

Digitized by Google

„Felix!" sprach Frau von Villemont, am Halse Felixens hängend, „welches Glück! wir werden vereint sterben!"

„Nein!" schrie Felix, sie zärtlich an sein Herz pressend, „nein, du sollst nicht sterben, Amalie! Du treuer, verkannter Engel des Himmels sollst leben . . . ich werde allein sterben!"

Und, die eine Hand gen Himmel hebend, während er die Andere aufs Herz legte, fuhr er mit ernster Stimme fort:

„Meine Herren Geschworenen! Im Angesichte des Todes lügt man nicht! Wohlan denn! ich beschwöre hiemit, daß meine Frau unschuldig ist! ich allein bin schuldig!—"

Und nun begann er die Erzählung alles dessen, was sich in den Morästen mit ihm und Herrn von Harqueville zugetragen hatte.

Bei dieser schrecklichen Entdeckung fiel Frau von Villemont ohnmächtig zu Boden.

XII.

Dieses verzögerte, aber umständlich erzählte Geständniß Felixens hatte alle Herzen überzeugt, daß er allein der Schuldige sei. Die Gräfin von Harqueville konnte den Mord nicht gerathen haben; sie wurde also freigesprochen. Die Strafe traf bloß den Herrn von Villemont.

Sein Urtheil war gesprochen. Es war der letzte Abend, den er zu leben hatte, morgen sollte seine Hinrichtung stattfinden. Frau von Villemont lag seit sechs Wochen gefährlich krank, in einem dumpfen Hinbrüten, das von Zeit zu Zeit durch heftige Anfälle von Delirium unterbrochen wurde.

Felix verlangte umsonst, wenigstens nur noch einmal sein Weib, sein Kind zu sehen, es wurde ihm hartnäckig verweigert. Mit gebrochenem Herzen erwartete er den kommenden Morgen, der seine Qualen abkürzen sollte. Das Geschick hatte ihn in seinem Schwunge mit sich gerissen, seine eiserne Hand lastete schwer auf dem Unglücklichen, der sich keines Verbrechens bewußt, wenn auch nicht vor Gott, doch vor den Menschen dafür büßen mußte.

Tiefes Dunkel herrschte in dem Kerker; soeben hatte die Thurmuhr die elfte Stunde verkündigt, und Felix ging noch schlaflos in seinem Kerker auf und ab, als er plötzlich Schritte vernahm; man näherte sich behutsam seiner Thür. Die Riegel werden langsam zurükgeschoben, die Schlüssel drehen sich in den schweren Schlössern; doch die Pforte öffnet sich nicht. Felix schaudert unwillkührlich zusammen. Sollte man ihn schon zur Exekution abholen?

Endlich öffnet sich die Thür und eine blendende Helle dringt mit einem starken Rauche in den Kerker. Die dicken Rauchwolken machen die Person, die der Gefangene auf sich zukommen sieht, unkenntlich.

„Kommen Sie, kommen Sie schnell, mein Herr!" sprach eine Stimme, die Herrn von Villemont erbeben machte.

„Wie! schon?" murmelte er mit unwillkührlichen Schrecken.

„Feuer! kommen Sie! im Gefängnisse ist Feuer! . . . Wir haben keinen Augenblick zu verlieren!"

„Feuer!" schrie Felix entsetzt.

„Ums Himmelswillen! still!" sprach der Unbekannte, der ihn bei der Hand nahm und zur Thüre zog. „Man hat noch nichts bemerkt! Kommen Sie!"

Die Flammen leckten schon aus den Fenstern heraus; Felix überließ sich seinem Führer, dessen Hand in der seinigen zitterte. Sie durchkreuzten die Gänge und den Schloßhof, ohne Jemanden zu begegnen, und sind schon in der Strasse, während die Feuersbrunst hinter ihnen reißende Fortschritte macht. Felix wird unwillkührlich von seinem Führer, der alle an ihn gerichteten Fragen unbeantwortet läßt, fortgerissen. Jetzt erst ertönt die Sturmglocke, alle Thürme verkünden die überhandnehmende Feuersbrunst; die Militär-Abtheilungen ordnen sich um das Gefängniß; die Strassen füllen sich mit umherlaufenden Leuten.

Felix blieb am Eingange eines Gäßchens, das in den Hafen führte, stehen, — er will nicht weiter gehen, er will wissen, wohin man ihn führt.

„Wer sind Sie?" fragte er ängstlich seinen Führer.

„Muth, Felix!" antwortete Rosa, (denn sie war es selbst) nicht mehr ihre Stimme verstellend, „Noch einen Augenblick und Sie sind gerettet!"

„Rosa! Sie sind es!" schrie Felix, ihre Hand loslassend, „Sie wagen es noch, meine letzten Augenblicke mit Ihrer Gegenwart zu verbittern?"

„O! haben Sie Mitleid! — Wenn Sie wüßten, was ich gelitten und was ich noch leide! . . . ."

Felix stieß sie mit Verachtung von sich.

„Lassen Sie mich! Ich sterbe und Sie sind es, die meinen Tod verursachten! Ich sterbe wie ein gemeiner Verbrecher, vor den Augen der Welt als ein Mörder gebrandmarkt! — Und doch bin ich kein Mörder! — Sie wußten es, Unglückselige und doch! . . ."

„Nein, Felix, Sie sollen nicht sterben! Doch beeilen wir uns! die Zeit drängt . . . Kommen Sie! . . ."

Sie versucht umsonst, ihn mit sich fortzuziehen; Felix bleibt unbeweglich stehen, seine Lippen zeigen verächtliches Lächeln.

„Ich werde Ihnen nicht folgen, Rosa!" erwiederte er mit entschlossenem Tone. „Ich bin zum Tode verdammt."

„Und Ihr Weib? und Ihr Kind?" sprach Rosa mit bewegter Stimme.

„O! meine Amalie!" murmelte er dumpf vor sich hin, „ich werde dich niemehr wiedersehen!"

„Sie werden sie wiedersehen, ich verspreche es Ihnen. Hören Sie mich an: Eine Barke erwartet uns am Eingange des Hafens . . . Alles ist bereit . . . Ihr Weib und Kind ist schon am Bord dieses Schiffes, das noch heute nach Jamaika segelt . . . Kommen Sie, man erwartet uns! . . ."

„O! wenn es wahr wäre!" schrie Felix, dankbar die Hände gen Himmel erhebend. „Wenn ich sie noch einmal an dies Herz drücken könnte!"

Ein Seufzer entrang sich Rosas Brust, Thränen glänzten in ihren Augen, bleich und schweigend ergriff sie seine Hand und zog ihn mit sich fort.

Felix widerstand nicht mehr, und so kamen sie im Hafen

Digitized by Google

an. Rosa wurde unruhig, ihre Blicke schweiften über den dunklen Horizont, ohne das Fahrzeug entdecken zu können, das sie suchte. Bestürzt läuft sie längs des Hafens auf und ab; umsonst! — keine Spur des Schiffes, das sie aufnehmen sollte.

„Gütiger Gott! Soll ich hier im Angesicht der Rettung untergehen?" ruft sie verzweiflungsvoll aus, die Hände ringend.

Plötzlich gewahrt sie einen Schiffer, der aus seiner Barke springt. Sie lauft ihm entgegen und spricht freudig:

„Oh! Seid ihr endlich da! Schnell, schnell! fahren wir ab!"

„Zu was denn? Jetzt ists zu spät. Euer Schiff ist schon vor einer Stunde aus dem Hafen gelaufen, jetzt ists schon auf hoher See."

„Wir müssen ihm nach!" schreit Rosa außer sich.

„Das ist nicht möglich. Der beste Ruderer holt kein Schiff in seinem Laufe ein; und übrigens gibts kein Mittel aus dem Hafen zu kommen: Das Feuer ist schon signalisirt, die Wachtschiffe lassen Niemanden heraus."

„Rosa," sprach Felix, der mit ruhiger Miene alles angehört hatte, „schwören Sie mir, daß mein Weib und mein Sohn auf diesem Schiffe waren?"

„Ich schwöre es! . . . Doch es ist noch nichts verloren . . . Sie sind frei!" Die Sturmglocke verdoppelte ihre klagenden Töne, das Wirbeln der Trommeln verkündete das Ausrücken der Garnison; ein Kanononschuß zeigte die Entweichung eines Gefangenen an.

„Unglücklicher! Sie verderben sich selbst! Kommen Sie Felix! zögern Sie nicht länger! Ich befreie Sie! . . ."

„Leben Sie wohl, Rosa, ich verzeihe Ihnen! — Ich kehre in mein Gefängniß zurück."

Herr von Villemont eilt mit raschen Schritten in die Stadt zurück und Rosa fiel, mit einem Schrei, besinnunglos zu Boden.

Einige Schiffer fanden am andern Morgen beim Eingange in den Hafen eine ertrunkene Frau in Mannskleidern, mit einer bedeutenden Summe Goldes in ihren Taschen. Es war Rosa, die schöne Marquise von Montreal. In demselben Augenblick erlitt Felix von Villemont die Todesstrafe, und ein unschuldiges Haupt fiel als Sühnopfer eines nicht begangenen Verbrechens auf dem Schaffot.

König und Marquis.

„Ich soll Sie unter dem Sopha meiner Gebieterin verbergen, Marquis, und das noch diesen Abend? Sie müssen toll sein, um so etwas zu fordern!"

Diese Worte richtete Louise, das Kammermädchen der Madame de Montespan, an den Marquis von Puygilhem. Ihre Blicke drückten das höchste Erstaunen, und noch etwas mehr, als Erstaunen, aus. Puygilhem, voll Begierde, in die Geheimnisse der Geliebten des Königs einzudringen, hatte es für zuträglich befunden, mit ihrer Dienerin ein galantes Verhältniß anzuknüpfen, und seine Bemühungen waren nicht fruchtlos gewesen. Es war also nicht bloß die Gefahr, die der Theilnahme an einem so tollen Wagstück drohte, es war auch ein Anflug von Eifersucht, der die schöne Freundin des Marquis bestimmte, ihre Einwilligung zu versagen. Ueber diesen Punkt hätte sie jedoch völlig ruhig sein können. Die sonderbare Bitte hatte ihren Grund nicht in der Flatterhaftigkeit des Marquis; denn nicht die Liebe, nein! Ehrgeiz und Habsucht waren die Gottheiten, auf deren Altar er opferte.

Der Marquis von Puygilhem (nachmals Herzog von Lanzun) zeichnete sich durch seine Verwegenheit aus. Wo das Interesse sprach, kannte er keinen Unterschied der Mittel. Obgleich ängstlich bemüht, den jedesmaligen Machthabern zu schmeicheln, scheute er doch die Gefahren der gränzenlosesten Frechheit nicht, hielt er sie für nothwendig zum Gelingen seiner Pläne.

In seiner Jugend war Puygilhem als armer Landedelmann an den Hof gekommen. Der Graf von Guiche hatte ihn bei der Gräfin von Soissons eingeführt, in deren Hause der junge König, Ludwig XIV., damals seine ganze Zeit zubrachte. Er gewann bald Ludwigs Gunst, der ihm ein Dragonerregiment schenkte, und ihn bald darauf zum Obersten beförderte. Im Jahre 1669 wollte der Herzog von Mazarin seine Charge als Generalfeldzeugmeister niederlegen. Puygilhem, der schon lange sein Nachfolger zu sein wünschte, erhielt zeitlich Wind davon, und hatte die Kühnheit, den König um den bald erledigten Posten zu bitten. Er ward freundlich angehört, und seine Bitte bewilligt, jedoch gegen das ausdrückliche Versprechen, die Sache bis zu einem gewissen Tage geheim zu halten, an welchem der König die getroffene Wahl selbst kundmachen wollte.

Puygilhem triumphirte über sein gutes Glück, betrachtete die Sache als abgemacht, und erwartete mit Ungeduld den Tag seiner öffentlichen Ernennung. Er kam endlich heran; der König hielt mit einigen Ministern Staatsrath, und der Marquis, der kaum den Ausgang erwarten konnte, harrte ungeduldig im Vorsaal des Sitzungszimmers. Dort fand er auch den ersten Kammerdiener, Nyert. Da dieser Mann ein Günstling, des Königs war, verschmähte es der Marquis nicht, sich mit ihm in ein vertrauliches Gespräch einzulassen. Er wünschte sich ihn zum Freunde zu machen, und da er aus Erfahrung wußte, daß nichts so leicht Freundschaften erzeugt, als wachsendes Glück, theilte er ihm das wichtige Geheimniß mit, daß er der Nachfolger des Herrn von Mazarin sei. — Nyert fuhr bei diesen Worten zurück; doch wünschte er dem

Digitized by Google

Marquis herzlich Glück zu seiner Beförderung, die ihn, wie er sagte, ungemein freue.

Nicht immer wird an Höfen die Wahrheit gesprochen, und so war auch Nyert's Freude nicht die aufrichtigste. Er war, dieser Stelle wegen, schon längst von Andern in's Interesse gezogen worden, und beschloß alles aufzubieten, um den König zur Änderung seines Entschlußes zu bewegen. Unter dem Vorwande, er habe einen wichtigen Auftrag zu besorgen vergessen, verließ er das Zimmer, und begab sich ohne Zeitverlust zum Minister Louvois, der in einem andern Gemache, einsam arbeitete. Er theilte ihm mit, was er gehört hatte, und da Louvois ein Feind Puygilhem's war, beschloß er, wo möglich, seine Pläne zu vereiteln.

Einige Minuten später war Nyert wieder im Vorzimmer, im vertraulichen Gespräche mit dem Marquis. Dieser theilte ihm seine Pläne für die Zukunft mit. Er wurde durch den plötzlichen Eintritt Louvois unterbrochen, der ihn mit wirklicher, Nyert mit wohlgespielter Ueberraschung erfüllte.

„Der Staatsrath, Herr Minister, ist noch nicht beendigt," sagte der Kammerdiener.

„Thut nichts," sagte Louvois, „der Brief, den ich hier in der Hand halte, ist wichtig, und leidet keinen Aufschub; ich muß hinein, und sogleich den König sprechen."

Louvois trat ein, und nachdem der König abseits mit ihm getreten war, fragte er ihn, ob es wahr sei, daß er Puygilhem zum General-Feldzeugmeister machen wolle.

Ludwig war höchst überrascht, und da er Puygilhem das strengste Stillschweigen eingeschärft hatte, konnte er nicht begreifen, woher sein Minister die Nachricht habe. Dieser machte sodann alle möglichen Einwürfe und Einwendungen gegen die Beförderung des Marquis geltend.

„Er ist hochmüthig," sagte er, „wetterwendisch und ganz unerfahren; es wird unmöglich sein, mit einem solchen Manne auszukommen."

War der König überhaupt ärgerlich über die Schwatzhaftigkeit Puygilhems, so verdroß es ihn noch mehr, daß das Geheimniß gerade Louvois zu Ohren gekommen war. Er ließ die Sache für itzt unentschieden, und nach aufgehobener Sitzung ging er bei dem harrenden Marquis vorüber, ohne ein Wort zu sagen. Von da begab er sich in die Kapelle, um die Messe zu hören. Puygilhem wartete, bis sie zu Ende war, aber vergebens. Seine Ernennung wurde ihm nicht angekündigt, man schien ihn nicht einmal zu bemerken.

Nichts ist unerträglicher, als Ungewißheit. Der Marquis beschloß, es nicht dabei bewenden zu lassen; er suchte sogleich den König auf, um sein Schicksal zu erfahren, sei es, welches es wolle.

Ludwig hatte eben seine Abendaudienz beendigt, als sein vieljähriger Liebling vor ihm stand. Der Monarch empfing ihn leutselig, aber nicht mit der gewohnten Herzlichkeit, und erwiederte auf die dringende Frage ausweichend: „Noch zu frühe, Marquis. Es kann nicht sogleich geschehen. Aber überlassen Sie es nur mir, wir werden schon sehen."

Puygilhem verließ den König nicht in der heitersten Stimmung. Solche allgemeine Versprechungen, das wußte er wohl, liefen gewöhnlich auf nichts hinaus. Schnell suchte er Madame de Montespan auf, um sie zu bewegen, ihren mächtigen Einfluß zu seinen Gunsten aufzubieten; der gütigste Empfang, die trostreichsten Versicherungen wurden ihm zu Theil.

„Fürchten Sie nichts, mein Freund," sagte sie; „der König ist seit einigen Tagen durch Staatsangelegenheiten zerstreut, aber er wird nicht ungerecht sein. Er kennt Ihre großen Verdienste; sollte er sie jedoch einen Augenblick vergessen, so weiß ich eine Person, die ihn an Ihre gerechten Ansprüche zu erinnern wissen wird."

Der Marquis athmete bei diesen Worten freier auf, und ging mit erleichterter Brust und neubelebter Hoffnung nach Hause. Den Tag darauf besuchte er die Dame wieder, und erhielt dieselbe Aufnahme, dieselben Versprechungen.

Aber ein Tag nach dem andern verfloß, und die gehofften Früchte der Verwendung der Marquisin blieben aus. Puygilhem war von Natur ungeduldig und argwöhnisch. Der Gedanke fuhr ihm durch den Sinn, die Favoritin könne falsch sein. Darüber wünschte er Gewißheit zu haben, und Wunsch und That waren bei ihm Eins. Er faßte den Entschluß, sich in dem Gemache der Dame zu verbergen, und ihre Gespräche mit dem König zu behorchen, wenn er seinen gewöhnlichen Nachmittagsbesuch abstatten würde.

Und dieses hatte ihn zu den Füssen Louisens geführt; durch ihre Beihilfe glaubte er seinen Zweck bequem zu erreichen. Sie schlug ihm seine Bitte ab, er drang um so eifriger in sie.

„Aber es ist geradezu unmöglich, ich wage es nicht einmal zu denken," jammerte Louise. „Wollen Sie denn durchaus mein Unglück?"

„Unsinn! Unglück ist immer obenauf in den Gedanken des Weibes. Komme, was da wolle, was kann es denn dir schaden? Und kurz, es muß geschehen."

„Ach, es ist nicht Ihr Ernst, Marquis. Sie werden doch wohl nicht in der That verlangen, daß ich Sie im Zimmer meiner Gebieterinn verbergen soll."

„Ja wohl!"

„Und heute Nacht?"

„Heute Nacht."

„Aber es ist Tollheit, so was nur zu denken. Was für Barbaren seid ihr Männer, wo es sich um unser armes Geschlecht handelt! — überdies wird sie nicht einmal allein sein."

„Wer sagt dir, daß ich mit ihr allein sein will. In welches glänzendere Auge, als das meiner Louise kann ich blicken wollen? Welches Antlitz ist so göttlich schön? Nein, nein; mag der König zu den Füssen der Marquisin seufzen, ich mag keine andere, als Louise."

Er küßte ihre Hand mit dem Ausdrucke der inbrünstigsten Liebe. Louise war gerührt. Der Marquis verlangte nicht allein mit ihrer Gebieterinn zu sein; der vorzüglichste Stein des Anstoßes war aus dem Wege geräumt.

„Lassen Sie doch den Gedanken fahren," sagte sie mit etwas nachgiebigerem Tone. „Bedenken Sie die Gefahr,

Digitized by Google

wenn Sie der König bei Madame versteckt findet. Die Bastille auf Lebenszeit würde seiner Meinung nach, eine viel zu gelinde Strafe sein. Sie würden lebendig gerädert werden."

„Aber er wird mich nicht sehen. Um meiner selbst willen, werde ich mich wohl hüten, mich zu verrathen, und noch mehr um Deinetwillen; obgleich, wie schon gesagt, du durchaus nichts zu befürchten hast, da deine Treue und fleckenlose Ehre bekannt sind."

Seine Blicke waren so beredt. Was konnte Louise einem so vornehmen Bittsteller abschlagen? Sie lächelte ihm ihre Einwilligung zu, er verdoppelte seine Schmeicheleien. Was kurz vorher undenkbar gewesen war, wurde nun auf einmahl möglich. Bald bot sich eine Gelegenheit dar, ihn unbemerkt ins Gemach der Dame einzuführen, und er benützte den günstigen Augenblick. Kaum waren sie eingetreten, als sich die Stimme der Marquisin im Vorzimmer vernehmen ließ, die früher, als gewöhnlich, nach Hause gekommen war. Der Marquis hatte gerade noch Zeit, sich unter das Sopha zu werfen, als sie die Thüre öffnete. Louisens Verlegenheit war auffallend, aber die Marquisin bemerkte es nicht; sie gab ihr einige unbedeutende Aufträge, und verabschiedete sie dann mit einer leichten Handbewegung. Puygilhems Lage war nichts weniger als angenehm, wie er so unter dem Sopha zusammengeknäuelt kauerte, mit dem Bewußtseyn, daß ihn die geringste Bewegung, das geringste Geräusch verrathen müsse. Einem gewöhnlichen Menschen wäre es unerträglich gewesen; für ihn war es beinahe ein Genuß. Er war überzeugt, man würde von ihm sprechen, und es könne ihm kein Wort entgehen, er müßte nun erfahren, ob er hintergangen werde, oder nicht. Freilich konnte im Entdeckungsfalle die Folge gefährlich werden. Aber er hatte Leichtsinn genug, das Gegentheil zu hoffen, und Kühnheit genug, dem Ärgsten entgegenzutreten.

Die schöne Freundin des vierzehnten Ludwigs muthmaßte nicht, wer ihr so nahe sey. Sie ließ es sich nicht im Traume einfallen, daß Jemand in ihrem Zimmer jeden ihrer Athemzüge belausche; uud hätte sie es gewußt, sie hätte nicht ahnen können, welchen Gebrauch er davon machen würde. Das war ein Geheimniß, das er besser zu bewahren wußte, als die versprochene Ernennung. Der Zweck, den er dabei im Auge hatte, war eben so sonderbar, und nicht weniger verwegen und originell, als das Mittel, durch welches er ihn zu erreichen suchte.

Madame de Montespan bereitete sich zum Empfange ihres königlichen Bewunderers vor. Wie sie ihren Spiegel zu Rathe zog, welche Stellungen und Haltungen sie einstudierte, welche Bundesgenossen sie ihrer Schönheit zu Hilfe rief, hatte Puygilhem keine Gelegenheit zu beobachten. Seine Lage war theatralisch genug; aber er konnte sie nicht, wie das behende Volk der Bühne benützen, um jeden Augenblick hervorzuspringen, eine Bemerkung zu machen, und sich wieder zurückzuziehen. Er war überglücklich, daß er selbst unbemerkt war, und als der König, kurz darauf, ins Zimmer trat, wagte er es kaum zu athmen, aus Furcht, man könne ihn hören, oder es könne ihm ein Wort des Gesprächs entgehen.

„Wie geht's, meine Theure," fragte Ludwig nach einem Begrüßungskusse. „Aber was," fuhr er auf, „haben denn die Lüfte des Himmels verschuldet, daß Sie so gänzlich aus Ihrem Zimmer verbannt sind?"

Mit diesen Worten warf er die Fenster weit auf; denn er selbst litt nie an Erkältungen, und haßte ein warmes Zimmer. Nirgends zeigte sich der Despotismus seiner Natur so nackt, als in der rücksichtslosen Strenge, mit der er von seinen Günstlingen forderte, sie sollten gerade so fühlen, oder zu fühlen scheinen, wie er. Er konnte nicht begreifen, daß sie ihre eigenen, von den seinigen unabhängigen Sinne haben könnten. War ihm heiß, durfte ihnen der frostigste Wind keinen Schauer erregen; war er hungrig, durften sie keine Schüssel vorübergehen lassen.

Madame de Montespan war zu vertraut mit dieser königlichen Tyrannei, um davon überrascht zu sein, oder einen Versuch dagegen zu wagen. Sie schalt die Nachlässigkeit ihrer Diener, und dankte ihrem königlichen Liebhaber, daß er sie geöffnet hatte.

„Sie sehen heute göttlich aus," sagte der König, indem er ihre Hand ergriff, und sich auf das Sopha setzte. „Sieh' da, welches edle Obst auf ihrem Tische. Diese Weintrauben sind die schönsten, die ich dieses Jahr gesehen habe."

„Sie sind groß," erwiederte Madame, „und ich hoffe, sie werden Euer Majestät schmecken."

„Köstlich!" rief der Monarch aus. „Aber Sie essen ja nicht. Versuchen Sie sie doch!" Madame kostete, und war entzückt über die Zufriedenheit des Königs. Er reichte ihr ein Glas Claretwein; sie nippte daran.

„Nur zugetrunken, meine Schöne, nicht so geziert," rief der König. Sie hob das Glas an die Lippen, und im nächsten Augenblicke war es leer.

Aber der Wein war nicht über die Lippen der Montespan gekommen. Das Glas war nicht klein, und sie nichts weniger, als durstig. Das Sopha, auf dem sie saßen, stand nicht ganz nahe an der Wand, und während der König anderswohin blickte, schüttete sie den Wein flink dazwischen. Puygilhem, der auf dem Rücken lag, und aufwärts blickte, erhielt den ganzen Inhalt des Glases ins Gesicht.

Das Plötzliche der Überraschung benahm ihm alle Fassung, und er fuhr mit solcher Heftigkeit zurück, daß er fürchtete, seine Gegenwart müsse verrathen werden, wenn sie nicht schon verrathen sei; denn konnte nicht die verliehene Gabe eine absichtliche Belohnung seiner Verwegenheit sein? Diese Besorgniß zeigte sich jedoch bald ungegründet.

Nicht das geringste Anzeichen, daß sich die Liebenden in Gegenwart eines Zeugen glaubten. Sie sprachen von den alltäglichsten Dingen, von Festen, Bällen, Lustreisen, die unternommen werden sollten, und von den Theilnehmern daran. Die Montespan empfahl dazu mehrere Hofleute mit Wärme; aber Puygilhems Nahme war nicht unter ihnen.

Der lauschende Marquis glühte vor Unwillen über die

Digitized by Google

herzlose Vernachläßigung, deren Opfer er war. Es schien ihm nun beinahe gewiß, daß sie falsch gegen ihn war, da sie die günstigsten Gelegenheiten, für ihn zu sprechen, unbenützt vorüber gelassen hatte.

Darüber war kein Zweifel mehr. So vollständig war er über diesen Punkt beschwichtigt, wenn man die wildeste Erbitterung anders Beschwichtigung nennen darf, daß er, wäre es nur möglich gewesen, mit Freuden davon geschlichen wäre. Aber ein Rückzug in diesem Augenblicke wäre mehr, als Wahnsinn gewesen. Er mußte bleiben, und die gleichgültigsten Dinge von der Welt mit anhören. Doch nahm das Gespräch endlich eine Wendung, die seine Aufmerksamkeit mehr, als je, fesselte.

„Lebte Triboulet noch," sagte der König, „ich fürchte, mein Name würde heute in seinem Narrenbuche stehen, und das mit Recht."

„Nicht möglich!" rief die Dame, „Eure Majestät beliebt zu scherzen."

„Kann ich denn in der Laune sein, zu scherzen?" sagte Ludwig verdrießlich. „Die ewige Plackerei der Regierungsgeschäfte, die unaufhörlichen Streitigkeiten eines Hofes, lassen einem Könige wenig Zeit zum Frohsinn übrig. Louvois, hat mich dieser Tage mit mehr als gewöhnlicher ministerieller Unverschämtheit gemeistert, wie einen Schulbuben. Mazarin selbst hätte es nicht ärger treiben können. Aber ich kann ihn itzt nicht entbehren, und der Kriegsminister ist in der That, bis auf den Namen, König von Frankreich."

„Wahrhaftig, Sire, das kann Ihr Ernst nicht sein. Von allen Ihren Dienern und Unterthanen zeigte er sich immer als der Treueste und Ergebenste."

„Er hat seine eigenen Ansichten, die ich ihm nicht durchkreuzen darf. Eben itzt bin ich in nicht geringer Verlegenheit, wegen eines Versprechens, das ich Puygilhem gegeben habe."

„Das gute, edle Herz, Ew. Majestät, verleitet Sie manchmal, trotz Ihres beinahe übermenschlichen Scharfsinnes, zu Versprechungen, die in Anbetracht ihres Gegenstandes, kaum erfüllt werden sollten."

„Ein ziemlich deutlicher Wink" dachte Puygilhem.

„Wissen Sie, daß Puygilhem Generalfeldzeugmeister werden will?"

„Ich weiß es. Er hat mir es selbst gesagt."

„Er war der Erste, der um die Stelle bat, und ich dachte, es könne nicht so viel verschlagen, wenn ich ihm sie zusagte.

„Wenn das Verdienst der ersten Bitte sein einziger Anspruch ist, so behaupte ich kühn, daß dasselbe Individuum denselben Anspruch auf die erste beste nächst erledigte Stelle geltend machen wird."

„Ich versprach sie ihm, und empfahl ihm Verschwiegenheit, da ich, um vorauszusehenden Einwürfen auszuweichen, die getroffene Wahl dem Staatsrathe persönlich bekannt machen wollte. Ehe ich jedoch die Zeit dazu hatte, ist die Sache ruchbar geworden."

(Der Beschluß folgt.)

Abd-el-Kadr

eigentlich El-Hadschi Abd-el-Kadr-Ulid-Machiddin neben Mehemed-Ali jetzt die furchtbarste Persönlichkeit der Mohamedanischen Welt, stammt aus einer Marabut-Familie *) vom Stamme Haschem, der seinen Stammbaum bis zu den Fatimitischen Kalifen hinanführt, wurde im Jahre 1807 in einer Unterrichtsanstalt für Marabuts, unweit Maskara geboren. Sein Vater, ein großer Marabut, der in einem bedeutenden Rufe der Heiligkeit stand, starb 1834 und vererbte auf ihn sein ganzes Ansehen und seinen Einfluß auf die benachbarten Stämme.

Abd-el-Kadr wallfahrte in seinem achten Jahre mit dem Vater nach Mekka und erhielt seit damals den Beinamen El-Hadschi, d. i. der Pilger **) Im Jahr 1827 besuchte er Ägypten, und kam mit der abendländischen Kultur in Berührung. Doch begann sein öffentliches Auftreten erst bei der Eroberung Algeriens durch die Franzosen. Die Araber-

*) Marabut, (richtiger Murabit) ist ein Mann, der die religiösen Gebräuche als Beten, Fasten u. dgl. mit Ostentation genauer beobachtet und strenger hält als seine übrigen Glaubensgenossen. Er kann sowohl in der bürgerlichen Gesellschaft leben als sich in die Einsamkeit zurückziehen, und wird dann oft als Heiliger (Santon) verehrt.

**) Die in Mekka gewesenen Pilger setzen nach der Rückkehr ihrem Namen den Titel Hadsch vor, und dürfen um ihre rothen Käppchen ein Stück weißen Mousselin wickeln, was außer ihnen nur den Soldaten des Sultans erlaubt ist.

Digitized by Google

stämme der Provinz ergriffen die günstige Gelegenheit, als sie die Macht der Türken in Algier gebrochen sahen, und wollten sich gänzlich von der Oberherrschaft der Pforte befreien. Mit Blitzschnelle erschien Abd-el-Kadrs Vater an ihrer Spitze vor Maskara und überwältigte die türkische Besatzung. Die Bewohner der eroberten Stadt wollten ihn zu ihrem Oberhaupte ernennen, doch er wies sie an seinen Sohn Abd-el-Kadr, als den Tauglichsten zu solchem Amte und so wurde dieser zum Emir der vereinigten Stämme erwählt. Bald hatte sich Abd-el-Kadr alle umliegenden Araberstämme unterworfen und gewann von Maskara aus immer mehr und mehr Ansehen und Macht.

Seine erste bedeutende Unternehmung war der blutig zurückgeschlagene Angriff, den er am 3. und 4. May 1832 auf das von den Franzosen besetzte Oran unternahm. Glücklicher jedoch war er am 3. Juli 1833, wo er das von den Franzosen besetzte Arzow erstürmte und demolirte. Mehrere aufeinanderfolgende blutige Gefechte, in denen er den in Oran comandirenden General Desmichels im Jahre 1834 schlug, nöthigten diesen zu einem mit Abd-el-Kadr abgeschlossenen Frieden.

Abd-el-Kadr wußte die Zeit des Friedens herrlich zu benützen, indem er alle am linken Ufer des Schelif und in der Ebene Ceirat wohnenden Stämme seiner Oberherrschaft unterwarf. Nach langem hartnäckigen Kampfe besiegte er endlich seinen alten Gegner Mustapha-ben-Ismael, ehemaligen Aga von Oran und Mussa-el-Darkui, einen mächtigen Häuptling der Sahara-Wüste. Durch die Besiegung dieser beiden kam er in den Besitz von Miliana und Mednah. Um die immerwährende Vergrößerung seiner Macht, durch Eroberungen zu entschuldigen, täuschte er den damaligen französischen Generalgouverneur Drouet d' Erlon mit der Versicherung, daß er sich bloß angelegen sein lasse, die Araberstämme auf die Herrschaft Frankreichs vorzubereiten und der europäischen Civilisation den Weg zu bahnen.

Bald gaben ihm die Unternehmungen des in Oran befehlenden Generals Trezel Gelegenheit, den Krieg wieder zu beginnen, und nun rief er alle Muselmänner auf, sich bei dem heiligen Kampfe gegen diese ungläubigen Hunde, wie er die Franzosen nannte, einzufinden. Das Glück war ihm auch günstig, denn am 28. Juni griff er das französische Heer an der Mekta an, und brachte ihm eine schmähliche Niederlage bei. Nun wurde der Gedanke an höhere Sendung Abd-el-Kadrs bei allen Stämmen allgemein und alle, die sich bis jetzt noch fern von ihm gehalten hatten, vereinigten sich mit ihm oder unterwarfen sich freiwillig seiner Oberherrschaft. Von jetzt an folgten immerwährende kriegerische Operationen und blutige Gefechte, worin zwar die Franzosen meistentheils Sieger blieben, aber doch nichts als das Schlachtfeld gewannen, während Abd-el-Kadr sich im Innern seines Reiches kräftigte und hauptsächlich an der Befestigung des zerstörten Tekedemt arbeitete, das er von nun an zu seinem Hauptstützpunkte machte, und wo sich seine Vorräthe und Waffenfabriken befanden. Endlich machte die beabsichtigte Expedition nach Konstantine den temporären Frieden der Franzosen mit Abd-el-Kadr nothwendig, der auch am 30. Mai 1837 an der Taufe zu Stande kam und diesem alle nur mögliche Vortheile zusicherte. Dieser Friede dauerte bis zum Ende des Jahres 1839. Als aber Abd-el-Kadrs Gebiet, wie er behauptete, durch einen Streifzug des Marschalls von Valée nach dem eisernen Thore verletzt wurde, ergriff er im November des Jahres 1839 aufs Neue die Waffen und zeigte nun, daß er den Frieden zur vollkommenen Disziplinirung seiner Soldaten angewandt hatte. In mehreren blutigen Gefechten schlug er die Franzosen, wurde zwar im Mai 1840 zurückgedrängt und verlor die Plätze Mednah und Miliana, führte aber nichtsdestoweniger den Krieg fort und rüstete sich mit Kraft zu neuen Feldzügen für das Jahr 1841, das jedoch seinen Glücksstern erbleichen machte. In diesem Jahre nämlich war der General Bugeand an die Stelle des Marschalls Valée getreten, und griff Abd-el-Kadr so kräftig an, daß dieser bald in die Enge getrieben wurde. Seine beiden Hauptpunkte, Tekedemt und Maskara fielen im Mai 1841 und gaben ihm den ersten Stoß, bald darauf sah man, seit langer Zeit zum ersten Male, arabische Stämme den Franzosen ihre Unterwerfung antragen und noch im Laufe des Sommers vereinigten sich die mächtigen Medschehers mit den Franzosen. Schon fielen nach und nach die Stämme von ihm ab; schon schien er zum umherstreichenden Partheigänger herabzusinken, der nie wieder zu seiner frühern Größe gelangen könne; als seine aufs Neue erhobenen Waffen, den Franzosen neuen und bedeutenden Abbruch thaten. Sein Vorschreiten unterbrach die erste Waffenthat des Herzogs von Aumale, die Eroberung seiner bedeutenden Smalah. In letzterer Zeit benützte er die Kriegsrüstungen des Kaisers von Marokko zur Abwehr der Spanier, um sie seinen Landsleuten zugleich als eine Schilderhebung gegen die Franzosen anzudeuten, deren Verwirklichung ihm auch in jüngster Zeit gelang. Die Araber hegen von der Tapferkeit der Bevölkerung des Innern von Marokko große Erwartungen, eine Aussicht, die ihre Gemüther und ihren Arm mit erneuerter Kraft erhebt.

Wenn man in Betracht zieht, was unter diesem Himmelsstrich, Fanatismus und Religionshaß über die Gemüther der Einwohner, die beinahe alle Krieger sind, vermögen, so dürfte vielleicht der glühende Eifer Abd-el-Kadrs den Franzosen noch Manches zu schaffen geben. Überhaupt sind religiöse Schwärmerei und Melancholie die hervorstechenden Züge in seinem Äußern. Er kennt die rohe Grausamkeit und leidenschaftliche, geschlechtliche Sinnlichkeit der Araber nicht, verlangt von seinen Untergebenen Reinheit der Sitten und läßt sich nicht so leicht vom Zorn oder anderen Leidenschaften hinreißen. Er schaffte in neuester Zeit das Abschneiden der Köpfe ab, was sonst immer bei den getödteten Feinden geschah und führte eine mildere Behandlung der Gefangenen ein.

Digitized by Google

Ruinen untergegangener Städte in Amerika.

Die merkwürdigſte von den in Amerika ehemals blühenden, jetzt wieder aufgefundenen Städten iſt Copan. Die Trümmer davon liegen in Wäldern begraben, am linken Ufer des Copan in der Provinz Hinduras, und beſtehen in einer Menge pyramidaler Bauwerke. Die Stadt dehnte ſich längs des Flußes Copan gegen eine Stunde aus, denn ſo weit reichen die verfallenen Gebäude. Das Hauptgebäude darunter iſt der Tempel, welcher am öſtlichen Ende der Stadt ſteht und von dem Ufer des Flußes gegen 40 Klafter hoch in ſenkrechter Richtung aufgeführt iſt. Er iſt 250 Klafter lang und 200 Klafter breit. Von der Landſeite führen ſteinerne Treppen auf die Höhe und von da wieder hinunter zu einem viereckigen Platze in der Mitte des Gebäudes, etwa 20 Klafter über dem Spiegel des Flußes. Von da führt eine etwa 4 Fuß hohe und 2½ Fuß breite Gallerie zu dem höchſten Theile des Tempels, von dem man eine herrliche Ausſicht

Digitized by Google

hat. Den Zugang zu dieser Gallerie mußte Galindo erst durch Ausgrabungen gewinnen, wobei er 12 Fuß unter dem Schutte auf ein Grabgewölbe kam, das 6 Fuß hoch, 10 Fuß lang und 5½ Fuß breit ist; es hat auf jeder Seite 2 Nischen, welche, wie der Boden, voll irdener Schüsseln und Töpfe waren. Galindo zählte mehr als 50 und viele waren mit Menschengebeinen angefüllt.

In dem Tempel und seiner Nachbarschaft stehen noch sieben wohlerhaltene Obelisken, eine große Menge derselben ist umgestürzt und zerstört. Diese Steinsäulen sind 10—11 Fuß hoch, 3 Fuß breit und noch weniger dick. Auf der einen Seite sind in halberhabener Arbeit menschliche Figuren angebracht, mit Kappen auf dem Kopfe. Sandalen an den Füssen, in schön verzierten Kleidern, die bis zu den Knieen reichen, oft auch in langen Beinkleidern. Der Gestalt gegenüber in einer Entfernung von 3—4 Klaftern steht gewöhnlich eine Steinplatte. Der Rücken und die Seiten des Obelisken enthalten gewöhnlich allerlei hieroglyphische Zeichen. In dem Tempel befindet sich eine sehr merkwürdige Steintafel, welche gegen 2½ Fuß hoch ist und über 4 Fuß ins Gevierte beträgt. Ihre horizontale Fläche ist in 49 Feldern mit Hieroglyphen getheilt und ihre 4 senkrechten Flächen enthalten 16 Menschenfiguren in erhabener Arbeit, welche mit gekreuzten Beinen auf Kisten sitzen und eine Art Fächer in der Hand halten. Unter den Ruinen werden viele, Ungeheuer darstellende Figuren gefunden, z. B. ein kolossaler Kopf eines Alligators, der eine Gestalt mit einem Menschenantlitze, aber mit Thiertatzen in seinem offenen Rachen hält, ferner eine wahre Riesenkröte in aufrechter Stellung mit Menschenarmen und Tigerkrallen. Auf den benachbarten Höhen stehen zwei Obelisken mit bloßen Hieroglyphen. Sie sind, wie fast alle in in der Stadt, roth bestrichen und oben breiter und dicker als unten. Durch das ganze benachbarte Land findet man Steinhaufen von zerfallenen Gebäuden, und nicht weit davon sogar die Spuren einer andern untergangenen Stadt.

Die Herumführung des gemästeten Stieres in Paris.

In der letzten Zeit des Karnevals, also kurz vor Aschermittwoch, findet alljährlich in Paris eine eigenthümliche Festlichkeit, nähmlich die Herumführung des gemästeten Stieres durch die Hauptstrassen Statt. Ein Musikkorps mit klingendem Spiele zieht dem mit Blumenguirlanden und einer reichen Satteldecke geschmükten Thiere voraus und eine Anzahl buntscheckiger Masken zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen folgen demselben in wilder Ausgelassenheit. Überhaupt sieht man

Digitized by Google

während dieser Tage sehr viele Masken auf öffentlicher Straße, welche sich den größten Ausgelassenheiten hingeben und einander mit Bonbons und mit andern Dingen bombardiren; auch fehlt es nicht an witzigen Einfällen und Possen unter diesem tollen Maskengewühl; das größte Gedränge herrscht auf den Boulewards, vom Bastillen-Platz her durch die Rue-Vivienne und den benachbarten schönen Straßen und entlang den Quais auf dem nördlichen Seine-Ufer. Der bekränzte Stier hat außer dem zufälligen Gefolge auch noch sein eigenes Maskengefolge. Letzteres besteht größtentheils aus Fleischern und zeichnet sich durch phantastische Trachten aus. Man erblickt darunter amerikanische Wilde, Ritter mit Schild und Lanze, Tartaren, Polichinells u. s. w. Auf dem Kopfe des Stieres, zwischen den Hörnern prangen Federn und bunte Bänder. Vor dem Jahre 1822 war es üblich, daß ein Kind auf seinem Rücken ritt, welches mit einer blauen Schärpe geziert war, in der einen Hand ein Schwert und in der andern ein vergoldetes Szepter trug und während der Festlichkeit den Titel „König der Metzger" (roi des bouchers) führte. Seit diesem Jahre wurde aber die alte Sitte dahin abgeändert, daß man das Kind nicht mehr auf dem Stiere reiten, sondern in einem reichgeschmückten Triumphwagen (wie unsere Abbildung zeigt) und von Masken umgeben, demselben folgen ließ. Der Platz, welchen der Künstler für seine Darstellung wählte, ist der Quai de l' Ecole am Fuße des Pont neuf. Auf der Brücke in der Ferne sieht man die Reiterstatue von Heinrich IV.

Licht- und Schattenseiten des Lebens.

Interessante Begebenheiten.

Glückliches Unglück. Während der Versammlung der Fürsten Europas in Wien in den Jahren 1814 und 1815, die Graf de la Garde in seinen „Gemälden des wiener Congresses" so glänzend beschrieben, hatte er mehrmals bei den Hofkonzerten einen jungen Mann bemerkt, dessen Augen eine schwarze Binde verdeckte und den eine junge Dame, in einen dichten, ihre Züge verbergenden Schleier gehüllt, führte. Auf seine Fragen erfuhr er den Namen und die interessante Geschichte der beiden Personen. Es war der junge Graf Hadik mit seiner Gemalin.

Verbunden durch enge Freundschaft und durch, seit langen Jahren einander geleistete Dienste verknüpft, beschließen die Grafen Hadik und Amadh, noch durch das stärkere Band der Verwandtschaft sich aneinander zu schließen, indem sie ihre Kinder mit einander verheiratheten. Theodor Hadik, der einzige Sprosse seiner edeln Familie, ward deshalb mit der jungen Konstanze zusammen erzogen, die von Jugend auf so sanft als schön war. Schon dachten die Väter daran, sie zu vermählen, als der Krieg ausbrach.

Die ungarischen Gesetze gebieten jedem Edelmanne, in Person für die Vertheidigung des Vaterlandes zu kämpfen und bei großer Gefahr, wenn die ganze Nation die Waffen ergreift, marschiren die Magnaten mit ihrem Banner an der Spitze aller ihrer Vasallen. Der Graf Hadik wünschte zum Ruhme seines Hauses sehr lebhaft die Theilnahme seines Sohnes am bevorstehenden Feldzuge. Konstanze unterdrückte ihren Schmerz über die lange, vielleicht ewige Trennung und sah mit blutendem Herzen alle Anstalten zur nahen Abreise ihres Geliebten machen.

Endlich rückte der bestimmte Tag des Abmarsches an. Am Tage vorher feierte man mit großem Gepränge die Verlobung des schönen Paares und mit der Gewißheit, die Hand Konstanzens einst zu besitzen, brach der junge Graf an der Spitze seiner Vasallen auf und begab sich zur ungarischen Armee nach Pesth. Die Ungarn bewährten in dem Kampfe den alten Ruhm ihrer erprobten Tapferkeit und Theodor erwarb sich durch mehrere ausgezeichnete Waffenthaten das Kreuz des Maria-Theresienordens.

Aber während der Gott der Schlachten Theodor mit seinen Gunstbezeigungen überhäufte, lag Konstanze an einer schweren Krankheit darnieder und schon umrauschten sie die bleiernen Flügel des Todesengels. Von den bösartigen Pocken befallen, schwankte sie lange zwischen Leben und Tod. Endlich gewann das Leben die Oberhand, doch trotz aller Anstrengungen der Aerzte, konnten sie sie nicht vor den Spuren des tödtlichen Giftes bewahren, das ihre sonst so schönen Züge bis zur Häßlichkeit entstellte. Erst, als sie vollkommen hergestellt war, erlaubte man ihr, sich in einem Spiegel zu betrachten. Verzweiflung ergriff sie, als sie statt des blühenden Gesichtes, das ihr sonst aus dem Spiegel entgegenlächelte, eine von Pockennarben zerrissene Physiognomie erblickte. Fest überzeugt, Theodor könne sie nunmehr nicht lieben, verfiel sie in eine düstere Schwermuth und weder das Zureden ihres Vaters, noch die liebevollen Tröstungen des Grafen Hadik, konnten sie dem tiefen Grame entreißen, der an ihrer Gesundheit nagte.

Da erschien eines Tages plötzlich der Diener, der Theodor in den Krieg geleitet hatte und meldete, daß ihm sein Herr auf dem Fuße folge. Wirklich hörte man schon die Stimme des jungen Mannes, der sich näherte und heftig ausrief: „Wo ist sie, meine Konstanze?"

Bei diesen ihr sonst so wohlklingenden Lauten verhüllte die Unglückliche, die zur Flucht keine Zeit mehr hatte, ihr Gesicht und rief mit von Thränen erstickter Stimme: „O! komm' mir nicht zu nahe, Theodor! Alles, was dich an mich fesselte, habe ich verloren! Ich habe dir nichts mehr zu bieten — nichts mehr als mein Herz! —"

„Was höre ich! Aber sieh' mich nur an, theuerr Konstanze."

„Nein, ich vermag es nicht! Du würdest erschrecken, wenn Du mich sähest."

„Konstanze! ich kann dich nicht mehr sehen!"

Sie schlägt die Augen auf und betrachtet ihn. Theodor war blind geworden — eine vorbeistreifende Kugel hatte ihm das Augenlicht geraubt.

„Dank, Dank Dir, guter Gott!" rief Konstanze freudestrahlend und sank auf ihre Kniee. „Theodor, wir werden nicht mehr getrennt werden. Ich will Dich durchs Leben führen, nun kannst Du mich noch lieben!"

Kurze Zeit darauf vereinigte sie das heilige Band der Ehe auf Immer. Niemals war ein Paar so würdig, glücklich zu sein und war es auch wirklich so sehr. Überall geleitet die Gräfin ihren Gatten, ohne ihn auch nur einen Augenblick zu verlassen. Sie umgibt ihn mit den zartesten Aufmerksamkeiten, ihre Liebe scheint in seiner traurigen Lage nur eine neue Quelle gefunden zu haben. Sie ist stets verschleiert, aber nicht, weil sie ihre entstellten Züge zu zeigen fürchtet, sondern sie besorgt, daß die Bemerkungen, welche die Leute über den Verlust ihrer Schönheit machen könnten, das Herz des Gatten trüben möchten, den sie anbetet.

Die Kraft des menschlichen Auges. Mit Eindruch der Nacht,

Digitized by Google

erzählt ein Reisender, bemerkte ich auf einem Baume, welcher ein Strauchgebüsch überragte, einen Trupp Affen, welche jämmerlich schrieen, mit den Zähnen fletschten, von Ast zu Ast sprangen, kurz in der heftigsten Gemüthsbewegung waren und Grimassen machten, als wenn sie durch den Anblick eines Ungeheuers in Zorn und Schrecken gesetzt würden. „Was haben denn diese Affen vor?“ fragte ich den mich begleitenden Hindu. „Sie sehen wahrscheinlich einen Tiger,“ antwortete dieser, den Rauch seiner Cigarre kaltblütig von sich blasend, ohne eine Miene zu verändern.

„Ein schönes Zusammentreffen!“ rief ich, über die Kaltblütigkeit des jungen Hindu nicht wenig erstaunt und von einem, alle meine Glieder lähmenden Schrecken befallen, denn unser Weg führte uns zwischen zwei eng an einander liegenden Hügeln durch das dichteste Binsengesträuch, das es in Indien geben kann, und nöthigte uns in der Entfernung von nur einigen Schritten an dem Schlupfwinkel des furchtbaren Thieres vorüberzugehen. Ich machte wahre Riesenschritte, um nur so schnell als möglich vorüberzukommen, indem ich meine scharfgeladene Doppelflinte schußfertig vorstreckte. Wir waren eben an einem Rohrdickicht vorüber, als ich mich zu meinem nicht geringen Schrecken einem nicht 20 Schritte von mir entfernten Königstiger gegenüber befand, welcher eben damit beschäftigt war, den Rumpf eines wilden Schweines zu zerlegen. Das Thier hob seinen ungeheuern Kopf auf und warf uns einen funkelnden Blick zu. Mir ward nicht wohl zu Muthe, der Hindu jedoch blieb ganz gleichgültig, nur nahm er jetzt die Cigarre aus dem Munde und blieb unbeweglich stehen, gleich einer Statue, die Augen auf die des Tigers unverwandt gerichtet. Ich kannte die Tiger gut genug, um einzusehen, daß mir eine Flucht mehr schaden als nützen würde und wollte daher lieber selbst die Feindseligkeiten beginnen, als den Anfang dem Tiger überlassen. Schon hatte ich das Gewehr angelegt und den grimmigen Feind aufs Korn genommen, als der Hindu, ohne seine Augen von denen des Tigers zu wenden, das Rohr ergriff und mich zwang, es zu senken. Der Tiger grunzte vor Wuth und zeigte uns die Zähne, aber unfähig, dem Zauber des menschlichen Auges zu widerstehen, zog er nach und nach die Tatzen von seiner Beute, krümmte sich zusammen und duckte sich nieder wie ein Hund, der Schläge erwartet, dann drehte er sich langsam um, und kroch, nachdem er ein übellauniges Grunzen hatte hören lassen, durch das Strauchwerk. Sobald er den Rücken gedreht hatte, legte der Hindu die Hände auf den Mund, und ließ eine Art wildes Gekläffe hören, das die wilden Thiere so sehr zu schrecken scheint. Der langsame und würdevolle Rückzug unseres Feindes verwandelte sich nun in eine Flucht über Hals und Kopf. „Wir haben ihn zum Standlecken gebracht,“ sagte jetzt der Hindu, und nahm seine Cigarre wieder in den Mund, um so feierlich ernst fortzurauchen, wie er angefangen hatte.

Londoner Spitzbüberei. Ein zur Genüge bekannter Luxus in den großen Londoner Magazinen sind die ungeheuern Spiegelscheiben, welche die Thüren und Fenster bilden. Da es jedoch nun dem Vorübergehenden leicht passiren kann, eine dieser bis zur Erde reichenden Scheiben zu zertrümmern und der Preis derselben sich mitunter zu einer enormen Höhe erhebt, so ist kraft Polizeibefehl den Eigenthümern solcher Magazine untersagt, für das Zerbrechen einer solchen Scheibe, falls nicht eine muth- oder böswillige Absicht des Thäters erwiesen ist, mehr zu begehren, als die Entschädigung von 5 Pfund Sterling. Vor einem der prachtvollsten Magazine in Ludgate-Hill drängte sich kürzlich die Menge, die ausgelegten indischen und chinesischen Waaren beschauend. In der ersten Reihe der Gaffer befand sich ein Gentleman, der ganz vertieft im Anschauen dastand. Ein anderes Individuum drängte sich hinter ihn, versetzt ihm einen tüchtigen Stoß, unser Dandy verliert das Gleichgewicht und — kling, kling liegt eine der thurmhohen Scheiben in Trümmern und der Fashionable im Laden. Während des dadurch entstandenen Tumultes hat sich der Stoßende leicht entfernen können und der Ladeneigenthümer kann seinen Zorn nur an dem halb im Laden, halb auf der Straße befindlichen Gentleman auslassen. Dieser dementirt jedoch und beruft sich auf das Zeugniß der Umstehenden hinsichtlich seiner Unschuld, wobei sein Dialekt den Fremden verräth; doch der Ladenbesitzer dringt auf die ihm gesetzlich zukommenden 5 Pfund Sterling und droht, die Constables holen zu lassen. „Nun!“ ruft der Gentleman wüthend aus, „ehe ich Collisionen mit der Behörde bekomme, will ich lieber bezahlen, wenn es sein muß,“ und wirft in der höchsten Wuth eine Fünfzig-Pfund Note, die er aus seinem Porte-Feuille zieht, auf den Tisch. Man gibt ihm das übrige Geld zurück und fluchend und schimpfend entfernt er sich aus dem Laden. Erst als das Personal im Laden am anderen Tage zufällig bemerkte, daß die Banknote falsch sei, ward es ihnen klar, daß das Ganze angelegt war, um dieses falsche Papier gegen gutes Geld umzutauschen.

Mutterliebe. Ein englischer Reisender erzählt, mit welcher Innigkeit und Sorglichkeit die Finnländerinen ihre Kinder pflegen und hegen, und wie sie sich zur Zeit ihrer Hilfleistigkeit fast nie von ihnen trennen. Eine Mutter, die ihr Kind herzt, kann oft fast vor Übermaaß der Liebe zu gar keinem Ausdruck derselben kommen und man hört dann die possierlichsten Worte. Wenn aber diese Empfindungen in eine harmonische Stimmung kommen, vernimmt man oft die wohlthuendsten Akkorde. Ein Wiegenlied der Finnländerinen lautet in getreuer deutscher Übersetzung:

Schlaf Du Waldvögelein
Schlaf lieb Rothkehlchen mein,
Gott weckt Dich wiederum
Wann Schlafenszeit ist um.
Sieh diese Blätter hier,
Die gab der Himmel Dir,
Und auch die Zweige gut,
Daß Dir der Wind nichts thut.

Digitized by Google

Horch! horch! dort an der Thür
Da klopft der liebe Schlaf
Fragt: Ist kein Kindlein hier,
Das in der Wieg' liegt brav?
Ein Kindlein, das schlafen will
Schlafen in Ruh und Still
Und von den lieben Äugelein
Strahlt schöner Himmelsschein.

Die Taube Noah's.

Die Taube, die Noah verschickte,
Zu sehen, ob trocken das Land,
Kam wieder mit einem Oelblatte
Im Munde, das ist bekannt.

Nun frug einst in Damengesellschaft
Ein Ehemann deutlich und klar;
Ob wohl jene Taube ein Männchen,
Oder ein Weibchen war.

„Es war ganz sicher ein Weibchen!"
So meinten der Damen gar viel;
Doch stritt man derb hin und wieder
Und kam doch nimmer ans Ziel.

Da sagte der spottende Eh'mann;
„Ich glaube (so ward mir's auch kund)
Es war ein Männchen, denn Weiber
Nehmen kein Blatt vor den Mund."

Industrielle Interessen.

Dampf als Löschmittel. Eine große Spinnerei stand ganz im Feuer, der Dampfkessel zersprang, und das Feuer erlosch durch den, in alle Stockwerke dringenden Dampf. Diese Beobachtung führte zu Versuchen hierüber; man füllte Räume unter der Erde mit brennbaren Stoffen, ließ aber doch in hinreichender Menge Luft einströmen und als der Brand am stärksten war, schloß man die Öffnungen und leitete einen Strom von Dampf in den Keller, wodurch das Feuer sehr bald erstickt wurde. Jedenfalls ist der Dampf vorzüglich geeignet, nach allen Punkten, wo es brennt, oben oder unten, einzudringen; er erkaltet, indem er sich verdichtet und verdrängt und ersetzt zugleich die atmosphärische Luft, indem er nicht mehr als Dampf, sondern als tropfbare Flüssigkeit wirkt. Sämmtliche angestellte Versuche beweisen, daß der Dampf das beste Mittel gegen innere Brände ist; daher in vielen französischen Fabriken, deren Maschinen durch Dampf in Bewegung gesetzt werden, an den Kesseln Vorsichtsröhren angebracht sind, welche in die dem Brand am meisten ausgesetzten Räume laufen. Man braucht also nur einen Hahn zu drehen, um an solche Orte einen Dampfstrom zu leiten, der außerdem noch den Vortheil hat, daß er die Waaren weniger beschädigt als die Pumpen und das Hinauswerfen zum Fenster. Eine Fabrik, die mit Dampf arbeitet, hat demnach gar keine Entschuldigung mehr, wenn sie abbrennt.

Kunst-Interessen.

Dantan. Jeder, der in Paris durch Witz, Geist, Genie, sei es auf dem Felde der Wissenschaft oder auf dem Gebiete der Kunst, einmal die öffentliche Aufmerksamkeit erregt hat, wird auch sogleich ein Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit und dadurch auf der Bahn, auf die ihn oft nur ein Zufall führte, zu einer Berühmtheit fortgetrieben. Auch Dantan verdankt Paris seinen Ruhm. Das Atelier dieses noch sehr jungen Bildhauers ist nie leer von Verehrern seiner Kunst. Im Hintergrunde desselben sitzt der junge Künstler vor der Bildhauerstaffel, das Bossirbein in der Hand und knetet mit einer wunderbaren Leichtigkeit den Thon. Sein großes Talent für Zerrbilder offenbarte sich folgendermaßen: Vor etwa 13 Jahren, als er noch Zögling eines Ateliers war, kam er einmal in einer Anwandlung lustiger Laune auf den Einfall, einen seiner Kameraden, Namens Ducornet, ohne Arme und mit den Füßen malend, auf die wunderlichste Weise in Gyps darzustellen. Man lachte einige Tage lang über die Karikatur und vergaß sie dann. Einige Zeit darauf ging Dantan nach Rom. Eines Tages kam er, des Studiums der Antike müde, traurig und ohne Grund muthlos, wie es bisweilen Künstlern zu geben pflegt, nach Hause. Zu seiner Traurigkeit gesellte sich das Heimweh. Das theure Vaterland, die süßen Freuden des Vaterhauses, die lustigen Jugendstreiche, unter ihnen die lange vergessene Karikatur Ducornets tummelten sich in den lebendigsten Farben vor seiner Seele. Die Erinnerung an die Karikatur Ducornets heiterte ihn auf. Er nahm etwas Thon in die Hand und modellirte ihn zwischen den Fingern. Eine Stunde darauf zeigte er seinen Freunden zu Rom eine neue Karikatur und versetzte sie damit in Erstaunen. Seitdem fing Dantan an, dieses Fach eifriger zu betreiben und bald stritt man sich in Rom um einen Horace Vernet im Schlafrocke. Einige Exemplare davon kamen nach Frankreich, wo sie außerordentliches Aufsehen machten, und nach Dantans Rückkehr nach Frankreich wurde ihm das, was er bis jetzt zum Spaß getrieben hatte, zur unversiegbaren Quelle von Ruhm und Vermögen. Um unsern Lesern einen

Begriff seiner Darstellungsweise zu geben, zeigen wir ihnen hier seine Karikatur des berühmten Violinspielers Sivori, der in seiner ganzen Figur eine merkwürdige Ähnlichkeit mit Paganini zeigt.

Naturhistorische Novitäten.

Fuchsenstücklein. Der „Sporting Almanach" bringt folgenden interessanten Streich eines Fuchses. Ein gefangener Fuchs, der an der Kette lag und gut gefüttert wurde, konnte es unmöglich mit ansehen, daß die delikaten Hühner so unverspeist auf dem Hofe einherspazierten. Leider war das Halsband fest und die Kette kurz. Wie es nun anfangen, um das Ziel seiner Wünsche zu erreichen? Reinecke fand endlich ein Mittel. Abtück-

Digitized by Google

lich ließ er etwas Futter in seinem Napf zurück, legte sich daneben auf den Rücken und streckte alle Viere gen-Himmel, als ob er ganz behaglich schliefe und es für ihn keine Hühner auf der Welt gäbe. Durch seine friedliche Lage getäuscht, kamen denn die Hühner vertrauensvoll herbei und pickten von seinem Futter, wie sie es bei den Hofhunden zu thun gewöhnt waren. Das hatte Reinecke beabsichtigt. Er beunruhigte sie durchaus nicht und alle Leute erbauten sich sehr über des Schalkes Frömmigkeit. Indessen nahm die Zahl der Hühner ab. Man hatte Reinecke in Verdacht; allein er lag ja an der Kette und um seiner Wohnung sah es reinlich und unverdächtig aus. Endlich wurde der Dieb doch erwischt. Wenn Mittags die Sonne brannte und kein Mensch auf dem Hofe war und gewöhnlich nur ein einzelnes Huhn an seinem Freßgeschirr pickte, dann packte er es plötzlich und schleppte es schnell in seine Hütte. Hier verzehrte er den Braten und verbarg die Federn ganz sorgfältig unter seinem Lager. Der Zufall machte Jemand zum Zeugen einer solchen Scene und das Handwerk wurde ihm gelegt.

Raritäten.

Provinzial-Eigenthümlichkeiten. Selbst in großen Kleinigkeiten thut sich bisweilen der National-Charakter oder die Provinzial-Eigenthümlichkeit hervor. Man zündet sich in einem öffentlichen Garten an einer Baumlampe eine Cigarre an. Es steht bereits ein Mann da, eben im Begriff dasselbe zu thun. Mit der größten Bereitwilligkeit hält er uns den brennenden Fidibus entgegen, bevor er sich selbst bedient — das ist ein Wiener. Er zündet sich erst ruhig seine Pfeife an, und reicht uns dann gemächlich den Fidibus hin — das ist ein Schlesier. Er zündet seine Cigarre so langsam an, daß der Papierstreifen ganz herunter brennt, dann gibt er ihn aus und verbrennt uns die Finger — das ist ein Sachse. Er stellt sich breit hin vor die Lampe, wirft mit einem Fidibus, den er nimmt, erst den ganzen Rest aus dem Becher auf die Erde, zündet sich ruhig die Cigarre an, macht dann erst den Fidibus ruhig aus, läßt ihn zu Boden fallen und geht mit Grandezza ab — das ist ein Berliner.

Peter Skarron, dieser körperlich verkrüppelte von Schmerzen gefolterte Dichter, der nicht nur in seinem travestirten Äneas und dem komischen Roman seine geniale Munterkeit bekundete, sondern auch im socialen Leben, über sein Elend scherzend, ein unerschöpflicher Born des Witzes war, hat sich nachstehende, seine Leiden schildernde, ernstkomische Grabschrift verfaßt:

Celui, qui ci maintenant dort,
Fit plus de pitié que d'envie
Et souffrit mille fois la mort
Avant que de perdre la vie
Passant, ne fais ici de bruit
Garde, que ta voix ne l'éveille
Car voici la première nuit
Que le pauvre Scaeron sommeille.

Die deutsch ungefähr also ausgedrückt werden könnte:

Den man allhier zur Ruh gelegt
Hat Mitleid mehr als Neid erregt
Litt tausend Mal den Tod — bevor
Das Leben endlich er verlor.
Still Wand'rer! — kein Getös — gib Acht,
Daß er durch Lärmen nicht erwacht —
Denn hier ist es die erste Nacht,
Die diesem Armen Schlaf gebracht.

Ein Bürger zeigte sich bei dem Begräbnisse seiner Frau sehr lustig; als man ihn um die Ursache dieser Sonderbarkeit fragte, antwortete er: „Mit Freud hob i sie holt genommen, mit Freud leb i sie wieder gebn."

Die englische Krone. Wir übergeben hier unsern Lesern die getreue Abbildung der Krone, die Victoria, Königin von England, am 8. Juni 1838, als am Tage ihrer Krönung trug. Die eigentliche Krone besteht aus zusammengeketteten Silberringen, die mit kostbaren Edelsteinen bedeckt sind. Obenauf prangt der englische Reichsapfel, mit kleinen zierlichen Perlen ausgelegt, und hat als Spitze ein Maltheserkreuz von Diamanten. In dem Mittelpunkte dieses Kreuzes glänzt ein kostbarer Saphir. An der vorderen Seite der Krone, über dem Reife, ist ein anderes Maltheserkreuz, in dessen Mitte sich ein großer unpolirter Rubin befindet, welcher einst die kleine Krone des ritterlichen schwarzen Prinzen schmückte; und unter diesem ziert noch ein ungeheurer Saphir den eigentlichen Reif der Krone. Die oben zusammenlaufenden Bögen umschließen den, eine Haube bildenden Purpur, und stehen in der Pracht ihrer Juwelen- und Perlenverzierungen dem Ganzen würdig zur Seite. Die englischen offiziellen Blätter geben den Werth dieser Krone folgendermaßen an:

Zwanzig Diamanten rings um den Reif herum, jeder zu 1500 Pfund	30,000	Pfund.
Zwei große Diamanten in der Mitte a 2000 Pfund	4,000	—
Vier und fünfzig kleine Diamanten	100	—
Vier Kreuze, jedes aus fünfundzwanzig Diamanten zusammengesetzt	12,000	—
Vier große Diamanten auf den Kreuzen	40,000	—
Zwölf Diamanten im Reif	10,000	—
Achtzehn kleinere Diamanten in demselben	2,000	—
Perlen, Diamanten, Smaragde ꝛc. auf den Bögen	10,000	—
Hundertundeinundvierzig kleinere Diamanten daselbst	500	—
Sechsundzwanzig Diamanten auf dem obern Kreuze	3,000	—
Zwei Perlenreihen auf dem Reife	300	—
	111,900	Pfund

Sterling, was also in unserem Gelde einen beiläufigen Betrag von einer

Digitized by Google

Millien einmal hunderttausend Gulden Conv. Münze machen würde; und doch wiegt diese mit Juwelen gleichsam überschüttete Kopfbedeckung nichts mehr als 40 Loth und ist nur 7 Zoll hoch und 5 Zoll breit.

Reiseromantik. Man klagt so sehr über die Eisenbahnen, daß sie alle Poesie und Romantik des Reisens verwischen und in ihrem Fluge mit sich führen. Die Unwahrheit dieser Behauptung hat sich auf der Leipzig-Dresdner Eisenbahn eklatant bewährt. Unlängst fuhr nämlich da ein Dampfwagenzug ab. Auf einem der ersten Wagen saß eine ungefähr zwanzigjährige rosenwangige Mutter mit ihrem kleinen Kinde, einem allerliebsten Engel. Neben ihr saß ein galanter Herr, der sie mit seinen zarten Aufmerksamkeiten überschüttete und, wie es schien, nicht ungern gesehen wurde. Der entzückte Galan fühlte sich ganz selig, als die Mutter auf einer Zwischenstation ausstieg und ihn bat, das Kind für einen Augenblick auf die Kniee zu nehmen. Der Glückliche saß da wie in Vaterfreuden, da pfiff es plötzlich, und pfiff noch einmal, der Zug flog davon — die Mutter ist bis jetzt noch nicht auszumitteln gewesen. Der Pflegevater verflucht jetzt seine unglückselige Galanterie, da er nicht beweisen kann, daß er nicht Pflichten habe gegen den kleinen mysteriösen Weltbürger.

Warnung vor Parfüm. Unlängst fand in Paris ein sonderbares Duell statt. Die Gemalin des Fürsten L. hatte eine unglückliche Passion für Parfüms, oder vielmehr für eine Parfüm, dessen Erfinderin sie zu sein sich rühmt. Es ist ein Gemisch aus Rosenwasser und Bisam, stark genug, um einen vom grimmigsten Schnupfen Befallenen in die Flucht zu jagen. Da diese Dame häufig in Gesellschaften kam, so war der unglückliche Parfüm bald überall so bekannt geworden, daß ihre Gegenwart, trat sie irgendwo ein, alsbald durch den Geruch verrathen wurde. Eines Morgens besucht ihr Gemal den Grafen S. seinen Freund. Kaum hat er seinen Fuß über die Thürschwelle gesetzt, als ihm ein Wohlgeruch entgegenströmt, den er nur allzuwohl kennt. „Meine Frau ist bei Ihnen?“ schreit er. — „Sind Sie wahnsinnig, Fürst!“ erwiederte der Graf. — „Läugnen Sie es nicht, ich rieche es. Noch in diesem Augenblicke ist sie hier, und wenn ich sie zu suchen anfange, wird sie bald gefunden sein.“ — Es kömmt zu einer lebhaften Erklärung, in welcher der Eine auf seiner Behauptung besteht, während sie der Andere läugnet. Beide ergreifen endlich die im Kabinette hängenden Degen und verwunden einander; während dem hat die Dame die schöne Gelegenheit benützt und entwischt durch einen verborgenen Gang.

Das schläfrige Ehepaar.

Kunigunde, was dünkt Dich gut?
Wolle mer net noch e bissele schwitze
Un heut Abend derfür e wenig länger sitze?

Kunigunde, was dünkt Dich gut?
Wolle mer jetzt net schlefe gehe,
Un morge früh e bissele früher derfür ufstehe?

Gute Ausrede. In England, das bekanntlich nach dem Buchstaben des Gesetzes gerichtet wird, besteht auch ein Verbot, den Tabak mit fremden schädlichen Dingen zu mischen. Kürzlich wurde ein Tabackshändler angeklagt, daß er gegen dies Verbot handle, indem er seinen Tabak mit Metallkalk anmache. Als er jedoch bewies, daß sein Tabak aus lauter Runkelrüben- und Wallnußblättern bestehe und kein Blatt Tabak enthalte, wurde er freigesprochen und der Kläger zur Zahlung der Unkosten verurtheilt.

Sehr schmeichelhaft. Eine Dame entwirft in ihrem Reisetagebuch von einem jungen Modemann folgende Schilderung: „Herr B. hat einen merkwürdigen Bart, einen Bart wie ein Vogelnest, in welchem eine Cigarre leuchtet, wie ein Irrlicht im Riedgras; er schleicht bleich und schmutzig einher, und gleicht dabei einem Räuber außer Dienst.“

Voltaire meinte, die Schuster hießen nur darum cordonniers, weil sie fort douloirs (Hühneraugen-Feder) wären.

Mademoiselle Rachel. Wir übergeben hier unseren Lesern einen Auszug des Erträgnisses von 27 Vorstellungen dieser berühmten Künstlerin. Am 11. Juni 1838 fürs erste Auftreten 752 Franks — 16. Juni 558 Franks. — 23. Juni 303 Franks. — 11. Juli 312 Franks. — 15. Juli 740 Fr. — 9. August 620 Fr. — 12. August 422 Fr. — 16. August 715 Fr. — 18. August 591 Fr. — 22. August 800 Fr. — 26. August 1225 Fr. — 30. August 650 Fr. — 4. Sept. 629 Fr. — 9. September 2018 Fr. — 11. Sept. 1301 Fr. — 15. Sept. 1218 Fr. — 17. Sept. 1118 Fr. — 23. Sept. 2129 Fr. — 27. Sept. 3150 Fr. — 29. Sept. 2460 Fr. — 3. Oktober 3660 Fr. — 5. Okt. 4281 Fr. — 9. Okt. 4610 Fr. — 12. Oktober — 5529 Fr. — 17. Oktober 1110 Fr. — 19. Oktober 6131 Franks.

Dativ und Accusativ. Eine Berliner Dame mit mehr Vermögen als Bildung, befand sich in stetem Hader mit dem Dativ und Accusativ. Deshalb befahl sie ihrer Gesellschafterin, einer alten Jungfer, sie immer zu erinnern, wenn sie einen Fehler machen sollte. In einem Cirkel,

Digitized by Google

beim Thee kam Madame in großen Eifer über einen ihr sehr interessanten Gegenstand und rief mehrere Male hitzig: „Des is mich janz ejal!“ Die Gesellschafterin, an der Seite der Sprechenden, unruhig, da sich der Fehler so oft wiederholte, neigte sich zur Gebieterin hin und flüsterte: „Mir — mie!“ Die Dame hatte eben nicht Lust, Lehren zu empfangen und ohnehin schon aufgeregt, rief sie mit gellender Stimme ihrer Gesellschafterin zu: „Sie haben jemirt und jemirt und sind sitzen jeblieben, ick habe jemicht — und habe einen Mann jekriecht!“

Galanterie. Als Göthe die Katalani in Karlsbad hörte, improvisirte er:

Im Zimmer, wie im hohen Saal,
Hört man sich nimmer satt,
Und man erfährt zum ersten Mal,
Warum man Ohren hat.

Satisfaction. Im Café anglais in Paris saß ein junger Literat, der zugleich Cavallerie-Offizier ist und ein Prachtexemplar einer Nase im Gesichte hat. Unweit von ihm saß eine Gesellschaft junger Leute, von denen einer besonders diese Nase zu einem immerwährenden Stichblatt seiner Witze machte. Der Offizier hörte ruhig zu, trank seinen Kaffee aus, rief den Kellner, und ließ sich die Rechnung machen, indem er ihm alles vorsagte, was er zu bezahlen hatte. Nachdem er alles vorgerechnet hatte, sagte er laut und vernehmlich zum Kellner: „Setzen Sie auch die Scheiben jenes Fensters dazu, denn durch dieses wird der junge Herr, der sein epigrammatisches Talent an meiner Nase geübt hat, hinausspazieren.“ Der Kellner sieht ihn verdutzt an, die Gesellschaft, die das gehört, läuft zusammen. Der Witzbold fängt an allen Gliedern zu zittern an und stammelt etwas von Entschuldigung, von Spaß u. s. w. „Mein Herr!“ donnert ihn der Offizier an, „Sie haben nicht mich, sondern meine Nase beleidigt, sie gefällt mir ganz gut, ich lasse ihr also keine Beleidigungen anthun. Sie haben die Wahl, entweder im Nu durch dieses Fenster zu marschiren, oder in einer feierlichen Ehrenerklärung meine Nase ein Meisterstück der Schöpfung zu nennen. Nur unter dieser Bedingung kann ich Ihnen verzeihen.“

Diese Worte wurden so fest und entschlossen ausgesprochen, daß der Spötter jeden Widerstand für unnütz hielt und unter ungeheurem Gelächter der anwesenden Gäste die verlangte Ehrenerklärung gab.

„Streichen Sie die Fensterscheiben von der Rechnung,“ rief der Offizier dem Kellner zu, „der Herr kann jetzt durch die Thür gehen.“

Holberg hat das Leben eines fleißigen Schusters beschrieben und ein Verzeichniß seiner zahlreichen hinterlassenen Werke beigefügt. Er hinterließ:

In Folio . . . . . 930 Paar Stiefel
„ Quarto . . . . 1750 Männerschuhe
„ Octav . . . . . 3600 Frauenschuhe
„ Duodez . . . . 2500 Kinderschuhe

Zusammen 8780 Werke.

Welcher Gelehrte hat so viel gearbeitet?

Zwei Gerichtsdiener wurden abgesandt einen Schuldner zu arretiren; dieser aber gewahrte sie von seinem Fenster aus. Er verriegelte seine Thür und überhäufte sie von oben herab mit Schimpfworten, worüber die Gerichtsdiener folgende Anklageakte schriftlich aufsetzten: „Herr N. N. hat uns von seinem Fenster herab geschimpft und gesagt, wie seien Schurken, Spitzbuben und Esel, welches wir anmit der Wahrheit gemäß, mit unserer Unterschrift bestätigen.“

Witz-Blitze.

Ein reicher Bauer fuhr mit seinen zwei Töchtern in die Stadt und brachte einem seiner guten Freunde in der Stadt zwei wohlgemästete Gänse mit, die er im Wagen unter seinem Sitze hatte. Als die Kutsche am Thore hielt, trat ein Aufseher an den Schlag und fragte höflich: „Haben Sie nichts Steuerbares mit?“ — „Nichts, als zwei Gänse,“ antwortete der ehrliche Landmann. „O! ich bitte sehr!“ erwiederte der galante junge Mann, lächelnd mit der Kappe grüßend und befahl dem Kutscher, weiter zu fahren.

Eine Dame, die sehr geziert sprechen wollte, verließ in einem Concerte ihren Platz und wurde von einem Nebenanstehenden gefragt: ob er ihn einnehmen dürfte? — „Entschuldigen Sie“ war ihre Antwort „ich habe nur einen Untergang zu machen und behalte mir, wenn ich zurückkomme, meine Widersetzlichkeit vor.“

Ein Schullehrer wurde von einem Knaben gefragt, warum der Februar nur 28 Tage habe? — „Mein Sohn,“ gab er gravitätisch zur Antwort, „der liebe Gott hat den Februar bloß deßhalb nur 28 Tage lang gemacht, damit auf dem Wandkalender unter diesem Monat der Stempel Platz hat.“

Eine sehr stolze Dame ließ zu ihrem erkrankten Lieblingshunde einen renommirten Thierarzt holen. „Also Sie sind der berühmte Doktor der Thiere?“ sprach die reiche Frau, ihn stolz bewillkommend. „Ihnen zu dienen, Madame,“ erwiederte der geistreiche Arzt.

Doppel-Kösselsprung.

Prager Lokal-Charade von **Ant. Hawelka.**

du sie	Als den	Flü Maf	ten spen	zu ae	Wem Mein	bin be	sten ze
sen in	zwei men	ruhn den	Rie den	an ten	Gi ist	mei heit	ne er
ten he	kannst den	und dich	sen sen	Um den	se Wald	höch Gan	ich wohn
die Gau	Fel Volk	mat Auch	bin kennt	pfel ein	oft hin	bei stes	nen sam
tet wer	ei se	ich Ort	auf das	Er nennt	Auch der	auf nern	die das
er für	dich dern	lings man	wohn Je	ich Wo	non rung	Fü men	nen muß
be Schmuck	be den	wae den	ha Mah	nen Zwei	Im den	Zweeg ben	dem Schutz
ten ie	Schmuck ches	zu tin	Früh Gar	Als ge	Li auch	Sin des	ken Hän

Digitized by Google

Rebus Nro. 5.

(Ehelliches Prognosticon.)

Rebus Nro. 6.

(Jedermann bekannt.)

K. J. W.

Schach-Aufgabe Nro. 5.

Weiß hat den Zug und macht Schwarz in fünf Zügen matt.

Weiß.	Schwarz.
König 11.	König 58.
Thurm 4.	Thurm 56.
Laufer 59.	Laufer 14.
Roß 60.	Bauer 15, 22, 43, 51.
Bauern 33, 35.	

Schwarz.

57	58	59	60	61	62	63	64
49	50	51	52	53	54	55	56
41	42	43	44	45	46	47	48
33	34	35	36	37	38	39	40
25	26	27	28	29	30	31	32
17	18	19	20	21	22	23	24
9	10	11	12	13	14	15	16
1	2	3	4	5	6	7	8

Weiß.

(Die Auflösungen folgen im nächsten Hefte.)

Auflösung der Schach-Aufgabe Nro. 4.

Weiß.		Schwarz.	
Roß	von 27 — 41 †	Bauer	von 53 — 44.
Königin	„ 18 — 50 †	Thurm	„ 51 — 50.
Laufer	„ 43 — 52 †	König	„ 59 — 58.
Thurm	„ 3 — 59 †	König	„ 58. — 49.
Roß	„ 37 — 43 matt.		

Auflösung des Rebus Nro. 3.

Der Soldat hat Ehre im Leib.

Auflösung des Rebus Nro. 4.

Der Übergang über die Berezina Anno Zwölfe.

Digitized by Google

König und Marquis.

(Beschluß.)

„Da bloß zwei Personen das Geheimniß besaßen so muß nothwendig einer von beiden der Verräther sein. Hat es vielleicht Ew. Majestät offenbaret?

„Keineswegs."

„Nun, wenn der Marquis selbst Thor genug war, seine Beförderung auszuposaunen, so hat er zuerst den Vertrag gebrochen, und durch seine Eitelkeit und seinen Ungehorsam, alle Ansprüche auf die Ehre verwirkt, die ihm Ew. Majestät zugedacht hatten."

„Meinen Sie? Beim Himmel, Sie haben nicht ganz Unrecht."

„O, mischen Sie mich nicht in Staatsangelegenheiten. Ob Puygilhem für das Amt paßt oder nicht, kömmt mir nicht zu, zu beurtheilen. Ihr Kriegsminister der treue Louvois, wird Ew. Majestät am besten berathen können, ob er für diese, oder überhaupt für eine hohe Stellung taugt."

„Und doch, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, hat er in seiner Dienstbeflissenheit nie nachgelassen."

„Nein, Ew. Majestät," er hat bewiesen, daß er es versteht, wie man einen König belagert."

„ Er ist immer treu gewesen."

„Seinem eigenen Interesse. Das wird er auch immer sein. Er war treu, wie ein Haifisch dem Schiffe Ew. Majestät folgen würde, in immerwährender Erwartung, daß ein Leichnam über Bord geworfen werde, den er verzehren könne."

„Ihre satyrische Laune läßt ihm doch kein einziges Verdienst."

„Nicht so, großer König; ich gestehe ihm eine Unendlichkeit von Verdienst zu, aber nicht gerade jene Art davon, die ihn — nur möchte ich mich nicht gern in Staatsangelegenheiten mischen, — die ihn zu der hohen Stellung berechtigt, auf die er Anspruch macht. Er hat zu viele andere Angelegenheiten zu besorgen, als daß ihm zu denen Ew. Majestät viel Zeit übeig bleiben sollte."

„Was sind das für Angelegenheiten?"

„Herzensangelegenheiten, wenn eine Liebe, wie die seinige, etwas mit dem Heezen gemein haben kann. Ew. Majestät hat ihm gnädigst erlaubt, auf die Hand der Madame de Montpensier zu hoffen. Ist er nicht bis über die Ohren verliebt in die gereiften Reize von vier und vierzig? — Ich könnte Sie überzeugen, Sire, daß er nicht weniger empfänglich für die sich öffnende Knospe von achtzehn ist."

„Darin sehe ich nichts, als Natur."

„Natur mit Kunst gepaart. Er hat die Kunst besessen, die Neigung der Herzogin zu gewinnen, ohne Zweifel aus bloßen Absichten auf ihr Gold, ihre Herrschaften, und ihren Herzogstitel, und er betet die Natur in der Gestalt eines niedlichen Kammerkätzchens an."

„Ey, ey, Athenais, Sie scheinen jeden seiner Schritte zu kennen!"

„Muß ich nicht? Mit einigen davon hat er mich gewaltsam bekannt gemacht. Er suchte einen Vorwand, um mit mir zu sprechen, da er mich bewegen wollte, bei Ew. Majestät ein gutes Wort für ihn einzulegen (aber Ew. Majestät wissen, daß ich mich in dergleichen Staatssachen nie mische). Nun, den Vorwand mußte ihm diese seltsame alte Dose geben. Sehen Sie einmal."

„Die Devisen sind recht artig," sagte Ludwig, nachdem er die Dose von allen Seiten besehen hatte.

„Und dann," fuhr die Dame fort," hat er itzt gar die Prätension, den Mäcen zu spielen. Er hat mir einen jungen Liederdichter angepriesen, und mir ein Muster seiner Muse aufgedrungen, dessen frivoler Inhalt die Vaterschaft des Marquis nicht verkennen läßt."

„Und das Sujet?"

„Die Liebe. Nach langen tiefen, Studien hat er endlich herausgebracht, daß die Liebe der einzige Arzt ist, und daß dee blinde Gott alle Krankheiten, alle Wunden heilt."

„Wahrhaftig! Nun beim Himmel, das wäre schon etwas. Die Entdeckung des Blutumlaufs wäre eine Kinderei gegen diese Entdeckung."

Digitized by Google

„Nun, wenn Ew. Majestät diese Ideen billigen, können Sie ja für den nächsten Feldzug, ganze Magazine von Liebe aufspeichern lassen, zum Gebrauch der Kranken und Verwundeten. Aber lesen Sie doch das Liedchen des Marquis!"

„Die Verse sind nicht schlecht," sagte Ludwig, „und der Inhalt recht launig."

„O ja! aber schwerlich passend für einen General-Feldzeugmeister. Was mich an ihm am meisten empört, ist sein Mangel an Aufrichtigkeit. Er hat kein wahres Gefühl. Vor einem Monate starb seine schöne Geliebte, Clara von Alberg. Er trug die höchste Verzweiflung zur Schau, wollte sie durchaus nicht überleben, und verfaßte die rührendste Grabschrift, die je geschrieben wurde."

„Und was ist daran so Empörendes, wenn ich bitten darf?"

„Nichts, Ew. Majestät; aber den Tag darauf fand ich einen Liebesbrief in Versen an mein — Kammermädchen von seiner eigenen Hand."

„Alles das hilft mir nicht aus der Verlegenheit; es ist nicht zu läugnen, daß er mein Versprechen hat."

„Seine Thorheit und Charakterlosigkeit haben Ew. Majestät von jedem Schatten einer Verbindlichkeit losgesprochen."

„Er ist thätig, nützlich, verständig."

„Er ist ein schlauer Horcher, ein pfiffiger Spion. Wäre ich Ew. Majestät, ich würde ihn zu meinem Polizeilieutenant machen. Das wäre seinem Genie angemessen. Dann würden die Verschwörer ausrufen: „Die Wände haben Ohren."

„Sie setzen dem armen Marquis doch gar zu sehr zu."

„Und hätte seine hochmüthige Eitelkeit gegen dieses Amt etwas einzuwenden, so würde ich ihm ein artiges, trauliches Kämmerchen in der Bastille anweisen, und sein häßliches Gesicht mit einer eisernen Maske versehen."

„Stille, nichts weiter!" sagte der König, vor dessen Geiste unheimliche Erinnerungen aufzusteigen schienen. Um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, beschäftigte er sich angelegentlich mit der Untersuchung der Dose.

Puygilhem hatte von der ganzen Unterredung kein Wort verloren. Er fieberte vor Wuth, und hielt sich kaum zurück, hervorzuspringen, und der treulosen Favorite ihre Verrätherei, ihren grausamen Spott, und muthwillige Falschheit vorzuwerfen.

In diesem Augenblicke schlug die Schloßuhr sechs. Er fuhr erschrocken zusammen. Er hatte eine Uhr von großem Werthe in der Tasche, eine hellklingende Repetiruhr, die er erst diesen Nachmittag nach der Schloßuhr gestellt hatte. Im nächsten Augenblicke mußte sie schlagen.

„Sie summt schon!" dachte er in der peinlichsten Verlegenheit, „jetzt wird sie schlagen; man wird sie hören, und dann — die Entdeckung ist unvermeidlich."

Er hörte deutlich die Vorbereitungen des Schlagwerkes, er glaubte schon das Schlagen zu vernehmen. Der erstaunte Ausruf des Königs, der Aufschrei der Favoritin, das gezogene Schwert des Erstern, die hysterischen Krämpfe der Letztern, alles das stand lebhaft vor seiner Phantasie. Die Uhr schlug — aber in demselben Augenblicke fiel dem Könige die schwere, massive Tabaksdose aus der Hand. Der schwere, dumpfe Schall übertäubte den hellen Klang der Uhr. Der König bückte sich, um sie aufzuheben, die Montespan wollte es durchaus nicht zugeben; es entstand ein kurzer, geräuschvoller Streit. Als die Ruhe wieder hergestellt war, hatte die Uhr ausgeschlagen.

Aber derselbe Zufall, der die eine Gefahr glücklich entfernt hatte, veranlaßte in seinen Folgen eine andere, nicht minder furchtbare. Die Dose, die mit dem feinsten Schnupftabak angefüllt war, entledigte sich ihres Inhalts in seiner unmittelbaren Nähe. Der feine Staub, der davon in die Höhe stieg, belagerte förmlich den Geruchssinn des unglücklichen Edelmannes, der von einer so heftigen Neigung zum Niesen befallen wurde, daß er sich nicht Rath wußte. Er kneipte seine Nase bis aufs Blut, ohne jedoch den Reiz unterdrücken zu können, der sich zuletzt, trotz allen Anstrengungen, in einem convulsivischen Niesen Luft machte, daß er glaubte, es müsse das ganze Zimmer erschüttern. Glücklicherweise war es gar nicht hörbar, und der König und Madame, die in ernsthaftem Gespräche begriffen waren, hatten es gar nicht bemerkt.

Sein Zweck war nun erreicht, er wußte, was er von der Fürsprache der stolzen, falschen Favoritin zu erwarten hätte, und wünschte nur, sich entfernen zu können. Aber wie dieß unbemerkt zu bewerkstelligen, war eine nicht so leicht zu lösende Frage. Nach Verlauf einer Stunde würde seine Uhr sieben schlagen, und die Unterhaltung des Königs und seiner Freundin war, seitdem sie nicht mehr von ihm sprachen, so schläfrig und einsylbig geworden, daß ihn selbst ein Wunder nicht vor Entdeckung retten konnte. Seine letzte Hoffnung war, der König würde sich vor sieben Uhr zurückziehen.

Eitle Hoffnung! Ludwig klagte über Müdigkeit und sehnte sich nach Ruhe, und der Marquis fürchtete schon, er würde, gegen seine Gewohnheit, die ganze Nacht dableiben. Madame bath ihn, einmahl auf seine königlichen Regierungssorgen zu vergessen, und ein wenig zu ruhen. Er schien ihren Rath befolgen zu wollen. Seine Antworten wurden seltener, und unmerklich immer leiser, und bald überzeugte sein tiefes Athmen, daß er schlafe.

Noch immer durfte sich der Marquis nicht bewegen. Sein plötzlicher Anblick konnte Madame einen Schreckensruf entreißen, und der König erwachen. Sie erhob sich leise vom Sopha, ordnete schweigend einige Papiere, blickte in den Spiegel, frischte das Rouge ihrer Wangen auf, machte sorgfältig ihre üppigen Locken zurecht, und nahm dann schweigend ihren Platz an Ludwigs Seite wieder ein.

Es herrschte die tiefste Stille. Sogar das Picken seiner Uhr war hörbar, und das so deutlich, daß der Marquis jeden Augenblick fürchtete, seine gefährliche Nachbarschaft, wenigstens Madame würde darauf aufmerksam werden. Auch diese Besorgniß verschwand. Sie saß so regungslos da, daß er überzeugt war, sie müsse gleichfalls schlafen. Er lauschte gespannt einige Minuten, und konnte den starken hörbaren Athem Ludwigs, und den sanftern, gedehntern Hauch der Dame deutlich unterscheiden.

Uiber diesen Punkt beruhigt, urtheilte er nun, die Zeit zum Rückzuge sei da. Einer oder der andere der beiden Schlä-

Digitized by Google

fer mußte bald erwachen, und die Stunde war beinahe abgelaufen, nach der der Verräther, den er im Busen barg, wieder laut werden mußte. Aber auf welche Art entschlüpfen? Die Thüre zu öffnen, war im höchsten Grade gefährlich; das konnte nicht ohne Geräusch geschehen. Aber das Fenster war offen. Durchs Fenster konnte er sich stille entfernen. Aber dann — die Höhe! Vom Balcon herabzuspringen? —Da konnte er stille bleiben für immer!

Eines konnte er leicht bewerkstelligen, was die Gefahr bedeutend verringerte. Er konnte sich von seinem hartnäckigen, unbarmherzigen Feinde, der Uhr, befreien, wenn er sie zum Fenster hinauswarf. Dann konnte er in sein Versteck zurückkehren, und wenn der König, nach seiner Gewohnheit zeitlich wegging, sich unbemerkt entfernen. Aber wenn der königliche Liebhaber die ganze Nacht dabliebe? das war ein schrecklicher Gedanke. Während er diese Rücksichten in seinem Geiste gegen einander abwog, verließ er behutsam seinen beschwerlichen Schlupfwinkel.

Er erreichte die Mitte des Zimmers, und starrte auf das schlummernde Paar.

Der König, majestätisch in seiner Ruhe, war auf die rechte Seite übergelehnt, die linke Hand am Schwertgriff, in der Stellung eines Mannes, der bereit ist, beim geringsten Anlaß aus dem Schlaf in den Kampf zu fliegen. Die Dame mit studirter Grazie, saß in geringster Entfernung vom Könige, doch etwas vorgebeugt, sie gewährte den Anblick sanften Gehorsames und zutraulicher Liebe.

In innerster Seele die schöne Verrätherin verwünschend, näherte sich Puygilhem dem Fenster. Seine Höhe war noch bedeutender, als er gedacht hatte, oder ließ sie das zweifelhafte Zwielicht furchtbarer erscheinen, als sie in der That war. Er konnte nicht bleiben, wo er war. Seine vorige Stellung wieder einzunehmen, schien ihm itzt gefährlich. Die Zeit drängte. Obgleich die Höhe furchtbar, war doch weniger Gefahr bei einem Sprunge, als bei des Königs aufwallendem Zorne zu fürchten. Er scheitt zum Fenster. Die Schloßuhr schlug. Es hallte wie die Posaune des Gerichts in seinen Ohren. Er wußte, was itzt kommen mußte, schon kündigte sich das Repetirwerk an, da vernahm er die Stimme des Königs: „Was gibt's? wer geht da?"

Puygilhem zauderte nicht. Er sprang vom Balcon herab. Im Sprunge begann seine Uhr zu schlagen. Die Sache fiel besser aus, als zu erwarten stand. Wie beträchtlich auch die Höhe war, er verspürte die Erschütterung verhältnißmäßig unbedeutend. Es war erst diesen Nachmittag eine Ladung frischen Rasens angekommen, und Louise, die eine Ahnung hatte, dem Marquis würde kein anderer Ausgang übrig bleiben, hatte den ganzen Haufen hart unters Fenster legen lassen. Wohl war er also ein wenig durchgerüttelt, aber nicht verwundet. Doch lag er einige Augenblicke wie todt da, in ängstlicher Erwartung, die zornige Stimme des Königs zu vernehmen, der in ihm einen Meuchelmörder vermuthen mußte. Zu seinem größten Erstaunen blieb alles still, und Ludwig kam nicht ans Fenster. Dieß gab ihm seine Geistesgegenwart wieder, und er entfernte sich eiligst. Doch konnte er nicht begreifen, wie alles so ruhig abgelaufen war.

Er hatte sich indessen von dem Hause entfernt, und betrat eben eine ungepflanzte Baumschule, als er eine sanfte Stimme hinter sich hörte: „Marquis, Marquis!"

Er drehte sich um, und sah Louisen.

„Ha!" rief sie aus, und hätte sie nicht die Nähe des Königs und ihrer Gebietherinn zueückgehalten, sie hätte einen prima sorte Angstschrei zum Besten gegeben, als sie den dunkeln Weinfleck auf Puygilhems Hemdkrause sah, den sie für einen Blutfleck hielt. Unter gegenwärtigen Umständen ließ sie es bei einem Flüstern bewenden.

Er sah, was ihre Aufmerksamkeit erregt hatte. „Es ist nichts," sagte er lächelnd, „bloß ein Bischen Claretwein."

„Aber wie konnten Sie es wagen?" fragte Louise. „Ich wußte, wie es kommen würde, ich wußte, Sie würden —"

„Laß es gut sein, es ist einmahl geschehen, und ich habe meinen Zweck erreicht."

„Ihren Zweck erreicht," wiederholte Louise gedankenvoll. „Wie so? was war denn Ihr Zweck?

„Ich hörte alles, was vorging."

„Gut, und was sagte sie denn?"

„Mehr, als ich jetzt wiederholen kann; aber ich will Dir es schon ein anderes Mahl sagen."

„Sind Sie entdeckt worden?"

„Ich fürchtete es — da aber alles still ist, so hoffe ich, mich geirrt zu haben."

„Und ging etwas Besonderes vor?

„Nein, — Könige und Marquisinnen, wenn sie allein sind, sind eben auch nur Männer und Frauen. Sie schwatzten, und Madame wußte es so einzurichten, daß Sie mir ein Glas Wein ins Gesicht schüttete, was mich itzt zwingt, die Wäsche zu wechseln. Aber ich bin gleich wieder da."

Mit diesen Worten verschwand er. Louise blieb nicht in der besten Laune zurück. Sie war noch, über einige Worte, die er hatte fallen lassen, in tiefes Sinnen verloren, als er vor ihr stand.

In demselben Augenblicke hörte sie den König Abschied nehmen.

„So ist es recht", sagte der Marquis, „und nun habe ich freies Feld."

„Wohin denn wieder? wohin gehen Sie?" fragte Louise.

„In Madame's Ankleidezimmer."

„Mein Gott! wollen Sie uns denn durchaus beide zu Grunde richten? Eest verbeegen Sie sich in ihrem Zimmer, wenn der König bei ihr ist, und itzt suchen Sie sie im Ankleidungszimmer, wenn sie allein ist."

„Ganz richtig. Aber meine niedliche Louise braucht nicht eifersüchtig zu sein. Nicht aus Liebe suche ich Madame auf."

Er ging die Treppe hinauf, und blieb bei der Thüre des Toilettenzimmers stehen, wohin die Dame kommen mußte, da sie heute noch ins Ballet wollte. In Kurzem kam sie eilig über den Gang, und erblickte den Marquis.

Digitized by Google

„Willkommen, Puygilhem," rief sie im vertraulichsten, freundschaftlichsten Tone.„ Ich habe mit dem König gesprochen. Aber warum treten Sie nicht ein?" und damit öffnete sie freundlich die Thüre ihres Gemaches. Er folgte ihr, und entschlossen, keine Umschweife zu machen, fragte er sie kurz, ob sie etwas ausgerichtet hätte, und ob er die Stelle bekommen würde.

„Nicht sogleich," war die Antwort„ Je verrai!" sagte seine Majestät, als ich in ihn drang."

„Dieses Je verrai," erwiederte der Marquis, „scheint mir dieselbe Bedeutung zu haben, wie das Le roi l' avisera in England, wenn der König einer Parlamentsacte seine Beistimmung versagt."

„O nein! keineswegs! es ist nur eine Sache, die Zeit braucht, aber ich vergaß nicht, ihm von Ihren Verdiensten zu sprechen. Ich sprach von Ihrer Familie, von Ihrer unerschütterlichen Treue und glänzenden Talenten."

„In der That? O zu gütig!"

„Aber der König ist nicht bei bester Gesundheit, auch war er durch einen Zufall verstimmt."

Der Marquis erwartete nun, von dem frechen Eindringling zu hören, der durchs Fenster entsprungen sei. Eine Erklärung wünschend, und doch wieder fürchtend, fragte er, von welchem Zufall sie spreche.

„Vielleicht sollte ich es eher einen sonderbaren Einfall, als einen Zufall nennen. Er war sehr müde, und hatte geschlummert, als er plötzlich vom Sopha auffuhr, und heftig fragte, wer da sei. Auf meine Frage, was ihn so erschreckt hätte, erwiederte er: „Es thut mir leid, daß ich Ihnen Unruhe verursacht habe. Es war bloß ein Traum. Als im Jahre 1392 Karl der Sechste auf seiner Reise nach Rheims durch einen Wald ritt, ergriff ein Mann von grimmigen Ansehen, in einen weiten Kittel gehüllt, plötzlich den Zügel seines Pferdes, und rief ihm im feierlichen, warnenden Tone zu:„ Nicht weiter, edler König, du bist verrathen." Das Ereigniß soll dem Monarchen den Verstand gekostet haben. Ich las zufällig gestern von diesem Abenteuer, und es machte einen starken Eindruck auf mich. Itzt ist es mir im Schlafe wieder vorgekommen. Ich sah den Landmann auf mich zukommen, und wie ich ihm so recht scharf ins Gesicht sah, glaubte ich die Züge Puygilhems zu erkennen. Es war bloß eine jener seltsamen, ungereimten Verschlingungen der Vergangenheit und Gegenwart, die dem Traume eigen sind."

Puygilhem freute sich, daß er bloß im Traume gesehen worden war. Madame de Montespan hielt es nicht für nöthig, hinzuzufügen, daß sie selbst diesen zufälligen Umstand zu seinem Schaden benützt hatte; sonst hätte sie ihm sagen können, daß, als es der König als bloßes Traumbild, das keine weitere Berücksichtigung verdiene, behandelte, sie den leisen Wink wagte, es dürfte eine Warnung der Vorsehung sein, der Person die ihm so im Traume erschienen war, im Wachen nicht zu sehr zu trauen.

„Das ist ärgerlich," sagte der Marquis. „Sie konnten also durchaus nichts zu meinen Gunsten bewirken?"

„O!" viel; aber nur nicht so viel, als meine Freundschaft gewünscht hätte."

„O! Sie hätten hören sollen, wie ich dem Könige Ihre treuen Dienste herzählte, wie ich mich über Ihre edlen Eigenschaften ausließ; und kurz, ich nahm keinen Anstand, zu sagen: In Ihrem ganzen weiten Reiche haben Ew. Majestät keinen edleren und treueren Unterthan. Ich erinnerte ihn an Ihre großen Talente, und vergaß sogar nicht Ihre reizenden Dichtungen."

„Da haben Sie sich von Ihrer Freundschaft zu sehr hinreißen lassen. Welches Gewicht konnte denn der letzte Punkt bei der Ernennung eines General-Feldzeugmeisters haben?"

Er sah sie bei diesen Worten mit vielsagendem Blicke an; die sichere Ruhe der Wahrheit kann nicht das Antheil der Lüge sein. Im Bewußtsein dessen, was sie wirklich gesagt hatte, fühlte die Marquisin einige Betretung über den Ausdruck seiner Blicke.

„Ach, was das betrifft," sagte sie gedehnt, „so sollte ich glauben, was immer Sie in Sr. Majestät Achtung hebt, bahne Ihnen den Weg zur Beförderung."

„So sagen Sie?" rief der Marquis aus, sie starr anblickend.

„Können Sie an meiner Aufrichtigkeit zweifeln?"

„Zweifeln? o nein! Aber warten Sie, „fügte er hinzu, indem er die Thüre verriegelte, „ ehe wir scheiden, sollen Sie ein Pröbchen meiner Aufrichtigkeit haben. Ihre Güte hat einen Eindruck auf mich gemacht, den keine Zeit verwischen kann. Wie ich sie je werde gehörig vergelten können, das weiß ich nicht. Aber daß ich sie gebührend zu würdigen weiß, will ich Ihnen gleich beweisen."

„Wie meinen Sie das?"

„Wünschen Sie die Wahrheit zu hören?"

„Die Wahrheit? — Allerdings."

„Nun hören Sie denn," rief er mit einer Donnerstimme, „Sie sind eine gemeine Betrügerin."

„Wie!"

„Eine verächtliche Heuchlerin."

„Was unterstehen Sie sich, mein Herr?"

„Und eine unerhörte, furchtbare Lügnerin. Ich will es Ihnen erzählen, was Sie gesagt haben. Sie sagten, ich belagere des Königs Gunst nur aus Interesse; ich sei ein Haifisch, der dem königlichen Schiffe nachfolge."

„Gütiger Himmel!" rief die Marquise in ungeheuchelter Bestürzung aus; sie hatte nicht den Muth, ihm zu widersprechen. Er fuhr fort. —

„Anstatt mein Gesuch zu unterstützen, haben Sie mich durch alle nur möglichen Lügen, die eine niederträchtige Seele erfinden, und eine schändliche Zunge äußern konnte, angeschwärzt."

„Wie können Sie so etwas argwöhnen?"

„Argwohn bleibt hier aus dem Spiele. Sie nannten mich einen Horcher, schlugen mich zum Polizeilieutenant vor, und riethen, mir eine eiserne Maske anzuprobiren."

Die anfängliche Bestürzung der Marquise war bald in

Digitized by Google

Zorn übergegangen, aber jetzt sank sie, wie vom Donner gerührt, in ihren Lehnstuhl, und wagte es kaum, ihn anzublicken, sich zu regen, oder zu athmen.

„Wer, wer," stotterte sie zuletzt heraus, „kann Ihnen gesagt haben, daß — daß —"

„Dieses Räthsel überlasse ich Ihrem Scharfsinn; aber merken Sie wohl auf, Madame! Wände haben Ohren!" setzte Puygilhem hinzu. Ein Angstgeschrei entfuhr der Dame.

„Sie müssen Verkehr mit dem Teufel haben," rief sie aus.

„Wie anders, wenn ich mit Ihnen zu thun habe. Wenn zwei Personen sich über ein Geheimniß besprechen, so kann es bloß Einer von beiden verrathen. Entscheiden Sie nun, ob Sie, ob der König mir es verrathen hat. Nein, Madame! Mich hat man nicht ungestraft zum Narren! Morgen werde ich den König sprechen. Ich werde die unbeschränkte Erfüllung seines Versprechens fordern, und wenn ich wieder mit dem ewigen, Je verral, abgespeist werde, will ich es beweisen, daß ich selbst die Majestät, wenn sie sich entehrt, eben so wenig achte, als seine zweideutige, doppelgängige, erbärmliche Geliebte auf die ich mit unaussprechlicher Verachtung herabsehe. Sie kennen nun Madame, die wahre Beschaffenheit meiner Gefühle; nehmen Sie Ihre Maßregeln darnach und vergessen Sie nicht, daß der Kundschafter, der nur bisher gedient, seine Rolle vielleicht noch nicht ausgespielt hat." Mit diesen Worten verließ er das Zimmer.

Madame de Montespan blieb zurück, übermannt von Unruhe und unsäglicher Besorgniß. Was sie gehört hatte, war ihr ganz unbegreiflich. Daß der König selbst ihr Gespräch wiederhohlt haben sollte, konnte sie keinen Augenblick glauben, und selbst, wenn sie ihn dessen fähig gehalten hätte, war ja weder Zeit noch Gelegenheit dazu gewesen. Sie hatte von Magiern und Hexenmeistern gehört und ein kalter Schauer durchlief sie — ein Verdacht, daß mehr als menschliche Mittel angewendet worden waren, um zu erfahren, was sie so gerne verborgen hätte.

Man glaube ja nicht, daß Madame de Montespan, weil sie einen solchen Gedanken ernstlich hegen konnte, deßhalb hinter ihrem Zeitalter zurückgeblieben war. Der Glaube, daß der Böse in eigener Person umhergehe, und Opfer suche, ward damals im buchstäblichen, nicht im figürlichen Sinne genommen. Wo man hinsah, sah man Besessene sich krümmen, Zauberei ward allgemein für eine Kunst gehalten, die Viele ausübten. Durch eine Ordonanz, datirt vom Jahre 1682, also 13 Jahre nach der von uns erzählten Begebenheit, brandmarkte sie Ludwig als eine eitle Kunst, und schilderte Magier und Zauberer als Sittenverderber, als ruchlose und kirchenschänderische Uebelthäter, die unter dem Vorwande der Magie, alles Heilige entweiheten.

Die Unruhe der Marquisin stieg noch bei dem Gedanken, daß die Magier allgemein für geübte Giftmischer gehalten wurden. Es schien ihr unendlich leichter, sie durch Gift aus der Welt zu schaffen, als ihre geheimsten Gespräche zu kennen.

Aber die Stunde war nun gekommen, wo sie der König bestellt hatte, ihn ins Ballet zu begleiten. Dorthin verfügte sie sich itzt, aber blaß und zitternd. Ludwig bemerkte ihre Zerstreuung, und befragte sie deßhalb. Sie schützte Unwohlseyn vor. Während sie sprach, stand plötzlich Puygilhem vor ihr. Sie fiel in Ohnmacht.

Puygilhem konnte sich rühmen, sein Unternehmen glücklich durchgeführt zu haben. Er hatte die unzweideutigsten Beweise von der Gesinnung einer vorgeblichen Freundin erlangt; er hatte die Verrätherin zum Tode erschreckt; aber was hatte er, nach allen dem denn eigentlich gewonnen? War sein Ehrgeiz befriedigt? Nein. Waren seine Interessen durch unverstellten Haß besser gefördert, als durch verstellte Freundschaft? Nein. Aber vielleicht gewährte ihr die Furcht, was ihr freiwillig nie zu Theil geworden wäre? Das war eben die Frage, und daran hing seine letzte Hoffnung. Sein Triumph, wie mancher weit berühmtere, war ein unfruchtbarer, wenigstens für die Gegenwart; und die gewöhnlichste Klugheit konnte voraussehen, daß er in der Zukunft eher böse, als gute Früchte tragen dürfte.

Aber er hatte das Herz der Marquisin mit unaussprechlicher Angst erfüllt. Bei ihrem Stolz und ihrer Rachsucht hätte sie den Einfluß, den sie besaß, rücksichtslos angewendet, um einen schwächern und harmlosern Beleidiger zu zermalmen; aber sie fürchtete, den geringsten Schritt gegen einen Mann zu wagen, dem solche geheimnißvolle Kräfte zu Gebote standen. O! wie gern hätte sie ihn vernichtet, so aber fürchtete sie, ihn bloß zu erbittern. Als sie daher aus dem Ballete nach Hause gebracht worden war, und der König in sie drang, ihm die Ursache ihrer Ohnmacht zu entdecken, erzählte sie zwar, welche Beschimpfung ihr widerfahren, aber eher mit mildernden als erschwerenden Umständen, und fügte mit allem Ernste hinzu, es sei ihre unumstößliche Meinung, der Marquis könne sich nur durch übernatürliche Mittel in den Besitz des Geheimnißes gesetzt haben.

„Das ist meine feste Überzeugung," sagte sie. „Es gibt Liebes- oder Zaubertränke, das ist allgemein bekannt. Man macht sie aus dem Blute von Thieren, Weihwasser, und dem Brode von fünf Kirchspielen. Dieß mengt man mit einem Stück von der Hostie, das beim Sakramente zurückbehalten worden, mit Kröten, Nattern und Raupen, und stößt dann alles in einem irdenen Gefäß, daß aber ohne Feilschen gekauft worden seyn muß, mit heiligen Namen, aus einer alten Bibel herausgerissen. Dieses nun bringt Liebe oder Haß, Krankheit oder Tod hervor; wie leicht nun kann nicht der Böse einen ähnlichen Zauber erfunden haben, um seine Anhänger wissen zu lassen, was in ihrer Abwesenheit vorgeht."

„Der Teufel," sagte der König, „mit dem der Marquis im Verkehr steht, ist ein Teufel im Unterröckchen."

Es war eine Maxime Ludwigs, es müsse, wo etwas schief gehe, auf eine oder die andere Weise ein Weib im Spiele sein, und sein Verdacht fiel sogleich auf Louisen. Je mehr er darüber nachsann, desto stärker wurde sein Verdacht, sie könne alles erklären, wenn sie nur wolle. Am folgenden

Digitized by Google

Morgen, nachdem er die Nacht bei Madame zugebracht hatte, beschloß er sich Gewißheit zu verschaffen

Er begegnete dem Kammermädchen im Corridor, und zog höflich den Hut; eine Aufmerksamkeit, die er auch den niedrigsten Frauenzimmern, die im Schlosse zu thun hatten, bewies. Louise machte ihren Knix, und würde weiter gegangen sein, hätte sie nicht der König in einem zwar vertraulichern, aber ungnädigern Tone, als gewöhnlich, angerufen. —

„Kommen Sie einmal her, mein Schatz" sagte er. „Madame ist ganz bestürzt. Sie ist von Puygilhem beleidigt worden. Er soll Verkehr mit dem Teufel haben. Was daran sei, wollen wir dahingestellt sein lassen, aber ich weiß, er hat Verkehr mit Ihnen gehabt. Wo waren Sie gestern Nachmittag?"

„In Aufwartung, bei Madame. Ich hatte die Ehre, Ew. Majestät auf der Stiege zu begegnen."

„Ein gutes Gedächtniß. Woher kamen Sie damahls, wenn ich fragen darf?"

„Ew. Majestät zu dienen, gerade aus Madame's Zimmer."

„So haben Sie die Fenster geschlossen?"

„Ja, Sire!"

„Ich dachte mir es. Und wo gingen Sie denn hin, nachdem ich die Ehre gehabt hatte, Sie zu sehen?"

„In Madame's Toilettenzimmer."

„Wer war bei Ihnen?"

„Ich war allein, Ew. Majestät."

„Keine Lüge! Wo war Puygilhem?"

„Nicht bei mir!" Die Unschuldsmiene, mit der sie dieß sagte, war nicht ganz von Unruhe frei. Dieß entging dem Scharfblicke des Königs nicht.

„Ich fragte Sie nicht," erwiederte er barsch, „wer nicht bei Ihnen war, sondern wo der Marquis zu der Zeit war."

„Der Marquis, Ew. Majestät?"

„Sie stocken! Sie suchen Ausflüchte! Sagen Sie mir sogleich Alles, oder zittern Sie für die Folgen. Sie können mir schwerlich mehr entdecken, als ich bereits weiß. Aber sein Sie aufrichtig, und ich werde vielleicht verzeihen."

Die scheinbare Sicherheit dieser Worte schüchterte Louisen ein. Noch länger schweigen zu wollen, schien gefährlich; sie brach in Thränen aus, und warf sich ihm zu Füßen. Aus ihrem freimüthigen Geständniße ersah Ludwig mit Erstaunen, daß seine Unterhaltung mit Madame einen Zeugen gehabt hatte. Er war über die Verwegenheit Puygilhems im höchsten Grade aufgebracht; dasselbe war bei Madame de Montespan der Fall; doch fühlte sie sich durch die seltsame Entdeckung wunderbar erleichtert.

Der Marquis war inzwischen seinem Vorsatze treu geblieben, voll Vertrauen auf die Wirksamkeit seiner Drohungen, obgleich er nicht ganz frei von bösen Ahnungen war. Am folgenden Morgen forderte er in einem tête à tête mit dem Könige, kühn die Erfüllung des gegebenen Versprechens. Ludwig erwiederte, daß sein Wort, unter der Bedingung des Schweigens gegeben, ihn nicht mehr binde. Bei dieser unumwundenen Anweisung kannte die Wuth Puygilhem's keine Schranken der Mäßigung mehr. Dem Könige den Rücken kehrend, zog er sein Schwert, brach es mit einem Fußtritt entzwei, und rief aus:

„Bei Gott! ich will nicht länger einem Fürsten dienen, der sein Wort so kaltblütig und niedrig brechen kann!"

„Mir das!" rief der König bei diesem blutigen Vorwurf mit zornfunkelnden Blicken aus. Er griff nach seinem spanischen Rohr, und machte einige Schritte gegen den Marquis. Plötzlich blieb er stehen, und that mit großer Würde, was der Herzog von St. Simon die schönste That seines Lebens nennt — er brach den Stock entzwei, und warf die Stücke durch das offene Fenster; dann fuhr er kalt fort:

„Ich habe bloß meine eigenen Gefühle geschont. Hätte ich Sie gezüchtiget, wie es Ihre Frechheit verdient, ich hätte mir es nie verziehen, ein Mitglied Ihrer Familie geschlagen zu haben. "Mit diesen Worten ließ er ihn stehen.

Puygilhem fühlte, daß er zu weit gegangen war. Gerne hätte er die beleidigenden Worte zurückgenommen, aber es war zu spät. Er war auf die ernsthaftesten Folgen gefaßt, und nicht ohne Grund; denn den Tag darauf wurde er arretirt, und in die Bastille geführt.

Obgleich der Marquis jenen Muth, der den äußersten Gefahren trotzt, im hohen Grade besaß, mangelte ihm doch die ruhige Entschlossenheit, die sich mit Gleichmuth den Folgen unterwirft. Vom Hofe verbannt zu seyn, keinen Zutritt mehr beim Könige zu haben, waren harte Schläge für ihn. Aber in einen öden Kerker gesperrt zu seyn, und wahrscheinlich auf Lebenszeit, war furchtbar, und wie seine Blicke so an den traurigen Wänden der Festung hafteten, schien das Herz in ihm zu ersterben. Mit bitterer Reue auf die Vergangenheit zurückblickend, sah er mit unaussprechlicher Angst in die Zukunft.

Doch bald gewann er seine Geistesgegenwart wieder. In Anbetracht seines Ranges behandelte ihn der Gouverneur mit der größten Achtung. Er drückte seine Uberzeugung aus, es müsse beim Könige ein Mißverständniß obwalten, das sich bald aufklären würde. Puygilhem wußte recht gut, daß diese Reden dem Gouverneur beinahe wörtlich diktirt, und daß er und seine ganze Umgebung Spione über die Aufführung der Gefangenen wären. Nach dieser Voraussetzung richtete er sein ganzes Benehmen ein.

„Sie sind sehr gütig, Herr Gouverneur," sagte er, „und Ihre Rede ist verständig. Ich glaube selbst, daß Sie Recht haben, und wenn Sie mich verzagt und niedergeschlagen sehen, liegt der Grund davon nicht in der schweren Strafe, die mir zu Theil geworden, sondern in blutigen Selbstvorwürfen, daß ich von zu vieler Güte verzärtelt, in einem unseligen Augenblicke den besten der Herrn und den größten der Könige beleidiget habe."

„Der König," tröstete der Gouverneur, „wird verzeihen."

„Aber kann ich," fragte Puygilhem pathetisch, „kann ich je verzeihen? Nein, nie! nie! Sie sehen also, mein Uebel ist hoffnungslos."

„Ich begreife nur nicht," bemerkte der Gouverneur, „wie Sie bei diesen Gesinnungen sich so vergessen konnten."

Digitized by Google

„Ich bin ein aufbrausender, sündlicher Mensch. Mein gnädiger König mag eine Schwäche zu verzeihen wissen, über die er selbst erhaben ist. Ich aber habe meine Selbstachtung für immer verloren, und könnte ich mein Verbrechen sühnen, ich würde mit Entzücken sterben wie jener Schotte Maccail, der vor einem Jahre hingerichtet wurde, und im letzten Augenblicke ausrufen: „Lebt wohl, Mond und Sterne; lebe wohl, Welt und Vergänglichkeit; fahre wohl, du schwacher, hinfälliger Leib; willkommen Ewigkeit!"

Aber er erwog, daß nicht genug daran sei, die Ohren des Gouverneurs mit solchen Reden anzufüllen. Er machte ihm persönlich den Hof. Er wußte, daß bei einer Gelegenheit, Ludwig einen Lakey zum Herzog von Montbazon, Gouverneur von Paris, geschickt hatte, der, wohl wissend, eine solche Herablassung würde gut aufgenommen werden, den Diener zur Tafel lud. Dieß hatte der König als einen zarten Achtungsbeweis für sich selbst angesehen. Mit diesem Augenmerk sagte Puygilhem dem Gouverneur, er würde, da er ihn itzt als den Stellvertreter seines erhabenen Souverain's ansehe, sich geehrt fühlen, ihn täglich bei Tische zu sehen. Die Gefängnißkost war für Vornehme ohnehin nicht kärglich; der Marquis schonte übrigens seinen Beutel nicht, um seine täglichen Mahlzeiten glänzend zu machen. So gewann er das Herz des Gouverneurs. Zugleich versprach er ihm, ihn würdiger zu belohnen, sobald er seine Freiheit wiedererlangt haben würde.

Der Gouverneur that alles, was in seinen Kräften stand, seinen Gast bei guter Laune zu erhalten, und wie es schien, mit Erfolg. Puygilhem lachte, spielte Karten, und schien vollkommen behaglich. All die eckelhaften Lobgesänge, die die schmeichlerischen Poeten des Tages an Ludwig gerichtet hatten, und die der König selbst nicht selten sang, kannte der Marquis auswendig, und er betäubte manchmal fast seinen Kerkermeister mit dem lauten Absingen derselben.

Aber innerlich fühlte er eine Trostlosigkeit bis zum Wahnsinn. Der traurige Gedanke fiel ihm ein, daß in diesen Mauern ausgezeichnetere Männer, als er, eingekerkert worden waren, und das Tageslicht nie wieder erblickt hatten. Hier hatte der kaltblütige Tristan l' Hermite sein Blutgewerbe getrieben, und Hunderte, ja Tausende geräuschlos in die Ewigkeit befördert. Ja eben itzt konnte er sich auf der Decke einer jener furchtbaren Oublietten befinden, deren man nur mit furchtsamen Flüstern zu erwähnen wagte; im nächsten Augenblicke konnte der Riegel drunten weggezogen werden, und er in den harrenden Abgrund sinken, wo ihn ein gewaltsamer Tod erwartete. Aber was brauchte er zu den Verbrechen und Grausamkeiten vergangener Jahrhunderte zurückzukehren? Wenige Schritte von ihm entfernt, schmachtete wie er Grund hatte, zu glauben, ein Gefangener, der Mann mit der eisernen Maske, der Zwillingsbruder des Königes, der die Luft der Freiheit nimmer athmen sollte.

Von Madame de Montespan sprach er mit Achtung. Ihre Schönheit lobte er übertrieben, obgleich er sich immer über ihren plumpen Wuchs lustig gemacht hatte, und klagte überhaupt Niemanden an, als sich selbst.

So suchte er sich den Weg zur Aussöhnung offen zu halten, und wurde etwas ruhiger. Eines Abends sprach der Gouverneur zuversichtlicher, als je, von seiner baldigen Befreiung, und sein ganzes Benehmen ließ Puygilhem vermuthen, er habe genaue Nachrichten erhalten. Das anhaltende Dringen des Marquis entriß ihm das Geständniß, daß dieses wirklich der Fall sey. Ja er ging so weit, ihm Glück zu wünschen. Alles dieses erhob seinen Muth gewaltig, und er unterhielt sich mit dem Gouverneur mit weniger Zurückhaltung, als gewöhnlich. Im Verlaufe des Gespräches sagte er:

„Wäre es nicht eine unziemliche Neugierde von mir, so würde ich wünschen, ehe wir scheiden, eine von jenen Oublietten oder Zellen zu sehen, in denen die Schlachtopfer früherer Zeiten eingesperrt wurden, und die; glaube ich, so eingerichtet waren, daß der Fußboden plötzlich weggezogen werden konnte, worauf der Gefangene für immer verschwand. Dürfte ich wohl eine sehen?"

„Sie sollen dieses Vergnügen haben," erwiederte der Gouverneur lächelnd.

Diese Nacht ging der Marquis voll freudiger Hoffnung zu Bette. Er konnte lange nicht schlafen; denn tausend Pläne durchkreuzten sich in seinem Geiste, wie er seine Freiheit benützen wollte. Nach langem Sinnen beschlich ihn endlich doch Schläfrigkeit, und schon wollte er entschlummern, als er, gerade als die Glocke von Notre Dame eins schlug, die Thüre seines Zimmers sanft öffnen hörte.

Ein solcher Besuch zu solcher Stunde war höchst ungewöhnlich; im Augenblick war aller Schlaf aus seinen Augen verscheucht. Er fuhr in die Höhe, und sah den Gouverneur, mit zwei wildaussehenden Begleitern, die mit ihren unheimlichen Gesichtern nicht übel Rubens Henkern glichen. Ungewiß, was ihr Geschäft zu so ungewöhnlicher Zeit sein konnte, starrte er sie sprachlos an. „Marquis," sagte der Gouverneur, Sie müssen aufstehen."

„Aufstehn! Warum?"

„Sie müssen heute Nacht einen Spaziergang machen."

„Wie verstehn Sie das?"

„Kleiden Sie sich ohne Verzug an. Ich habe keine Erklärungen zu geben, und muß meiner Ordre gehorchen."

In der größten Verwirrung legte Puygilhem seine Kleider an. Den Zweck ihres Kommens konnte er nicht begreifen, aber der Ton, in dem er angewendet worden war, zeigte deutlich, daß jede Widerrede, jede Erkundigung unnütz seyn würde; daher wagte er auch keine Klage.

„Hat nicht," fragte einer der beiden Begleiter in ironischem Tone, „hat nicht der Marquis den Wunsch geäußert, eine der Oublietten zu sehen? es könnte vielleicht itzt in Erfüllung gehen."

„Möglich noch in dieser Nacht," erwiederte der Gouverneur, „aber nicht sogleich; wenigstens nicht, bis nach der Reise."

Bei diesen Worten tauschten die Drei, Blicke des Einverständnißes unter einander. Auch der Marquis glaubte ihre Bedeutung zu verstehen. Aus dem ganzen Betragen dieser Leute leuchtete ein grausamer Spott hervor, der über

Digitized by Google

das dem armen Schlachtopfer zugedachte Schicksal zu frohlocken schien. Als er vollständig gekleidet war, sagte der Gouverneur:

„Ich will Sie nicht im Geringsten beleidigen, aber ich muß Ihnen die Augen verbinden, Marquis."

Die Blicke des Gefangenen verriethen wilde Angst, die an Verzweiflung gränzte. An Widerstand war nicht zu denken. Das Gesicht wurde ihm verhüllt, und die Hände auf den Rücken gebunden.

„Nun hier hinaus."

„Wo führt man mich hin?" fragte er mit lachender Zunge.

„Darauf habe ich keine Antwort zu geben."

Sie schritten durch eine Reihe von Gängen, und der Marquis fühlte sich von frischer Luft angeweht.

„Sind wir nicht außerhalb der Festung?" fragte Puygilhem.

„Wir sind am Wallgraben. Aber fort! kommen Sie; es wartet ein Wagen auf Sie. Meine Ordre ist, Sie eine Spazierfahrt machen zu lassen."

„Werde ich wieder zurückkehren?"

„Das," sagte der Gouverneur mit inhaltsschwerem Nachdruck, „das weiß ich nicht."

So begierig Puygilhem gewesen war, die Bastille zu verlassen, schauderte er doch jetzt bei dem Gedanken, nicht mehr zurückzukehren.

Der Wagen, in den er gehoben wurde, rollte weiter. Ob es gerade vorwärts, oder in der Runde ging, konnte er in seiner dermahligen Lage nicht bestimmen. Aus allem, was er gehört oder gesehen hatte, konnte er nur auf Böses schließen. Die Worte des Gouverneurs, die ihn vor wenigen kurzen Stunden so unsäglich erfreut hatten, schienen ihm nun einen grausamen Spott in sich zu schließen. Die angebotene Erfüllung seines Wunsches, eine Dubliette zu sehen, deutete auf etwas Schreckliches.

Daß ein Kerkermeister selten ein Menschenfreund ist, wußte er. Der Glückwunsch des Gouverneurs zu seiner baldigen Befreiung meinte gewiß eine Befreiung von allen Erdenübeln. Er hatte mit dem Unglücklichen, den er bald zermalmen sollte, nur gespielt, wie die Katze ihre Beute auf einen Augenblick entwischen läßt, und ihr die kurze wiedererlangte Freiheit gönnt, um sie dann zu ergreifen und zu verzehren.

„Für mich," seufzte er, „wird keine Sonne mehr aufgehen. Morgen werde ich schon in einem unbekannten Grabe modern, wo nicht einmal mein Staub sich mit dem Staube meiner Väter mischen wird."

Die kurzen unbefriedigenden Antworten auf seine wenigen Fragen schreckten ihn von weitern Erkundigungen ab. Er war überzeugt, seine gefühllosen Hüther würden, wenn sie ihm ja Rede stünden, ihn nur irre zu führen suchen. War doch so viel klar; hätte man Gutes vorgehabt, man hätte ihn nicht unter solchen Umständen, und zu einer solchen Stunde aus dem Gefängnisse entlassen.

Endlich hielt der Wagen, und er wurde herausgehoben. Die beiden Häscher nahmen ihn unter den Armen, und führten ihn eine beträchtliche Anzahl Stufen hinauf. Er muthmaßte, man habe ihn in ein anderes, entfernteres Gefängniß, geführt, obgleich es auch nicht unmöglich war, daß man ihn wieder in die Bastille zurückgebracht hatte.

Während er noch darüber grübelte, fühlte er seinen Arm leicht berührt. Instinktmäßig erkannte er, daß es von weiblicher Hand sey. Die unverhoffte Gegenwart eines Weibes senkt einen Strahl des Trostes in des Mannes Herz. Etwas wie Hoffnung lebte wieder in ihm auf. Der sanfte Druck wurde wiederhohlt; er lauscht in athemloser Erwartung.

„Vergeben Sie, o vergeben Sie mir," bat eine sanfte aber traurige Stimme, die er sogleich für die Louisens erkannte. Der König zwang mich, ihm alles zu sagen, was ich wußte. Ich würde durch steinerne Mauern gedrungen seyn, um Sie zu sehen. Ihre arme Louise fleht um Ihre Verzeihung. O sagen Sie, daß Sie ihr vergeben."

„Was soll das heißen?" fragte er.

„Marsch! vorwärts!" sagte der Gouverneur.

„Nur einen Augenblick noch" rief Louise. „Was immer sich ereignen mag — folgen Sie meinem Rathe — was immer man Ihnen sagen mag, lassen Sie sich um keinen Preis überreden, zu —"

„Stille!" schrie einer von Puygilhems Begleitern; „stille, Weib. Sie dürfen uns nicht in der Erfüllung unserer Pflicht hindern; der Gefangene darf nichts mehr hören. Zurück! sage ich. Keinen Augenblick mehr. Sie haben ihn gesehen, und damit genug."

„Darf ich ihm nicht wenigstens erklären? Ich würde bloß sagen —"

„Nein, nein," sagte der Gouverneur im strengen Tone, der Louise zum Schweigen brachte, und Pugilhem wie eine Sterbeglocke in den Ohren hallte.

Sie hatten die oberste Stufe der Treppe erreicht, als einer seiner Führer plötzlich ausrief:

„Hierher, Marquis."

Im selben Augenblicke fiel die Hülle von seinen Augen.

Er fuhr erstarrt zurück; ein schreckliches Kerkerloch stand offen ihn zu empfangen, dessen traurige, farblose Wände, die eines Beinhauses zu sein schienen.

„Es ist augenscheinlich," dachte er, „mein Schicksal ist besiegelt. Es ist die unselige Dubliette."

„Treten sie ein," befahl der Mann, der zuletzt gesprochen hatte.„

„Ich bitte euch, wartet noch, wenn ihr menschliches Gefühl besitzet," rief Puygilhem; „ich sehe die Fallthüre. Sobald ich darauf trete, bin ich verloren. Laßt mir noch ein wenig Zeit. Ich habe mich mit den schmutzigen Sorgen des Lebens zu viel beschäftigt, als daß ich zum Sterben vorbereitet seyn sollte. Meine sündige Seele ist schlecht ausgerüstet für den Übergang. Nun, an den Gränzen der unbekannten Welt, gestattet mir noch einige Augenblicke, meinen Frieden mit dem Himmel zu machen. Was habe ich gethan, — o was habe ich gethan, um dieses von den Menschen zu verdienen?"

Digitized by Google

Wir dürfen nicht warten," sagte einer der Häscher; „Marquis, Sie müssen vorwärts. Da hilft kein Zaudern."

Er hörte den tiefen Seufzer und wankenden Schritt Louisens, wie sie sich entfernte. Ihre Angst und Gewissensbisse bewiesen, daß die ihm zugedachte Strafe keine kleine sei. Doch blieb ihm wenig Zeit zum Nachdenken. Seine Begleiter trieben ihn zur Erfüllung seines Schicksals an.

In glücklicheren Zeiten hatte der leichtsinnige Marquis diejenigen verlacht, die Furcht vor dem Tode fühlen konnten; aber itzt, da die letzte Aussicht aufs Leben verschwunden war, fühlte er die ganze Furchtbarkeit seiner Lage. Unter solchen Umständen hören die Menschen auf, um den Beifall einer bewundernden Welt zu buhlen. Dieß empfand Puygilhem itzt bitter. Die Festigkeit, der Muth, deren er sich in den Tagen des Ueberflußes gerühmt hatte, hatten ihn verlassen. Die Jahre glänzenden Glückes, auf die er gerechnet hatte, der Stolz des Ehrgeizes, die Traumgeschichte des Ruhmes waren für ihn, wie nichts. Alles war, wie durch den Zauber eines mächtigen Magiers in einem Augenblick verschwunden.

Wieder ward er zum Eintreten angehalten, wieder brach er das Schweigen:

„Kann ich nicht einen Beichtvater haben? Muß ich sterben, wie ein Hund? Wahrlich, selbst die furchtbarste Rache kann mir nicht die Tröstungen der Religion versagen, in diesem gräßlichen Augenblicke! Darf mir kein Geistlicher seinen Segen ertheilen, und meine letzte Stunde mit einem Strahl heiliger Hoffnung erhellen?"

„Nein," sagte der Gouverneur, „dazu haben wir keine Vollmacht; aber da Sie itzt das Vergehen, das so schwer auf Ihrem Herzen lag, hinlänglich büßen, so können Sie mit so viel Entzücken, als Sie nur wollen, (es war ja erst ganz kürzlich Ihr Wunsch) die Ausrufung des sterbenden Schotten wiederholen: „Lebt wohl, Sonne, Mond und Sterne, und sei willkommen Ewigkeit!"

„Diesen unmenschlichen Spott hätten Sie einem Sterbenden ersparen können," bemerkte Puygilhem, „aber ich will Niemanden Vorwürfe machen."

„Wir dürfen wirklich nicht länger zaudern, Marquis," sagte der Gouverneur.

„Halt!" rief er aus, in den Todesqualen der Verzweiflung die Hände ringend; „eine solche Eile ist auf jeden Fall unnöthig. Habe ich auch über die Gränzen der Vergebung hinaus gefrevelt, so kann doch mein guter und gnädiger Fürst nicht wollen, daß ich einen solchen Tod sterbe."

In diesem Augenblicke fühlte er, daß selbst die Erlaubniß, das Schaffot zu besteigen, eine königliche Gnade sein würde, und er fügte hinzu:

„Laßt mich, wenn ich schon fallen soll, nicht durch die Hand nächtlicher Meuchelmörder fallen. Gebt mir ein Verhör vor meinen Pairs, und verurtheilt mich, den Tod zu leiden im Angesicht des Tages auf dem Greveplatz."

„Das steht nicht in unserer Macht."

„Gestatten Sie mir wenigstens einige Minuten, meine Seele unseren lieben Frauen zu empfehlen."

„Wir haben keine Zeit zu verlieren."

„Nur während ich für Seine Majestät bete?"

„Es geht nicht," war die Antwort, und zugleich ward er in die Zelle gestoßen. Im nächsten Augenblicke stürzte der Fußboden ein — — — ein schallendes Gelächter empfing den erstaunten Puygilhem. Kaum traute er seinen Sinnen, als er sich langsam und zitternd vom Boden erhob, und den König, Madame de Montespan nebst sechs oder acht Hofleuten erblickte, die sich alle an seiner Bestürzung weideten. Der Kerker, der ihn aufgenommen hatte, war bloß eine Theaterdekoration. Ludwig hatte sein Vergehen, nachdem er alle Umstände erwogen, keiner längern Strafe würdig gehalten, und nach Verlauf einer Woche den Befehl zu seiner Freilassung gegeben. Doch wollte er ihm erst eine kleine Lehre geben. Dem Gouverneur der Bastille und seinen Trabanten war ihr Benehmen vorgezeichnet worden, und die ganze versammelte Gesellschaft, war mit seinem Erstaunen, seiner Reue und Angst unterhalten worden. Mit wahrhaft theatralischer Großmuth streckte itzt der König die Hand der Vergebung gegen seinen alten Gefährten aus, und Madame de Montespan lächelte vor purer Bewunderung der königlichen Gnade, und bemerkte, daß von nun an das zerbrochene Schwert und der zerbrochene Stock für immer vergessen sein sollten.

Puygilhem hielt es nicht für nöthig, der großen Versprechungen, die er dem Gouverneur der Bastille gemacht hatte, zu gedenken. Das Jahr darauf kehrte er, für ein anderes Vergehen, in dieselbe Festung zurück, und blieb lange einer ihrer Insassen. Es gab Leute, die behaupteten, daß trotz der vollkommenen Aussöhnung, diese zweite Gefangenschaft, wie die erste, ein Werk der Madame de Montespan war.

Die Schwestern.

Ein Bild aus dem gewöhnlichen Leben.

Frei nach dem Böhmischen des Jos. Kaj. Tyl von F. X. Horn.

I.

Es war im Jahre 1840. Der Fasching hatte seine tanzlustigen Verehrer aus dem tiefen Schlafe gerüttelt, in den sie durch die lange Adventzeit und die noch längeren Dezemberabende, in denen sie nicht wußten, was vor langer Weile anfangen, gleichsam geistig versetzt wurden. Dieser Zauberer hatte aber wieder die tanzende Welt bewegt, und ich möchte sagen, sie mit seinem Magnetismus auf die Beine gebracht.

Digitized by Google

Besonders das schöne Geschlecht erstand zu einem neuen Leben. Die muntern prager Mädchen sprachen im Wetteifer schon lang über die neuen Kleider, die sie tragen, die Unterhaltung, die sie genießen und über die Eroberungen, die sie auf den Bällen machen wollten. Da war kein Ruhen, kein Rasten. Die Mütter mußten nolens volens die Töchterchen als garde-de-dame — weil es sich nun einmal ohne dieselbe nicht schickte, — auf die Bälle begleiten. Ob sich dann die zarten Schönen nach dem Takte der Musik die Lungensucht oder ein Fieber erjagten, darnach wurde nicht gefragt.

So war es auch bei der Frau Oleschowsky, der Witwe eines Oberamtmanns, die nach dem Tode ihres Gatten nach Prag überzog, um von ihrer obwohl schmalen Pension den Rest ihrer Tage in Ruhe und im Kreise ihrer Verwandten und Kinder zu verleben. Sie hatte zwei liebenswürdige Töchter, von welchen die ältere Emilie und die jüngere Cäcilie hieß. Schon diesen Namen nach verspricht man sich ein paar niedliche Geschöpfe, wie sie es auch in der That waren. Sie zeichneten sich nicht bloß durch ein gutes, menschenfreundliches Herz, sondern auch durch seltene Geistesbildung aus. Die Mutter ließ sich aber auch an der Erziehung ihrer Kinder sehr viel angelegen sein. Da sie selbst eine Frau von guten Ton war und die beste Erziehung genossen hatte, so wollte sie es auch bei ihren Töchtern an Nichts fehlen lassen. Nicht nur, daß sie noch zu ihres Vaters Lebzeiten Unterricht in den nothwendigsten literärischen Kenntnissen erhielten, so hatten sie auch für die weiblichen Handarbeiten eine eigene Gouvernante, ja die Mutter selbst übernahm es oft, sie in die Geheimnisse des Hauswesens einzuweihen, und in den übrigen, bei unsern Damen heut zu Tage leider! gar zu oft vermißten Küchenkenntnissen zu unterweisen. Seit des Vaters Tode erlaubten es aber die Vermögensumstände nicht, ihnen auch fernerhin solche Lehrer zu halten, denn die mäßige Pension reichte kaum hin, ihnen einen anständigen Lebensunterhalt zu verschaffen. Um nun das bereits Erlernte nicht wieder zu vergessen, luden die Mädchen mehrere ihrer Freundinen zu sich ein, mit denen sie sich in weiblichen Handarbeiten, im Französischen und Fortepianospielen übten. Da saßen sie oft ganze Tage sechs oder sieben an der Zahl um einen großen runden Tisch; der in der Mitte des Zimmers stand und auf einem Fuße ruhte, wie ein Senat versammelt, gaben einander Fragen aus der Geographie, Geschichte oder Sätze zum Uebersetzen ins Französische auf, oder musterten auch manchmal ihre Freundinen und bekrittelten die jungen Herrn; dabei hätte jede ihren Strickstrumpf oder eine Nähnadel in der Hand, und das ging so hurtig und flink von Statten, daß jemand, der sie belauscht hätte, über diese weibliche Industrie erstaunt gewesen wäre.

So saßen sie eines Abends um denselben Tisch und ihre Zungen bewegten sich so hurtig in ihren Rosenmündchen, wie fast, um mich etwas unglimpflich auszudrücken, die Speichen eines Mühlrades; doch nicht um über Erdkunde und Geschichte zu disputiren, noch weniger um französische Sätze her zu rezitiren, sondern um in dem Zaubergärten des Faschings zu promeniren, und ihn mit all seinen Reizen und Annehmlichkeiten zu beschreiben.

„Wie oft gehst du heuer auf den Ball?" fragte die schwarzäugige Betty ihre Nachbarin, die ihre Freundinen um die Freuden, die sie auf dem vorigen Fasching genossen, beneidete.

„Vielleicht gar nicht!" erwiederte diese mit lakonischer Miene.

„Schämst du dich nicht," entgegnete Julie, die ihr zur rechten Seite saß, „ein Mädchen von siebzehn Jahren, schön wie der Mai, wollte dem Fasching gar kein Opfer bringen?"

„Was nützt es mir," antwortete die Gefragte — Caroline ist ihr Name, das hätte ich bald vergessen — „wenn ich auch auf einen Ball gehe; so unterhalte ich mich dort gar nicht!"

„Nicht?" fiel ihr Cäcilie, die jüngere Tochter vom Haus ins Wort, „nun da mußt du nur selbst daran Schuld sein. Mir möchte das Herz vor Freude springen, wenn ich auf einem Balle bin, und ich wünschte dann nichts anders, als daß es nie Tag werden möchte!"

„Ach! mir möchte es auch gefallen" entgegnete Caroline mit trauriger Miene „aber wenn die Mitternachtsstunde schlägt, führt mich die Mutter aus dem besten Tanze heraus. Sie sagt, da gingen alle guten Seelen zu Bette und nach Mitternacht trieben nur die bösen Geister ihr Spiel!"

Deine Mutter ist doch sehr abergläubisch!" erwiederte Betty etwas sarkastisch. „Wenn sie glaubt, daß die bösen Geister nur nach Mitternacht herumschwärmen, warum geht sie also früher nach Hause?"

„Ruhig" sprach Emilie die älteste unter ihnen, in einem ermahnenden Tone, „was habt ihr schon wieder untereinander?"

„Ei, laß sie gehn," sagte Cäcilie, „sie necken einander nur, weil sie beide nicht auf öffentliche Bälle gehen dürfen. Sie werden ja nur auf Kinderbälle eingeladen! Für große Bälle sind sie noch nicht alt genug!"

„Seht die Naseweise," fielen sie jetzt die beiden getroffenen Mädchen an, die dieser Tadel wieder alliirt hatte, „sie ist freilich schon alt genug, und beträgt sich doch überall wie ein Kind!".

„Hört schon einmal auf," rief Julie, „über das Alter zu streiten. Diesen Punkt soll ein Mädchen nie berühren. Sagt mir lieber, wie ich mich auf den Juristenball kleiden soll?"

„Du gehst auf den Juristenball?" riefen alle Mädchen aus, voller Erstaunen von ihren Stühlen aufspringend.

„Ja wohl! Ach das ist eine Wonne, ihr könnt euch das Vergnügen gar nicht vorstellen, das man dort genießt."

„Ja freilich!" riefen die Mädchen einstimmig, indem sie ihre von Neid erfüllten Köpfe zusammensteckten.

„Wenn ich in den glänzend dekorirten Saal eintrete," fuhr Julie mit selbstgefälligem Stolze fort, „und aller Augen auf mich gerichtet sind, und wenn die jungen Herren wie Bienen um mich schwärmen, und ich wie eine Königin unter ihnen wandle, ach, Schwestern! ihr wißt nicht, welche Wonne da mein Herz erfüllt. Mit welcher Lust man da Körbchen austheilt,

Digitized by Google

um nur den Neid unter den Galanen zu erwecken, und wie höflich, wie zuvorkommend die jungen Herren sind, um einen holden Blick zu erhaschen. Die Herren bitten sich oft zu todt, ehe ich einem die Hand zum Tanze reiche. Und das geht so fort die ganze Nacht — und welche Bekanntschaften man da macht, das ist nicht zu sagen!"

„Schöne Bekanntschaften!" sprach Betty hohnlächelnd, daß man die Nachwehen leider nur zu spät gewahr wird. Da lobe ich mir ein kleines Vergnügen, in einem großen Zimmer bei zwei Geigen und einer Harfe — dazu etwa 20 Bekannte, die bewirthet man mit einigen Dutzend Krapfen; ein Paar Schaalen Kaffee oder Thee, dazu etwas Zuckerwerk und dergleichen — seht! das ist mir lieber, als alle öffentlichen Bälle und wenn mich ein Graf dort zum Tanze auffordern würde."

„Ja, das ist wahr!" stimmten ihr einige Ballrichterinen bei, „das wahre Vergnügen findet man nur im häuslichen Kreise."

„Es kommt darauf an!" spöttelte Julie mit dem ihr eigenen Lächeln, „was ihr überhaupt ein Vergnügen nennt! Wer daran Freude findet, zwischen vier engen Mauern nach den Mißtönen einiger schnarrenden Geigen zu tanzen, den alten Tanten die Aufwartung und den podagristischen Onkeln die Honneurs zu machen; der hat Recht, daß er sich nicht in die großen brillant beleuchteten Säle wagt, wo die elegante Welt sich versammelt und die Galanterie und Mode den Ton angibt, denn er würde sich doch nur sehr linkisch dort benehmen."

Sie sprach dies mit einem solchen Hohnlächeln und Seitenblicke auf ihre jungen Freundinen, daß sich letztere vor Betroffenheit gar nicht vertheidigen konnten.

„Ich beneide dich um deine Bälle nicht —" stammelte Betty nach einer Weile, „es gibt auch Leute, die nur deßhalb hingehen, um ihre neuen Kleider zu zeigen, und so einen Mann ins Netz zu fangen."

„Ja ja, um nur unter die Haube zu kommen" riefen alle insgesammt mit einem spöttischen Lächeln, das auf Julien gemünzt war.

„Wahrhaftig, das Tanzen ist dabei nur Nebensache," setzte die schelmische Betty hinzu, „man muß sich ja wie auf Nadeln drehen, um nur keinen falschen Schritt zu thun, und wie eine Puppe geberden, um nichts gegen den Anstand zu begehen. Nein, auf solche Puppenbälle gehen wir nicht!"

Ein allgemeines Gelächter stimmte ihren Sarkasmen bei.

„Hört einmal schon auf mit euren spitzen Reden," ermahnte sie Emilie, „und seht auf eure Arbeit."

Cäcilie setzte sich wieder zum Tisch und die andern Mädchen folgten ihrem Beispiele.

So jung Cäcilie war, so liebenswürdig war sie auch. Sie glich der zarten Rose, die noch verschlossen in ihrem rauhen Gewande, den schönen Morgen erwartet, wo ihr Purpurkleid sich der häßlichen Hülle entledigt, um die Welt mit ihrem reizenden Anblicke zu erfreuen. Sie schwärmte noch in dem Reiche der Ideale und daher kam es auch, daß sie ihre Verwandten für eine Träumerin hielten.

„Wie wäre es, wenn Cili unsern Streit entscheiden möchte," rief die muntere Betty. „Sie soll unpartheiisch gestehen, welche Bälle ihr besser gefallen, die öffentlichen oder häuslichen!"

„Da hast du dich an die Rechte gewandt," fiel ihr die spöttische Julie ins Wort. „Wer weiß, ob Cili je einen Tanzschuh angehabt hat."

„Wie, du hast noch nie getanzt?" fragte sie Betty voll Erstaunen.

„O ja —" stotterte Cäcilie, und das Feuer der Scham fuhr über ihre Wangen, wie ein Wetterleuchten über den Horizont; denn sie war sich wohl bewußt, daß sie außer der Tanzstunde noch sehr wenig gewalzt hatte.

Emilie, die die Verlegenheit ihrer Schwester bemerkt hatte, übernahm nun ihre Defension und bestättigte, daß sie sich vor drei Jahren, als noch der Herr Hradecky hier war, auf einem Piknik recht angenehm unterhalten habe.

„Ah, war das nicht damals auf der Kleinseite," ließ sich nun eine zarte Stimme vernehmen, als wenn eine Erinnerung in ihr aufgetaucht wäre. „Ja, ja, ich war auch eingeladen, man durfte da nichts als böhmisch reden."

„Nichts als böhmisch?" rief Betty erstaunt, und auch die andern Mädchen gaben ihre Verwunderung durch Mienen zu erkennen, „das ist ja gar nicht möglich! — Nun das mag eine schöne Gesellschaft gewesen sein!"

„Ei, die Gesellschaft war ausgesucht," rief Cäcilie etwas hitzig „und um wenigstens einen Begriff von ihr zu haben, müßt ihr wissen, daß darunter sehr viel Patrioten*) waren."

„Patrioten?" riefen die Mädchen erstaunt, „was ist denn das?"

Das Wort schien ihnen noch so fremd, als wenn es aus dem Türkischen entlehnt wäre.

„Patrioten heißen im Böhmischen jene Leute," belehrte sie Cäcilie, insoweit sie es selbst wußte, „die nichts als böhmisch reden wollen."

„Nichts als böhmisch," riefen mehrere „ei die müssen verrückt sein. — Wie wollen sie denn einem Mädchen auf böhmisch die Liebe erklären? — Nein, das muß sehr spaßig sein!"

Cäcilie hob schwermüthig ihr Köpflein in die Höhe und betrachtete mitleidig ihre Freundinen, die sich nicht genug darüber wundern konnten, wie man auf einem Balle nichts als böhmisch reden könne. Das junge Mädchen war ja selbst eine Patriotin, denn das Wohl ihres Vaterlandes und das Gedeihen der Muttersprache fand an ihr eine warme Theilnehmerin.

II.

Der kurze Wintertag ging bereits zu Ende und ein langer kalter Abend, wie sie im Monate Jänner häufig sind, brach ein, um die friedfertigen Stadtbewohner zur baldigen

*) Böhmisch: Wlastenci.

Digitized by Google

Ruhe einzuladen. Die Mädchen hatten sich noch vor der Dämmerung entfernt, um bei Zeiten nach Hause zu kommen, Emilie und ihre Schwester saßen allein bei dem matten Lichte einer Kerze und vollendeten ihre Arbeit. Da die Mutter von einem Besuche, den sie einer Freundin abstatten mußte, noch nicht zurückgekehrt war, so suchten sich die Mädchen die Zeit durch ein trauliches Gespräch zu vertreiben.

Emilie war schon halb Braut. Sie hielt seit fünf Jahren das Herz eines jungen Juristen Namens Hradecky gefesselt und war ihm mit ganzer Seele zugethan. Auch er nährte das Feuer der ersten Liebe in seinem Herzen und besuchte sie fast täglich, in der reinen Absicht, sie bald zu seiner Lebensgefährtin zu wählen. Sie hatte das Versprechen von ihm, daß, sobald er ein Amt erhielte, des Priesters Hand sie auf ewig verbinden würde.

Nach vollendeten Studien machte der hoffnungsvolle Jüngling einen Ausflug auf das Land, um seine Verwandten zu besuchen, kehrte aber bald wieder nach Prag zurück und sein einziges Eldorado war ihm nun Emiliens Haus. Die fünfte Stunde hatte bereits geschlagen. Emilie erwartete mit banger Sehnsucht den Geliebten; ihr Herz schlug immer heftiger und ihr schöner Busen wallte unter dem netten Kleide mit sichtbaren Beben auf und nieder, wie die silbernen Meeres-Fluthen nach einem wüthenden Sturme. Endlich flog die Thüre auf, und der schöne junge Mann trat mit majestätischem Schritte zur Thüre herein. In seinem Antlitz war etwas Bezauberndes und seine feurigen Blicke flogen wie Blitzstrahlen in dem kleinen Gemache umher. Doch kaum erblickt er Emilien, die bei seiner Ankunft aufgestanden war, um ihm in die Arme zu eilen, so wird sein Blick so freundlich und heiter, wie die Fluren nach einem Ungewitter. Er umfaßt sie mit innigem Entzücken, drückt einen heißen Wonnekuß auf ihre Lippen und liebestrunken wie am ersten Tage seiner Bekanntschaft ruft er aus: „So bin ich denn zur glücklichen Stunde gekommen! Ja du gehst mit, theuerste Emilie! Das werden die schönsten Stunden meines Lebens sein, die ich dort mit dir zubringen werde!"

„Wo? ich verstehe dich nicht!" rief Emilie, erstaunt und unwillkührlich sich aus seinen Armen windend.

Die jüngere Schwester Cäcilie, die Hradecky in seinem Wonnerausche gar nicht bemerkt hatte, stand jetzt auch auf, legte die Strickerei auf den Tisch und hörte dem Gespräche aufmerksamer zu.

„Was soll denn geschehen?" fragte Emilie noch einmal, da sie das Entzücken ihres Geliebten nicht begreifen konnte und auf die erste Frage keine Antwort erhielt.

„Denke dir nur, theure Emilie," befriedigte sie nun Hradecky, indem er seinen Arm um ihren schönen Leib schlang und sich mit ihr auf ein Sofa niedersetzte, „welchen Erfolges sich unser Unternehmen zu erfreuen hat. Es wird nun nicht mehr ein Band sein, das nur einige Herzen umfaßt, es schließen sich schon Tausende an diesen heiligen Bund an. Ja freue dich, wer nur Gefühl für das Schöne und Gute in seinem Busen hegt, wird Antheil an der guten Sache nehmen. Es wird nun bald nicht mehr die Scheu und falsche Scham unter den Böhmen sein, daß sie sich ihrer Muttersprache schämen und jeden mit geringschätzenden Blicken ansehen, der seine Gedanken mit den Lauten kund gibt, mit denen seine Voreltern so vertraulich zu einander sprachen."

„Du sprichst in Räthseln zu mir, lieber Gustav," sagte Emilie, voll Verwunderung die Hände in einander legend.

„So höre denn!" fuhr Hradecky in demselben lebhaften Tone wie früher fort und sein Gesicht glühte vor seliger Wonne, seine Augen strahlten wie der schönste Demant, als blickten sie in das Buch der Zukunft und sähen das längst gesehnte Band patriotischer Geselligkeit vor sich. Künftige Woche wird ein Ball — ein echt böhmischer Ball — hörst du! — abgehalten, und die alten Sitten, die rein patriotischen Gesinnungen die unserer Vorfahren Schmuck und Stolz waren, kehren wieder zurück. Die leider so lang verschmähte und mit Unrecht unterdrückte böhmische Sprache, die schönste und klangvollste der slavischen Mundarten tritt wieder in ihre Rechte ein und frei wird wieder jeder Böhme einhergehen und sein echt böhmisches Herz in seiner Muttersprache ausschütten können. Es wird jedes Vorurtheil schwinden, der Beamte, der Soldat, der Bürger und der Bauer alle werden sich wieder in diesen süßen Lauten ansprechen und nicht mehr wie Miethlinge in dem fremden Ziergarten des Deutschthums herumschleichen! —

„Ein böhmischer Ball und ein echt böhmischer, wie du sagst," redete ihn Emilie vertraulich an, „der ist gar nicht möglich. Geh, deine Fantasie verleitet dich zu weit, du baust dir Luftschlösser und träumst dir Hirngespinste, die nie ins wirkliche Leben treten können. Laß ab von diesen Träumereien. Bilde dir nicht fixe Ideen deren Nichterfüllung deine Leidenschaften nur zu noch schärferen Pfeilen spitzen würden und die dann tiefe Wunden in dein Herz schlagen könnten."

„Nicht Träumereien, nicht Hirngespinste, liebe Emilie!" fuhr Gustav voll Feuer weiter fort, „es ist die reine Wahrheit, die Realisirung meiner innigsten Wünsche. Ich habe schon mit einigen Herren gesprochen, die zuerst auf den Gedanken gekommen waren. Gottlob es sind Männer, die Verdienste um unsere Literatur haben, und deren Wort nicht leerer Schall und deren Unternehmungen keine wahnsinnigen Projekte sind. Sie haben sich mit mehreren prager Bürgern verbunden und die nothwendigsten Anstalten zu diesem Balle werden bereits getroffen. Sieh' Emilie, daß auch du deine Kleider in Bereitschaft hast und mir auf dem Balle mit einem guten Böhmisch recht viel Ehre machst!"

„Mit einem guten Böhmisch!" sagte Emilie, indem sie lächelnd den Kopf schüttelte, „da hast du dich verrechnet, lieber Gustav. Du hast mir zwar schon vor einem halben Jahre Unterricht darin gegeben, aber ich muß Dir gestehen, es will bei mir nicht recht damit fort. Ich will lieber 8 Tage Nüße knacken, als eine Stunde ein böhmisches Buch lesen!"

„Wahrhaftig," setzte die kleine Cäcilie hinzu, „das Böhmische ist so schwer, daß mir da neulich, als ich mit dem besten Vorsatze eine Novelle lesen wollte, die Zunge, der Hals, die Zähne, der Gaumen, ja der ganze Kopf weh thaten, über einem Worte hätte ich sogar den Krampf bekommen! Ja ja,

Digitized by Google

lassen Sie uns nur zufrieden mit dem Böhmischen, da will ich lieber chinesisch lernen, wenn es sein muß."

„Seht Kinder, das ist alles nur pure Einbildung," wendete Gustav im belehrenden Tone ein, „ihr macht euch die Sache nur so schwer, ihr nehmt schon mit dem Vorsatze ein Buch in die Hand, daß ihr es werdet nicht verstehen können, und bei dem ersten unbekannten Worte, das euch aufstößt, werft ihr das Buch weg und sagt gleich: Nein, das Böhmische ist so hoch geschrieben, daß man es gar nicht verstehen kann."

„Aber warum schreibt ihr Schriftsteller auch so hoch an uns niedere Leute," warf Cäcilie im naiven Tone ein.

„Wie kann denn der Dichter anders schreiben?" erwiederte Hradecky, „er kann doch nicht die Sprache des Pöbels in den Büchern einführen. Ihr müßt zu ihm hinauf gelangen, wenn ihr ihn verstehen wollt, er kann sich nicht zu euch erniedrigen. Denkt euch, ihr sähet eine Schrift, hoch auf einem Thurme und ihr wolltet sie lesen, was würdet ihr thun?"

„Herr Hradecky," spöttelte die schelmische Cäcilie, „es muß heute jemand bei Ihnen im oberen Stockwerk ausgezogen sein. Wie können Sie aber auch nur so fragen?"

„Nun antworten Sie nur meine kluge Cili," erwiederte Gustav, der sich bei dieser Antwort betroffen fühlte, „was würden Sie thun?"

„Was ich thun würde?" antwortete Cäcilie, schon über die Frage, die ihr so albern schien, verdrießlich, „wenn Sie es denn durchaus nicht errathen, so wissen Sie: daß ich eine Leiter nehmen, oder wenn die zu kurz wäre, auf den Thurm hinaufsteigen würde, um die Schrift lesen zu können."

„Sehen Sie meine kluge Cili," fiel ihr Gustav ins Wort, „Sie haben sich in Ihrem eigenen Netze gefangen."

„Wie so?" strafte ihn Cäcilie, als wenn sie die Rede beleidigte.

„Sie sagten ja, der Dichter solle zu Ihnen herabsteigen, dies geht aber nicht, was bleibt Ihnen also übrig, als zu ihm hinaufzuklimmen."

„Sie sind ein Schelm," entgegnete Cäcilie, indem sie Gustav auf die Schulter klopfte, „Sie haben mich auf einem Umwege gefangen."

„Es war nur eine Parabel, um Ihnen die Sache anschaulicher zu machen. Darum gestehen Sie, daß Niemand Ursache hat, sich über die hohe Schreibart der böhmischen Bücher zu beschweren, und daß jeder Böhme, der in seinem Vaterlande das Licht der Welt erblickt, in demselben erzogen und ernährt wurde, sich es auch zur ersten Pflicht seines Lebens machen soll, der Sprache seines Vaterlandes vollkommen kundig zu sein und auch zur Cultivirung und Verbreitung derselben sein Schärflein mit beizutragen."

„Aber was kann ich denn dem Vaterlande nützen," wendete die naive Cäcilie, die nun das Wort führte, während Emilie schwermüthig und ihren Gedanken überlassen in einer Ecke des Zimmers saß, wieder ein, „wenn ich auch noch so gut böhmisch spreche, und die andern Leute deutsch reden, so kann ich mich am Ende mit mir selbst unterhalten?"

„Da haben Sie vollkommen Recht," entgegnete Gustav, „ein Tropfen macht kein Meer und ein Baum keinen Wald; aber wenn kein Tropfen ins Meer fließen und kein Baum wachsen wollte, so würde es weder Meere noch Wälder auf der Erde geben. Wirken Sie in Ihrem eigenen Kreise und tragen Sie zu dem Ganzen bei, so wird auch aus den Kreuzern ein Kapital. Thun Sie das, meine Fräuleins! bringen Sie dem Vaterlande dieses Opfer, wenn es Ihnen ein Opfer scheint, überwinden Sie die wenigen Schwierigkeiten, die Ihnen dabei sich in den Weg stellen, und lassen Sie uns wieder jene süßen Laute hören, die aus Libuschas, aus Wlastas Munde ganze Völker zum Kampf und Sieg aufriefen."

„Ihnen zu Gefallen Herr Hradecky," fuhr Cäcilie fort, „wollte ich schon ein Uebriges thun, wenn nur die böhmische Sprache nicht gar so gemein wäre. Man kann sich ja gar nicht damit rühmen, und wenn man Aufgaben arbeitet und einen Fehler macht, so machen sich die Mägde darüber lustig und wollen uns corrigiren. Das ist denn doch nicht zum Aushalten. Wenn Sie durchaus wollen, daß wir böhmisch sprechen sollen, so lernen Sie uns das Hochböhmische so hoch, daß auch die Dienstboten uns nicht verstehen und den Schwindel bekommen, wenn sie uns anhören, sonst wird nichts daraus."

„Wenn Sie sich an solche Kleinigkeiten stoßen, meine liebe Cäcilie," entgegnete Gustav mit einem sarkastischen Lächeln, „so haben Sie wahrhaftig nicht den Entschluß, eine Tochter Slaviens zu werden. Wie ist es denn in Deutschland, Frankreich und in andern Ländern, wo nur eine Sprache ist, wie sind da die Verhältnisse zwischen Frauen und Dienstboten?"

„Gott weiß, wie es da zugeht," erwiederte Cäcilie, „da gehen wahrscheinlich Fräulein und Magd, Hand in Hand und schließen Freundschaftsbündnisse mit einander."

„Nein, es ist trotzdem so wie bei uns, die Frau gebiethet, und die Magd gehorcht. Doch sei dem, wie ihm wolle, ich lade Sie dennoch beide auf den Ball ein und werde sehen, inwieweit Sie meinen Wünschen nachgekommen sind."

„Also geh' ich auch mit auf den Ball?" fragte Cäcilie.

„Ja, meine schöne Cili," entgegnete Gustav.

„Und soll dort nichts als böhmisch sprechen?"

„Wenn Sie es über sich bringen können!"

„Nun ich will mich schon zusammennehmen. Ja und nein kann ich doch antworten, im Uebrigen werde ich so viel als möglich wortkarg sein."

„Sie werden schon aufthauen," entgegnete Gustav, „wenn Sie die vielen jungen Herren und die schönen Damen böhmisch sprechen hören. Ja gewiß, Sie werden noch auf dem Balle eine Böhmin werden. Und meine schöne Emilie," fuhr er weiter fort, indem er die Hand der älteren Schwester, die schwermüthig den Kopf senkte und in einem Buche las, faßte, „sie wird mir gewiß die größte Freude machen. Ach ich freue mich auf den Ball wie ein Kind!"

„Ja, wie ein Kind, — das kann wohl sein" erwiederte Emilie, indem sie ihren Unwillen nicht ganz verbergen konnte, „aber nicht wie ein Mann. Ich dachte, Gott weiß, was für ein Glück ihm begegnet wäre, als er wie rasend zur Thüre

Digitized by Google

hereinstürzte und mir in die Arme fiel — daß er vielleicht die gewünschte Justiziärstelle oder sonst ein Amt erhalten hätte; was kommt indessen heraus — ein alberner Ball."

„Sei nicht mürrisch," sagte Hradecky sie besänftigend, „du bist gern lustig, das weiß ich, und — allein ist der Ball nicht. Wenn du auch im Böhmischen manchmal stecken bleiben solltest, so werde ich schon als Souffleur dir zur Seite stehen. Die Justiziärsstelle entgeht mir nicht, so wie meine Liebe zu dir nicht erstirbt und deine, hoff' ich nicht erlischt. — Es schadet dir nicht, wenn du dich auch noch ein Jahr gedulden mußt, ehe ich dich zum Altar führe; aber die Sache des Vaterlandes läßt sich nicht aufschieben, noch weniger vernachlässigen."

„Ja freilich," spöttelte das nun unwillig gewordene Mädchen, „weil dir die Sache des Vaterlandes so viel einträgt."

„Was, einträgt! Sie ist mir — dir — und der ganzen Nation von großem Nutzen. Jeder, der ein Herz im Busen trägt, das für Vaterland und Kaiser schlägt, muß sich von dieser heiligen Sache angezogen fühlen, und darf nicht versäumen, durch seine Gegenwart das Fest zu verherrlichen. Ist das Vaterland nicht die Sonne die alle bescheint, ist sie nicht der Baum, der jeden Wanderer mit seinem Schatten erquickt? Und wer wollte so hartherzig sein und dem Blinden nicht die Augen öffnen, wenn er es kann, daß er sie sieht, die majestätische Sonne, wer wollte seinen Arm nicht darreichen dem Lahmen, daß er sich erholt unter dem Schatten des Baumes? Laß sie gehen die Spötter, die mit all' ihrem Reichthum tief unter dem Pöbel stehen, wenn sie nicht mitwirken wollen, wo es das Wohl des Vaterlandes gilt."

Gustav war bei diesen Worten in Extase gerathen, und krampfhaft hielt er Emiliens Hand in der seinigen. Plötzlich aber ließ er sie los und ging langsam im Zimmer auf und ab, als wenn er einen großen Gedanken mit sich trüge. Dann blieb er wieder stehen und mit einem wehmüthigen Blicke sagte er zu ihr: „Meine theure Emilie, du meine einzige Wonne! — Grämе mich nicht mit deinem Unwillen. Wolle nicht anders sein, als du bist! Reiße dich los von den Alltagsmenschen, die eine böse Rinde um dich gezogen haben, welche auch dein reines schuldloses Herz verderben könnte.

„Alltagsmenschen, wen verstehst du darunter?" fragte Emilie erbittert, indem sie den Kopf in die Höhe hob und ihn mit scharfen Blicken betrachtete.

„Laß mich offen zu dir reden. Du bist nicht mehr so, wie du warst. Deine Gedanken sind verwirrt, dein Sinn ist wie eine Saite, die nachgelassen hat, es ist kein Einklang mehr da. Wenn du mich liebst, wie ich dich, so schwinge auch deine Liebe zu der meinigen hinauf. Laß mich nicht mit Wehmuth gewahr werden, daß du nicht mehr so denkst, wie du gedacht hast. Laß mich nicht verzweifeln an deiner Liebe. Noch ist sie rein wie der frisch-gefallene Schnee, noch ist dein Herz der schönste Diamant, den alle Schätze der Erde nicht aufwiegen können, nur gleichst du einer Krone, in der ein Edelstein fehlt. Sie ist wohl schön die Krone, aber der fehlende Stein verunstaltet sie."

„Ich weiß, was du damit sagen willst" entgegnete entwürdigt Emilie, „es kränkt dich, weil ich nicht solche patriotischen Gesinnungen hege, wie du. Gebe dir keine Mühe, lieber Gustav, darin werden wir nie überein. Ich will dieser Sucht alles Böhmische zu verehren und der Antipathie gegen alles Fremde, nicht meine Lebensruhe opfern. Wir leben in einem Zeitalter, wo Niemand nach Willkühr handeln kann, sondern sich nach den Umständen richten muß. Ich will nicht die bisherige Bahn abbrechen, um das Stichblatt des Witzes meiner Freundinen zu werden. So lange nicht ganz Böhmen das Deutschthum ablegt, werde auch ich ein deutsch-böhmisches Zwitterherz (wie du es zu nennen pflegst), bewahren. Man muß nicht eine Mode allein aufbringen wollen, und der Wanderer muß nicht den schmalen unsicheren Weg gehen, wenn er die große Landstraße vor sich sieht."

Sie sprach dies mit einem solchen Feuer und so fester Überzeugung, daß Hradecky nichts darauf zu antworten wußte. Auch war es nicht das erstemal, daß sie sich über diesen Punkt entzweiten. Es war schon eine alte Wunde, die nun wieder in Hradeckys Brust aufbrach und von Neuem zu bluten begann. Er saß eine Weile mit gesenktem Kopfe und starr vor sich hinblickend, wie ein Knabe, dem man sein Spielzeug zerbrochen hat. Doch endlich sammelte er sich wieder und im weichen, zärtlichen Tone fragte er Emilien: „Du gehst doch auf den Ball?"

„Ich kann dir es nicht versprechen!" entgegnete Emilie kalt.

„So muß ich auch auf dieses Vergnügen verzichten" seufzte Hradecky; indem er auffuhr und sich mit der Faust vor die Stirne stieß.

„Ich will nicht zum Gespötte der ganzen Welt dienen," fuhr Emilie fort, „und wenn nicht mehrere meiner Freundinen mitgehen, so gehe ich auch nicht. Ich will nicht eine Thorheit allein begehen."

„Die heiligste Sache eine Thorheit!" rief Gustav im tiefsten Schmerze und warf sich voll Unmuth in ein Sofa. Nach einer Weile ermannte er sich wieder, sprang auf, griff nach dem Hute und stammelte mit leiser ermatteter Stimme: „Nun, du magst thun, was du willst! Leb wohl!"

„Sie werden doch nicht so ohne Abschiedskuß weggehen wollen?" rief Cäcilie, indem sie vom Stuhle aufsprang und ihn noch vor der Thüre anhielt, „und im welch grimmiger Laune!"

„Lassen Sie mich," antwortete Hradecky, indem er sich ihr sanft entwand, „sie hat es allein verschuldet."

„Ihr seid mir ein paar schöne Geliebte," entgegnete Cäcilie, „kaum sind sie eine Woche miteinander gut, so schlägt das Donnerwetter schon wieder drein. Da kommen Sie her, Herr Hradecky, geben Sie ihr Händchen Emilien und pränumeriren Sie sich wieder zwei Wochen im Voraus auf den ewigen Frieden."

„Nein, nimmermehr," rief Hradecky, „ich bin nicht der Mann, der die Ruthe küßt, mit der er geschlagen wurde. Lassen Sie mich los Cili, ich muß fort!" Und mit diesen Worten rannte er zur Thüre hinaus.

Digitized by Google

„Ich muß ihm doch nachsehen, wo er hineilt," murmelte Cäcilie für sich und wollte ihm nach, aber Emilie hieß sie bleiben, und sie setzte sich verdrießlich wieder zu ihrer Arbeit.

III.

Dieser Auftrittt hatte Emilien heftig ergriffen. Sie hatte Gustav noch nie so gesehn; sie war gewohnt ihn nach ihrem Willen wie ein Schifflein zu lenken und es war auch das erstemal, daß er ihr trotzte. Sie war zu stolz, um ihm nachzugeben und daß er sich nun auch nicht demüthigen werde, mußte sie wohl. In wilder Bewegung ging sie im Zimmer auf und ab, ihr funkelnder Blick haftete starr am Boden und suchte einen Gedanken zu erhaschen. Sichtbar schwoll ihr Busen und bittere Seufzer unterbrachen die jetzige Todtenstille im Zimmer. Endlich brach sie schluchzend in Thränen aus, und machte ihrem Herzen durch die Worte etwas Luft: „Ihr Männer seid schlimmer als die wilden Thiere. Wer die gezähmt hat, dem gehorchen sie wenigstens willig wie ein Lämmlein; aber wer vermag euch Starrköpfe zu beugen?„ „So wird er sich nie unter dein Joch schmiegen," unterbrach sie Cäcilie, „wenn der Baum groß ist, muß man ihn nicht mit Gewalt biegen wollen, sonst bricht er. Du weißt dein Kleinod dir gar nicht zu schätzen. So einen schönen jungen Mann zu haben, der dich in ein paar Monaten zur Frau macht und ihm nicht einmal zu Gefallen auf einen Ball zu gehn, das ist abscheulich!"

„Schweig," strafte sie Emilie ernst „und mische dich nicht in unsere Angelegenheiten."

„Ei, soll es mich nicht verdrießen," entgegnete Cäcilie mit einem mürrischen Gesichtt, das ihr wunderschön stand, „ich verliere das Meiste dabei. Ich habe schon so lange nicht getanzt, habe mich kindisch darauf gefreut, wie ich dort die jungen Herrn mit meinem neuen Atlaskleide bezaubern würde, und da du nicht hingehst, so wird auch bei mir nichts daraus."

„Seht doch, ich soll vielleicht dir zu Gefallen einem Manne nachgeben, ihn vielleicht gar noch bitten, daß er uns mitnehme?" erwiederte Emilie etwas schnippisch.

„Das hättest du gar nicht gebraucht, er hat dich selbst so schön gebeten, aber an deinem steinernen Herzen prallen alle schönen Worte ab."

„Schweig, Unbesonnene" schrie sie Emilie schon entrüstet an, „und reize mich nicht noch mehr."

„Nicht einmal das kleinste Vergnügen gönnst du mir, unbarmherzige Schwester, weil es deinem Stolze Eintrag thun könnte. Für wen habe ich jetzt das neue Atlaskleid? Höchstens, daß die Motten im Kasten einen Schmaus daran haben."

Sie sprach dies mit so schluchzender Stimme und Thränen in den Augen, daß selbst Emilie ihr nichts darauf zu antworten wußte, als: „Geh und sieh lieber auf deine Arbeit."

Das arme Mädchen gehorchte. Sie nahm die Näherei in die Hand, doch konnte sie keinen Stich thun; die Nähnadel zitterte wie Espenlaub zwischen ihren Fingern. Emilie sah ein, daß sie durch ihre Heftigkeit dem Mädchen Unrecht that und suchte sie wieder zu besänftigen.

„Glaube nicht" sagte sie in einem mildern Tone, „daß ich dir Unrecht thun will —"

„Keineswegs" unterbrach sie die zarte Cäcilie, und wischte sich die Thränen aus den Augen „sonst müßtest du eine ebenso ungerechte Schwester sein, wie du es als Geliebte bist."

Diese bittere Worte verwundeten Emilien tief.

„In wie fern bin ich denn ungerecht?" fragte sie wieder heftiger.

„Ich will mich mit dir in keinen Streit über die Art, wie man mit einem Geliebten und gar mit einen baldigen Bräutigam umgehen muß, einlassen" entgegnete Cäcilie etwas stolz; „doch so viel sagt mir mein eigenes Herz, daß es ganz das Gegentheil von dem sein muß, wie du es thust. Ein Weib, sei sies schon, oder hoffe es zu werden, muß eine Seele mit dem Manne sein; sie muß, wie die Töne der Harmonie mit einander akkordiren, auch mit seinem Willen übereinstimmen. Doch du widerstrebst den heiligsten Wünschen Hradeckys und seine Bitten gleiten spurlos an deinem Ohre vorbei."

„Bist du wahnsinnig, Thörin!" entgegnete ihr hart Emilie „ich soll wohl das Echo seiner Worte sein, soll singen in dem Tone, den er anschlägt?"

„Also willst du lieber Zwiespalt nähren, willst mit Gewalt diesen Mann von deinem Herzen reißen?" fragte sie Cäcilie mild. „Doch ich weiß wo der Grund liegt. In dir wohnt nicht das heilige Feuer, die Liebe zum Vaterlande, welches in Hradeckys Brust lodert. Du bist ein wilder Baum, der im Walde aufschießt und der Erde keine Früchte trägt, die ihn ernährt. Und doch liegt der Keim in dir, aus dem so viel Gutes entsprießen könnte!"

Cäciliens sanfte Worte entwaffneten Emiliens Zorn. Sie antwortete ihr nichts, sondern kehrte ihr unwillig den Rücken zu.

„Gelt, Schwesterchen, du gehst doch auf den Ball," fuhr Cäcilie schmeichelnd fort, indem sie sich zu Emilien setzte, und ihr das Kinn streichelte. „Ich weiß, du hast dich nur so widerspänstig gestellt. Deine harten Reden waren nur Proben, ob Gustav dir nachgeben werde. Nicht wahr?"

Emilie schwieg.

„Sieh, ich habe mich so herzlich darauf gefreut. Ich wußte schon früher, daß man einen böhmischen Ball geben wird. Hradecky hatte neulich dessen erwähnt, doch wußte er es nicht gewiß. Du achtetest nicht darauf, ich aber merkte mir es wohl. Wie eine himmliche Botschaft erfreuten mich seine Worte. Daß du doch diesen Mann verstündest, daß du den Wurm tödtetest, der an seinem Herzen nagt. Was soll er bei diesem Betragen von dir denken? Mit dieser Waffe, wie du, kämpft nur ein gemeines Weib gegen ihren Mann. Den Glauben des edelsten und gefühlvollsten Menschen wirst du nicht durch deine Sprödigkeit umstürzen und wenn du ihm vorwirfst, „wozu er die Liebe zur Muttersprache hegt, wozu die Anhänglichkeit an Vaterland und Nation, was ihm dieser Patriotismus einträgt," so thust du ihm sehr unrecht.

Digitized by Google

Durch Eigensinn, Spott, Gleichgiltigkeit, ja Verachtung den Sinn eines Mannes beugen wollen, ist Thorheit. Gewiß, Schwesterchen! ich bin ganz anderer Meinung, und wenn ich auch vorhin dir zu Gefallen über die böhmische Sprache raisonnirte, so dachte ich doch anders. Du sollst dich überzeugen, ich bin auch eine Patriotin, untersuche nur meine Bücher, du wirst kein deutsches darunter finden. Mein Gebetbuch ist böhmisch, meine Wäsche notire ich mir böhmisch, ja ich fühle, daß ich nur böhmisch sprechen, denken und — lieben kann. Lächle du nur immerhin, und schilt mich eine Thörin, mein Sinn bleibt unverändert und ich weiß, daß ich an deiner Stelle das Geschick nur preisen könnte, wenn es mir so einen Mann zugesandt."

„Du bist von Sinnen" entgegnete Emilie, „oder das böhmische Fieber hat dich so angesteckt, wie ihn."

„Das böhmische Fieber?" fragte Cäcilie. „Wollte Gott, das es mich nie verließe, so könnte ich wenigstens immer diese schönen Träume träumen, daß bald die Zeit wiederkehrt, wo der Böhme ungescheut seinen Nachbar in der Muttersprache anreden wird, ohne zu glauben, daß er sich dadurch erniedrige."

„Da bedaure ich dich, arme Närrin!" erwiederte Emilie spöttisch," denn die Zeit wirst weder du, noch sonst jemand erleben."

„Ei, Hradecky hat mir große Hoffnungen gemacht," fuhr Cäcilie fort, „er ist der Mann, der viel zur Verbreitung dieser Sprache beitragen kann. Er weiß die Herzen mit so schönen und schmeichelhaften Worten zu gewinnen, daß nur eine steinharte Seele dabei kalt und ungerührt bleiben kann."

„Du interessirst dich ja sehr für ihn" sagte Emilie und ein bitterer Hohn verzog ihre Lippen, „es scheint gerade, als wenn du bis über die Ohren in ihn verliebt wärest."

Cäcilie sah ein, daß alle ihre Bitten und Vorstellungen nutzlos wären, und daß sie dafür nur Spott und Hohn einernte; sie setzte sich daher lieber wieder zu ihrer Arbeit und schwieg.

IV.

Hellblau hing das Himmelszelt hoch über der Erde ausgespannt, die sich wie ein Kindlein in ihren Schneemantel eingehüllt hatte. Ein leiser Wind flog spielend über die todten Fluren dahin. Es war ein schöner Februar.

In seinen Mantel gehüllt, schritt Hradecky eilig durch die Wimmrischen Anlagen, unter freiem Himmel Erleichterung suchend. Sein Geist war seit dem gestrigen Auftritte mit Emilien wie zerrissen, und die Schmerzen gekränkter Liebe zehrten sichtbar an seinem Herzen.

Seine Bekanntschaft mit Emilien fing in jenen Jahren an, wo das junge unerfahrene Herz so leicht das Feuer der Liebe fängt und nicht die überlegende Vernunft zu Rathe zieht. Emilie war ein schönes munteres Mädchen, die sich besonders durch einen festen Charakter vor ihren Freundinen auszeichnete. Dies, noch mehr aber der Vorzug, den sie ihm vor einem reichen Freier dem Besitzer des Hauses, wo sie wohnte, gab, fesselte Hradecky's Herz. Dieser Mann bewarb sich nämlich bereits mehrere Jahre um Emiliens Hand, konnte aber, da er für seine Eigenschaften keinen andern Fürsprecher als sein Geld hatte, sich nicht einmal ihre Zuneigung erwerben. Er war ein hagerer Mann, etwa ein vierziger, doch weder durch körperliche, noch geistige Eigenschaften einnehmend. Seine Augen lagen so träg in ihren Höhlen, als wären sie nur da, um zuzusehen, wie das ewige Rad der Zeit fortrollt. Er war wahrscheinlich im Schoße des Glückes erzogen und es widerte ihn daher jeder Lebensgenuß an, und daß ihm noch bis jetzt nicht Hymens Fackeln leuchteten, kann man sich aus seinem widrigen Charakter erklären, der jedes, selbst das ärmste Mädchen abschrecken mußte.

Emilie hatte ihm nicht die geringste Hoffnung zu einer Verbindung gegeben, doch wollte sie ihm, weil er der Besitzer des Hauses war, den Zutritt zu ihr nicht verwehren und wenn er kam, wies sie ihn an ihre Mutter oder ihre jüngere Schwester, die ihn dann mit ihren beißenden Sarkasmen derb durch die Hechel zu ziehen wußte.

Hradecky war zwar von Emiliens Liebe fest überzeugt, doch legte er die öfteren Zwistigkeiten, die zwischen ihm und ihr vorfielen, diesem alten Gecken zu Schulden. Er konnte nicht begreifen, wie Emilie dem Patriotismus eben so abgeneigt sein könne, wie er ihm zugethan war. Und dies war der Stein, welcher die Fesseln ihrer Liebe zerbrach, denn in diesem Punkte konnten ihre Herzen nie übereinstimmen.

Nachdem Hradecky mit diesen Gedanken beschäftigt, eine Zeit lang auf und ab gegangen war, faßte er den Entschluß, noch einmal zu Emilien zu gehen und sie noch einmal zu bewegen, dieses Vergnügen mit ihm zu theilen.

Er fand die ganze Familie zu Hause; doch schon sein erster Blick verschaffte ihm die Überzeugung, daß man ihn nicht mehr mit dem Wohlwollen und der Freude wie sonst empfange.

Emiliens Bruder, ehemals sein Mitschüler und nun Amtspraktikant begrüßte ihn spöttelnd:

„Es wird, wie ich höre, ein Nationalball gegeben, zu dem Niemand Zutritt hat, der nicht das Jungmannische Wörterbuch auswendig kann?"

„Das weiß ich nicht;" erwiederte Hradecky kalt. „Ich höre nur, daß man eine kleine Tanzunterhaltung veranstalten will, wo sich die Verehrer der böhmischen Sprache versammeln, und niemanden zulassen, der sich in dieser Sprache mit ihnen nicht unterhalten kann, — oder will."

„Bei der Thüre werden, sagt man, zwei Examinatoren stehen" warf wieder der Bruder ein, „die niemanden einlassen, der nicht genau zu sagen weiß, wann das i und y geschrieben wird."

Emilie lächelte bei diesen Worten, und eben dieses Lächeln durchbohrte Hradeckys Herz; denn er sah, daß auch sie in diese Spötteleien einstimme.

„Es ist zwar Fasching," erwiederte Hradecky bitter, „doch verzeihen Sie, daß ich heute nicht bei Laune bin, um in Ihren Scherz einzustimmen."

„Ohne Scherz" spöttelte wieder Ludwig, Emiliens Bru-

Digitized by Google

der, „ein jeder Eintretende muß sich einer gerichtlichen Untersuchung unterziehen. Für so einen Ball bedanke ich mich; wahrhaftig! wenn es keine andern gäbe, so könnten meine Glacé-Handschuhe nach Jahren noch unangerührt in der Toilette-Schatulle liegen. Was sagst du dazu, Emilie? Wirst du auf diesem Balle deine Tanzschuhe zerreißen?"

„Nein gewiß nicht!" erwiederte Emilie kalt „und wenn Herr Hradecky diese wahnsinnigen Ideen sich nicht aus dem Sinne schlägt, so —"

Sie wollte etwas sagen; doch der Bruder nahm sie beim Arme und führte sie fort auf die Promenade, indem er Heren Hradecky ein kaltes Compliment und ein trockenes „Ich empfehle mich!" zuwarf.

Hradecky stand da, wie versteinert. Er wußte sich im ersten Augenblicke nicht zu fassen, auch konnte er nicht begreifen, wie das Haus, das sonst sein Paradies war, ihm nun so widrig werden konnte.

Endlich wandte er seine Blicke gegen das Fenster und sah Cäcilien still und bescheiden in einem Päckchen Papirre blättern.

„Was haben Sie denn da Schönes?" sagte er mit wehmüthigem Blicke auf die allein Zurückgebliebene. „Papiere? Vielleicht Liebesbriefe?" und mit diesen Worten entwand er sie sanft ihren Händen.

Cäcilie antwortete ihm nicht. Sie wollte ihm die Papiere aus der Hand nehmen, doch ihre Kraft reichte nicht hin. Die Hände sanken ihr in den Schooß, und eine feurige Röthe stieg ihr in's Gesicht. Sie fühlte in Hradeckys Nähe eine solche Beklommenheit, daß sie sich ihrer nicht erwehren konnte. Sie sah mit innigem Bedauern, welche Qualen er von Emilien zu erdulden habe und daß nur sie ihn glücklich machen könnte, wenn er nur seine Liebe ihr zuwenden wollte. Doch eben diese Nichtachtung und dieses kalte Benehmen gegen sie, schmerzte sie im Innersten der Seele. Deßhalb war sie oft trotz ihrer munteren Laune recht schwermüthig und sprach den ganzen Tag kein Wort. Aber auch Hradecky war nicht an der Nichtverständigung ihrer Herzen Schuld. Emilien sah er zuerst; ihre Schönheit, ihr stolzer Charakter fesselten ihn mit magischen Banden. Sie war eine aufgeblühte Rose, die in ihrer Pracht dastand und bewundert sein wollte, während Cäcilie einer Knospe glich, die der Wanderer noch nicht zu brechen wagt. Doch nun durchblätterte Hradecky mit Erstaunen die Papiere, seine Blicke flogen kreuzweise durch die vielen Buchstaben und er wollte seinen Augen gar nicht trauen, als er sah, daß es Auszüge aus böhmischen Dichtern waren.

„Ist das Ihre Hand?" fragte er Cäcilien mit freudigem Erstaunen.

„Meine," flüsterte das Mädchen mit gesenktem Kopfe.

„Und wo haben Sie diese Stellen her?"

„Aus Ihren Büchern, die Emilie ungerecht verwarf, ich aber begierig las."

„Und wissen Sie auch, was diese Bücher enthalten?"

„Wie sollt' ich nicht, wenn ich sie gelesen und diese Auszüge selbst herausgeschrieben habe?"

„Also wäre es wahr, was ich nie geahnt hatte, was mir nicht im Traume eingefallen wäre?"

„Und was?" fragte Cäcilie naiv.

„Daß Sie," erwiederte Hradecky, der sich von seinem Erstaunen noch immer nicht erholen konnte, „daß Sie, die ich für die größte Feindin von allem Patriotismus hielt, Geschmack an solchen Büchern finden."

„Und warum sollt' ich nicht?" entgegnete Cäcilie sanft. „Enthalten sie nicht die trostreichsten Lehren und sprechen sie nicht viel lebhafter zu meinem Herzen als die deutschen?"

„O theure Cäcilie" rief Hradecky voll Entzücken aus, indem er ihre Hand fest an sein Herz drückte „dieses Bekenntniß, Sie wissen nicht, wie wohl es meinem Herzen thut. Hätte ich früher Ihre schöne Seele gekannt, dieses Herz hätte nie für Emilien geschlagen. Doch, Gottlob! es ist noch nicht zu spät, noch hat des Priesters Mund nicht den Segen über uns ausgesprochen. — Ach er hätte nur zum Fluche werden können. — Ich kann noch zurücktreten."

„Wie Hradecky, Sie wollten —?" fuhr Cäcilie auf, und warf einen wehmüthigen Blick auf ihn.

„Ja ich will," entgegnete er kalt, „dieses lästige Band zerreißen, dessen harten Druck ich nur zu spät fühlen würde. Die Fesseln der Liebe, sagt man, sind aus Rosen geflochten. Ich war auch in dem Wahne, doch seh ich leider, die Rosen sind abgefallen und ich fühle nur ihre Dornen."

„Und Emilien wollten Sie verlassen. —?"

„Weil ich muß. Ich finde in ihrer Seele nicht mehr die Harmonie, die sonst bezaubernd mich gefesselt hielt, in ihren Blicken nicht mehr das schöne Bild, woran sich meine Augen nicht satt weiden konnten. Sie ist nicht mehr die Emilie, die noch vor kurzer Zeit ihren Gustav liebte. Stolz, Hoffart, Verachtung Hohn und wie die Brut nur heißen mag, hat sich in ihr Herz eingenistet und schreckt meinen Geist, wie Furien zurück, wenn er in ihrer Seele noch die schönen Bilder sucht, die ihn kindlich sonst erfreut. — Nur Sie Cäcilie, sind das Wesen, das mich verstehet; in Ihnen habe ich den Gegenstand meiner Liebe gefunden. Verzeihen Sie, daß ich mich so lange in Ihnen geirrt. Ich wollte in Emilien den Ton erwecken, der zu meinem Accorde stimmte, doch vergebens — Sie haben ihn selbst angeschlagen, und melodisch klingt das Saitenspiel unserer Liebe zusammen. Weisen Sie mich nicht ab theuerste Cäcilie, erhören Sie den Flehenden und schenken Sie ihm die Liebe, die er in einem Herzen suchte, wo nie Liebe war.

Ihr Geständniß, Herr Headecky, ist so überraschend, daß ich nichts darauf zu antworten weiß."

„Gestehen Sie nur, daß Sie mich lieben, und ich lege Hand und Herz zu Ihren Füssen."

„Und Sie wollten so treulos an Emilien handeln und was noch mehr ist, Sie wollten, daß ich Sie in Ihrer Treulosigkeit unterstützte und meine Schwester so schändlich beandmarkte. Nein, Herr Hradecky, zu diesem Entschlusse werden Sie mich nimmer bewegen."

„So hören Sie mich doch nur," fuhr Hradecky sie beruhigend fort. „Soll ich Emilien heirathen, um mit ihr unglücklich zu werden? Sie mag ein vortreffliches Weib sein, doch ihre

Digitized by Google

Gesinnungen stimmen mit den Meinigen nicht überein, sie ist eine erklärte Feindin von allem Patriotismus und würde mir nur das Leben verbittern, wenn sie mir die Liebe zum Vaterlande aus dem Herzen reißen wollte. Sie hingegen sind die Patriotin zu der ich Emilien vergebens umbilden wollte. Sie haben sich selbst verrathen; klar wie den Tag seh' ich das Glück vor mir, das ich in Ihrem Besitze finden würde und nun wollen Sie mich kalt abweisen und den freudetrunkenen Finder mit einem Korbe fortschicken. Nein Cäcilie, das können Sie nicht. Sie wissen nicht, wie heiß ich Sie liebe, oder kennen Sie dieses Gefühl gar nicht, weil Sie so kalt dabei bleiben?"

„Lieber Gustav" redete ihn Cäcilie im vertraulichen Tone an „ich müßte Sie nicht kennen oder müßte eine stolze Thörin sein, wenn ich die Hand eines so braven Mannes ausschlagen würde; und wenn Sie Ihre Liebe früher, ehe noch Ihre Neigung zu Emilien erwachte, und ehe Sie in so enge Verhältnisse mit ihr getreten, mir zugewendet hätten, so wäre ich gewiß freudenvoll in Ihre Arme gestürzt, nun aber können Sie mir nicht zumuthen, daß ich an meiner eigenen Schwester so verrätherisch handeln soll."

„Wenn ich Ihnen aber schwöre" entgegnete Hradecky „daß sich unsere Verhältnisse nun gänzlich auflösen, daß ich Emilien nicht liebe und niemals lieben kann."

„Wenn Sie ein Mädchen," erwiederte die Schwester mit sichtbarer Unruhe, „mit dem Sie so lange einen so vertrauten Umgang gepflogen, der Verzweiflung preis geben können, so haben Sie es mit Ihrem eigenen Gewissen abzuschließen; doch mich wählen Sie nicht zur Repräsentantin dieses schändlichen Vorhabens."

Hradecky stand wie vom Blitze getroffen da, er wagte kein Wort darauf zu erwiedern.

Indessen kam Emilie vom Spaziergange zurück, in Begleitung nicht ihres Bruders — sondern ihres Hausherrn, des Herrn Goldfisch. Hradecky sprang wüthend vom Stuhle auf, es war nicht bloß Eifersucht als vielmehr der beleidigte Stolz der gekränkten Liebe, der sein Inneres empörte.

„Ihre Dienerin, Herr Hradecky" redete ihn Emilie spöttisch an.

„Ei wie kommst du zu der Ehre?" fragte Cäcilie, einen zweideutigen Blick auf Herrn Goldfisch werfend.

„Die Ehre widerfährt mir öfters" entgegnete Emilie leichtsinnig. „Übrigens war es heute mehr Zufall. Herr Goldfisch begegnete uns, und da der Bruder einen nothwendigen Gang zu thun hatte, so trug er sich an, mich nach Hause zu begleiten. Sie werden hoffentlich nicht bös sein, Herr Hradecky?"

„O ganz und gar nicht," erwiederte er mit einem kalten sarkastischen Lächeln, „was kümmert es den Hirten, wenn sein verkauftes Lamm der Wolf erwürgt."

„Wie wollen Sie das verstehen?" fuhr ihn Emilie unwillig an.

„Ei lassen Sie ihn, Fräulein Emilie" fiel ihr der Hausbesitzer ins Wort. „Der Herr Hradecky weiß wahrscheinlich nicht, daß ich Goldfisch heiße. Übrigens hat er sich nicht so sehr geirrt, denn Wolf heißt mein Schwager, der mir auf ein Haar ähnlich sehen soll."

„Ich glaube doch nicht, daß Sie eifersüchtig sind, Herr Hradecky?" fragte Emilie mit wilden Blicken, da sie sich seine unerwartete Parabelrede nicht zu erklären wußte.

„O nein, theure Emilie" entgegnete Hradecky kalt, „ich will ungebunden mit Ihnen sprechen. Wir scheinen beide einander lästig zu sein. Ich will daher lieber selbst ausweichen, um Ihren Neigungen nicht im Wege zu stehen."

„Herr Hradecky, mit mir diese Sprache" fuhr Emilie wüthend auf.

„Lassen Sie mich nur ausreden. Ich habe mich bisher umsonst bemüht, ihr Herz mit dem Meinigen gleich zu stimmen, darum will ich auch diese unnütze Mühe aufgeben. Da ich aber hier in Ihrer Schwester diejenige fand, mit der ich auf dem Lebenspfade glücklich sein würde, so werden Sie wohl nichts dagegen haben, wenn ich Ihnen entsagen muß, und meine Liebe Ihrer Schwester schenke."

Emilie stand da wie niedergedonnert, vor Wuth konnte sie nichts sprechen. Endlich fuhr aber ein Rachegedanke in ihr auf, sie nahm den Hausherrn bei der Hand und indem sie wüthend zur Thüre hinaus stürzte, rief sie ihm zu: „Herr Goldfisch, ich bin die Ihrige."

Wirklich feierte sie in einem Monat mit ihm die Hochzeit.

Hradecky wollte sie öfters beschwichtigen und seine Voreiligkeit entschuldigen, doch sie konnte seinen Anblick nicht ertragen, sie ist seine unversöhnlichste Feindin geworden.

Nachdem Emilie bereits einige Monate verheirathet war, erhielt er die gewünschte Justiziärstelle, trug bei Cäciliens Mutter um der Tochter Hand an, die sie ihm auch gern gab, da er bereits die Zustimmung der Besitzerin hatte, und übrigens jede Mutter gern ist, wenn sie ihre Tochter gut versorgen kann. Der böhmische Ball, der die eigentliche Ursache dieser Feindseligkeiten war, wurde von Niemanden besucht.

Digitized by Google

Giacomo Meyerbeer.

Beer oder Meyerbeer mit Vornahmen Jakob (den er jedoch wegen seines langen Aufenthaltes in Italien in Giacomo umänderte) gehört zu den gefeiertesten Componisten der Gegenwart, die eine europäische Berühmtheit erlangt haben. Er ist 1791 zu Berlin geboren und der Sohn des in dieser Stadt verstorbenen israelitischen Banquiers, dessen gastfreies Haus in stetem Verkehr mit den ersten Kunst- und Literatur-Notabilitäten war. Viele Mitglieder dieser allgemein geachteten Familie haben sich in manchem Zweige der Kunst- und Wissenschaft einen guten Namen erworben.

So ist Wilhelm Beer durch seine gelieferten astronomischen Arbeiten dem gelehrten Publikum rühmlichst bekannt, so nimmt der Bruder unseres Giacomos, der geistvolle Dichter des „Struensee", des „Paria" und anderer dramatischen Dichtungen, Michael Beer (gestorben zu München 1833) unter den deutschen Poeten einen der vordern Plätze ein. Daß der stete Verkehr mit Gelehrten, Künstlern und Virtuosen nicht wenig Einfluß auf Mayerbeers Geistes- und Geschmacksrichtung hatte, läßt sich denken.

Schon sehr früh zeigte der Knabe ein bedeutendes musikalisches Talent, das durch die besten Lehrer sorgfältig gepflegt wurde.

Der als Pianist und Componist für sein Instrument rühmlichst bekannte Böhme Franz Lauska, welcher in Berlin lebte, unterrichtete ihn auf dem Fortepiano; bei Zelter erhielt er später den ersten Unterricht im Generalbaß und in der Composition. Auf dem Fortepiano machte er unglaubliche Fortschritte, so daß er schon als neunjähriger Knabe sich mit eben so glänzendem als gerechtem Beifalle öffentlich hören ließ. Sein Spiel entwickelte sich immer ausgezeichneter, so daß Carl Maria von Weber ihn den muthmaßlich größten Clavierspieler Deutschlands nannte, und die berühmten Wiener Virtuosen, ja sogar Hummel, nachdem Mayerbeer in Wien als Jüngling dort aufgetreten war, ihr Spiel bedeutend modificiren und demselben eine ganz neue Richtung geben mußten, um nicht hinter des jungen Pianisten Erfolge zurückzubleiben. Im Jahre 1810 bis 1811 hielt sich Meyerbeer in Darmstadt auf, wo er gleichzeitig mit Carl Maria von Weber und Gänsbacher (dem kürzlich verstorbenen Domkapellmeister in Wien) beim Abt Vogler die tieferen Geheze der Composition studirte und nach Webers eigenem Geständnisse durch sein Talent ein sehr gefährlicher Nebenbuhler für den Tondichter „des Freischützen" zu werden versprach, der sich in einem seiner Briefe über die erste Oper unseres Giacomos, äußerte: „Ich versichere Sie in seiner Jephta (so heißt die Tondichtung) kommen außerordentliche schöne Sachen vor und ganz deutsch und gründlich gearbeitet." Noch während seiner Studienzeit bei Vogler schrieb Meyerbeer als erstes größeres Tonwerk eine Cantate „Gott und die Natur" welche in Berlin durch Zelters-Vermittlung in der Singakademie aufgeführt wurde und den vollen Beifall aller Sachverständigen fand. Seine oben erwähnte Oper „Jephta" erhielt gleichfalls die Anerkennung der Kenner und hatte auf dem Münchner Theater einen Ehrenfuccess.

Durch sein Vermögen völlig unabhängig, hatte Meyerbeer von jetzt an keinen festen Aufenthalt, sondern wechselte denselben, indem er bald in Wien, bald in Berlin und später hauptsächlich sich in Italien aufhielt. Eine komische Oper „die beiden Kalifen" im Jahre 1814 in Stuttgart und Wien gegeben, machte nicht sonderlich viel Glück. Rossinis damals beginnende Triumphe bestimmten den jungen deutschen Componisten im italienischen Style zu komponiren, und so erschien die Oper „Romilda e Constanza," welche 1817 zum ersten Male in Padua gegeben wurde und glänzende Erfolge sich errang.

Sowohl diese Oper als die späteren „Semiramide riconnosciuto" (1819) „Emma di Resburgo" (1820) Margherita d' Anjou (1822) und „Esule di Granada" (1823) wurden auf italienischen Theatern mit Theilname gegeben, obwohl sie sich nicht lange auf dem Repertoir hielten. Von diesen genannten Opern brachten die deutschen Bühnen zu Frankfurt und Pesth „Emma von Norburg" und „Margaretha von Anjou" zuerst in deutscher Sprache zur Aufführung, jedoch ohne Erfolg.

Der geistvolle Börne sagte bei Gelegenheit der Frankfürter Aufführung der erst genannten Oper: „Meyerbeer zeigte sich als einen Petit maitre, der italienischen Weiberchen den Hof macht. So parfümirt, so überzuckert ist diese Musik, daß selbst die Rossinische Pfeffer und Salz dagegen ist."

Im Jahre 1820 wurde „Emma von Norburg"

Digitized by Google

in der Vaterstadt des Componisten schon aufgeführt, doch nicht mit demselben Glücke wie in Italien. Der Mangel an tüchtigen Sängern und Sängerinen, die die italienische Gesangsweise kannten, war größtentheils Schuld an dem Mißlingen dieser Oper. Ein paar Jahre später im Spätherbste des Jahres 1825 trat er mit seinem „Crociato in Egitto" auf, der in Italien und Paris Furore machte, so daß sich die Königstädter Bühne zu Berlin bewogen fand, diese neue Oper so wie die frühere „Margaretha von Anjou" zur Aufführung zu bringen. Und wenn auch eine gewisse Kritikerschaar, Rellstab an der Spitze, den Werth beider Opern zu schmälern trachteten, das Publikum sprach doch sein Gefallen an dem „Kreuzritter von Rhodus" aus. In Prag wurde die genannte Oper unter Mitwirkung der Mad. Schröder-Devrient zur Krönungszeit im Jahre 1836 mit wahrhaft splendider Ausstattung und vortrefflicher Besetzung der Partien als auch lebhafter Theilnahme gegeben. Seinen europäischen Ruf aber erlangte Meyerbeer durch seinen „Robert le Diable" mit welchem er 1830 zu Paris hervortrat. Seinen bisherigen italienischen Compositionsstyl verlassend, schuf er ein Tonwerk, das trotz mancher Verirrung, zu welcher ihm die französische Ansicht von Romantik, so wie die zu sichtbare Effekthascherei brachten, eine Fülle des wahrhaft Genialen und Geistvollen enthielt. Es werden im „Robert" alle möglichen Instrumentalkräfte aufgeboten, mit höher Gewandtheit gehandhabt und mit geistreicher Combination und erfinderischer Taktik benutzt.

Einzelne Theile dieser Tondichtung vereinen deutsche Tiefe mit französischer Grazie, deutschen Ernst mit italienischer Melodienfülle. Überhaupt suchte Meyerbeer im „Robert," die deutsche, französische und wälsche Musik zu vereinen, wodurch aber die Oper in den Augen des Kunstrichters, die Einheit der Charakteristik verliert. So ist die Partie der Alice im deutschen Style, jene der Isabella im französischen Geschmack componirt, ebenso verhält es sich mit den Parten des Bertram und des Robert. Seine folgende Oper „Die Hugenotten," welche 1836 in Paris zur Aufführung kam, und zu welcher ebenfalls Scribe wie zum „Robert dem Teufel" das Buch lieferte, gehöret in Wesen und Tendenz ganz derselben Gattung an, wie die eben besprochene, und in welcher auch Halevy einige Musikwerke wie z. B. „Die Jüdin" „Guido und Ginevra" lieferte, ohne die Genialität und die hohe erfinderische Taktik seines Vorbildes zu erreichen. Auch Donizetti wollte dieser neuen romantischen Musikschule in seinem „Märtyrer" huldigen, und brachte nichts weiter als italienische Reminiszencen in einer Meyerbeerischen Saure schwimmend. „Robert" wie „die Hugenotten," welche an manchen Orten unter dem Titel „die Gibellinen" gegeben werden, sind fast in den meisten Städten zur Aufführung gekommen und haben überall, nach den Kräften ihrer Bühnen gefallen. Die Aufführung der „Hugenotten," verschaffte dem Componisten das Kreuz der Ehrenlegion und die Mitgliedschaft des französischen Musikinstituts. Im Jahre 1842 wurde Meyerbeer königl. preußischer Generalmusikdirektor für Theater und Hofconcerte und hält sich seit dieser Zeit bald zu Berlin, bald zu Paris auf, wo man noch immer seinem oft besprochenen „Propheten" mit Sehnsucht entgegen sieht.

Sängerlaunen oder der Mangel an einer ersten Sängerin scheinen die Aufführung dieser Oper hin zu halten. Auch ist noch die Vollendung und in die Scenesetzung einer hinterlassenen Oper Webers zu erwarten.

Zu den Auszeichnungen, deren sich der gefeierte Komponist des „Robert" erfreut, gehört auch, daß er Mitglied der Akademie der schönen Künste zu Berlin ist und von den meisten bestehenden Musikvereinen das Diplom der Mitgliedschaft erhielt.

Meyerbeers Persönlichkeit ist interessant, liebenswürdig, im Umgange herzgewinnend.

Ein treuer Pfleger und Gönner von Kunst und Wissenschaft, unterstützt er reichlich arme Künstler, die seine Gutmüthigkeit und helfende Hand in Anspruch nehmen. An solchen edelherzigen Thaten ist sein Leben zu Paris sehr reich. Zur Charakteristik des Tondichters gehört auch seine notorisch bekannte Katzenscheu, von welcher Pariser Blätter manche ergötzliche Anekdote bringen.

Der Geizhals.

Ein Harpar, der bei Tag und Nacht
Besorgt an seinen Schatz gedacht,
Vergraben unter einem Baume,
Sah einen Rittersmann — im Traume
Am Orte stehn, in dessen Schooß
Er seine Seligkeit verschloß.

Digitized by Google

Voll Angſt wirft er ſich auf die Stelle,
Und gräbt nach ſeiner Lebensquelle,
Er gräbt und findet — Höllenpein!
Statt ſeines Schatzes — einen Stein. —
Die Hand gelähmt, gepreßt die Stimme,
Mit ſtarrem Blick', im ſtummen Grimme,
Glotzt er den kühnen Rittersmann
Mit wüthender Geberde an.
Der Ritter lacht — und ſpricht zum Alten:
„Sieh hier der Götter weiſes Walten
„Was frommet dir ein ſolches Gut
„Das todt in finſtrer Erde ruht?
„Trägt's Zinſen? ſchafft's Gemächlichkeiten?
„Hilfts Andern? kann es Heil verbreiten?
„Es nützt dein Schatz, wie dieſer Stein
„Schließ' ihn als Schatz nur wieder ein."
Der Mann erwacht — ein edler Streben
Beweget ihn, den Schatz zu heben.
Er fühlt ſich froh und neubekehrt,
Er hebt den Schatz, kennt ſeinen Werth
Als Mittel nur zu edlen Zwecken
Um Heil zu ſtiften und zu wecken.
Und mahlen läßt er dort ein Bild
Wie es der Traum ihm hat enthüllt,
Schrieb hin: „Ich habe Gott zu preiſen
Denn hier fand ich den Stein — der Weiſen!"

M.

Das Armenhaus zu Edmonton.

Dieſes Gebäude wurde in den Jahren 1841—2 von den Herren Skott erbaut. Von beträchtlichem Umfange bietet es einen impoſanten Anblick dar, und ſeine Bauart, die des Zeitalters der Königin Eliſabeth, vereinigt Pracht mit Bequemlichkeit. Die Anſtalt beſitzt gegen 5 Morgen Landes, die in der kurzen Zeit von 2 Jahren ſchon mit Erfolg von den Inſaßen ſelbſt angebaut ſind. Was die Behandlung ihrer Armen betrifft, zeichnet es ſich vor den meiſten Armenhäuſern Englands aus. Denn da in den anderen, jede Gemeinde ihre Hilfsbedürftige ſelbſt verſorgen muß, ſo wenden die Armenväter, gewöhnlich die Reichſten des Ortes, auf die ſomit die größte Laſt der Armenſteuer fällt, alle Mittel an, um den Armen den Aufenthalt in den Armenhäuſern zu verbittern und ſo etwaige Competenten abzuſchrecken. Hier im Gegentheil, werden ſie, wie die Kinder des Hauſes behandelt. Die Nahrung iſt reichlich, ſchmackhaft und reinlich. Drei Mahlzeiten des Tages. Um 7 Uhr Morgens wird zum Früh gebete geläutet, um 7 Uhr Abends zum Nachtgebete, den Tag über können ſie ſich nach Belieben beſchäftigen; einige treiben Feldarbeit, andere gehen ſpazieren, oder bleiben in ihrem Zimmer; alle aber ſind fröhlich und zufrieden und ſo zeigt es ſich auch hier, wie bei allen menſchlichen Inſtituten, daß es nicht auf die Verfaſſung ankomme, ſondern auf den Geiſt, der die Verwaltung belebt.

Digitized by Google

Die Börse.

Eine Humoreske.

Ich hörte als Kind oft von der Börse sprechen und man sagte mir, es würden da Geschäfte in Papieren gemacht; ich hielt demnach die Börse für eine große Papierhandlung. Unter einem guten Papier dachte ich mir eines, das nicht fließt, und jene Papiere, die steigen, hielt ich für vorzugsweise geeignet, Drachen daraus zu machen, die fallenden wären Ausschußpapier. Wurde Jemand auf der Börse reich, so erklärte ich mir dieß ganz einfach, wer Papier hat, kömmt auch leicht zu Federn, es ist ja ein Geschäft. Wurden Andere arm, erklärte ich es mir ebenfalls, wer sich in Papiere einläßt, kann leicht in die Dinte kommen. Ich bin zwar in der Folge von diesen meinen kindlichen Ansichten in Beziehung auf die Börse hie und da abgegangen; aber zu einer klaren vollständigen Theorie bin ich noch immer nicht gelangt und behielt bloß meine Ansicht von der Dinte tief eingeprägt. In unserer Abbildung bewährt sich dieser Satz vor Allem an dem Manne links. Nicht umsonst hat ihn der Zeichner an das äußerste Ende postirt, er ist wirklich auch in seinen Glücksumständen schon am Rande. Er ist mit seiner Jugend und seinem Gelde schnell fertig geworden und macht heute auf der Börse seine Abschiedsvisite. Nach der tiefen Betrübniß zu urtheilen, die sich in dem Gesichte des jungen Mannes ausspricht, scheint dieß sein erster merkantilischer faux pas und aller Wahrscheinlichkeit nach, auch sein letzter. Er scheint abwechselnd bald über seinen künftigen Lebensplan und bald, wie Nestroy sagt, über einen geheimen Aufhängungsplan nachzudenken. De mortuis nil nisi bene. In der Gruppe nebenan sehen wir einen Liebhaber und einen Contremineur in traulichem Zwiegespräch mit einander. Man kann nicht füglich sagen, sie machen Geschäfte in Papieren; sie handeln eigentlich mit unsichtbarer Waare. Der eine verkauft Papiere, die er nicht hat und der andere ist so gefällig, ihm diese Papiere zu einem gewissen Preise abzunehmen. Das Ganze ist ein kurioser Handel; es muß dabei gewaltige Differenzien geben. Der dicke Mann in der Mitte nimmt Papiere in die Kost. Es ist zum Verwundern, wie man dabei so fett werden kann. Dort liest einer ein Schreiben vor, das er nicht erhalten hat und an dessen Wahrheit kein Mensch glaubt; trotzdem bildet sich ein großer Kreis um ihn, und die meisten Zuhörer werfen verstohlene Blicke in den Brief. Bloß ein besonderer Schlaukopf bückt sich abwärts, um aufs Postzeichen zu sehen. Weiter rechts werden Eisenbahnaktien gekauft und verkauft, nota bene von einer Eisenbahn, an der noch nichts fertig ist, als das Projekt, aber sonderbar genug haben bei einer Eisenbahn, die noch nicht befahren ward, schon sehr viel Leute umgeworfen.

Digitized by Google

Der lahme Eckensteher in Paris.

Novelle von Wenzel Storch.

Bei meinem Aufenthalte zu Paris sah ich täglich an der Rue de Richelieu einen lahmen Eckensteher. Seine Physiognomie, wie auch sein Betragen sagte mir, da ich ihn Geschäfte halber sehr oft beauchte, daß er nicht in seinem jetzigen Stande geboren wurde. Zwar suchte ich seine näheren Umstände zu erfahren, doch immer umsonst, und eine gewisse Scheu hielt mich von allzu kecken Fragen ab. — Daß er nicht immer gewesen ist, was er jetzt war, daran zweifelte ich nicht, das zeigte auch an, wie ihn seine Kameraden behandelten. Waren sie schon alle an der Ecke versammelt und Dedieu (so war sein Name) fehlte noch, so fragten sie einander, wo er denn heute so lange bliebe; und kam er endlich dahergehinkt, so eilten ihm alle entgegen und gaben ihm freudig die Hände. Nie hörte man sie über ihn schimpfen, noch je über seine Krüppelhaftigkeit spotten und Dedieu genoß unter ihnen Vorrechte, welche bei solchen Leuten ungewöhnlich sind. Auch von ihnen erfuhr ich nichts Bestimmtes über sein Leben, und sie konnten mir nur sagen, daß er erst seit ein Paar Jahren in ihre Zunft eingeschrieben sei, und daß sie ihn wegen seiner Treue und Rechtlichkeit, so wie auch wegen seiner guten Kameradschaft liebgewonnen hätten.

Geschäfte hatten mich einige Tage abgehalten, diese Strasse zu besuchen und mein Erstaunen war daher groß, als ich die Strasse betrat und unter den Eckenstehern, Dedieu vermißte. Es würde mich nicht gewundert haben, wenn es noch früh am Tage gewesen wäre; so aber war es Mittag, eine Zeit, wo es für diese Leute so manche Geschäfte gibt. Doch er hat vielleicht schon Arbeit gefunden, dachte ich mir, und wollte schon einen andern zu einem kleinen Dienste aufnehmen. Ich trat in ihre Mitte, und aus ihren Mienen konnte ich lesen, das sie irgend ein Unfall getroffen haben müsse. Schon wollte ich sie um die Ursache ihrer Traurigkeit fragen; da trat der älteste aus ihnen auf mich zu und reichte mir einen versiegelten Brief mit den Worten: „Von Dedieu, lieber Herr!" „Wo ist er?" fragte ich, und erfuhr, daß er gestern an einem heftigen Anfalle von Kolik gestorben wäre, jedoch noch kurz vorher ihm diesen Brief gegeben habe, um ihn mir nach seinem Tode zu überreichen. Bestürzt über diesen so plötzlichen Todesfall eilte ich nach Hause, und entsiegelte den Brief. Er enthielt, nebst einem kurzen Schreiben an mich, seine Lebensgeschichte. Ich las:

„Mein Herr!"

„Da ich nun todt bin, fallen alle Fesseln meines irdischen Seins, und alle erlittene Schmach und Schande sinken in Vergessenheit. Empfangen Sie nun mit diesem Schreiben die von ihnen oft gewünschte Geschichte meines Lebens. — Warum ich Sie Ihnen nicht mündlich mittheilte? — Zu was soll ich es läugnen? — Es geschah aus Scham.

Nicht immer war ich Eckensteher. Ich beging in meiner Jugend eine Thorheit, wofür ich in späteren Jahren schwer büssen mußte. Ach wäre ich doch meinen Eltern gefolgt, wie viele Thränen hätte ich in meinem Leben erspart. Ich Unglücklicher ließ mich durch die glatten Schmeichelworte eines Weibes verblenden, und gab den gutgemeinten Ermahnungen meiner Eltern kein Gehör. Wohl haben sie mir meine Zukunft prophezeit, und ihre Voraussagung ist leider in Erfüllung gegangen. — All mein Unglück habe ich der Liebe zu verdanken, die von den Dichtern als das schönste Glück des Lebens geschildert wird.

O hätte ich sie doch nicht gekannt! Allein wer konnte Bettis himmlischer Schönheit widerstehen. — Wäre doch ihr Inneres dem Äußeren gleich gewesen! Wie konnte solch ein Wesen so teuflisch handeln! — Unmöglich. —

Und doch war es so. — Leben Sie wohl, mein Herr! und lesen Sie meine Geschichte aufmerksam durch, sie werden darin einen Charakter finden, der Sie gewiß an eine Messaline erinnern wird. Bringen Sie auch diese Blätter zur Öffentlichkeit, und mein sehnlichster Wunsch ist es, daß ein jeder Jüngling sie beherzigen möge. Und haben Sie ausgelesen, wissen Sie meine Geschichte, o dann bin ich gewiß, daß Sie mir einige Thränen in mein schmuckloses Grab nachschicken werden. Gott sei mit Ihnen, damit Sie nie das erfahren, was erfuhr der lahme Eckensteher

Dedieu."

Gedankenvoll stützte ich meinen Kopf auf die Hände und las weiter: — —

„Ich bin ein Östreicher, und wurde in dem schönen Wien geboren. Mein Vater war daselbst ein reicher Kaufmann und betrieb seine Geschäfte en gros.

Meine Mutter, eine gute, fromme Seele brachte ihm fünf Kinder zur Welt; allein vier davon starben, und ich blieb allein. Daß sie ihre ganze Sorge nun auf mich verpflanzten, kann man sich denken; war ich doch der Einzige, auf dem ihre Hoffnungen ruhten.

Meine Knabenjahre strichen mir freudenvoll dahin; sie verflossen mir unter Büchern, Schriften, und muntern Spielen. In diese Zeit fällt auch meine Verkrüppelung, denn ich wurde nicht lahm geboren. Eines Abends brach Feuer in einem Hause aus, und da wir nicht ferne von demselben wohnten, lief auch ich hin. Es war ein starkes Feuer, und die Spritzen hatten vollauf zu thun. Endlich gelang es ihnen, zu löschen. Eben wollte ich über die Straße laufen, da kam im schnellsten Laufe noch eine Spritze dahergefahren. Das Unglück wollte, daß ich über einen hervorragenden Stein stolperte, und überfahren wurde. Ich wurde in ein Haus getragen, und der herbeigerufene Chirurg erklärte meinen händeringenden Eltern, daß zwar keine Lebensgefahr vorhanden wäre, mir aber das überfahrene Bein abgenommen wer-

Digitized by Google

den müßte. Die Operation ging vor sich; doch in Folge dessen hatte sich bei mir ein Wundfieber eingestellt, das bald in ein bösartiges Nervenfieber ausbrach. Wochenlange mußte ich das Bett hüten. Gränzenlos war die Sorgfalt meiner Eltern. Sie wichen Tag und Nacht nicht von meinem Lager; und ach, wie habe ich ihnen diese Liebe vergolten! die Kunst der Ärzte und meine Jugendkraft machten, daß ist genas."

„Mein guter Vater hatte durch diesen meinen Unglücksfall seine angenehmste Hoffnung, seinen in der Handelswelt so berühmten Namen fortzuführen, aufgeben müssen, weil er einsah, daß ich in meinen jetzigen Stande unmöglich alle seine weitläufigen Geschäfte übernehmen könnte, und da ich schon in dem Alter war, wo Eltern ihren Kindern eine Bestimmung geben zu müssen glauben, so wollten sie in mir einst einen Staatsbeamten sehen. Fünfzehn Jahre zählte ich, als ich die Universität zu besuchen anfing. Meine Studienjahre waren mir sehr unangenehme Jahre, das wähnte ich damals; doch ich hatte eine weit unangenehmere Zeit zu überstehen. Gottlob ich habe sie überstanden! Da ich am leichtesten im Freien studirte, so hinkte ich, seit dem Beginne meiner höheren Studien an schönen Sommertagen immer nach dem Prater, einem der angenehmsten Belustigungsorte der Wiener. Dort in den majestätischen Gängen und unter den grünen Laubdächern der Kastanien, Pappeln und Eichen, begleitet von den melodischen Gesängen der Vögel lernte ich die Classiker kennen. Es war im ersten Jahre meiner philosophischen Studien, an einem reitzenden Maimorgen, als ich, wie gewöhnlich beim ersten Kaffeehause saß und fleißig studirte. Zwei dicht verschleierte Frauenzimmer, wovon das Eine älter war, nahmen neben mir Platz.

Ich bot ihnen mit Weiterrückung meines Körpers einen guten Morgen, sie erwiederten meinen Gruß und ich las nun wieder ruhig fort. Die beiden Frauenzimmer unterhielten sich mit einander in französischer Sprache. Sie mochten schon eine Weile mit einander geplaudert haben, als mich die Jüngere in deutscher Sprache fragte, wie viel Uhr es wäre. Ich zog meine Taschenuhr herauß und gab ihnen die Stunde an. Sie erschracken, standen auf, empfahlen sich und gingen. Vom Stephansdome schlug es zehn Uhr, ich machte mein Buch zu, nahm meinen Stock, und wollte gehen. Da erblickte ich plötzlich ein weißes Tuch auf der Erde, ich hob es auf und fand zu meiner größten Freude in einer Ecke desselben den Namen und die Wohnung des Eigenthümers angegeben. Daß eine der beiden Damen dieses Tuch verloren habe, daran zweifelte ich nicht mehr. Ich steckte das Tuch ein, und ging nach Hause. Da angelangt, erzählte ich meinen Eltern, was mir begegnet wäre, und erklärte ihnen auch, daß ich den Fund den Damen zurückstellen wolle. — Ach wäre ich nicht hingegangen! — Meine Eltern, die keinen Grund haben mochten, mir den Gang zu verbieten, ließen mich gehen.

Ich hielt vor der bezeichneten Wohnung und zog die Glocke. Ein Dienstmädchen machte mir auf, und ich fragte es nach ihrer Gebieterin. Ich wurde in ein elegant meublirtes Zimmer geführt, und bei der Herrschaft angemeldet. Eben betrachtete ich die niedlichen Gemählde dieses Zimmers, als die Thür aufging, und meine unbekannte Prater-Holde vor mir stand. Ich mochte gewiß einen sehr vossierlichen Kratzfuß gemacht haben, denn ein kaum merkliches Lächeln flog über ihre jugendlichen Wangen. Sie both mir einen Sitz, und ich überreichte ihr das Tuch mit den Worten, daß sie oder ihre Gefährtin das Tuch verloren haben müßte. Sie erröthete, nahm das Tuch und entfaltete es. Während dem hatte ich Muße, ihre Gestalt erst recht zu betrachten. Sie war schön; noch nie hatte ich ein schöneres Frauenzimmer gesehen.

„Ach ja, mein Herr, es ist mein Tuch, ich danke Ihnen sehr für die Mühe, die Sie sich genommen haben, es mir wieder zurückzustellen."

„O ich bin schon überaus belohnt durch das Glück" erwiederte ich, „Sie, mein Fräulein! kennen gelernt zu haben," und küßte ihr die Hand. Es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich einem jungen Frauenzimmer die Hand geküßt hatte. Ich wollte eben Abschied nehmen, da kam die ältere Dame herein, und es entspann sich ein Gespräch unter uns dreien, das zuletzt von der Ursache meines Lahmseyns handelte.

Mit jeder Minute gefiel die Jüngere mir besser. Ich konnte nicht umhin, sie in Gedanken mit den schönsten Göttinen der Griechen zu vergleichen. Endlich schlug die Mittagsstunde, und ich empfahl mich, nachdem ich ihnen zuvor meinen Namen, Stand und Wohnort angeben mußte; denn sie wollten es sich nicht nehmen lassen, meine Eltern zu besuchen. Noch denselben Nachmittag besuchten sie auch wirklich meine Eltern, während ich gerade im Collegium war. Doch diese mochten tiefer gesehen haben als ich; denn kaum war ich nach Hause gekommen, als sie mir den Besuch dieser Frauenzimmer strenge untersagten, weil ihnen ihre Moralität sehr verdächtig schiene, gaben mir noch manche andere gute Ermahnungen, und ich versprach, ihren Wünschen zu willfahren. Ach, die guten Eltern! Sie wußten nicht, wie tief der Liebespfeil schon in meinem Herzen stack! — Sie wußten nicht, daß ich Betti — so war ihr Name — liebte, wie nur ein zwanzigjähriges Herz lieben kann. Ohngeachtet meines Versprechens, sie nie mehr zu sehen, sah ich sie doch täglich. Mein Vater bekümmerte sich um mein Thun und Lassen wenig, denn er war den ganzen Tag in seine Rechnungen vertieft, und meine gute Mutter war so mit ihrem Hauswesen beschäftigt, daß sie nur selten aus dem Hause kommen konnte. So war ich denn mir selbst überlassen, ich sah und sprach Betti täglich, sie begleitete mich oft mit einer weiblichen Arbeit. Ich saß und studirte, sie strickte oder nähte, kurz, wir waren unzertrennlich verbunden. In ihrer Wohnung war ich seit dem Tage ihrer Bekanntschaft wohl nie. Gute Freunde meines Vaters, die mich in ihrem Umgange sahen, schüttelten wohl bedenklich die Köpfe; ja sie sprachen auch öfter darüber mit meinen Eltern. Diese zogen mich daher ins Verhör, gaben mir heilsame Ermahnungen; allein ich war schon zu stark von Bettis Reizen gefesselt.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Licht- und Schattenseiten des Lebens.

Interessante Begebenheiten.

Seelengröße eines Wilden. Ein Indianerhäuptling, Namens Detvallag Surhat, der in der englischen Armee die eingeborenen Hülfstruppen befehligte, hatte in der Nacht des 15. Oktobers 1842 die Engländer verlassen, und war zu dem Kriegshaufen seiner Landsleute übergangen; war aber später wieder als Gefangener in die Hände der Engländer gefallen. Er wurde verurtheilt: an die Mündung einer mit Kartätschen gefüllten Kanone gebunden zu werden, und so den Tod zu erleiden. Dies Urtheil hörte er mit der größten Selbstbeherrschung an, während seine Freunde schauderten, und selbst der englische General gerührt war. Der Delinquent trat festen Schrittes in das Quarré und erbat sich inständig als Gnade, nicht an die Kanone gebunden zu werden. Als man ihm dies gewährte, drückte er dem Profoß die Hand, ging dann muthig auf das furchtbare Geschütz zu, umschlang es mit beiden Armen, warf noch einen Blick zurück auf seine Freunde, und legte dann den Kopf an die Mündung. Kommando! Blitz! Rauchwolken! In den Gebirgen laut wiederhallendes Krachen und — der Kopf des Indianerhäuptlings war zerschmettert, und in alle Richtungen hin zerstoben.

Glückliches Begegnen. Vor den Thoren einer bekannten, preußischen Provinzial-Hauptstadt waren viele Arbeitsleute beschäftigt mit Ab- und Zuführen von Erde und Steinen. Wälle wurden aufgeworfen, Gräben und Verschanzungen angelegt, und auch Steinmetzer und Maurer sah man bereits in voller Arbeit mit ihren Werkzeugen und Geräthen; denn die der Gränze nahe gelegene Stadt sollte, in Folge höheren Befehles, auf das Stärkste befestigt, und so zur einstigen Schutzwehr des Reiches umgewandelt werden. Unter denen, die die Arbeiter zu beaufsichten hatten, befand sich auch ein Mann in ärmlicher Kleidung, dessen sonnenverbranntes Gesicht die Spuren eines mühsamen, arbeitsvollen Lebens zur Schau trug. Er mochte etwa 50 Jahre alt sein oder auch drüber, doch hatte er noch wenig gealtert, und seine militärische Haltung zeigte deutlich, daß er früher dem Soldatenstande angehört haben müße. Die wenigen ihm untergebenen Arbeiter schien er gar wohl in der Zucht zu haben, denn selten standen sie müßig, und wo dies etwa hier und da vorkam, da ermunterte er sie sogleich mit kräftigen Worten zur Thätigkeit. Die Sonne stand schon ziemlich hoch, es mochte bald Mittag sein, und von der Arbeit ermüdet setzte sich der wackere Veteran, um auszuruhen, auf einen umgelegten Karren, im Schatten eines alten Kastanienbaumes, und die kurze thönerne Pfeife in der linken Hand haltend, blies er behaglich die dicken Rauchwolken vor sich hin, ohne sich weiter um etwas zu bekümmern, als um seine Pfeife, und die ihm untergebenen Arbeiter. Da kam ein Spaziergänger aus der Stadt, in gewöhnlicher Kleidung an ihm vorüber, blickte ihm scharf ins Gesicht, kehrte dann in einiger Entfernung wieder um, und schritt abermals auf ihn zu. Die Züge des Fremden schienen dem alten Krieger nicht unbekannt; es tauchte in ihm auf, wie eine Erinnerung aus längst vergangener Zeit, an seiner Seele zogen die trüben und heiteren Bilder seiner Jugendjahre in raschem Fluge wieder vorüber, und mit einem Male ward es ihm klar, daß der Fremde in der bürgerlichen Tracht vormals ein Waffenbruder von ihm gewesen, und den Freiheitskampf mit ihm durchgekämpft habe; worauf er denn alsbald sich von seinem Sitze erhob, und dem ihm nun wohl bekannten Freunde im Tone der Verwunderung, recht nach treuherziger Soldatenmanier, zurief:

„Bist Du nicht ***?"

„Ja wohl bin ich es! und Du, bist Du nicht ***?" war die Antwort des Gefragten.

„Ob ich es bin!" versetzte hierauf in freudiger Überraschung wieder der Erste, „wir sind ja gute alte Bekannte; aber sag' mir nur, Kriegskamerad, wie kommst Du denn hieher? Es scheint Dir besser zu gehen, als mir, denn Du trägst ja merdsädsche Kleider! Siehst Du, so weit hab' ichs nicht bringen können; mir hat es vormals im Kriege besser geglückt, als jetzt im Frieden."

„Will Dirs wohl glauben," versetzte lächelnd der Andere, „und daß Du brav mitgefochten hast, kann ich Dir ehrlich und redlich bezeugen. Habe ich doch selbst Dir mein Leben zu verdanken; denn Du warst es ja, der an einem jener verhängnißvollen Tage, nichtachtend der Übermacht, den schweren Todesstreich von meinem Haupte abwehrte."

„Weißt Du das noch? Sie hatten es Dir freilich gut zugedacht; aber mach mir nur davon nicht viel Redens, denn dergleichen Vorfälle hatten wir ja alle Tage . . . ."

„Wackerer Kamerad, ich hatte mir viele Mühe gegeben, Dich wieder aufzufinden, um Dir für meine Lebensrettung zu danken, aber wir wurden gleich nach der Schlacht getrennt, und alle meine Nachforschungen um Dich blieben fruchtlos. Doch um so mehr freue ich mich jetzt, Dich wieder nach so langer Zeit hier zu sehen. Sprich, wie lebst Du? wie ist es Dir in der Zeit ergangen? Vielleicht ist es mir möglich, Dir noch, wenn auch spät, meine innigste Dankbarkeit auf irgend eine Weise an den Tag zu legen."

„Wie mirs geht? Nun, du lieber Gott! Das siehst Du ja wohl; schlecht und recht, — ich muß arbeiten vom frühen Morgen bis spät am Abend, und verdiene dabei kaum so viel, daß ich mich als ehrlicher Kerl durchschlagen kann. Ja, wenn ich einmal eine Stelle bekommen könnte, so als Unterförster, oder auch als Einnehmer, die mir nebst freier Wohnung so meine zehn Thaler monatlich einbrächte, da wäre ich geborgen für die Zeit meines Lebens, und wollt' mirs gar nicht besser wünschen. Aber mit solchen Anstellungen geht es heut zu Tage nicht mehr nach Verdienst; hat man keine Fürsprache, so bleibt man sitzen, und die jungen Federfuchser fangen einem die besten Stellen vor der Nase weg, während ein ehrlicher Soldat, der in der Zeit der Gefahr sein Blut fürs Vaterland hingeopfert hat, auf seine alten Tage noch um Tagelohn arbeiten muß, wenn er nicht verhungern will."

„Je nun, Kamerad, so schlimm wird es gerade nicht sein, wie Du Dir es da vorstellst, die braven Männer finden in Preußen noch immer ihr gutes Unterkommen; aber man kann es ja nicht Jedem gleich an der Nase ansehen, weß Geistes Kind als er ist. Drum gib Dich nur zufrieden; vielleicht werden Deine Wünsche früher in Erfüllung gehen, als Du vermuthest. — Wie stehts denn mit Deinen Schulkenntnissen? Kannst Du schreiben?"

„Nein, schreiben kann ich nicht. Zu unserer Zeit hatte mans ja damit noch nicht so genau genommen — aber beim Militär, da habe ich manchem Franzosen mit der Säbelklinge ein Andenken ins Gesicht geschrieben, daß er wohl seiner Lebtage mich nicht wird haben vergessen können."

„Das ist freilich nun wieder eine andere Schreibart, die sich im Frieden nicht gut anwenden läßt; darum eben ist's schlimm, daß Du Dir nicht die nöthigen Schulkenntniße, die bei einer Staatsanstellung unumgängliches Bedürfniß sind, eigen gemacht hast; indessen ist es doch vielleicht möglich, Deine Wünsche zu realisiren; besuche mich nur morgen zum Frühstück, da wollen wir denn das Weitere besprechen."

„Weiß ich doch nicht, wo Du wohnst; wie kann ich Dich denn besuchen?"

„Ich habe ein Zimmer im königlichen Schloße und meinen Namen weißt Du ja; Du darfst nur nach mir fragen, so wird man Dich zu mir weisen. Morgen früh um neun Uhr erwarte ich Dich; also auf Wiedersehn!"

Digitized by Google

„Kannst Dich darauf verlassen; ich werde mich pünktlich einfinden.“

Der Fremde nahm nach diesem Gespräch wieder seinen Weg nach der Stadt zurück, und der alte verabschiedete Kriegsmann schaute ihm gedankenvoll nach, indem er still vor sich hin murmelte: „Du wirst wohl auch nicht im Stande sein, einem alten Kriegskameraden wieder so recht ordentlich auf die Beine zu helfen.“

Am Morgen des anderen Tages, Punkt neun Uhr, fand sich unser Veteran verabredeter Maßen im Schloße ein, und sagte den ersten besten Bedienten, der ihm begegnete, nach dem Zimmer des Herrn ***. Sogleich wurde er in eines der freundlichsten Gemächer geführt, wo sein Kriegskamerad bei einer Flasche ächten Rheinweines ihn bereits erwartete. Herzlich hieß jener den Eintretenden willkommen; es wurde Frühstück servirt und beide setzten sich in alter Vertraulichkeit zusammen, ließen sichs wohl schmecken und plauderten dabei von der vergangenen Zeit, und von den glücklich überstandenen Gefahren ihres mühevollen Kriegslebens. Sie hatten schon die zweite Flasche ziemlich geleert, und unser Gast, des edlen Weines wohl seit langer Zeit ungewohnt, wurde mit jedem Glase munterer und gesprächiger, so daß der gastfreie Wirth seine Freude an ihm hatte, und oftmals herzlich lachen mußte über des alten Kriegskameraden gutmüthige und im höchsten Grade ungekünstelte Offenherzigkeit. — Nachdem Letzterer dem Freunde ein Langes und Breites erzählt hatte, über seine Schicksale und Erlebnisse seit dem letzten Feldzug, schloß er endlich seine eben nicht sehr gehaltreichen Mittheilungen mit dem Bemerken, daß er es doch auch einmal so weit bringen möchte, wie sein freundlicher Wirth, dem es hier recht gut und behaglich zu gehen scheine — „adee,“ fügte er noch hinzu, „jetzt muß ich wohl machen, daß ich fort komme, denn sonst trifft mich am Ende noch dein Herr, und der möchte wohl keine guten Augen dazu machen, wenn er bemerkte, wie wir hier schon seit einer Stunde mit einander pokulirt, und die Zeit unnütz verplaudert haben.“

„Sei unbesorgt,“ gab ihm der Andere zur Antwort, „vor meinem Herrn brauchen wir uns nicht zu fürchten, das ist ein gar guter Mann, der sich freut, wenn Andere sich bei einem Fläschchen Wein in Ehren vergnügen: darum bleib nur immerhin sitzen; ich will auch nachher sehen, was ich in Deiner Angelegenheit, wegen einer Anstellung als Unterförster für Dich thun kann.“

„Also meinst Du wirklich?“ erwiederte hierauf mit zufriedenem Lächeln der alte Kriegsmann und rückte dabei vertraulich näher. „Aber wirst du denn auch Wort halten, und ist es wahr, daß Du hie und da Deine Connexionen hast, durch die Du mir wirst zu dem bewußten Ämtchen helfen können?“

„Verlaß Dich darauf,“ antwortete lächelnd der Gefragte, „ich habe so meinen eigenen Einfluß, und wenn ich den geltend mache, dann kann es Dir mit der Anstellung nicht so leicht fehlschlagen. Komm! laß uns trinken auf eine glückliche Zukunft, und auf eine recht baldige Anstellung im Dienste unseres gerechten, allverehrten Königs!“

Lustig erklangen die Gläser, und ein kräftiger Händedruck dankte dem freundlichen Wirth für den gutgemeinten Wunsch.

„Nun sag mir aber doch,“ begann nach einer kurzen Pause, der seit langer Zeit nicht so froh gewesene Kriegsmann, „bei wem bist Du denn hier im Schloße, und was ist so eigentlich dein Geschäft? Wie's mir ergangen ist, und was ich jetzt treibe, habe ich Dir ausführlich genug erzählt, nun aber ist die Reihe an Die; darum heraus mit der Sprache! Dem Anscheine nach mußt Du gerade keinen sehr schweren Dienst haben.“

„Darüber kann ich Dich mit wenigen Worten aufklären,“ entgegnete rasch der Wirth, „ich bin der Obrigpräsident dieser Provinz.“ — und dabei schlug er den leichten Oberrock zurück, und zeigte dem erstaunten Freunde die mit Orden gezierte Brust.

Starr vor Verwunderung und Schreck saß dieser auf seinem Stuhle, und wußte in seiner Verlegenheit keine Worte zu finden, um bei dem so hoch stehenden Mann seine bisherige Vertraulichkeit möglichst zu entschuldigen. Aber der wahrhaft edle Präsident reichte dem ihn noch immer ergungslos Anstarrenden mit Herzlichkeit die Hand, indem er zu ihm sagte: „Wackerer Kriegskamerad! Warum mit einem Male so erstaunt? Die Wege des Menschen sind verschieden und oft recht wunderbar; — ohne Dich, mein Lebensretter, wäre ich wohl niemals zu solch hohee Stellung gelangt, und wäre jetzt schon längst vergessen mit all' den andern braven Kameraden, die fürs deutsche Vaterland gefallen sind. Darum bleibt es auch zwischen uns bei dem vertraulichen „Du,“ und was Deine Anstellung betrifft, so hoffe ich, daß Du nicht all zu lange auf die gewünschte Stelle wirst warten müssen. Damit Du aber nicht mehr genöthigt bist, um Tagelohn zu arbeiten, so will ich selbst meinem wackeren Freunde einen Monatsgehalt von 10 Thalern aussetzen, den Du so lange ungestört fortbeziehen sollst, bis sich eine passende Versorgung für Dich wird gefunden haben.“

Auf das Innigste gerührt und mit Freudenthränen in den Augen verließ hierauf der brave Veteran seinen edelmüthigen Kriegsgefährten; der Präsident aber hielt redlich Wort, und manches Mal unterhielten Beide sich auf das Vertraulichste über die Ereignisse der gemeinschaftlich durchlebten Kriegsjahre.

Obige Begebenheit soll sich wirklich, und zwar im Jahre 1841, ereignet haben. Wohl dem Lande, das seine wichtigsten Staatsämter mit solchen humanen edeldenkenden Männern besetzt hat. (Eisenbahn.)

Eine neue Höllenmaschine. Unsere Zeit ist so reich an Erfindungen, daß man heute Nichts mehr für unmöglich hält. Wenn sich aber der menschliche Geist, von allen Seiten gespornt und zu neuen Kraftanstrengungen angetrieben, in das todtbringende Gebiet der Kriegsmaschinen wirft, dann wird der Erfolg um so fürchterlicher. — Wir lesen so eben von einem neuen Zerstörungsgeschoße, das ein gewisser Kapitän Warner am 20. Juli d. J. in London zum ersten Male dem Publikum in seiner ganzen fürchterlichen Kraft zeigte. Die näheren Vorfälle bei diesem merkwürdigen Experimente waren folgende: Lange hatte der Erfinder kein Schiff bekommen können, an dem er sein Experiment hätte machen dürfen, endlich bot der reiche Schiffseigenthümer Somes dem Kapitän ein zwar altes, aber starkes und seetüchtiges Schiff, den „John O' Gaunt“ an, und schenkte es ihm. Um 5 Uhr nahm also das Dampfschiff „Wallace,“ auf welchem sich Warner befand und von welchem aus er sein Vernichtungswerk unternehmen wollte, das zur Zerstörung bestimmte Schiff „John O' Gaunt“ ins Schlepptau, und brachte es langsam auf die Höhe von Brighton. Es war bald 6 Uhr, als das Schiff der Batterie gegenüber anlangte, auf welcher sich Lord Ingestrie und noch zwei andere Seeoffiziere befanden, um verabredeter Maßen das Zeichen zum Beginne der Operationen gegen das Schiff zu geben. Um 6 Uhr gab Kapitän Waener sein Signal, daß er anzufangen bereit sei. Der „John O' Gaunt“ lag jetzt ungefähr 500 Schritte vom „Wallace.“ Endlich senkte Warner zum Zeichen, daß er beginnen wolle, seine Flagge; die Leute am Ufer aber verstanden sein Signal nicht, und so glaubte man schon die ganze Sache für ein Hirngespinnst erklären zu können, als plötzlich und wie mit Blitzes-Schnelle eine braundunkle Wolke das Schiff umkreiste, und ohne allen andern Lärm oder Knall, als das dumpfe Krachen des auseinander gerissenen Holzes, aus ihrem Schooße den Hauptmast mit allen dazu gehörigen Spieren in Stücke zersplittert hoch in die Luft schleuderte. In einem Regen von Trümmern fielen die Stücke rund um das Schiff herab, besonders aber auf den Hintertheil. Die dunkle Wolke wurde nun durch den Wind zerstreut, und man sah jetzt das Schiff sich so gewaltig nach der linken Seite neigen, daß Personen am Ufer durch die über den Luken befindlichen Öffnungen schauen und deutlich wahrnehmen konnten, daß ein großer Theil der rechten Steuerbordseite des Schiffes weggerissen war. Auch der Besanmast war ein wenig über dem untern Ende abgebrochen, der Vordermast aber, und die zwei andeern standen noch. Einen Augenblick nachher richtete sich das Schiff wieder auf, neigte sich dann ein Paar Sekunden rasch auf die andere Seite, und sank endlich bei fünf Fa-

Digitized by Google

den Wasser gerade 2½ Minuten nach dem Moment, wo es von dem furchtbaren Blitzstrahl der geheimen Kraft getroffen worden war. Noch vor einigen Minuten ein kräftig gezimmerter Bau, lag es jetzt auf dem Meeresgrunde, ein geborstenes Wrack. Bis jetzt war die staunende Menge stumm am Ufer gestanden; nun erschallten aber drei donnernde Beifallssalven für Kapitän Warner. Man kann sich nichts Entsetzlicheres denken, als diese geräuschlose, gänzliche Vernichtung eines festen Schiffes in so unglaublich schneller Zeit, ohne alle Umstände, die sonst eine solche Explosion zu begleiten pflegen. Keine Bombe ward geworfen, nichts Sichtbares war von dem Dampfschiffe abgeschossen worden, keine Kraft schien gegen das Schiff in Thätigkeit gewesen zu sein, und doch zerborst es viel schneller und kräftiger, als wenn alle Kanonen eines Linienschiffes auf einmal darauf gefeuert hätten. Für die Aechtheit der Erfindung zeugen die Zeugnisse mehrerer Männer vom Fach, die ihre entschiedene Überzeugung aussprachen, daß das Schiff nicht durch eine in seinem Inneren in Wirksamkeit gesetzte Kraft, sondern durch ein von Außen anschlagendes Zerstörungsgeschoß vernichtet worden sei. Die erwähnte dunkle Wolke war zerstäubtes Wasser, das rings in die Luft flog. Niemand durfte während des Experimentes auf dem Schiffe bleiben, selbst die Matrosen des „Wallace," auf dem sich Kapitän Warner befand, mußten unter das Verdeck. Worin die Kraft besteht, ist also bis jetzt noch ein Geheimniß, und der Erfinder verlangt von der englischen Regierung für dessen Offenbarung 100,000 Pfund Sterling, einen Betrag von beinahe 1,000,000 Gulden C. M. Warner machte sich, als man ihm zu seinem geglückten Versuche gratulirte, anheischig, mit seiner Zerstörungskraft, allein eine Meerenge gegen eine ganze Flotte zu vertheidigen, indem er, noch außer dem Bereiche ihrer Kanonen wäre, während sie schon von seinem Geschosse zertrümmert würden. Das Parlament verhandelt jetzt die Frage, ob man diesen enorm hohen Preis zahlen, oder überhaupt diese vielleicht prekäre Erfindung acceptiren solle, und noch ist bis jetzt Nichts entschieden. Wir werden darüber zu seiner Zeit das Nähere mittheilen.

Damen-Bibliothek.

Ein spaßiges Heirathsgesuch ist dieser Tage in einem deutschen Anzeigeblatte erschienen. Es lautet: Ein junger Mann, der kaum die Hälfte der Fünfzig überschritten hat, und verschiedenen gebildeten Ständen angehört, benützt den Weg der Öffentlichkeit, um sich eine Lebensgefährtin für seinen Privatgebrauch zu schaffen. Er vermag ihr zwar kein glänzendes Loos anzubieten, denn er hat nur ein paar lumpige Tausend Gulden jährlich zu verzehren, dafür sieht er aber auch bei seiner künftigen Gattin keineswegs auf Vermögen, sondern würde es nur sehr annehmlich finden, wenn sie ihm möglichst viel Geld zubrächte. Eine Hauptbedingung zur Annahme der Offerten, welche Zweifelsohne zahlreich einlaufen werden, ist noch, daß die Heirathslustige musikalisch gebildet und auf dem Clavier wenigstens ein weiblicher Liszt oder Thalberg sei. Nur so kann gegründete Hoffnung einer harmonischen Ehe gefaßt werden. Im Übrigen wird weder Wirthschaftskenntniß, noch Mathematik gefordert, dergleichen Kleinigkeiten finden sich von selbst, wenn der Ehestandswagen nur erst den Ruck bekommen hat, um auf der Lebenschaussée fortzurollen. Um den Heirathskandidaten einiger Maßen vor unnützen Spaßmacherein sicher zu stellen, werden von ihm in dieser Anzeigenheit nur frankirte Briefe angenommen. Die hierauf **reflektierenden** Damen hingegen werden die kleine Mehrausgabe nicht scheuen, um in Amors Tempel zu gelangen."

Die Reidowaczka, eine Schwester der Polka macht in London und Paris ein ungeheueres Furore. Beide verbreiten jetzt den Ruf Böhmens, ihres Geburtslandes, durch die ganze civilisirte Welt und vielleicht erleben wir noch einen Federkrieg um die Ehre der Erfindung dieser, wenigstens für die Unterhaltung aller Dandys, so gemeinnützigen und wichtigen Kunst.

Eine neue Wlasta. In Wetzlau (Preußen) war ein förmlicher Dienstmädchen-Aufstand. Ein Dienstmädchen, welche von seiner Herrschaft gestraft worden war, wurde von der Polizei eingesperrt, weil es nicht mehr zu letzterer zurückkehren wollte. Daraufhin versammelten sich alle Dienstmädchen des Städtchens vor dem Gefängnisse, und verlangten mit Geschrei die Freilassung ihrer Collegin, versuchten auch, obwohl vergeblich, die Erbrechung der Thüren und rumorten so lange auf dem Platze herum, bis die Kürassiere sie unter lautem Jauchzen der herbeigelaufenen Männerwelt, aus einander trieben. Ein Mädchen besonders soll sehr eifrig an einem Gesammtaufstande sämmtlicher dienstbarer Nymphen gearbeitet haben, und wird jetzt wahrscheinlich ihren verdienten Lohn erhalten.

Keine Liebe mehr. Jerome Gerdau, ein tapferer Soldat von der ersten Kompagnie der Garde-Grenadiere, hatte sich am 11. Mai 1801, kurz nachdem das Heer von einem siegreichen Feldzuge zurückgekehret war, durch einen Flintenschuß den Tod gegeben, weil er bei seiner Rückkehr die Geliebte, welche er in der Heimath zurückgelassen, mit einem Andern verheirathet fand. Darauf wurde folgender Tagsbefehl der Garde kund gemacht:

„Tagesbefehl. St. Cloud, 22. Floreal, Jahr IX der Republik (13. Mai 1801.). Der Grenadier Gerdau hat sich in Folge eines Liebesverhältnisses den Tod gegeben, war aber sonst ein tapferer, braver Soldat. Seit einem Monat trägt sich schon das zweite Ereigniß dieser Art beim Armeekorps zu; der erste Consul befiehlt also, in den Tagesbefehl der Garde zu setzen: daß ein Soldat den Schmerz und die Melancholie der Leidenschaften überwinden müsse, und daß eben so viel wahrer Muth darin läge, ein Seelenleiden mit Ausdauer zu ertragen, und sein Leben dem Vaterlande zu erhalten, als kühn und furchtlos dem Feuer einer mörderischen Batterie entgegen zu gehen. Dem Liebesgram sich ohne Widerstand überlassen; sich den Tod geben, um ihm zu entgehen, ist eine Feigheit, die eben so viel heißt, als das Schlachtfeld verlassen, ehe man besiegt worden."

„Bonaparte." „Bessieres."

Der Tagesbefehl that seine Wirkung, und niemehr hörte man von einem Selbstmord in der Armee.

Industrielle Interessen.

Der größte Schornstein. Auch die Schornsteine streben nach Vervollkommnung und keiner hat es wohl bis jetzt so weit gebracht, als der der chemischen Fabrik des Herrn Tennant in Glasgow. In dieser Fabrik werden Schwefelsäure, Soda und dergleichen Dinge bereitet. Die vielen schädlichen Dämpfe, die aus diesem Werke aufsteigen, konnten nicht hoch genug in die Luft hinaus geführt werden und der Besitzer entschloß sich daher, um Streitigkeiten mit seinen Nachbaren zu vermeiden, zu der Aufführung eines Riesenkamins. Das ganze chemische Etablissement des Herrn Tennant nimmt einen ziemlich bedeutenden Raum ein und von jedem der in den verschiedenen Abtheilungen befindlichen Feuer, führt ein unterirdischer Kanal zum Schornstein hin. Diese vielen gemauerten Kanäle vereinigen sich unter dem Boden zu einigen wenigen größeren, welche dann in den Schornstein selbst münden, der auf diese Weise den Rauch sämmtlicher Heerde auf einmal abführt. Wenn die Arbeiter in einen dieser Kanäle hinabsteigen und die Thüren nicht gehörig schließen, so finden sie zuweilen einen so starken Luftzug darin, daß sie sich zu halten haben, um nicht mit fortgerissen zu werden. Die Höhe des Schornsteines beträgt 435 Fuß. Es ist ein großer, runder, hohler Pfeiler, der sich nach oben zu verjüngt. Unten steht er mit einer sehr breiten Basis auf dem Boden. Die Mauern des inneren Kanals oder Hohlpfeilers sind unten sehr dick und werden nach oben hin immer dünner, jedoch sind sie selbst oben noch 16 Zoll dick. Dann sind sie unten durch eine zweite Mauer gestützt, die sie wie ein Mantel umgibt und die, wie ein Kegel, sich allmählich spitzend, ungefähr in der Mitte der ganzen Höhe den Pfeiler festschließt. Gewölbe verbinden und stützen im Innern sowohl den Mantel als den hohlen Kern.

Digitized by Google

Naturhiſtoriſche Novitäten.

Der Muna Roa auf Hawaii. Die Gruppe der Hawaii Inſeln, eine der beträchtlichſten in Oceanien, iſt wegen ihrer ausgedehnten Handelsverbindungen und der Fortſchritte ihrer Bewohner in der Civiliſation, die wichtigſte. Die ſüdlichſte und wichtigſte, Hawaii, welche ihren Namen dem ganzen Archipel gibt, erſtreckt ſich nicht weniger als 83 Meilen von Norden nach Süden, 62 Meilen von Oſten nach Weſten und hat im Ganzen 246 Meilen im Umfange. Obgleich ihre Berge hoch und vulkaniſch, ſind doch die Abhänge, welche bereits an der Küſte beginnen, ſanft. Die Höhe des Muna Kea, des Kulminationspunktes des ganzen Syſtems, iſt annäherungsweiſe auf 15000 Fuß geſchätzt worden. Der höchſte Vulkan nach dieſem, der Muna Roa, welcher mehr in der Mitte liegt, erhebt ſich 13175 Fuß über den Meeresſpiegel und ſein Krater mißt ziemlich drittehalb Stunden im Umfang. Weniger hoch iſt der Muna-hua-eacai, ebenfalls ein Vulkan. Im Januar 1843 gewährte der eben erwähnte Muna Roa durch einen gewaltigen vulkaniſchen Ausbruch ein eben ſo furchtbares als prächtiges Schauſpiel, wovon ein Augenzeuge, der Miſſionär Titus Coan, in einem Briefe Folgendes mittheilt: „Gott wirkt nicht allein Wunder in der moraliſchen und geſellſchaftlichen, ſondern auch in der phyſikaliſchen Welt um uns her. Sie haben von dem großen Ausbruch, unweit unſerer Station, im Jahre 1840 gehört. Eine andere Scene ähnlicher Art hat ſich in derſelben Entfernung von uns, aber in einer anderen Richtung, und zwar gerade im Rücken dieſer Niederlaſſung, neuerdings ereignet. Am 10. Januar 1843, gerade bei Tagesanbruch, entdeckten wir ein ſchnelles Ausſtrömen einer flüſſigen brennenden Maſſe, ziemlich nahe am Gipfel des Muna Roa, in einer Höhe von ungefähr 14000 Fuß über dem Meeresſpiegel. Dieſe Eruption nahm mehrere Wochen hindurch mit jedem Tage zu, gewaltige Maſſen glühender Lava emporſchleudernd, die auf allen Seiten des Berges in glühenden Strömen herabfloß und Himmel und Erde mit einem breiten Feuerſchein überzog. Dieſes Schauſpiel dauerte ſo lange, bis die geſchmolzene Fluth zwanzig bis dreißig Meilen weit auf dem Abhange des Berges und quer über die Ebene, welche ſich zwiſchen den Baſen des Muna Roa und des Muna Kea ausbreitet, vorgeſchritten war. Einige Wochen darauf drangen wir in Geſellſchaft eines Herrn Paris, des Miſſionärs für Kau, eine Station ſüdlich von der unſrigen, durch einen tiefen Wald, welcher zwiſchen Hilo und dem Berge liegt und erreichten die ausgeſtrömte Maſſe, die wir bis zum Gipfel des Vulkans verfolgten, wo wir über Quelle, einen ungeheueren Krater inmitten ewigen Schnees entdeckten. Über die Oberfläche des Berges ſtrömte jetzt keine Lava mehr herab; wohl aber hatte ſich in einer Tiefe von 50 oder 100 Fuß ein unterirdiſcher Kanal gebildet. Dieſer Kanal war verglaſt und durch den furchtbaren Schlund ſtürzte die feurige Maſſe mit einer Schnelligkeit von 20 engliſchen Meilen (vier deutſche Meilen) in der Stunde, vom Gipfel des Berges bis zu ſeinem Fuße herab. Wir kannten die unterirdiſche Feuerfluth

Digitized by Google

durch mehrere weite Öffnungen in dem Abhange des Berges deutlich wahrnehmen, während dieselbe unterhalb unserer Füße mit furchtbarer Gewalt vorwärts strömte. Unsere Wanderung war mit ziemlicher Gefahr und unbeschreiblicher Ermüdung verbunden; allein wir bedauerten keinen Augenblick, sie unternommen zu haben und traten mit tiefer Ehrfurcht von der Größe und Allmacht Gottes unseren Rückweg an."

Kunst-Interessen.

Byrons Statue. Im englischen Oberhause gab es eine sehr lebhafte Verhandlung über die Aufstellung der Statue Byrons in der Westminsterabtey. Man kennt die Anklagen, welche wider den großen Dichter im Punkte der Religion geltend gemacht werden. Es geschah auch hier, namentlich von Seiten des Bischofs von London, der die feste Hoffnung aussprach, es würde nie die Erlaubniß zur Aufstellung der Statue in der Westminsterabtey gegeben werden. Ganz anderer Meinung war Lord Brougham, der unter Anderem sagte: „Lord Byron, dessen Genie der Nation, welche ihn geboren, für ewige Zeiten zur Ehre gereicht, hat mich vielfach und in ungestümster Weise angegriffen. Nichtsdestoweniger glaube ich, daß, wenn für meine Wenigkeit irgend die Hoffnung vorhanden wäre, auf die Nachwelt zu kommen, so wird es eben nur durch die Stelle möglich sein, die ich in den Schriften des großen Mannes einnehme." Diese Erklärung wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen und man hofft demnach, bald diesen Streit entschieden zu sehen.

Kuriositäten.

Der abstrakte Violinspieler des zwanzigsten Jahrhunderts.

Merkwürdige Verwandtschaft. In England verheirathete sich vor Kurzem eine vierzigjährige Witwe mit einem noch jungen Manne, und ward Mutter. Am Tage ihrer Niederkunft verheirathete sich ihre Tochter erster Ehe mit einem Witwer, dem Vater ihres Mannes. Auf diese Weise wurde jene Frau die Großmutter ihres eigenen Mannes und die Urgroßmutter ihres eigenen Kindes. Da nun der Sohn einer Urgroßmutter nothwendiger Weise der Großvater oder Großoheim von deren Urenkel sein muß, so war dieses neugeborne Kind eigentlich sein eigener Großvater.

Joseph II. und sein Minister. Als der Kaiser im besten Zuge war, unter den Verwaltungsbeamten aufzuräumen, schrieb er an den ungarischen Hofkanzler, Grafen Esterhazy, um ihn über die Subalternen seines Departements, die man etwa nicht sehr nothwendig brauchte, auszuhelen. Der Graf begab sich auf der Stelle zum Monarchen und stellte ihm mit ruhigem Ernst vor, daß er aller dieser Personen zum Besten des Dienstes bedürfe; daß sie in den Geschäften die eifrigste Thätigkeit bewiesen und eher Belohnungen, als eine Verminderung ihres Gehaltes verdienten; der Kanzler fügte noch hinzu: „Ich darf Ew. Majestät versichern, daß in meinem ganzen Departement nur Einer überflüssig ist." — „Nun, wer ist das?" fragte der Kaiser. — „Ich, Sire," erwiederte der Graf. — Diese Antwort, eben so ehrenvoll für den Minister, der sie gab, wie für den Fürsten, zu dem er mit so edler Offenheit sprechen durfte, ging dem Kaiser nahe. Er schwieg eine Weile, überhäufte dann den Grafen mit den schmeichelhaftesten Äußerungen seines Wohlwollens und ließ seine Kanzlei auf dem alten Fuß.

Die Reiterstatue James II.

Wir geben hier die getreue Abbildung einer Statue, die zwar jetzt nicht mehr existirt, aber einer alten Abbildung getreu entnommen wurde. Es ist die Statue des, als kaltblütiger Held und Tyrann, bekannten englischen Königs James II. Sie wurde im Jahre 1685 aufgestellt, jedoch drei Jahre darauf im Jahre 1688 vom Londoner Pöbel zerstört und ins Wasser geworfen. Nachher wurde sie aus dem Wasser gehelt und in Glocken umgeschmelzen.

Spanischer Stolz. Carl IV. von Spanien fragte eines Tages im freundschaftlichen Gespräch den Herzog von Medina Celi, von wie viel Schlössern, Burgen und Städten er der Eigenthümer wäre. „Neun Hundert neun und neunzig, Sire," war die Antwort des Granden. „Und warum," frug der König, „kaufen Sie nicht noch Eins dazu, um die Zahl tausend

Digitized by Google

voll zu machen?" — „Weil," entgegnete, sich stolz aufrichtend, der Herzog, „das Aussprechen dieser Neun Hundert, neun und neunzig, viel länger dauert, als das eines Tausends."

Ein sonderbares Anerbieten. Da es stets die Pflicht und Aufgabe der Buchdruckerkunst ist, ein Organ des Einzelnen für die Öffentlichkeit zu sein, so halten wir es für unsere Pflicht, folgenden schriftlich an uns gelangten Antrag hiemit dem Publikum zu übergeben. Er lautet:

„Werther Herr!"

„An Allem ist Böhmen reich; es hat eine große Zahl von Dichtern, Humoristen und Künstlern u. s. w.; doch fehlt noch ein Mensch, um die Zahl der Vollkommenheiten unseres Vaterlandes voll zu machen. Hat England einen tättowirten Menschen, kann London sich mit ihm rühmen — warum sollte Deutschland nicht auch Einen haben? — Dieser Antrag ist es, der mich bestimmt, Ihnen zu schreiben; nämlich: ich will mich tättowiren lassen und bitte Sie daher, es in Ihr Bild und Leben zu stellen. Würde sich Jemand, als ein Theaterdirektor u. s. w. verbindlich machen, mich tättowiren zu lassen; so geschieht selbes auf seine Kosten und ich verlange Nichts, als einen Entschädigungsbetrag von 200 Gulden Conv. Münze; dafür bekömmt er dann von den Einkünften meines öffentlichen Auftretens, während einem halben Jahre die Hälfte."

Sollte also Jemand unserer verehrten Herren Leser geneigt sein, auf eine oder die andere Art in diese Vorschläge einzugehen, so ersuchen wir um die frankirte Mittheilung derselben und werden sie dann sogleich an den Einsender dieses gewiß merkwürdigen Antrages expediren und zu seiner Zeit darauf die Antwort ertheilen.

Der große Treffer.

Juchhe! Die Zeitungen sind Goldes werth,
Die solche frohe Nachricht bringen —
Der Treffer ward mir endlich doch bescheert,
Juchhe! Ich muß vor Freuden springen.

Schon ward ich meiner letzten Thaler los,
Die Gurgel und Lott'rie verschlungen.
Nun sitz' ich wieder in Fortuna's Schoos
Jetzt wird gejubelt und gesungen.

Heroischer Entschluß. Am 14. Februar 1650, also nach dem dreißigjährigen Kriege, faßten die Deputirten des fränkischen Kreises auf der Versammlung zu Nürnberg den Beschluß, daß, um die Bevölkerung, welche durch die Gräuel des dreißigjährigen Krieges sehr zusammengeschmolzen war, wieder zu steigern, in den Jahren 1650—1660 Jünglingen und Jungfrauen die Aufnahme in den geistlichen Stand verweigert sein solle und daß es jedem Manne erlaubt sei, zwei Frauen zu heirathen. Nun ist die Frage, ob nicht durch dies Gesetz mehr Männer am Gallenfieber starben!

Drei schlimme Dinge. Der „Dorfbarbier" meint: Drei Sachen wären sehr arg: Wenn einem Verleger die Auflage liegen, einer Mutter die Tochter sitzen und unseren Lesern der Verstand still stehen bleibt."

Gut erklärt. Zwei Berliner Choristen lasen im Theater ein angeschlagenes Reskript, an dessen Ende das Loco sigilli durch ein (L. S.) angedeutet war. Während Beide sich die Köpfe zerbrachen, was diese Buchstaben bedeuten sollten, trat einer ihrer Collegen hinzu und sagte: „O, Ihr dauert mir; wißt Ihr denn nicht, daß damit der Regisseur gemeint ist?" — Er erhob sich auf seinen Absatz und sprach mit gravitätischer Miene: „Das L. S. heißt: Louis Schneider."

Die Lehmkur. Ein Pariser Arzt, Dr. Plaisant, hat eine neue Heilmethode ins Leben gerufen, welche man die Lehmkur nennt. Plaisant basirt seine Theorie darauf, daß mehrere Stämme südamerikanischer Wilden Lehmklöße genießen, die Vögel aber häufig Lehmsand aufpicken und sich dadurch den Magen reinigen. Wie die Wasserdoktoren den Magen des Menschen mit Wasser auswaschen, so will er den Magen mit Lehm ausscheuern. Er will alle möglichen Krankheiten mit Lehm kuriren, der bald als Dekoct bald als Pillen, bald als Pflaster, Clystier, Bad, kurz in jeder Weise ange-

Digitized by Google

wendet werd. Vielleicht sehen wir auch bald in Deutschland, wo es jetzt so viel Wasserheilanstalten gibt, Lehmkuranstalten entstehen.

Frankreichs Wohlstand! Der „niederträchtige Courier" gibt folgende Statistik von Frankreichs zunehmendem Wohlstande (prosperité toujours croissante der jüngsten Thronrede). Das Kaiserreich zog Steuer ein in einer Minute 1150 Franks, in einer Stunde 78,500 Franks, in einem Tage 2,100,000 Franks, in einem Monat 62,500,000 Franks und in einem Jahre 750,000,000 Franks. — Die Restauration erhöhte die Steuer und so kam in einer Minute aufs ganze Reich eine Steuer von 1935 Franks, in einer Stunde 116,665 Franks, in einem Tage 2,800,000 Franks, einem Monat 83,333,335 Franks und einem Jahre 1,000,000,000 Franks, oder eine Milliarde. — Im Julikönigthum endlich kostete die Minute 2900 Franks, die Stunde 175,000 Franks, der Tag 4,200,000 Franks, der Monat 125,000,000 Franks und das Jahr 1,500,000,000 Franks oder 1½ Milliarde.

Die drei Räuber. Ein amerikanischer Milizen-General, der seine Tischgesellschaft gern mit seinen Heldenthaten unterhielt, erzählte, daß er unlängst auf einer Inspektionsreise von drei Räubern angefallen worden sei. Zwei der Räuber habe er sofort mit seinen Pistolen niedergestreckt, den Dritten aber mit dem umgekehrten Peitschenstock erschlagen. Jedermann bewunderte und belobte die seltene Bravour und Geistesgegenwart des Generals. Plötzlich ergriff ein anwesender Fremder das Wort und erzählte, daß ihm ganz dieselbe Geschichte passirt wäre. Auch er sei von drei Räubern angefallen worden, von denen er zwei mit seinen Pistolen erlegt habe. Hier stockte aber der Fremde und schien mit der Sprache nicht recht heraus zu wollen. „Eh bien! der Dritte?" rief der tapfere General, „wie ward's mit dem Dritten?" Da zog der Fremde sein Taschentuch hervor, hielt es vor die Augen und schluchzend von der Tafel stürzend, rief er: „Ach Gott, ach Gott! der Dritte tödtete mich selbst!"

Das Vogelschießen in Basel zieht auch diesen Sommer viele Fremde dorthin. Die Engländer fehlen natürlich dabei nicht. Mehrere haben sich einscheiben lassen, um beim Scheibenschießen mit um den Preis zu schießen. Man weiß, daß auch die Fremden das Recht dazu haben; doch kann der erste Preis, der ungefähr 1000 Thlr. an Werth ist, nur von Einwohnern gewonnen werden. Einer dieser Engländer ist daher in Basel Bürger geworden, um auch diesen Preis beanspruchen zu können. Er befindet sich seit 6 Wochen in Basel, wohnt dicht am Schießplatze und übt sich alle Tage vom Morgen bis zum Abend. Zwei Diener sind stets beschäftigt, ihm die Waffen zu laden und nichts kann ihn von diesem Vergnügen abbringen.

Witz-Blitze.

Das Wochenblatt einer deutschen Stadt enthielt unlängst folgende Bekanntmachung: „In Betracht dessen, daß der Raum auf dem hiesigen Gottesacker für den Bedarf jetziger Zeit nicht mehr zureicht, sollen von heute an, nur wirkliche Stadtkinder sammt deren Familien daselbst begraben und für alle übrige anderweitige Fürsorge getragen werden. Wer daher jetzt begraben zu werden wünscht, hat sich dieserhalb ungesäumt beim Kirchner zu melden."

Ein Lehrer sagte zu seinen Schülern: „Meine lieben Kinder, wenn ich euch examinirt werde, so gebt auf jede meiner Fragen gehörig Bescheid. Auf Fragen, die ihr nicht beantworten könnt, schweigt; denn mir ist eine schweigende Antwort lieber, als gar keine."

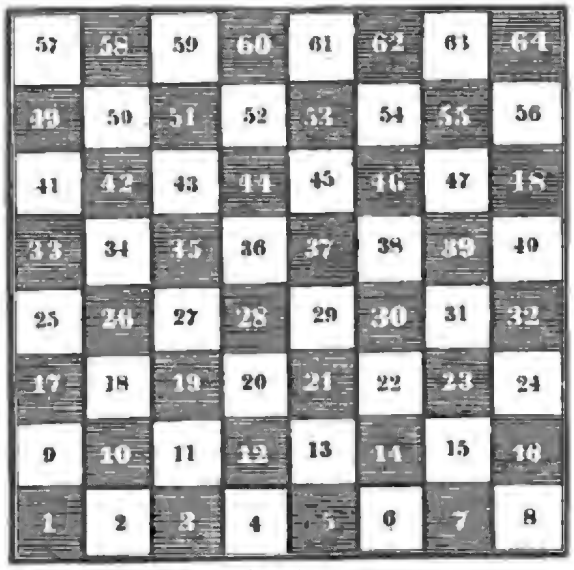
Ein junger Mann, den sein Vater persuadiren wollte, ein vierzigjähriges Mädchen zu ehelichen, antwortete ihm: „Es geht nicht; meine zukünftig sein Sollende ist für mich schon zu alt und, was noch schlimmer ist, für den Tod zu jung."

Schach-Aufgabe Nro. 6.

Weiß hat den Zug und macht Schwarz in neun Zügen matt.

Weiß.	Schwarz.
König 19.	König 49.
Dame 27.	Dame 35.
Laufer 16.	Bauern 44, 50.
Roß 42.	
Bauern 10, 34.	

Schwarz.



Weiß.

(Die Auflösung folgt im nächsten Hefte.)

Auflösung der Schach-Aufgabe Nro. 5.

Weiß.	Schwarz.
Bauer von 33 — 41.	Thurm von 56 — 48.*)
„ „ 41 — 49 †	König „ 58 — 49.
Thurm „ 4 — 1 †	König „ 49 — 58.
Laufer „ 59 — 50	Kein Zug kann das Matt decken.
Thurm „ 1 — 57 matt.	

*) Hätte Schwarz, anstatt dieses Zuges, den Laufer mit dem Könige genommen, so zieht der Bauer von 41 — 49 und giebt alsdann unrettbar im dritten Zuge matt.

Auflösung der Doppel-Rösselsprungs-Charade im 5. Hefte.

Eingesandt von Herrn Anton Duchet, gewesenem Feldwebel bei der k. k. Baron von Trapp Grenadier-Division.

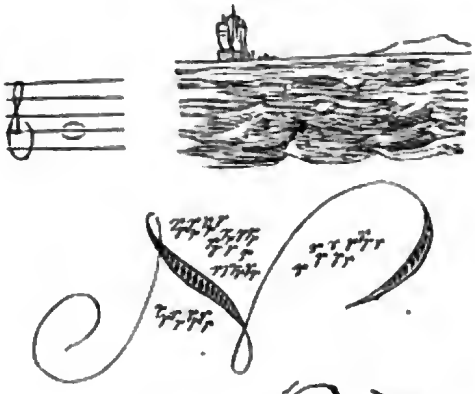
Als Riese bin ich auf dem Libanon,
Als Zwerg die höchsten Gipfel ich bewohn'
Auch bin ich oft auf Felsen und an Flüssen,
Ermattet, — kannst du ruh'n zu meinen Füssen.
Im Frühlingsschmuck erwarten dich die Zweiten
Um Wonne deinen Sinnen zu bereiten
Auch werden sie den arbeitsamen Händen
Gar manches für den leckern Gaumen spenden;
Mein Erstes muß des Zweiten Schmuck erheben
Den Waldbewohnern Schutz und Nahrung geben.
Das Ganze ist ein Ort, den Jeder kennt
Wohin das Volk in dichten Massen rennt.

(Die Auflösung der Charade folgt im nächsten Hefte.)

Digitized by Google

Rebus Nro. 7.

(Ein Lebenssatz.)



A. J. W.

Rebus Nro. 8.

(Sprichwort.)

A. J. W.

Rebus Nro. 9.

(Reminiscenz für Österreichs Veteranen.)

J. P.

Auflösung des Rebus Nro. 5.

Häuslichkeit ist das Thermometer der Liebe nach der Heirath.

Auflösung des Rebus Nro. 6.

Ein Künstler-Vierblatt ist: Nemberg, Thalberg, Dreyschock, Liszt.

Digitized by Google

Der lahme Eckensteher in Paris.

(Beschluß.)

Es war das letzte Jahe meiyer juridischen Laufbahn, ls meine beiden Eltern fast zu gleicher Zeit plötzlich erkrankten. Obwohl ihre Krankheit im Anfange unbedeutend schien, so wurde sie doch bald bedenklich. Dee Ärzte Kunst vermochte nicht das zu geben, was die Natur versagte Meine Muttee starb. Ich weinte an iheem Saege Thränen des aufrichtigsten Schmerzes, denn sie war mie immer eine gute liebevolle Mutter gewesen. Auch mein Vater folgte ihr bald. Auf seinem Todtenbette speach ee zu mir: „Lieber Feitz! auch ich folge deinee Mutter und lasse Dich allein. Du bist nun Herr eines bedeutenden Veemögens, das ich im Lause meines Lebens für dich ehrlich erworben habe. Habe stets Gott voe Augen, und vergesse nie die Ermahnungen und Leheen deiner Eltern.“ Er wollte noch weitee reden, allein die Stimme versagte ihm schon. Ee segnete mich noch, legte sein Haupt zurück und starb. Meine Betti half mir treulich meinen Schmerz um den elterlichen Verlust ertragen.

Ich nahm sie nebst iheee Muttee zu mie, und nun lebten wir ungestört beisammen, uns unserer Liebe nue erfreuend. Mein Vater hatte in Folge seiner plötzlichen Erkrankung und seines schnellen Todes kein Testament hinterlassen. Ich war mündig, und konnte somit die Nachlassenschaft meines Vaters im Besitz nehmen, die nicht unbeträchtlich war, über **160000** Gulden nämlich in baarem Gelde und Wechseln, und ein zinsenreiches Haus in der Vorstadt. Ich hatte nun bald auch die Rechte absolvirt, und ward unbesoldetee Practikant bei einer Stelle. Betti's Liebe und Aufmerksamkeit gegen mich vermochte mich, sie zu ehelichen. O unglücklicher Schritt! Schmach und Schande über die gleißnerische Schlange, die mich verführte! Doch ich war nun verheeathet, hatte meinen Eltern kein Gehöe gegeben, und ward unglücklich. — Zwei Jahre vergingen mie an Betti's Seite freudenvoll. Wir fuhren mit einander auf Bälle und Concerte, Theater und Assembleen. Alle ihre Wünsche eefüllte ich auf das genaueste.

Die Sonne des ersten Maitages ging auf. Lange hatten die Wiener keinen so schönen Tag gehabt, wie diesen. Die Sonne glänzte so milde und freundlich am wolkenlosen Himmel. Ein sanftee Zephie erquickte mit seinem Hauche. Alles jubelte und freute sich des neuen Frühlings. Ich lag am Fenster, und sah hinab in den Hof. Der Kutscher wusch den erst gekauften, prächtigen Phaeton, der Stallknecht putzte das polnische Pferdgeschier, und meine dänische Königsdogge scheezte mit Bettis Möpschen. Sie aber ließ sich eben ankleiden; denn wir wollten den Beginn des holden Maimondes feiern, und an Peacht und Elegantz der Wienee Noblesse nicht nachstehen. Meine Taschenuhr gab die neunte Stunde an; da öffnete sich die Thüre zu Bettis Ankleidezimmer und sie trat geschmückt und reizend, wie eine Göttin, heraus. Ein rosafarbenes Kleid, mit drei Reihen dee feinsten Brüssler Spitzen garnirt, umgab ihre schlanke Taille. Das blonde Lockenköpfchen beschattete ein florentiner Hut, mit Mirabeau-Federn geziert. Das Kammeemädchen trug ihr einen echten Kaschemir Shwal nach. Ich hatte ihr diese drei Stücke erst unlängst zu ihrem Geburtstage übeereicht. Nachlässig hing sie sich in meinen Arm, und wir gingen hinab in den Gartensalon, um dort zu frühstücken. Die zwei feurigen Meklenburger Hengste standen schareend und ungeduldig im Portale. Endlich kamen wir. Mein Jäger und Betti's Jokei öffneten den Kutschenschlag, wir stiegen ein, ein Peitschenknall ertönte, und dahin flogen die Mecklenburger im easchen Galoppe. Neugierig gaffte uns die Menge nach. Wie frühstückten noch ein-

Digitized by Google

mal im Peatee à la forchette, und zu Mittag tafelten wir beim Jahn im Augarten.

Dort war es, wo wir die Bekanntschaft eines ungarischen Barons machten, von dem sich die Ursache meines Unglückes beschreibt. Der Baron, ein elegant gekleideter junger Mann mit einer schönen Schnurr- und Knebelbarte zeichnete, meine Betti mit ausnehmender Freundlichkeit aus und ich bekam nur selten ein Paar Worte von ihr. Es kam zum Zahlen. Er griff in die Tasche, und ein ungarischer Fluch glitt über seine Lippen: „Verzeihung, schöne Dame!" begann er verlegen zu Betti, „ein fataler Dämon ließ mich heute meine Börse vergessen." Ein Wink von Betti sagte mir, was ich thun sollte. Ich zahlte. Er bot mir einen Ring zum Pfande, den er sich morgen auslösen wollte. Ich nahm ihn aber nicht an, und gab ihm die Adresse von meinem Hotel. Den ganzen Abend wich er nicht von unserer Seite. Abends beim Scheiden drückte er Bettis Hand und versprach, den andern Tag zu kommen. Er hielt Wort. Von diesem Tage an gewahrte ich in Bettis Benehmen gegen mich immer mehr und mehr Kälte, welche bei des Barons täglichem Erscheinen immer zunahm. Mit jedem Besuche ward er zuvorkommender und gefälliger gegen Betti, und machte ihr auch öfters kleine Geschenke. Im Anfange widmete ich den Besuchen des Barons keine Aufmerksamkeit; ich sah in ihm einen Hausfreund und ließ ihn seine Besuche fortsetzen. Sein Benehmen gegen mich war stets artig und freundlich, so daß ich keinen Argwohn gegen ihn haben konnte. Doch, wie die Schlange sich um den im Grase liegenden, arglosen Schläfer windet, und nur auf einen günstigen Augenblick wartet, um ihm einen tödtlichen Biß zu versetzen: so auch der Baron. Er wußte sich durch sein süßes, freundliches Betragen meine Liebe und Freundschaft zu erwerben, und ich, gläubiger Thor, hielt es für baare Münze! Weiß Gott, ich hätte für ihn Gut und Leben geopfert. Doch der Schein trügt — sagt ein Sprichwort — mich hat er fürchterlich getäuscht. —

Schon einige Zeit machte mich Fanni, Bettis Kammermädchen auf den Baron aufmerksam. Allein ich lachte sie immer nur aus. Wie konnte ich mir so etwas denken? Seit unserer Verehelichung hatte ich Betti keinen Grund gegeben, mit mir unzufrieden zu sein. Alles, was sie wünschte, was ich ihr nur an den Augen ansah, erhielt sie.

Es war Zeit zum Frühstücken, als ich, wie gewöhnlich, nach Bettis Ankleidezimmer ging, um sie zum Frühstücke abzuhohlen. Ich stand schon vor ihrer Thür, und war eben im Begriffe, hineinzugehen; doch halt, leises Geflüster vernahm ich; allein kein Wort konnte ich verstehen. Ich wähnte, daß etwa Betti mit ihrem kleinen Mopse kose, und blieb stehen, weil ich sie nicht stören wollte. Horch! — da hörte ich deutlich die Worte: ewige Liebe. Nein, das war zu stark. Wie konnte sie mit ihrem Mopse von ewiger Liebe sprechen? Ich drückte auf. Himmel, was sah ich! den Baron zu ihren Füßen. Die fürchterlichste Wuth ergriff mich bei diesem Anblicke; doch vermochte ich kein Wort über meine Lippen zu bringen. Wie weiland Loths Weib stand ich versteinert in der Thür, während der Baron aufgesprungen war, und knapp an mir vorbei sich fortgeflüchtet hatte.

„Nur nähee," begann Betti spöttisch mit lachender Miene, „du bleibst ja draußen stehen, als wäre meine Nähe unheilbringend?„

„Dieser Anblick," stotterte ich.

„Hat dich so verwirrt gemacht? — Ich glaub' es gerne. Doch, sei getrost. Der Baron will Morgen in „Kabale und Liebe" zum erstenmale als Ferdinand auftreten, und da hat er denn seine Stelle bei mir memoriet. Oder," fuhr sie nach einer kleinen Pause, in welcher ich sie zweifelhaft ansah, fort, und streichelte mir das Kinn, — „oder zweifelst du an meiner Liebe? Das wäre schrecklich." Sie schwieg, und senkte das Köpfchen. Mir kam es vor, als träten Thränen in ihre blauen Augen.

„Nein, bei Gott, das nicht, Betti!" fuhr ich auf, „aber der Baron?"

"Ist ein verliebter Geck, dem man seine Verliebtheit schon zu Gute rechnen muß. Geh Feig — wer wird so albern sein. Dieser Kuß (sie küßte mich) mag dir ein neuer Beweis sein, wie ich dich liebe."

Ich war versöhnt, der Baron war wirklich als Ferdinand aufgetreten, und hatte großen Beifall geerntet, und so hielt ich denn Bettis Worte für wahr.

Ein bösartiger Fieber hielt mich, kurz nach der beschriebenen Scene, wochenlang ans Bette gefesselt. Die Aerzte hatten Betti verbothen, mich zu besuchen. Sie hielt auch treulich Wort, und ließ sich nur durch Fanni öfter nach meinem Befinden erkundigen. Endlich war ich genesen. Doch durfte ich noch immer nicht das Zimmer verlassen. Meine Frau war, da es Sommer war, nach Baden gegangen, und auch ich wollte nach meiner Quarantaine zu ihr. Der Aezt sprach mich von meiner Gefangenschaft frei. Ich bestieg den Wagen, und eilte auf den Flügeln der Sehnsucht nach Baden. Viel zu langsam rollte mir der Wagen dahin. Ach! hatte ich doch neun Wochen Betti nicht gesehen. Die Kutsche hielt, ich war vor dem Hause, wo sie wohnte. Mit Blicken der Liebe sah ich zu den Fenstern empor, um ihr Gesicht zu erspähen; aber alles war verschlossen. Hastig zog ich die Klingel. Die Beschließerin erschien. Ich fragte nach meiner Gemalin. Das Weib zuckte die Achseln, und gab mir einen versiegelten Brief. Ein schrecklicher Gedanke durchzuckte wie ein Blitzstrahl mein Gehirn; Ich flog die Treppe hierauf, und öffnete den verhängnißvollen Brief. Er enthielt:

„Mein krüppelhafter Ehegenoß!

Daß ich dich nicht als Liebe heirathete, wirst du wohl eingesehen haben; denn was soll einem Mädchen von 18 Jahren ein lahmer Mann. Nur dein Geld konnte mich zu diesem Schritte verleiten. Die Bekanntschaft des Barons war mir erwünscht, und deine Blödigkeit an jenem Morgen mir ein Triumph. Um aber mir, dir und ihm eine fatale Scene zu ersparen, so machten wir beide uns aus dem Staube und lassen dir das Nachsehen. Adieu! — Noch eins. Du wirst nach mir nicht viel aufzuräumen haben, denn ich habe bereits dafür gesorgt. Allein zu einer Krankenwärterin tauge

Digitized by Google

ich nun einmahl nicht. Der Postillon bläst; tröste dich, wie ich mich zu trösten suchen werde. Deine Betti."

Der Brief entfiel meinen Händen. Ich aber sank halb ohnmächtig in einen Sessel zurück. Mir schien es unmöglich. Wohl zwanzigmahl las ich den Brief; aber ich fand immer die nämlichen Worte, denselben Sinn. O mir brannte es fieberhaft im Gehirne! Konnte denn eine so schwarze Seele in einer so schönen Hülle wohnen? — Ich sah im Zimmer herum. Wo waren die schönen Meubeln, Silbergeräthschaften und Juwelen? Ja, sie hatte sie aufgeräumt! — — Trostlos jammerte ich fort, verfluchte mich und sie. Da traten die Gestalten meiner geschiedenen Eltern vor mich hin. Sie drohten mir mit ihren dürren Händen. Da fielen mir ihre Worte, ihre Ermahnungen ein. Ach, hätte ich ihnen doch Gehör gegeben! O mir geschah recht! —

Es war Abend. Die Sonne sank hinter die Berge. Der Kuhhirt trieb seine Herde vorüber, und blies die Melodie von Raimunds Aschenlied. Ich weinte wie ein Kind, denn mir fiel die Vergänglichkeit alles Irdischen ein. Um keinen Preis litt es mich länger in Baden. Noch in der Nacht eilte ich in die Stadt zurück. Bald hatte sich das Gerücht von der Flucht meines Weibes wie ein Lauffeuer durch die Stadt verbreitet, und ich sah mich von Gläubigern umeungen, sah Schuldbriefe mit meiner Unterschrift, von denen ich nie das Geringste gehört hatte. Jetzt war das Maß meines Unglückes voll. Hatte ich auch Alles verloren, so wollte ich doch den ehrlichen Namen meines Vaters nicht brandmarken. Noch hatte ich ja ein Haus, das rein und schuldenfrei war. Ich verkaufte es und bezahlte die Gläubiger. —

Meines Bleibens in meiner Vaterstadt war nicht mehr lange; denn ich glaube, jeder könnte meine Schande mir auf der Stirne lesen. Mein Vater hatte einen reichen Bruder in Paris. Ich reiste mit dem Wenigen, was mir noch übrig geblieben war, kümmerlich dahin, und fand den Onkel — todt. Da er selbst Kinder und andere arme Verwandte hatte, so war für mich hier keine Aussicht. Ich nahm den Namen Dedien an, und wurde ein ehrlicher Eckensteher. Hier in Paris, sah ich Betti noch ein Mahl an der Seite ihres Buhlens. Sie figurirte im Theater St. Martin. Ach was litt ich nicht bei ihrem Anblicke! Ich eilte nach der Vorstellung auf die Bühne, um der Falschen Vorwürfe zu machen, und den schändlichen Buben für sein Verbrechen zu züchtigen. Schon hatte ich sie erreicht, und im Gefühle meines Zornes wollte ich den Stock erheben; da erkannten sie mich. Ein heftiger Faustschlag, den mir der vagabondirende Baron ins Gesicht gab, machte, daß ich sinnlos zu Boden stürzte; sie aber entflohen. Seit dem Tage wurde mir das Leben immer lästiger, die Menschen mir verhaßt. Wären meine Grundsätze in der Religion nicht fest genug gewesen, fürwahr, die Fluthen der Seine hätten mich schon längst begraben. Meine Geschichte ist zu Ende."

Mit zitternder Hand stand noch unten geschrieben:

"Bald bin ich wieder mit dem Schicksale ausgesöhnt. Nur wenige Stunden, ich fühle es, habe ich noch zu leben. Ich verzeihe dem buhlerischen Weibe und ihrem Verführer, und hoffe jenseits ein besseres Leben zu führen."

Das waren Dediens Schicksale, die ich, seinem eigenen Wunsche gemäß, der Welt mittheile. Möchte doch die Erzählung derselben in den Herzen der Leser nicht ohne Früchte bleiben!

Armuth der Gelehrten.

Ein Bild aus dem Leben.

Der geistreiche Heydenreich hat in seiner Philosophie über die Leiden der Menschheit,[1]) Anekdoten über Verirrungen, Ausschweifungen und unglückliche Schicksale der Gelehrten gesammelt und der Armuth literärischer Celebritäten eine Seite gewidmet. In neuerer Zeit stellte der Verfasser der literärischen Merkwürdigkeiten[2]) eine Reihe im Nothstande versunkener Gelehrten in seinem interessanten Werke auf, um deren Namen sich der Lorbeer der Unsterblichkeit schlingt, und deren Werke die Fundgrube des Reichthums ihrer Verleger geworden. Auch wir wollen die bewegten Momente aus den häuslichen Verhältnissen einiger berühmten Namen dem freundlichen Leser mittheilen.

Camoens[3]) der unsterbliche Dichter der Lusiade, litt längere Zeit den größten Mangel an den ersten Bedürfnissen des Lebens, bis er als Bettler in dem Hospitale zu Lissabon die letzten Seufzer verhauchte. Diese Nachricht, die lange unbekannt war, findet sich in einem Exemplare der ersten Ausgabe der Lusiade — gegenwärtig im Besitze des Lord Holland — von der Hand des Geistlichen eingeschrieben, der ihm in der letzten Stunde beistand, und von ihm das Buch, das Letzte, was er besaß, zum Andenken erhielt. Die Schrift endet mit den Worten: „Der Arme starb im Krankenhause zu Lissabon. In seiner Krankheit hatte er kein Hemd und nach seinem Tode keinen Bettlacken (una savana), seine Leich

[1]) Neue vermehrte Auflage Leipzig 1808. Professor Heydenreich starb 1801.

[2]) Curiosities of Literature. By J. D. Israeli. Paris chez Bautri 1835. Vergleiche die vortreffliche Recension in den Wiener Jahrbüchern der Literatur B. 73 von Littrow.

[3]) Camoens zog sich durch eine Satyre (Disparates in India) den Haß des Vicekönigs zu und wurde nach Macao verwiesen, wo er die Lusiade

zu bedecken." — Camoens war nicht nur der größte Dichter Portugals, er hat auch die portugiesische Flotte in Ostindien (i. J. 1533) zu einem entscheidenden Siege geführt. Als sich nach seiner Zurückkunft ein Edelmann (fidalgo) gegen ihn beklagte, daß er, der doch früher so viel Verse geschrieben, noch keine auf ihn gemacht habe, sagte er: „früher war ich jung, gesund und verliebt dazu, da flossen die Verse wie von selbst; aber jetzt sind alle meine poetischen Adern vertrocknet. Seht da meinen Japanesen [1]: er will Geld, um mir heute das Zimmer zu heitzen, und ich habe nichts." Nach seinem Tode nannten ihn die Portugiesen bald den Großen bald ihren Virgil und errichteten ihm ein prächtiges Denkmal.

Torquato Tasso [2], der das Genie Camoens besang, schmachtete, wie er, in seiner letzten Lebenszeit in drückendster Armuth. Sein Mangel erstreckte sich auf die nothwendigste Bekleidung und drängte ihn Almosen zu erbitten. [3]

In Momenten fröhlicher Laune konnte er dennoch über seine Dürftigkeit scherzen. In einem Gedichte bittet er seine Katze, Abends nicht auszugehen, um, da er keine Kerze kaufen könne, mit ihren Augen zu leuchten, wenn er seine Verse schreiben wolle. Der Cardinal Cinzio Aldobrandini, einer seiner wohlwollenden Gönner bereitete für ihn die Krönung mit dem Lorbeer auf dem Kapitole vor; aber die Freude dieses feierlichen Aktes entzog ihm der Tod (1595) in seinem zwei und fünfzigsten Lebensjahre. Das treffendste Lob zollt ihm Anton Borremansius (gest. 1683). „Er hatte" — sagt er — „Trost genug; denn sich selbst genügend, hielt er nicht Armuth, sondern Reichthum für eine schwere Last." [4] Nach einer Reihe von Jahren setzte ihm eine spätere Generation ein ausgezeichnetes Denkmal.

Ariosto, Tasso's berühmter Vorgänger, klagt in seinen Satyren bitter über die Fesseln, die ihm Armuth und Abhängigkeit anlegen. Erst einige Jahre vor seinem Tode (geb. 1474. gest. 1533.) gelangte er zum Besitze eines kleinen Häuschen in Ferrara, das er Parva sed apta (klein aber bequem) nannte, und so oft mit ihm über dieses sein Tusculum gesprochen wurde, bemerkte er mit Stolz: daß er es ohne fremde Hilfe mit seinem eigenen Gelde erkaufte. Die scherzhafte Frage eines Edelmannes, wie sich für einen Mann, der in seinen Werken manchen großen Wunderpallast herstellte, so eine Hütte schicke? beantwortete er: daß Steine zusammen setzen und Wöeter zusammen fügen, nicht gleiche Arbeit sei. [5] Und diese Hütte kaufte die Gemeinde zu Ferrara, bewahrt sie als ein Gemeingut und zeigt sie mit Stolz den Fremden nach Jahrhunderten.

Vaugelas (Claude Fabre de geb. 1584 gest. 1649) der feinste Schriftsteller der Franzosen, der in seinen Remarques sur la langue francaise die Reinheit seinen Muttersprache auf die Stuffe der Vollkommenheit stellte, starb in tiefster Armuth; die Begräbnißkosten konnten nur durch ein hinterlassenes Manuskript — seine Übersetzung des Quintus Curtius, an welcher er dreißig Jahre mit besonderer Vorliebe arbeitete, und die den Stempel der Meisterschaft trägt — gedeckt weeden.

Corneille, der berühmte Schöpfer des Cyd, stolz und frei, ungeschickt Reichthum zu erweeben und zu erhalten, fühlte öfter den Druck des Mangels. Auf einem Spaziergange in dem königlichen Garten zu Versailles traf Ludwig XIV. Racine, und fragte ihn nach literärischen Neuigkeiten. Racine erzählte: er komme von einer höchst betrübenden Scene, einem Besuche bei Corneille, den er krank, ja lebensgefährlich getroffen, und der nicht einmal im Stande sei die Suppe zu bezahlen, die er sich aus dem Gasthause holen ließ. Der König brach das Gespräch ab, senkte den Kopf und entfernte sich. Am Abends desselben Tages eehielt Corneille durch einen Diener des Monarchen eine bedeutende Unterstützung.

Le Sage, der Verfasser des klassischen Gil-Blas, [6] des Diable Boiteux und anderer mit Witz und Heiterkeit

---

an welcher er 30 Jahre gearbeitet haben soll, vollendete. Man zeigt in der Nähe dieser Hauptstadt der chinesischen Provinz Canton, die Grotte Camoens, wo er dieses Epos, das die Eroberung Ostindiens durch Vasco de Gama besingt, gedichtet habe. Ihm wurde im Jahre 1569 die Rückkehr nach Lissabon erlaubt, und erst 1572 erschien die Lusiade mit einer Dedication an den König Sebastian, wofür er eine lebenslängliche Pension von 25 Thlr. erhielt.

[1]) Diesen treuen Sklaven brachte er aus Indien mit, der des Nachts in den Strassen bettelte, um das Leben seines Herrn zu fristen.

[2]) geboren 1511.

[3]) In einem Briefe vom Jahre 1590 bittet er um eine Unterstützung von 2 Thalern.

[4]) Dialogi de poetis et prophetis, Amst. 1678. p. 17.

[5]) Porvi le pietre e porvi le parole, non è il medesimo.

[6]) Die deutschen Feuilletonisten erzählen in den jüngsten Blättern, dem Blakwood-Magazine die Behauptung nach: der Verfasser des Gil-Blas sei nicht Le-Sage, sondern ein (?) spanischer Schriftsteller Don Antonio de Solis, und bemerken, daß die Gründe dafür nicht schwach seien. Diese Behauptung, deren Gründe nicht mitgetheilt werden, ist ein kühner Blätterraub an dem Lehrer des Le-Sage. Den Ruhm des spanischen Dichters und Geschichtschreiber Don Antonio de Solis y Ribadeneira hat die Literaturgeschichte aufbewahrt; seine bedeutenden Werke sind: Historia de la conquista de Méjico; — El templo del dios de la guerra; — Presagios de la ruina del imperio méjicano; — Evacuacion de Méjico por los Espannoles; — Fin de la retirada de Otumba. Die meisten dieser Werke schrieb er als Historiograph beider Indien, wozu ihn die Regentin im Jahre 1661 ernannte. Von seinem poetischen Talente zeigen auch seine Varias poesias sagradas y profanas, und unter seinen dramatischen Gedichten ist das gelungenste Alcaçar del secreto. Wäre das Original des Gil-Blas spanisch und von Antonio de Solis; so wäre dieses geistreiche Werk gewiß nicht aus der spanischen Literatur und ihrer Geschichte verschwunden, was bei der Berühmtheit und Stellung des angeblichen Verfassers um so weniger eintreten konnte, und der ehrliche Le-Sage, der bei seiner Armuth, den Preis von 100,000 Franks, welche ihm von den Financiers für die Unterdrükung seines auf sie gemünzten satyrischen Stückes Turcaret geboten wurde, ausschlug, hätte gewiß nicht seine Uebersetzung als Original eingeschwärzt.

Digitized by Google

gefärbten Romane und Lustspiele, genoß bloß eine kleine — von seinem freundlichen Gönner Abbe de Lyonne ausgesetzte — Pension von 600 Livres, und deckte seine übrigen Bedürfnisse durch die damals geringen Honorare der Bühnendirektoren und seiner Verleger. In seinem hohen Alter, lebte er fremder Hilfe entblößt, von der Unterstützung seines Sohnes, der als Schauspieler den Namen Montménil führte, und starb (1747) im neun und siebenzigsten Jahre arm an Glücksgütern und reich an Nachruhm.

Joost van der Vondel, der Shakespeare der Holländer, lebte dürftig von dem Fleiße seiner Gattin und dem Erträgnisse einer Krämerbude, die sie besorgte, starb in Armuth im zwei und neunzigsten Lebensalter, [1]) und wird nun als Zierde seines Landes vergöttert.[2]) Sein Sarg — bemerkt der englische Verfasser der literärischen Merkwürdigkeiten — wurde von vierzehn holländischen Dichtern getragen, die wahrscheinlich alle — seine Armuth, wenn auch nicht sein Talent mit ihm theilten.

Johann Kepler,[3]) der Zeit- und Geistgenosse Tycho Brache's, der Begründer der Dioptrik (Lehre von der Strahlenbrechung), der Theorie des Sternrohrs, der die Gesetze der Planetenbewegung um die Sonne entdeckte, die Kometenbahnen berechnete und die Astronomie mit wichtigen Beobachtungen bereicherte, konnte nur für seinen Geist, doch nicht für seinen Körper Nahrung finden. Obwohl auf Empfehlung Tycho Brahe's als kaiserlicher Mathematiker angestellt, war seine Besoldung theils zu gering, theils durch die Unruhen des dreißigjährigen Krieges in's Stocken gerathen. Er ernährte sich kümmerlich als Arzt und Astrolog, in welcher Eigenschaft er in die Dienste Wallensteins trat, mit dessen Katastrophe auch seine Nahrungsquelle versiegte. Er starb in Armuth.

Im Jahre 1808 wurde ihm zu Regensburg ein Monument gesetzt.

Der geistvolle Kästner, als Mathematiker und Epigrammatist gleich berühmt, verewigte auch seine Armuth im nachstehenden Sinngedichte.

„Er wußte nur die Geister zu vergnügen,
D'rum ließen ihn die Körper ohne Brod."

Die Kartenschlägerin.

Ich befand mich vor einigen Jahren in der Grafschaft Clara, in Irland, einige Meilen von der Mündung des Schanon. Ich war gesonnen, den Fluß hinab zu fahren und dann meine Reise bis zur Insel Scerry zu verlängern, deren Ruinen ich schon in der blauen Ferne sich zeichnen sah. Während ich so auf und ab ging, um eine Barke zu finden, wurde ich von einer jungen, ungefähr zwanzigjährigen Frau angesprochen. Ihr rother Unterrock, ihr Pelzmantel und ein kleiner weißer Hut auf ihrem Kopfe zeigten zur Genüge, daß sie der Aristokratie des Dorfes angehöre. „Patrick Inagrault, ihr Mann," sagte sie und bei den letzten Worten schlug sie die Augen nieder, „lade mich ein, in der niedlichen Hütte, die ich vor mir hätte, zu übernachten."

Ich dankte der schönen Bäuerin für die mir zugedachte Ehre, lehnte es jedoch ab, indem ich sie von meinem Vorsatze in Kenntniß setzte.

„Aber!" entgegnete sie, „Sie können ja nicht eher wegfahren, als bis die Ebbe vorüber ist und die jetzt auf dem Sande liegenden Schiffe flott sein werden. Indessen können Sie bei uns ausruhen; mein Mann ist selbst Fischer und kann sie dann hinfahren, wohin Sie wollen . . ."

Die Einladung wurde so höflich und mit so angenehm klin-

[1]) Geb. 1587, gest. 1679. Vondel war eigentlich ein gebeorener Deutscher, indem er zu Köln am Rhein das Licht der Welt erblickte, und erst durch Einwanderung seiner Eltern Holländer wurde. Seine Anhänglichkeit am deutschen Rhein, beweist sein vortreffliches Rheinlied (S. Holland in den Jahren 1831 und 1832 von Ludolf Wienberg 2. Band Hamburg 1833) aus welchem nachstehende Strophe in der Uebersetzung mitgetheilt wird:

O schöner Rhein, mein Jugendtraum,
Soll ich von fern dein Lob besingen,
Der ich gespielt an deinem Saum?
Du kannst aus Schweizer Alpen springen,
Du Ader von dem schönsten Weib,
Der Donau Bruder, du nach Norden,
Nach Osten sie, aus einem Leib
Entsprungen, und sich fremd geworden,
Von einer Mutter in Regen, Schnee
Und Eis geboren auf der Höh'. —

[1]) Als dramatischer Dichter ist sein Meisterwerk: Palamedes, oder die unterdrückte Unschuld. Sein Trauerspiel: Gysbrecht van Amstel, eine Art Ritterstück aus Amsterdams Vorzeit, läßt der Patriotismus der Amsterdamer Kaufleute — wie Wienberg erzählt — noch alljährig zu Weihnachten über die Bretter schreiten.

[3]) Geboren zu Weil im Würtembergischen den 27. Dezember 1571, gestorben zu Regensburg den 15. November 1630.

Digitized by Google

gender Stimme gesprochen, daß es mir unmöglich war, sie abzuschlagen; selbst, wenn ich Lust dazu gehabt hätte. Ich folgte also meiner Führerin und trat nach einigen Minuten in eine Stube, worin sich eine ungefähr fünfzigjährige Matrone befand, die emsig strickte. Sie saß in einem breiten Lehnsessel, an einem kleinen, eichenen Tische; neben ihr stand ein junger Mann; wie ich später erfuhr, der Mann der jungen Bäuerin. Die Reinlichkeit und Ordnung schienen in diesem Hause schon seit langer Zeit ihren Wohnsitz aufgeschlagen zu haben: man bemerkte selbst in der Stellung der Möbel eine gewisse Art Luxus, die dem Auge wohlthat. Während ich so mit neugierigem Blicke durch das Zimmer streifte, bemerkte ich an der Wand ein Medaillon an einem blauen Bande hängen. Ich trat näher heran und las auf der andern Seite „Trafalgar" auf der anderen das Datum des Todes Nelsons.

„Jetzt sehe ich erst," sprach ich voreilig, indem ich mich an die junge Frau wandte, „daß Euer Mann seinem Lande tapfer gedient hat."

Sie lachte und betrachtete ihren Mann mit schelmischen Blick.

„Warum lacht ihr?" frug ich sie.

„Weil," antwortete sie verwirrt, „mein Mann, außer einigen Fahrten am Bord des Packetboots von Dublin nach Liverpool, seinem Lande nicht mehr gedient hat, als ich."

„Vielleicht," fügte die alte Frau hinzu, „denkt sie auch an das Alter, das ihr Mann haben müßte, wenn er diese Schlacht mitgefochten hätte."

Ich stotterte verwirrt einige Entschuldigungen, um meine chronologische Ignoranz wieder gut zu machen, als die junge Frau näher auf mich zu trat.

„Diese Medaille," sprach sie mit gesenktem Blick, „gehörte meinem Vetter Dorgan, dessen Witwe hier sitzt," und zeigte mir die Matrone.

„Das war eine Ehre," erwiederte ich, „auf die er sein ganzes Leben lang stolz sein konnte."

„Gewiß; doch wäre dies so ruhmvolle Ehrenzeichen beinahe die Ursache seines schmählichen Todes gewesen. Doch ich sehe eben, daß meine Tante sich anschickt, das Zimmer zu verlassen. — Arme Frau! Diese Geschichte, in der sie eine so große Rolle spielt, würde sie zu sehr angreifen, wenn ich sie in ihrer Gegenwart erzählte."

Meine Neugierde war aufs Äußerste gespannt; nach einigen Augenblicken entfernte sich die alte Frau und die junge Bäuerin begann ihre Geschichte:

An einem düsteren Herbsttage hatten sich die Fischer in der kleinen Bay von Fodhra zum Muschelfang versammelt, als ihnen ein Zeichen von Wachtthurme die Nachricht gab, daß ein Schiff im Anzuge sei. Wir standen damals mit Frankreich in Krieg; man nahm also aus Furcht von einer feindlichen Überraschung große Maßregeln; doch das Schiff zog gleich auf die ersten Signale des Wachtthurmes die englische Flagge auf. Kurze Zeit darauf segelte es in die Bucht hinein und alsbald fuhr ein am Bord des Schiffes ausgesetztes Boot einen jungen Matrosen ans Land, der von seinen Gefährten mit einem herzlichen Händedruck Abschied nahm. Die Luft war rein, die Landschaft schön; er schlenderte also, wohlgemuth ein lustiges Liedchen trällernd, langsam an der Küste fort und traf nach einigen Schritten mit einem Manne zusammen, der denselben Weg ging.

„Welcher ist der kürzeste Weg," frug er ihn, „um nach Carrigaholt zu kommen?"

„Der, worauf Ihr seid," antwortete der Angesprochene. „Master Dorgan," fügte er noch hiezu, „weißt du, daß du für einen Mann, der das Marschiren nicht gewöhnt ist, schnell genug gehst."

Dorgan wandte sich, erstaunt über diese Anrede, um und erkannte alsbald in dem Manne seinen Jugendfreund Paddy.

„Ah! Du bist's, Paddy," rief er fröhlich aus, indem er ihm die Hand reichte, „ich bin erfreut, dich wieder zu treffen."

„Ich auch," erwiederte Paddy mit einem tiefen Seufzer. „Du zweifelst vielleicht an meiner Freude," fuhr er fort, „und nicht mit Unrecht; denn du hast gewiß den Schwur nicht vergessen, mit dem ich einst gelobte, mich an dir zu rächen . . . Doch seit deiner Abreise, lieber Dorgan, hat sich alles geändert . . ich habe die kleine Jenny Zoughlen, die der eigentliche Zankapfel unseres Streites war, schon längst vergessen. Das arme Mädchen! . . O! Das war kein Glück für uns Beide, sie kennen gelernt zu haben! — Als ihr Vater sie dir versagt hatte, reistest du ab und ich! . . . Doch willst du Dorgan, daß ich dir erzähle, was sich während deiner Abwesenheit im Dorfe zugetragen?"

Dieser Vorschlag wurde von Dorgan mit Vergnügen angenommen nnd so schritten sie neben einander einher.

„Erinnerst du dich noch," sprach Paddy, „der Schule und des Schulmeisters Dondald? Wie er uns auf die Finger klopfte und uns für die paar Schillinge, die er von unseren Eltern monatlich erhielt, so weidlich durchprügelte! . . Doch du hattest wenigstens Etwas davon; du wurdest ein Studierter; du konntest lesen uud schreiben und Meister Dondald wußte bald nicht mehr, als du: das war es auch, was dir die Liebe Jennys verschaffte, der schönen Jenny mit den großen blauen Augen und den kirschrothen Lippen. Erinnerst du dich daran?"

Der junge Matrose seufzte mit wehmüthigen Blick auf diese schöne Vergangenheit zurück.

„Als nun der alte Zoughlen, ihr Vater," fuhr Paddy fort, „dir ihre Hand versagt hatte, wagte ich den Antrag und glaubte vielleicht glücklicher zu sein, weil ich reicher war; doch ich täuschte mich: Master Zoughlen stieß mich hart von sich und jagte mich aus seinem Hause."

„Ist Jenny noch frei?" frug Dorgan mit Unruhe.

„Ja; und man munkelt sogar, daß sie sich nur deinethalber nicht verheirathet habe."

Das Herz des jungen Matrosen begann bei dieser Nachricht, freudiger zu schlagen; denn nun hoffte er, daß der alte Zoughlen seinen Bitten nicht mehr wiederstehen würde, besonders, da er im ehrenvollen Dienste fürs Vaterland eine nicht unbedeutende Summe zusammengebracht hatte. Nach diesem

Digitized by Google

Gespräch trennten sich die beiden Freunde und Dorgan setzte seinen Weg mit verdoppelter Eile fort.

Mit dem Einbruch der Nacht bedeckte sich der Himmel mit Wolken und die Dunkelheit wurde bald so stark, daß Dorgan sich verirrte. Er irrte so mehrere Stunden herum, als er plötzlich auf eine leere Scheune stieß, in der sich noch etwas Stroh befand. Er warf sich darauf und verfiel sogleich in einen tiefen Schlaf. Am Morgen wurde er durch ein Geräusch von Tritten erweckt; gleich darauf traten zwei Frauen, die er der Dunkelheit halber nicht sehen konnte, in die Scheune und blieben unweit von ihm stehen. Die Stimme der Einen hatte etwas Rauhes, Gemeines, während die der Anderen sanft und melodisch klang.

„Jetzt ists schon eine Stunde, daß ich auf Euch warte," schrie die Jüngere verdrießlich. „Ich habe schon drei Meilen gemacht, um Euch hier zu treffen und habe noch eben so viel zu machen, um nach Hause zu kommen, ehe der Vater aufgestanden ist. Wenn er wüßte, daß ich hier war, Gott! Wie wollte er grollen? Warum kommt Ihr so spät?"

„Zürnen Sie mir nicht, mein gutes Kind," antwortete die Alte, „ich bin schon hochbejahrt und Sie sind jung. Ach! Mein schönes Kind, wenn die Jahre Ihr schönes Haar so gebleicht haben werden, wie sie es mit dem meinen thaten, werden Sie gewiß auch die Nächte nicht so kurz finden."

„Genug davon . . . Ihr sagtet mir gestern in der Küche, als Ihr bei meinem Vater wart, daß Ihr Geheimnisse offenbaren könntet, die nur von euch gekannt wären . . ."

„Ich wiederhole es, ja," sprach die Alte.

„Wohlan denn, so sagt mir" — und hier zitterte die Stimme des jungen Mädchens etwas — „so sagt mir, ob ich einen Geliebten habe. Ich will nach dem, was Ihr mir antworten werdet, sehen, ob ich zu Eueren Worten Zutrauen haben kann"

Dorgan dachte in seinem Verstecke, daß man eben in der geheimen Kunst nicht sehr erfahren zu sein brauchte, um diese Frage zu beantworten.

„Geben sie mir Ihre Hand," sprach jetzt die Alte zu dem jungen Mädchen; dann herrschte eine Pause von einigen Sekunden. „Ihr Herz," sprach sie endlich, „gehört nicht mehr Ihnen; der, den Sie lieben, ist ein junger Mann: er ist ziemlich weit entfernt von hier."

Die Sybille schien recht gerathen zu haben; denn bei den letzten Worten stieß die junge Fragerin einen Schrei der Überraschung aus.

„Das ist wahr!" sprach sie, zufriedengestellt. „Jetzt sagt mir aber, wie es ihm geht. Denkt er an mich? — Wenn Ihr mir etwas Gutes sagt, so sollt ihr noch eine halbe Krone haben."

„Ach! Mein liebes Kind," erwiederte die Alte beleidigt, „das Geld kann hier nichts thun; und wäre Ihre Börse so voll, wie die des Königs, sie könnte das Böse nicht in Gutes verwandeln."

Bei diesen Worten hörte Dorgan, wie die Alte hastig die Karten durcheinander mischte.

„Jetzt will ich Ihnen sagen, ob Ihr Geliebter noch an Sie denkt. Wenden Sie sich gegen Sonnenaufgang und ziehen Sie eine Karte. Was ists für Eine?"

„Carreau König!"

„Gut, noch Eine!"

„Coeur-As!"

„Immer besser. Noch einmal: das ist die Letzte."

„Pique-Dame!"

„Das sind Sie selbst, mein Kind; es geht prachtvoll. Ihr Geliebter liebt Sie noch immer mit demselben Feuer; Sie werden ihn wiedersehen; denn nun, da er reich geworden ist, kömmt er, um Sie zu heirathen."

„Dank! Dank! meine gute Frau," rief das junge Mädchen mit freudig bewegter Stimme. „Lebt wohl! . . . es ist schon spät; ich weiß nicht, ob ich noch vor dem Aufstehen meines Vaters zu Hause komme."

„Noch einen Augenblick: Sie vergessen die halbe Krone, die Sie mir versprachen."

„Hier ist sie und Ihr sollt noch mehr bekommen, wenn sich das realisirt, was ihr mir verkündigt; wenn Ihr mich aber betrogen habt, so wünsche ich, daß Euch Gott vergebe."

Nach diesen Worten entfernte sich das Mädchen mit schnellen Schritten. Jetzt trat erst Dorgan aus seinem Versteck heraus und konnte bei dem hereinbrechenden Tageslichte das alte Weib betrachten; sie wickelte das Geld sorgfälig in ihr Schnupftuch ein und schob es dann in den Busen . . . nie hatte er noch eine häßlichere Figur gesehen. Ihre stieren Augen, die gebräunte Haut, die breiten Falten, die ihre Physiognomie durchschnitten, ihre bunt zusammengeflickten Kleider, so wie die beinahe nackten Füße verriethen zur Genüge das traurige Handwerk, dem sie sich ergeben hatte. In einem an ihrem Arme hängenden Korbe trug sie verschiedene Kleinigkeiten, als: Zwirn und Nadeln, die sie den Bäuerin anbot, um sich Eingang in die Dörfer zu verschaffen, wo sie sicher war, viele Clienten zu bekommen. Sie erbebte vor Schreck, als sie jetzt Dorgan von dem Stroh aufstehen sah, das ihm zum Nachtlager gedient hatte; doch erholte sie sich bald und versuchte mit ihm ein Gespräch anzuknüpfen.

„Sagt mir," schrie Dorgan sie an, „wer ist das junge Mädchen, mit dem Ihr jetzt spracht?"

Die Alte beobachtete Dorgan bei dieser Frage mit spähendem Blick.

„Herr Matrose," sprach sie nach einem kurzen Stillschweigen, „sollten Sie vielleicht die Absicht haben, mich beim Gerichte anzugeben?"

„Nein, meine gute Frau, ich habe diese Frage nur aus Neugier gestellt." Bei diesen Worten nahm Dorgan sein kleines Paquet und schickte sich an, seinen Weg fortzusetzen.

„Herr Matrose," schrie die Alte, wollen Sie Ihre Zukunft erfahren?"

Dorgan lachte.

„Gute Frau," antwortete er, „Ihr habt euch da an den schlechten Mann gewandt; ich glaube nicht an Euere Kunst. Ihr könnt nicht die Geheimnisse des Himmels kennen."

„Ich sage auch nicht, daß ich es kann; doch dieses Spiel

Digitized by Google

Karten kann es. Bis jetzt weiß ich noch nicht, wer Sie sind; doch sollen mir's meine Karten gleich sagen."

Die Alte zog schon die Karten aus ihrem Korbe hervor und begann zu mischen.

„Und wie viel fordert Ihr für Euere Prophezeiung?" sprach Dorgan, der die Neugierde in sich erwachen fühlte.

„Diesen Dollar, der hier in Ihrem Knopfloche an einem blauen Bande hängt; mit dem wöre ich zufrieden."

„Was Ihr für einen Dollar haltet, ist eine Medaille," sprach Dorgan lachend: „das ist meine Medaille von Trafalgar. O! meine gute Alte, für alles Gold in der Welt wollte ich mich ihrer nicht entrauben; urtheilt nun, ob ich sie für eine Prophezeihung hingäbe?"

Die Kartenschlägerin wich bei diesen Worten einen Schritt zurück; das Erstaunen malte sich in ihren sonnenverbrannten Zügen.

„Sie sind also einer der Matrosen des tapfern Nelson?" sprach sie ehrfurchtsvoll.

„Ja, meine Gute, ich habe unter seinem Befehle am Bord der Victory gedient."

„O! in diesem Fall verlange ich gar Nichts und will Ihnen Ihr Schicksal umsonst verkünden."

Doch lehnte Dorgan dies Anerbieten ab und gab der Alten eine Krone, die er aus seiner Tasche zog. Sie hieß ihn alsogleich sich gegen Sonnenaufgang zu stellen, und überreichte ihm das Spiel Karten. Dorgan zog den Treffe-Buben.

„Schlimm! schlimm!" schrie die Alte, indem sie die Karte wieder unter die anderen steckte. „Wir wollen sehen; ziehen Sie noch einmal; vielleicht sind Sie dies Mal glücklicher."

„Dorgan gehorchte; doch, sonderbar! Es was dieselbe Karte, derselbe Bube, der ihm das erste Mal in die Hand gekommen war.

„Ist das von schlimmer Vorbedeutung?" fragte er die Alte, die bedenklich mit dem Kopfe schüttelte.

„Ja wohl; und wenn Sie noch einmal eine schlechte Karte ziehen, so wird Ihnen in Kurzem ein Unglück begegnen. Ziehen Sie! Ich wünsche Ihnen gut Glück."

Dorgan zog. — Man stelle sich sein Erstaunen vor; diese Karte war wieder derselbe Bube, den er schon zwei Mal gezogen hatte.

„Euer ganzes Spiel Karten," schrie er unmuthig, „ist wohl nur aus Treflebuben zusammengesetzt?"

Doch die Alte breitete ihre Karten vor ihm aus: das Spiel war complet.

„Herr Matrose!" sprach sie endlich, Dorgan fest anstarrend; „ich wünsche, daß Sie durch Ihre Klugheit das Unglück abwenden mögen, was Ihnen droht. Leben Sie wohl! wir sehen uns noch."

Bei diesen Worten wickelte sie die Karten in ein Stückchen Papier, steckte sie in den Korb und war verschwunden.

Williams war nicht abergläubisch; doch hatte dieses kleine Abentheuer so etwas Sonderbares, daß ihm nicht recht wohl zu Muthe war: unaufhörlich kam ihm der Treflebube ins Gedächtniß; er hätte beinahe gewünscht, mit der alten Hexe gar nicht gesprochen zu haben. Indeß beruhigte die Frische und Schönheit des Morgens nach und nach die gewaltige Aufregung seines Geistes und als er in Carrigaholt ankam, hatte er bereits die ganze Geschichte vergessen.

Er begegnete gleich bei seinem Eintritte in das Dorf, Paddy; sie traten sogleich, um sich zu erfrischen, in ein Wirthshaus. Das Gespräch handelte von den Dingen, die sich während der Abwesenheit Dorgans zugetragen hatten und man sprach, wie gestern Abends, von Mac Zoughlen und seiner schönen Tochter. Aufgeregt von dem Whisky, zog Dorgan in etwas starken Ausdrücken gegen den Alten los und schrie am Ende: „Es ist doch nur der Geitz, der ihn dazu trieb, mir seine Tochter zu versagen!"

„Du mußt ihm verzeihen," entgegnete Paddy, „er ist ein blödsinniger Alter, während du in der Fülle deiner Kraft dastehst und ihn verlachen kannst."

Dorgan wollte eben erwiedern, daß er gar kein Rachegefühl gegen Zoughlen hege, als er plötzlich an dem Tische, gerade vor sich, einen Mann, mit der Peitsche in der Hand und Spornen an den Stiefeln, bemerkte. Dieser Mann, der ungefähr sechzig Jahre alt schien, wandte sich zu ihm und sprach: „Ich höre nun Ihre Worte schon seit fünf Minuten."

„Es scheint mir eben nicht sehr höflich, dieses Horchen," erwiederte Dorgan verdrießlich.

„Ich gestehe es selbst ein und hätte es auch gewiß nimmermehr gethan; hätten mich nicht die Drohungen gegen einen Greis, den ich kenne und verehre, zurückgehalten. Ich bin Beamter und als solcher soll ich jeden Streit schlichten, jeden alten Haß im Keim ersticken."

Bei diesen Worten entschuldigte sich Dorgan respektvoll und versicherte neuerdings den Fremden, daß er jeden feindschaftlichen Gedanken gegen den Vater Jenny's aus seinem Busen gewiesen habe.

„Sie thun wohl daran," fuhr der Fremde fort, „denn ich kenne keinen Menschen, der würdiger wäre, geliebt zu werden, als er. Er ist zwar ein wenig heftig, doch ein guter Vater, zugleich wohlthätig und ein großer Gönner der Armen; übrigens haben gerade Sie keinen besseren Freund. „Ja," fuhr der Fremde fort, als er das Erstaunen Dorgans bemerkte — denn er glaubte bei dieser Nachricht zu träumen — „was ich Ihnen jetzt sage, ist wahr; oft habe ich ihn die Aufführung bedauern hören, die er sich gegen Sie zu Schulden kommen ließ; er sprach von Ihren guten Eigenschaften und wenn er sein Unrecht hätte verbessern können, so zweifle ich nicht, daß er es schon lange gethan hätte."

Nach diesen Worten entfernte sich der Fremde und bald darauf schied auch Paddy von dem Freunde.

Es war schon spät; das Wetter war, wie gestern Abend schlecht und unfreundlich. Dorgan entschloß sich also, die Nacht in dem Wirthshause zu zubringen. Als er am Morgn darauf seine Reise fortsetzen wollte, sah er vor der Thür des Wirthshauses eine

Digitized by Google

Menge Fischer vorbeieilen, die nach der Ebene liefen. Neugierig gemacht durch diese seltsame Eile, schritt er in derselben Richtung nach; doch war er kaum aus dem Dorfe heraus, als sein Blick auf die Zigeunerin vom vorigen Abend fiel, die sich ihm in den Weg stellte.

„Noch einen Schritt!" rief sie entsetzt aus, „und Sie sind verloren. Kehren Sie um! Fliehen Sie! Sie sind's, den man sucht!"

Dorgan hörte die Alte kaum an und stieß sie zurück, um seinen Weg fortsetzen zu können; doch wer beschreibt sein Entsetzen, als ihm die Zauberin in gedrängter Kürze mittheilte, daß Mac Zoughlen so eben ermordet worden wäre. Sein Erstaunen und Schrecken war so groß, daß er Anfangs nicht sprechen konnte; doch bald fühlte er seine Kräfte wieder erstarken; er erhob sich und schritt gerade auf das Haus des armen Zoughlen zu.

„Haben Sie mich denn nicht verstanden?" schrie die Alte, indem sie ihn bei der Hand ergriff; „man sucht von allen Seiten die Mörder und der Verdacht wird gewiß auf Sie fallen. Erinneren Sie sich des Treflebuben!"

Dorgan war seines Zornes nicht mehr Meister; er stieß die Alte heftig zurück und setzte seinen Weg in aller Eile fort?

II.

Als er in das Haus eintrat, sah er den Körper des unglücklichen Greises ausgestreckt auf einem Tische liegen; das Blut hatte die Kleider befleckt, deren zahlreiche Risse die Wuth der Mörder und den hartnäckigen Widerstand des Opfers bezeugten. In der Mitte des mit Fremden angefüllten Zimmers stand der Coroner, der die Gerichtsverhandlungen einleitete. Dorgan erfuhr, daß M. Zoughlen, einige Tage vor seinem Tode, ein Schreiben erhalten hatte, worin man ihn aufforderte, eine kleine Hütte nicht in Pacht zu nehmen, aus der der Eigenthümer den bisherigen Pächter verwiesen hatte, weil er nicht zahlen konnte; daß aber Zoughlen diese Drohung verachtet habe. Das wäre, so sagte man allgemein, die wahrscheinliche Ursache des hier begangenen schrecklichen Verbrechens. Jenny und eine ihrer Cousinen, ungefähr acht Jahre alt, waren in dem Hause gewesen, während die Mörder eingedrungen waren. Der Coroner examinirte zuerst die Kleine: diese sagte aus, „daß sie in der Mitte der Nacht ein großer Lärm erweckt hätte; sie wäre auch sogleich aufgestanden und habe, indem sie durch das Schlüsselloch blickte, den Mörder gesehen, der ihren Onkel erschlug. M. Zoughlen habe sein Mitleid angefleht und schon versprochen, das Häuschen nicht in Pacht zu nehmen; doch der Mörder habe sein Bitten und Versprechen nicht beachtet, ihn auf die Erde geworfen, und ihm den Todesstreich gegeben."

Am Ende dieser Aussage, die alle Herzen erstarren machte, blickte das junge Mädchen auf und stieß plötzlich einen durchdringenden Schrei aus.

„Hier ist der Mörder!" schrie sie entsetzt, „hier ist er, ich kenne ihn gut, das ist er," wiederholte sie mit Sicherheit, indem sie auf Dorgan zeigte.

Man kann sich leicht einen Begriff machen, welchen Eindruck ihre Worte hervorbringen mußten. Ein tödtlicher Schrecken bemächtigte sich der Umstehenden, die sogleich um Dorgan einen großen Kreis machten. Er war wahrlich zu bedauern! Seine stieren Blicke schweiften von einem zu dem anderen der Zuschauer; er wußte nicht, ob er wachte oder träumte!

Endlich schritten zwei Männer aus der Menge hervor und schleppten ihn vor den Coroner.

„Die Beschuldigung, die hier auf Euch lastet," sprach der Coroner, „ist schwer. Wie ist Euer Name?"

„Ich nenne mich," sprach er, aus seiner Betäubung erwachend, „Williams Dorgan, habe auf den Schiffen Sr. Majestät gedient und bin erst seit gestern in Irland."

Bei diesen Worten trat ein Mann aus der Menge zu dem Coroner und bezeugte die Identität seiner Person, da er ihn schon seit seiner Jugend zu kennen versicherte.

„Kanntet Ihr," frug der Coroner von Neuem, indem er sich an Dorgan wandte, „Mac Zoughlen?"

„Ja, Herr, ich kenne ihn seit meiner Kindheit."

„Hattet ihr je einen Streit mit ihm?"

„Nein; er hat mir zwar seine Tochter versagt, als ich jung war, und ich bekenne es, daß ich damals einen lebhaften Haß gegen ihn empfand; doch habe ich seit meiner Abreise mein Blut genug abgekühlt und kam mit der Hoffnung in mein Dorf zurück, mich mit ihm auszusöhnen."

Die Offenherzigkeit, mit der Williams sich ausdrückte, erregte in der Menge ein allgemeines Interresse; doch schwand es bald bei dem Tone einer Stimme, die sich in dem Hintergrunde des Zimmers vernehmen ließ.

„Die Gefühle, die Ihr heute an den Tag legt," schrie sie, „sind sonderbar von jenen verschieden, die Ihr gestern äußertet."

Dorgan warf einen Blick auf den Sprecher und erkannte in ihm den Fremden, der ihn gestern Abends zurechtgewiesen hatte.

„Herr Coroner," fuhr der Fremde fort, als ich mich gestern Abends zufällig in dem Wirthshause zur „Königin Charlotte" befand, hörte ich diesen jungen Menschen in einem Gespräch mit seinem Freunde, sehr gehäßig von M. Zoughler, meinem armen, alten Freunde reden und halte es für meine Pflicht, Sie jetzt auf diesen Umstand aufmerksam zu machen."

Diese Aussage, welcher Williams Nichts entgegen stellen konnte, stempelte ihn in Aller Augen zum Mörder des unglücklichen Greises; doch bat er, in der Hoffnung, sich dadurch sicher rechtzufertigen, den Wirth kommen zu lassen, bei dem er die ganze Nacht zugebracht hatte.

Der geholte Wirth sagte wohl aus: daß Dorgan bei ihm übernachtet habe, bemerkte aber zugleich, daß sowohl er, als seine Frau bei Nacht ein Geräusch von Tritten gehört hätten; er könne beinahe auch mit Gewißheit behaupten, deutlich gehört zu haben, wie Jemand die Thür öffnete und sich verstohlener Weise aus dem Gasthause schlich.

Digitized by Google

Indessen war der schwere Verdacht, der auf Williams ruhte, noch durch keinen materiellen Beweis begründet. Der Coroner ließ Jenny rufen. Das arme Kind trat ein, den Blick zu Boden gesenkt, gestützt auf den Arm einer anderen Frau. Bei ihrem Anblick bemächtigte sich der Menge ein tiefes Stillschweigen und nun frug der Coroner, nachdem er sie hatte niedersetzen lassen: „Erkennen Sie in diesem Angeklagten den Mörder Ihres Vaters?"

Jenny erhob die Augen; doch, als sie Williams erkannte, stieß sie einen heftigen Schrei aus und fiel beinahe besinnungslos in seine Arme. Armes Mädchen! Ein Todesschauer durchlief ihre Glieder und ihr entsetzter Blick haftete bald auf den gerührten Zuschauern, bald auf ihrem blutbespritzten Vater, bald auf Williams; doch endlich zerschmolz ihre Bewegung in einem reichlichen Strom von Thränen: sie athmete freier.

„Wie?" sprach sie, „Sie sind es, Williams, den man anklagt, Sie, dessen Rückkunft mein Vater nur erwartete, um alle seine früheren Unbilden gut zu machen, um Sie für Alles zu entschädigen."

Dorgan brach in Thränen aus.

„Beruhigen Sie sich," sprach er endlich, „meine Unschuld wird an den Tag kommen; ich hoffe es wenigstens . . . ich will dieses verhaßte Verbrechen von mir abschütteln, ich werde diese Anklage in ihr Nichts zurückschleudern."

Die Zuschauer waren tief gerührt; die Meister unter ihnen glaubten schon an die Unschuld Dorgans; der Coroner selbst schien schon von dem Ungegründeten seines Verdachts überzeugt zu sein; doch da ihm seine Pflicht die völlige Aufklärung eines so verwickelten Falles gebot, so begann er, Jenny von Neuem auszuforschen, und frug sie; ob sie nicht die Züge des Mörders habe sehen können?"

„Nein, weil sein Gesicht mit einer Larve bedeckt war; seine Kleider glichen ungefähr denen Dorgans; doch beschwöre ich's bei meinem Leben: er kann's nicht sein; ich bin gewiß, daß er dessen nicht fähig ist."

„Haben Sie denn gar Nichts gesehen, woran Sie den Schuldigen erkennen könnten?" .

„Ja, . . . als ich meinen Vater gegen den Mörder vertheidigen wollte, da klammerte ich mich an die Kleider des Mörders und so riß ich in dem Ringen, das daraus erfolgte, diese Medaille aus dem Knopfloche seines Rockes . . . "

Und diese Medaille war die Williams! . . . Wie kam sie in die Hände Jennys? . . . Ein kalter Schreck benetzte seine Stirn; er fühlte seine Kräfte schwinden . . . er war zu doch nicht der Mörder Mac Joughlens! . . . Wie kam also seine Medaille in die Hände Jenny's?

In seiner Verwirrung erinnerte er sich der Prophezeiung der alten Zigeunerin; doch plötzlich kam ihm ein anderer Gedanke: Wie, wenn er es läugnete, daß die Medaille ihm gehöre; es wußte es ja Niemand, außer der Zigeunerin.

Er konnte es ohne Zweifel, doch konnte diese Lüge zu viel verwickelte Folgen nach sich ziehen. Dorgan zog es vor, die reine Wahrheit zugestehen.

„Ich kann zwar nicht erklären, wie die Medaille in die Hände Jenny's kam, doch sie gehört mir . . . ich erhielt sie für meine Theilnahme am Kampfe bei Trafalgar . . ."

Hätte ein Blitzstrahl in diese Menge geschlagen, er hätte keinen größeren Schrecken verursacht, als diese Worte. Die Umstehenden betrachteten einander entsetzt und wichen mit sichtbarem Abscheu vor Williams zurück. Alle zweifelten nun nicht mehr an seiner Schuld, nur Jenny protestirte gegen die Evidenz dieser Medaille, die den Anderen ein untrügliches Merkmal seines Verbrechens war.

„Er ist's nicht," jammerte sie, „er kann's nicht sein!"

Dorgan selbst versuchte, obgleich fast erdrückt von der Schwere seines Schmerzes, die sonderbaren Umstände zu widerlegen.

„Wie kann man nur" sprach er, „glauben, daß ich am ersten Tage meiner Ankunft in einem Lande, das ich seit so langer Zeit verlassen, und wohin ich mit einem kleinen ersparten Vermögen komme, um den Rest meiner Tage in Ruhe verleben zu können; wie kann man nur annehmen, daß ich, der ich die gewisse Hoffnung hatte, Jenny, die ich liebe, zu erhalten, einen Mann, von dem ich wußte, daß er jetzt mein Freund sei, kaltblütig ermordet haben sollte . . ich müßte ja nicht nur ein Barbar, ich müßte ein Tollhäusler sein!. . . „übrigens" schrie er, die Stimme stolz erhebend, „habe ich meinem Vaterlande mit Ehren gedient! Diese Medaille zeigt, daß ich einen Feind Brust an Brust zu bekämpfen weiß; sie kann Euch also beweisen, daß ich nicht fähig bin, meine Hände in dem Blute eines unschuldigen Greises zu baden!"

Umsonst! . . . Die Beweise waren zu stark: man mußte sich seiner Personen versichern. Der Coroner befahl, ihm die Hände zu binden und bald darauf führte man ihn in Begleitung mehreren Gensdarmen fort.

Indessen war die Mehrzahl der Personen, welche bei der Nachricht von Zeughles Tode hinzu gelaufen waren und unter welchen sich auch der Fremde und Paddy befanden, bei Jenny geblieben und suchten sie so viel als möglich zu trösten. „Sie könne es nicht glauben," behauptete sie standhaft, „daß Williams der Schuldige wäre; er wäre nicht im Stande, eine so grausame That zu begehen." Da erzählte ihr der Fremde, was er gestern Abends von ihm gehört habe.

„Seht Ihr," schrie er, auf Paddy zeigend, „dieser Mann sprach mit ihm . . . und ich muß es zu seinem Lobe gestehen: er führte eine andere Sprache: es schien, als hätte auch er sich einst über Eueren Vater zu beklagen gehabt; doch anstatt darüber aufgebracht zu sein, bat er Williams, gleich ihm zu verzeihen und jede Beleidigung zu vergessen und vergeben."

Bei diesen Worten bedeckte sich das Gesicht Paddys mit einer plötzlichen Blässe, die wohl von den Umstehenden bemerkt wurde; doch schrieb man diese Aufregung dem Schmerze zu, der ihm die Verzweiflung Jenny's verursachen mußte; denn man wußte in der Umgebung, daß seine Liebe für sie noch nicht ganz erloschen war. Als er sich wieder gesammelt hatte, verließ er das Haus mit finsterer Miene und ohne ein Wort zu sprechen.

Die zärtliche Liebe Paddys für seine alte Mutter hatte ihm die Achtung aller Dorfbewohner in hohem Grade verschafft. Man wußte, daß er, mehr als ein Mal, sein Leben in die

Digitized by Google

Schanze geschlagen und verbotene Waare eingeschwärzt hatte, bloß, um seiner Mutter ein sorgenfreies Alter zu verschaffen. Doch wurde diese kindliche Liebe auch reichlich belohnt; denn es gab keine zärtlichere Mutter, als die — Paddys. An dem Herde sitzend, erwartete sie mit Ungeduld die Rückkehr ihres geliebten Kindes. Die Jahre erdrückten die gute Frau beinahe schon unter ihrer Last; doch vergaß sie in der Angst, die sie beseelte, ihre Schwäche und ging ungeduldig bald zur Thür, bald zum Fenster, um endlich den geliebten Gegenstand ihres Harrens zu Gesichte zu bekommen. Umsonst! Ihre Angst wurde immer größer, je mehr die Zeit verstrich, als sie endlich die Thür sich öffnen hörte.

Er war's! . . .

„Böses Kind! Schon seit zwei Tagen sah ich dich, nicht," sprach sie in liebevollen Tone, als sie ihn zärtlich umarmt hatte, „ich fürchtete schon, daß dir irgend ein Unglück zugestoßen wäre."

Paddy setzte sich, ohne zu antworten, an den Tisch, auf welchem einige zubereitete Gerichte standen, doch vermochte er es nicht, etwas zu genießen; sein Gesicht verrieth eine ängstliche Aufregung, so daß seine Mutter unruhig wurde und von Neuem das Stillschweigen brach.

„Du verbirgst ein Geheimniß, das dich drückt," sprach sie besorgt. „Laß hören, erzähle mir, wie es dir in den zwei Tagen ergangen ist. Woher bist du so bewegt?"

„Ich habe gestern Nacht meine Barke verzimmert," erwiederte er mit bebender Stimme, „doch heute Morgen hörte ich eine Neuigkeit, die mir das Herz durchbohrte."

„Was ist denn geschehen?"

„Der alte Mac Zoughlen ist gestern Nacht in seinem Hause ermordet geworden."

Die gute Frau sprang entsetzt von ihrem Sessel auf.

„Ermordet!" schrie sie.

„Ja — und man glaubt, daß Williams Dorgan der Mörder sei."

Der Name Dorgan erweckte die Alte aus ihren dumpfen Brüten; sie erinnerte sich der alten Nebenbuhlerschaft ihres Sohnes mit Williams, der Feindschaft, die sie sonst von einander trennte und des Racheschwurs, den Paddy einst gegen Williams und Zoughlen ausgestoßen hatte.

„Dank sei es meinen Bitten," sprach sie, „daß Du deinen Rachenplänen entsagt hast. Siehst du nun, wie es dir erginge, wenn du dich deiner Rache überlaßen hättest . . . Erinnerst du dich dessen, was du einst zu mir sagtest:

„Bloß der Tod vermag, den Haß zu löschen, den ich gegen meinen Nebenbuhler fühle!"

Diese Worte brachten auf Paddy einen lebhaften Eindruck hervor.

„Meine Mutter," sprach er mit zitternder Stimme, „als ich so sprach, war ich jung . . . doch lassen wir das. Ich bin sehr müde und da ich morgen zeitlich aufstehen will, um fischen zu gehen, so will ich mich heute zeitlich niederlegen."

Seine Mutter begab sich gleichfalls zur Ruhe; doch war sie kaum eingeschlummert, als sie durch ein heftiges Schreien erweckt wurde. Sie horchte und hörte folgende Worte: „Um Gotteswillen, tödtet mich nicht; ich bin's ja nicht . . . . Dorgan ist's . . . ich bin unschuldig . . . Übrigens ist's ja seine Medaille . . ."

Der Lärm kam aus dem Schlafgemach ihres Sohnes. Zitternd und außer sich stürzte sie hinein. Doch wer mahlt ihr Erstaunen! — Ihr Sohn wiederhohlte im Traume die schrecklichen Worte, die sie erweckt hatten; sie näherte sich seinem Bette:

„Paddy! Paddy!"

Er hörte nichts.

„Paddy!" schrie sie noch einmahl, ihn beim Arme fassend. Jetzt erwachte er von der Erschütterung, sprang erschreckt auf und warf verstörte Blicke um sich. Endlich erkannte er seine Mutter.

„Es ist Nichts!" sprach er, „es ist Nichts! Ich hatte bloß einen schrecklichen Traum. Habe ich vielleicht Etwas gesprochen während meines Traumes?

„Ja; du sprachst von Mord, von Dorgan; als beschuldigte man dich des Verbrechens und als wolltest du dich vertheidigen."

„Das macht der traurige Anblick, den ich gestern hatte," entgegnete Paddy, der sich indessen erholt hatte; „er hat mich ganz erschüttert; doch ist es schon vorüber . . . Man darf nur von diesem Traume nicht reden," fuhr er ängstlich fort, „man könnte sonst allerlei Muthmaßungen haben . . . ."

Am anderen Morgen trat ein Fischer zeitlich in das Häuschen, um Paddy abzuholen.

„Die Barken sind bereit," sprach der Mann, „und die Fischer sind schon in Carigaholt im Wirthshause zur „Königin Charlotte" versammelt, um dort Dorgan vorbeikommen zu sehen, der nach „Ennis" geführt werden soll." Dann fügte er noch hinzu, daß Dorgan schon vor den nächsten Assisen erscheinen würde, daß er aber den Vorsatz geäußert habe, noch einmal den Wirth und alle Personen, mit denen er seit seiner Ankunft Umgang gehabt hatte, als Zeugen aufzurufen, indem er durch diese Confrontation seine Unschuld zu beweisen hoffte.

Diese Worte warfen ein Meer von Befürchtungen in das Herz des unglücklichen Paddys; doch ein sonderbarer Zufall vermehrte noch seinen Schrecken. In dem Augenblicke, wo er aus seiner Hütte treten wollte, lößte sich ein Ziegel vom Dache los und streifte so nahe an ihm vorbei, daß er, nur um eine Linie näher, ihn gewiß erschlagen hätte.

Indessen traten die beiden Freunde aus der Hütte. Paddy brachte seinen Freund, unter dem Vorwande, daß der Morgen schon zu weit vorgerückt wäre, von der Idee ab, in das Wirthshaus zur „Königin Charlotte" zu gehen, und so eilten sie nach der Küste zu, wo schon ihre Barken bereit lagen. Es währte nicht lange, so kamen auch die anderen Fischer, die die Wegführung Dorgans gesehen hatten und sich lebhaft über diese sonderbare Begebenheit unterhielten.

Der Fischfang begann; er fiel glücklich aus. Im Rückwege hielten sich die Fischer gewöhnlich auf den Felsen auf, wo sie verschiedene Muscheln und Schalenthiere aufsuchten, die ihnen sodann zur Nahrung dienten, während sie die gefangenen Fische in die Stadt verkauften. Diese Muscheln befin-

Digitized by Google

den sich in großer Anzahl in den Rissen der hohen Felsen, mit denen die Küste besäet ist. Um sie zu holen, knüpfte man an den Gipfel des Felsens ein Seil, an das man sich anklammerte und sich der Länge nach hinunter ließ. Diese Art zu fangen ist eigentlich sehr gefährlich; denn oft hängt der Fischer in einer Höhe von beinahe zwei hundert Fuß bloß an einem Taue, das, wenn es zerrisse, ihn auf die zackigen Spitzen der Felsen fallen ließe; doch die Gewohnheit hat hier gegen jeden Anschein einer Gefahr stumpf gemacht und macht sie beinahe zum Vergnügen, zur Erholung. Auch Paddy hatte schon tausend Male in seinem Leben, diese Gefahr ohne Furcht überstanden; doch empfand er dies Mal einen gewißen Widerwillen dagegen und war vorsichtiger als je. Als der Augenblick, hinabzusteigen, kam, wickelte er das Tau mit so ängstlicher Sorgfalt um seinen Gürtel und man sah ihn mit solcher Kraft sich daran klammern, daß seine Kameraden nicht umhin konnten, ihn seiner Feigheit wegen zu verspotten. Doch war er kaum in der Hälfte des Seiles angekommen, als er über seinem Kopfe ein leichtes Geräusch hörte; er erhebt die Augen und sieht einen Knoten des Seils so eben reißen. Das ganze Gewicht seines Körpers hing jetzt nur noch an einem Seile von ungefähr eines Fingers Dicke; nie hatte er noch in so gräßlicher Gefahr geschwebt. — Zweihundert Fuß unter sich sah er die spitzigen Felsen, an denen sich die Meereswellen mit donnerndem Geräusche brachen, und eine Entfernung von hundert Fuß trennte ihn vom Gipfel des Felsens! Was war da zu thun? — Die geringste Bewegung konnte seinen Tod herbeiführen, und die Furcht, die Gefahr noch größer zu machen, beraubte ihn der nöthigen Umsicht, um sich davor zu bewahren. Endlich sammelte er seine Kräfte und gab den Gefährten das bestimmte Zeichen, um den Strick hinauf zu ziehen. Nach einigen Minuten einer furchtbaren Angst, gelangte er auf den Gipfel des Felsens und fiel hier besinnungslos zusammen.

Drei Monate waren seit dieser Begebenheit verflossen. Dorgan war vor den Assisen gestanden und zum Tode verurtheilt worden. Das Urtheil lautete, „daß die Strafe in dem Orte Statt finden sollte, wo das Verbrechen begangen wurde." Das Ungerechte dieses Urtheils, so wie der Gedanke an die Schmach, die solch ein Tod auf ihn und seine junge Schwester wälzen mußte, hatten den Unglücklichen gegen die Menschen erbittert. Bloß der Gedanke an Jenny, die trotz aller Beweise, welche ein unglückliches Verhängniß gegen ihn zusammengehäuft hatte, fest an seine Unschuld glaubte, erhielt noch sein Herz aufrecht und dann vertraute er auf Gott; er hoffte, wie alle Unglücklichen, daß sich hier die Güte des Himmels offenbaren und einen Unschuldigen retten würde.

Eitle Hoffnung! — Einige Tage nach der Fällung des Urtheils öffneten sich die Thüren seines Kerkers, ein Mann trat ein: es war jener Beamte, den er an dem unglücklichen Abende im Gasthause zur „Königin Charlotte" getroffen hatte. Die Stunde zur Vollziehung des Urtheils hatte geschlagen: er überbrachte ihm die traurige Bothschaft.

Jetzt fühlte Dorgan seine Kräfte schwinden; trotz aller seiner Anstrengung konnte er die Heftigkeit dieses Schlages nicht ertragen; ein kalter Schweiß brach aus allen seinen Poren und er verfiel während der Zubereitungen zur traurigen Ceremonie in ein besinnungsloses Brüten. Man befreite ihn von den Banden, die bis jetzt seine Hände gefesselt hatten; dann befahl der Scherif ihm die Kleider anzulegen, die er bei der Begehung des Verbrechens getragen hatte und der Zug schritt aus dem Gefängnisse heraus.

Die Strassen waren von einer unübersehbaren Volks-Menge angefüllt, die von allen Seiten herbei gelaufen war, um den Gefangenen zu sehen. Als der Zug aus der Stadt heraus schritt, machte sich eine alte Frau eilends Platz durch die Menge und stürzte sich auf den Armsünder-Karren. Williams, dessen Aufmerksamkeit ganz von dem neben ihm sitzenden Geistlichen in Anspruch genommen wurde, erhob bei dem Lärm der Soldaten, welche die Alte zurück stießen, den Kopf und erkannte jetzt die Kartenschlägerin, deren Prophezeiung so unglücklich in Erfüllung gegangen war. Sie flehte das Mitleid der Soldaten an, ihr doch nur einige Worte mit Williams zu gestatten; aber erbarmungslos stießen sie die Soldaten zurück. Der düstere Zug rückte unaufhaltsam weiter und bald war er am Orte seiner Bestimmung.

Armer Williams! Hier war Niemand in der ganzen Zuschauermenge, der nicht lebhaft gerührt war und er selbst vergoß bittere Zähren, als nun der Karren unter dem Baume hielt, auf welchem sein ungerechtes Urtheil vollzogen werden sollte. Er warf noch einen Blick auf die Menge seiner ehemaligen Gefährten, die unten standen und ihn jetzt verachteten; ihn, der seine Schmach mit ins Grab nahm!

Endlich ging diese lange Qual zu Ende. Der unglückselige Strick wurde um seinen Hals geschlungen, an den Baum angeknüpft und der Henker, der vorn am Wagen stand, erwartete nur das Signal um seinem Rosse den entscheidenden Peitschenhieb zu geben, der einem Menschen das Leben kostete.

Da entstand plötzlich eine heftige Bewegung in der Menge; ein Mann stürzt sich durch die dichtgeschlossenen Reihen und wirft sich auf das Pferd, indem er halb athemlos, schreit: „Haltet ein! Dorgan ist unschuldig!"

Die Verwirrung, die dies unerwartete Ereigniß hervorbringt, steigt immer mehr; der Scherif glaubt, es sei ein angelegter Plan, um den Gefangenen zu befreien und spannt sein Pistol, um den Gang der Gerechtigkeit zu unterstützen; doch Paddy, denn er war es selbst, stürzt mit Blitzes-Schnelligkeit auf den Karren zu und hält den Arm des Sherifs zurück.

„Herr Sherif!" schrie er mit donnernder Stimme, „halten Sie ein; und Ihr meine Kammeraden, hört mich an!"

Eine Leichenblässe überzieht seine Züge; er schreitet während des tiefsten Stillschweigens vor und richtet an die Menge, die den Ausgang dieser sonderbaren Szene mit ängstlicher Neugier erwartet, folgende Worte:

„Schon seit langer Zeit nährte ich gegen Williams Dorgan einen tödtlichen Haß; dieser Haß, der aus der Liebe, die wir beide für Jenny, Mac Zoughlens Tochter, empfanden, entsprang, erwachte an dem Tage, da ich meinen Nebenbuhler wiedersah, mit erneuter Kraft in meinem Busen. Als ich nun an jenem Abende hörte, daß er die Hand, die mich

Digitized by Google

mit Abscheu von sich gewiesen, erhalten sollte, da erfaßte mich die Raserei der Verzweiflung; ich beschloß das Grausenhafte— den Mord eines unschuldigen Greises. Ich hoffte den Verdacht dieses Mordes auf ihn zu ziehen und ihn so ihr, die ich zu lieben nicht aufgehört hatte, verhaßt zu machen. Doch wie sehr irrte ich mich! — Einmal meine Rache gesättigt, hatte ich seitdem keine ruhige Stunde mehr; die Gewißensbisse verfolgen mich überall hin; die Geißeln der Rache umwirbeln mich in immer nähern Kreisen und zwingen mich zu dem Schritte, den ich heute thue, indem ich Dorgan dem Loose entreiße, das er nicht verdient und mich an seiner Statt dem strafenden Gesetze übergebe."

Ein allgemeiner Ausruf des Staunens und Entsetzens unterbrach bei diesen Worten den Redner.

„Ja!" schrie Paddy mit stärkerer Stimme, „ich bin der Schuldige, Mordbeladene; ich benützte die Finsterniß jener Nacht, um mich in sein Zimmer zu schleichen und ihm seine Kleider zu entwenden, die ich ihm nach vollbrachter That wieder zu seinem Bette legte."

Jetzt erklärte Paddy, wie es ihm, als fleißigem Besucher des Wirthshauses zur „Königin Charlotte," leicht geworden war, in das Zimmer Dorgans zu dringen und ihn so sicher dem Verderben preiszugeben.

„Das Resultat, das dieser Erklärung folgte, werden Sie wohl leicht voraussehen, mein Herr," endigte die schöne Bäuerin. „Die Aufrichtigkeit, mit der sie gemacht wurde, bewirkte, daß die Hinrichtung auf jeden Fall verschoben wurde; man knüpfte den fatalen Strick los und führte Williams in sein Gefängniß zurück. Und als nun Paddy in seinem Geständnisse verharrte, wurde Williams nach einigen Tagen auf freien Fuß gesetzt und kehrte in sein Dorf zurück, wo er Jenny fand, die noch über das unglückliche Schicksal trauerte, dem er so wunderbar entgangen war. Nach einigen Monaten, als die allgewaltige Zeit den ersten Eindruck von ihres Vaters Tode verwischt hatte, wurden sie in der Kapelle von Carigaholt auf ewig mit einander verbunden und traten eben von der feierlichen Ceremonie ihren Rückweg an, als ihnen die alte Kartenschlägerin in den Weg trat.

„Nun?" sprach sie, sich Jenny nähernd, „ist nicht Alles eingetroffen, was ich Ihnen prophezeiet?"

„Es ist wahr," erwiederte Jenny.

„Und Sie, Mr. Dorgan," fragte sie den jungen Ehemann, „erinneren Sie sich noch des Treflebuben?"

„Ja wohl."

„Nun sehen Sie also, daß die Karten keinem von Euch beiden gelogen haben. Jetzt, Mistreß, halten Sie aber auch Ihr Versprechen.'

„Was habe ich denn versprochen?"

„Sagten Sie nicht, daß ich noch Etwas bekäme, wenn meine Prophezeiung in Erfüllung geht."

„Das ist wahr."

Und Jenny gab der Alten einige Goldstücke, worauf sie sich, gänzlich zufriedengestellt, zurückzog, nachdem sie es nicht unterlassen hatte, das junge Paar mit ihren besten Segenssprüchen zu überhäufen, die auf den Wangen der schönen Braut ein verschämtes Roth hervorriefen."

Hier war die Geschichte zu Ende. Die Bäuerin schwieg still; doch die Furcht, die ihr Gesicht immer bei Nennung der Zigeunerin unwillkührlich ausgedrückt hatte, veranlaßte, mich, sie zu fragen, ob sie auch, wie ihre Tante, an Zauberei glaube?

„Aber, mein Herr," erwiederte sie naiv, „soll man nach so einer merkwürdigen Begebenheit auch noch nicht an Zauberei glauben?"

„Die Prophezeiung der Alten über Jennys Schicksal, war wahrlich nichts Merkwürdiges," erwiederte ich. „Ich denke, was Williams selbst damals dachte: daß nämlich nicht viel schwarze Kunst dazu gehöre, um zu errathen, daß das junge Mädchen einen Geliebten hatte — und daß sie ihn dann heirathen würde, das war ja der gerade Weg der Natur!'

„Recht; doch was sagen Sie zu dem Treflebuben?"

„Der Treflebube —" antwortete ich in der That etwas verlegen, „das ist schon etwas schwieriger; doch nehmen wir an," fügte ich schnell hinzu, „daß sie die Karten so gemischt hat, daß der Treflebube nothwendiger Weise dreimal in die Hand Williams kommen mußte! Wie dann?"

„Großer Gott! Wenn Sie eine Zigeunerin hörte! . . . Sprechen Sie nicht so ungläubig . . . ich beschwöre Sie darum . . . es könnte Ihnen ein Unglück zustoßen. Wissen Sie, mein Herr, daß es jetzt ihrer viele in der Umgegend giebt?"

Ich lachte über ihre Furcht, als sich die Thür, der ich den Rücken wandte, plötzlich mit Geräusch öffnete und mir wahrlich keinen geringen Schrecken verursachte; doch statt der Zigeunerin, die ich vermuthete, lief ein kleiner Wildfang auf uns zu, der mir die Nachricht brachte, daß die Barken flott wären und mich schon erwarteten.

Digitized by Google

Adalbert von Chamisso.

Auf dem deutschen Parnasse glänzt ein Dichtergeiß, der zwar von Geburt ein Franzose, doch in Gemüth und Gesinnung durch und durch deutscher Natur war. Es ist Louis Charles Adelaide Chamisso de Boncourt, der am 27. Jänner 1781 auf dem Stammschlosse seiner Eltern zu Boncourt in der Champagne geboren wurde, und dessen Namen die deutsche Lyrik mit vorzüglicher Hochachtung und Pietät nennt.

Im Jahre 1790 mußte der 9jährige Knabe mit seinen Eltern das Vaterland verlassen und wurde 6 Jahre später Page bei der Gemalin Friedrich Wilhelms II. und zwei Jahre darauf Lieutenant. Da durch den Allister Frieden seine Dienstverhältnisse aufgehoben wurden, und er, wenn auch ein Feind Napoleons, nicht gegen sein Vaterland kämpfen wollte, kehrte Chamisso mit vielen Emigranten nach Frankreich zurück und bekleidete kurze Zeit zu Napoleonville die Stelle eines Professors. Nachdem er sich eine Zeit lang bei Frau von Stael in Frankreich und in der Schweiz aufgehalten und sich ganz den Studien und der Naturforschung widmete, (Chamisso war später als tüchtiger Naturforscher bekannt), zog ihn seine Vorliebe für Deutschland 1811 nach Berlin, wo er seine Studien im Kreise von Gelehrten eifrig fortsetzte. Als der Graf Rumjanzow, damals in Berlin, eine Entdeckungsreise um die Welt machte, schloß er sich 1815 diesem wissenschaftlichen Unternehmen an, dem er durch drei Jahre seine Zeit widmete. Leider mußte Chamisso von dem Chef der Expedition, Otto von Kotzebue, so manche Zurücksetzung erfahren, und die rohe Art und Weise, wie man seine naturwissenschaftlichen Arbeiten verstümmelt und inkorrekt in das allgemeine Werk über die ganze Expedition aufnahm, brachte den jungen Gelehrten um alle Anerkennung des von ihm Geleisteten. Nach Berlin von dieser für ihn sehr schmerzlichen Reise zurückgekehrt, erhielt er daselbst eine Anstellung im botanischen Garten und von der Universität das Doktordiplom. In seinem, ein Jahr nach seiner Entdeckungsreise, in Berlin erschienenen Werke: „de animalibus quibusdam e classe vermium Linnaei," so wie in seiner (Berlin 1827) „Uebersicht der in Norddeutschland vorkommenden nützlichsten und schädlichsten Gewächse, nebst Ansichten über das Pflanzenreich und die Pflanzenkunde," zeigte sich Chamisso als scharfsinniger Naturforscher und lieferte in seinen „Bemerkungen und Ansichten auf einer Entdeckungsreise unter Kotzebue," die 1827 in Weimar erschienen, ferner in der „Beschreibung seiner Reise um die Welt," welche die beiden ersten Theile seiner gesammelten Werke bildet, schätzbare durch Wahrhaftigkeit und Fleiß aufgezeichnete Beiträge zur Völker- und Länderkunde. Seine eigentliche Berühmtheit aber erlangte Chamisso durch seine herrlichen Dichtungen. Bereits im Jahre 1804—6 gab er im Vereine mit Varnhagen von Ense, einem seiner intimsten Freunde, einen Musenalmanach heraus. Sein berühmtes, höchst originelles Mährchen „Peter Schlemihl," das durch seinen Freund Fouqé zum Drucke befördert wurde, erschien 1813 und wurde in's Französische, Englische, Holländische, und Spanische übertragen und von Cruikshank mit berühmt gewordenen, höchst geistreichen Bildern illustrirt. Die vierte Auflage dieses in seiner Art einzig dastehenden, poetischen Werkes erschien 1842 zu Nürnberg. In seinen Balladen und Romanzen ist eine düstere Gemüthsrichtung sichtbar, welche durch seine eigenthümlichen Schicksale genährt wurde. Seiner väterlichen Erbgüter, die in Anderer Besitz gekommen, beraubt, ward Chamisso Bürger eines Landes, das mit seinem Vaterlande im Kampfe auf Leben und Tod rang. Daher der düstere, schmerzliche Hauch, der durch den größten Theil seiner Gedichte zieht; daher das Wilde, Schroffe, Mißmutige, Herzerschütternde, das sich darin mit Vorliebe ausspricht. Diese Stimmung des Dichters wurde noch gesteigert, als er, abgeschlossen von einer künstlichen Kulturwelt, die reinen und ungemischten, von ihm vielfach gefeierten Söhne Polynesiens, namentlich sein Ideal, den Wilden Badu von der Insel Radolo kennen lernte. Manchmal gelang ihm auch das Heitere, Schelmische, besonders das Ironische in seinen Liedern. Seine Romanzen und Balladen bleiben vollendete Meister- und Musterstücke in ihrer Art. Unter seinen Gedichten heben wir besonders das großartige „Salas y Gomez" heraus. Es ist in Terzinen geschrieben; teagt ganz den urdeutschen, nordischen Charakter, und es ist merkwürdig, wie sehr Chamisso, der Franzose, sich ganz in den Geist der nordischen Poesie, der deutschen Romantik und deutschen Sprache hineinlebte.

Seine „gesammelten Werke" sind vollständig in sechs Bänden in Leipzig 1843 von Hitzig herausgegeben, der im dritten und vierten Bande derselben die Biographie und den

Digitized by Google

Briefwechsel ſeines alten Freundes lieferte. Auch gab Chamiſſo mit G. Schwab einige Jahrgänge des „deutſchen Muſenalmanachs“ in den Jahren 1824—30 heraus. Sein letztes wiſſenſchaftliches Werk war die ſehr intereſſante Schrift „Ueber die hawaiiſche Sprache,“ die 1837 in Leipzig erſchien. Mit Gaudy beſorgte er eine Ueberſetzung einer Auswahl von Béranger's Liedern, die in demſelben Jahre zu Leipzig erſchienen, in welchem der edle Dichter das Irdiſche mit dem Ewigen wechſelte. Verehrt und geliebt, wie Wenige, ſtarb Chamiſſo zu Berlin am 21. Auguſt 1838.

Dr. A.

Der vernünftige Trunkenbold.

Vivat! es lebe die Aſtronomie,
Mich locket ins Weinhaus einzig nur ſie,
Denn geh' ich nach Haus, dann weiß ich ganz klar,
Daß der Kopernik ein Sternſeher war.

Da fühl' ich erſt, daß die Erde nicht ſteht,
Wie mit ihr der Mond ſo luſtig ſich dreht,
Ja wohl luſtig, heiſa! die Erde iſt Braut,
Und Nachts wird der Mond ſtill mit ihr getraut.

Gratulier' Freund Mond, wie pfiffig du biſt,
Dein Bräutchen beſchleichſt du nächtlich mit Liſt.
Dann dreht ihr euch beide bei Sternenapplaus
Und wenn's Tag wird, ſchlüpfſt du leiſe nach Haus.

Halt Mond, ſteh' ruhig — dreh' mich nicht mit,
Halt — mir ſchwindelt — es wanket der Schritt,
Halt — mir ſcheint — du warſt im Weinhaus — wie ich —
Bruder Mond, geſteh' — du haſt einen Stich.

Mein Schlüſſel — wo mag mein Schlüſſel denn ſein?
Bruder ſo leuchte — wie? — Blieb er beim Wein?
Das iſt Fingerzeig — dein Wink, o Geſchick!
Dir folg' ich — und geh' — ins Wirthshaus zurück.

Emil

Die Wetterpropheten.

Wir liefern hier eine Skizze aus dem Still-Leben ländlicher Häuslichkeit. Die beiden Alten, ein Ehepaar, das bald die goldene Hochzeit feiern wird, ſchaut zum Fenſter hinaus, beobachtet den Horizont und macht meteorologiſche Betrachtungen. Es ſcheinen ſchwere Wolken am Himmel zu hangen und eine trübe Witterung zu verkünden. Hinter ihnen ſteht die Enkelin, ein friſches ſchmuckes Dirnchen, das ebenfalls die ſpähenden Blicke zum Fenſter hinausſchickt. Sie ſieht aus, als läge ihr gar Nichts daran, was am Himmel paſſirte, deſto mehr intereſſirt ſie ſo Manches auf Erden. Offenbar erwartet ſie Jemanden; wer der Jemand ſey, iſt nicht ſchwierig zu errathen. Sie blickt ſo ſehnſüchtig, ſo geheimnißvoll; das kann

Digitized by Google

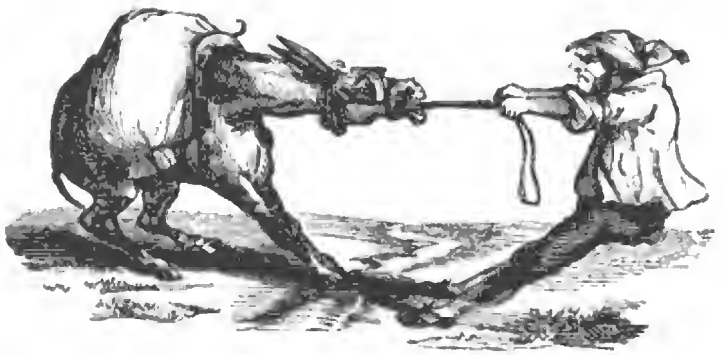
niemand anderer ſein, als einer der ſchönſten Burſche im Umkreis von fünf Meilen. Wenn er wirklich kommt, ſo wird das Mädchen ſchnell den Kopf wegwenden, dergleichen thun, als bemerkte ſie gar nichts und nur verſtohlen nach dem Gegenſtande ihrer Neigung blinzeln. Dann wird ſie ſich vor dem Hauſe zu ſchaffen machen und die jungen Leutchen werden ſich mit einander unterhalten. Großvater und Großmutter wiſſen noch von nichts, aber endlich werden ſie es erfahren; aus den jungen Leuten wird ein Paar werden und endlich (darüber werden freilich einige Jahre vergehen) werden ſie auch zuſammen nach den Wolken ſehen, wie jetzt die beiden Alten, und werden nicht merken, daß im Herzen der hinter ihnen ſtehenden Enkelin das Aprilwetter der Liebe eingezogen iſt.

Die Waterloo-Säule bei Hannover.

Auf dem Exerzierplatze in Hannover ſteht eine ſchöne Säule, zum Andenken der in der Schlacht bei Waterloo gefallenen Landeskinder errichtet.

„Den Siegern von Waterloo! Das dankbare Vaterland!“ lautet die Inſchrift der Säule, auf deren Gipfel die Siegesgöttin der alten Römer prangt und ſtolz ihre weittragenden Schwingen über die Hauptſtadt ausbreitet. Am Fußgeſtelle ſind eroberte franzöſiſche Geſchütze eingemauert und auf langen Tafeln ſtehen die Namen derer, die an jenem 18. Juni 1815 für die Freiheit den ehrenvollen Tod inmitten ihrer Feinde fanden. Hehre Erinnerungen durchziehen ein jedes für Freiheit und Recht ſchlagende Herz bei dem Anblick dieſes Denkmals, das lauter Heldennamen verherrlicht und ſie dem ſpäten Andenken der Nachwelt übergiebt, als einen Aufruf zur Erweckung edler, großer Gefühle für das allgemeine Beſte. Von dieſem Siegeszeichen ſtröme die magnetiſche Kraft aus, die den Menſchen begeiſtert, ſein einziges und höchſtes Gut, ſein Leben, freudig auf dem Altar der Pflicht und des Vaterlandes darzubringen, wenn die eiſerne Nothwendigkeit es heiſcht.

Digitized by Google



Erziehungs-Resultate.

Eine Humoreske.

Das vorstehende Bildchen ist so einfach, daß wir es fast mit einiger Aengstlichkeit unseren Lesern vorlegen. Die Boshafteren unter ihnen werden kein Bedenken tragen, die gegenwärtige Skizze in Erwägung der vierfüßigen Hauptfigur, die sich vorzugsweise darin bemerkbar macht, geradezu eine Eselei zu nennen. Auch müssen wir bekennen, daß die Ueberschrift „Erziehungs-Resultate" nicht wohl gewählt sei; die satyrische Pointe müßte denn darin bestehen, daß wir eben kein Resultat zu sehen bekommen; doch selbst das zugegeben, kann hier, wie der erste Anblick sogleich zeigt, eigentlich nur von einem Ziehen und nicht von einem Erziehen die Rede sein; ja der Zweck des Bildchens scheint vielmehr leise anzudeuten, daß im Grunde alle Erziehung in einem bloßen Hin- und Herziehen bestehe. —

Nichtsdestoweniger wird der erfahrene Beobachter dieß kleine Bildchen nicht so arm an Anspielungen finden, als es Anfangs den Anschein hat. Wenn es wahr ist, daß zwischen Erzieher und Zögling eine gewisse geistige Uebereinstimmung stattfinden soll und daß die allzu überlegenen Verstandeskräfte des Lehrers nachtheilig auf das Erziehungsgeschäft einwirken; mit einem Worte: wenn es wahr ist, daß ein praktischer Pädagog kein Genie sein darf, so hat niemals ein Lehrer besser zu seinem Schüler gepaßt, als der in unserer Skizze. Die Physiognomie dieses Mannes ist ausgezeichnet durch ihre stoische Dummheit und selten hat die Albernheit in einem menschlichen Antlitz ein besseres und deutlicheres Aushängeschild gefunden. Das Gesicht macht durch den glücklichen und höchst gelungenen Ausdruck der Verstandeslosigkeit fast einen angenehmen Eindruck; ja, wenn man es recht lange betrachtet, so steigen in dem Beschauer schwere Zweifel auf, auf welcher Seite eigentlich der größere Esel stehe.

Trotzdem ist es hier dem Lehrer gelungen, seinen Eleven im Zaume zu halten; ein Problem, an dem die Weisheit so vieler Hofmeister bereits scheiterte — ihre Zöglinge mögen nun figürliche oder wirkliche Esel sein. — Schade, daß der Lehrer es nicht auch versteht, die Zügel kunstgerecht und mit Erfolg zu lenken. Aus dem Umstande, daß dem Lehrer Stock und Peitsche, die Embleme Thier-hofmeisterlicher Gewalt fehlen, entnehmen wir, daß derselbe den modernsten Edukationsprinzipien huldige, nach welchen die körperlichen Züchtigungen, wegen des unangenehmen Eindruckes, den sie der zarten Jugend verursachen, aus dem Erziehungssysteme gänzlich ausgeschieden sind. Es ist dieß ein allerdings menschenfreundlicher Irrthum — aber dennoch ein Irrthum, wenn man bedenkt, wie viele Esel oft nur durch den Stock zur Vernunft gebracht werden; eine Erfahrung, die sich in der guten alten Zeit durch so viele schlagende Beispiele bewähret hat.

Hier stehen nun Lehrer und Schüler einander in offenem Kampfe gegenüber und die beiderseitigen Kräfte scheinen sich das vollkommenste Gleichgewicht zu halten. Keiner der edlen Kämpen will auch nur um ein Haar breit von seinem Standpunkt weichen. Der Erzieher will sich durch seinen Schüler zu keinem Rückritte bewegen lassen und der Esel seinerseits will wieder nicht vorwärts, wie denn das Vorwärtsschreiten niemals Sache der Esel war; und bei jeder Anstrengung, die der Lehrer hier macht, um den Schüler zu einem raschen Fortschritt zu zwingen, sehen wir den Esel sich auf die Hinterbeine stemmen und der, im eigentlichen Sinne des Wortes, hinreißenden Beredsamkeit seines Führers den hartnäckigsten Widerstand entgegen setzen. So zeigt sich's also auch hier, daß die Erziehung kein neues Wesen schaffe, im inneren Kerne nichts umgestalte — kurz gesagt, daß bei der Erziehung eines Esels kein anderes Resultat zu Stande komme, als daß der Esel am Ende doch immer ein Esel bleibt.

Digitized by Google

Die Spanierin.

Wenn im Jahre 1810 ein Reisender von Alba de Tormés nach Medina del Campo dem Laufe des Zaparadiel folgte, zog ein freundliches Dörfchen seine Aufmerksamkeit auf sich, dessen wenige Häuser besser gebaut und gefälliger für's Auge waren, als die Häuser Alt-Castiliens und Leon's gewöhnlich zu seyn pflegen. So weit das Auge reichte, dehnten sich fruchtbare Weinberge aus; denn noch waren damals die Weinstöcke nicht ausgerissen und verbrannt, der Dämon des Krieges hatte noch nicht das Land mit seinem Pestbauch angeweht, und der Verrichtung geweihet, und die gutmüthigen Bewohner von San Pedro kannten keinen andern Wechsel, als den — munterer Arbeit und friedlicher gestörten Ruhigung.

Der Vornehmste und gewissermassen der Häuptling des Dorfes war Thomas Muñoz, ein Mann von ungemeiner Leibes- und Seelenstärke. Seine häufigen und glücklichen Kämpfe mit den Schmugglern, die vor dem Kriege einsame, und durch ihre Lage von aller fremden Hilfe abgeschnittene Dörfer zu überfallen und zu plündern pflegten, hatten ihm weit und breit einen Namen gemacht. Als der Krieg zwischen Spanien und Frankreich ausbrach, erkundigte sich Muñoz erst genau, unter welcher Fahne das Recht kämpfe. Hätte sein König Unrecht gehabt, Muñoz wäre in seinem Dorfe geblieben, hätte dieses gegen jeden Angriff vertheidigt, und wäre keiner Fahne gefolgt. Als ihn aber das Gehässige dieses ruchlosen Krieges in die Augen leuchtete, legte er das Grabscheit auf die Seite, und sagte den geliebten Feldarbeiten Lebewohl bis auf bessere Zeiten. Er hatte vier Söhne und eine Tochter; diese, zwanzig Jahre alt, hieß Maria de los dolores. Sie war schön, wie ein Engel, von jener Schönheit, die nur eine starke Seele und ein zärtliches Herz verleihen kann. Ihr Gesicht war im gewöhnlichen Zustande ruhig, blaß; ihre Augen schwarz, glänzend und doch sanft. Kurz es war eine jener Spanierinnen, die euch das Herz rauben, und nie wieder herausgeben, und über die euch Vaterland und Alles, was ihr vorher geliebt, aus dem Gedächtnisse schwindet.

Dolores begriff ihren Vater vielleicht besser, als einer ihrer Brüder; als er daher an der Spitze der Guerillasbanden, die er unter seine Fahne vereinigt hatte, in die Gebirge aufbrach, folgte sie ihm, ein Gewehr im Arm, das sie trotz dem tapfersten Manne zu gebrauchen wußte. Der Name des Vaterlandes war für dieses junge Mädchen das Zauberwort des Magiers; er wandelte das zarte Lamm in eine Löwin um, ihre Augen, sonst so sanft und mild, schleuderten Blitze, und entzündeten das heilige Feuer der Vaterlandsliebe auch in der feigsten Brust. Unter den Kriegern, die ihrem Vater folgten, befand sich auch Joaquin Garriga, ein junger Bewohner von Medina del Campo; er war schön, tapfer, und ein glühender Feind der fremden Eindringlinge. Das kriegerische Nomadenleben des Guerillaskampfes bieten so viele Gelegenheiten der Annäherung, gleiche Gesinnungen und gemeinschaftlich bestandene Gefahren vereinigen auch die ungleichartigsten Gemüther, und so war es kein Wunder, wenn sich die jungen Leute bald lieben lernten. Doch hatte die Schüchternheit der ersten Liebe bis itzt noch jedes Geständniß zurückgehalten. Es war eine lichtliche, laue Sommernacht, wie sie nur die glücklichen Länder des Südens kennen. Um ein flackerndes Wachtfeuer waren die ermüdeten Krieger gelagert, und ruhten von dem beschwerlichen Tagewerke. Nur Muñoz wachte in einiger Entfernung, die Bedürfnisse des morgenden Tageswerke erwägend, und Joaquin, der schon eine Zeitlang Dolores in der reizenden Stellung, die sie eingenommen hatte, betrachtete. Sie saß am Fuße einer Steineiche; das Köpfchen, an den knorrigen Stamm des Baumes gelehnt, gab manchmal dem Gewichte einer Ermattung nach, die die Kräfte eines schwachen Weibes zu übersteigen schien; aber bei dem geringsten Geräusche, das an ihr Ohr schlug, fuhr sie aus ihrem Halbschlummer empor; die großen, schwarzen Augen öffneten sich, flogen unruhig umher, und schienen das dichteste Walddunkel durchdringen zu wollen. Einmal war das Geräusch anhaltender; alsbald sprang sie auf und griff nach den Waffen. Es ward wieder stille, und d.r entschlossene, muthblitzende Blick nahm wieder seinen gewöhnlich en Ausdruck der Milde und Sanftmuth an. Joaquin war jeder ihrer Bewegungen mit den Augen gefolgt, und es drängte ihn, sich ihr zu Füssen werfen, und seine Liebe zu gestehen. Liebte er sie doch so lange, und nur der Muth des Geständnißes hatte ihm gefehlt; denn jene Reinheit und Heiligkeit, die die Jungfrau inmitten dieser rauhen Männer, die sie achteten, ohne sie zu begreifen, gleich einem Panzer umgab, hatte den Jüngling wie angezogen, auch zurückgeschreckt. Er fürchtete eine abschlägige Antwort; schien ja das Vaterland ihre einzige Liebe Er fürchtete, und er mußte fürchten, denn er liebte. Die Furcht ist die Tochter der Zärtlichkeit, sagt eine maurische Romanze.

Aber diese Nacht konnte er dem Zauberreize, der diese Waffen- und Liebeswache erfüllte, nicht länger wiederstehen; er glaubte in den langen, zögernden Blicken, die Dolores von Zeit zu Zeit auf ihn warf, einen Ausdruck zu finden, der die Schläge seines Herzens beschleunigte, und als er sie sich erheben, die Waffen ergreifen, und die Gefahr mit dem Muthe eines erprobten Veteranen erwarten sah, da kannte seine Bewunderung keine Gränzen. Aber als sie auf die feuchte Erde zurücksank, und die müde Stirne an den Baumstamm lehnte, um etwas Schlaf und Ruhe zu finden, da fand er sie schön, wie er sie nie gefunden, da konnte er sich nicht länger halten, nicht länger die Lippen schließen, die sich zu öffnen brannten. „Dolores," rief er aus, „du mußt mir erlauben, bei deinem Vater um dich abzuhalten! . . . erlaubst du es?" Dolores bebte, sie öffnete die Augen, bestete einen langen Blick auf

Digitized by Google

ihn, eine leichte Röthe zog sich von ihrer Stirn über ihre Wangen herab; dann lächelte sie schwermüthig, reichte ihm die Hand, und flüsterte kaum hörbar: „Ich erlaube es."
Außer sich vor Entzücken warf er sich ihr zu Füssen, und bedeckte ihre Hände mit heißen Küssen: dann riß er sich empor, und wollte auf Muñoz zu eilen; da faßte Dolores seine Hand, und sagte mit leiser Stimme: „Erst höre mich, und antwortete mir, wie es einem edlen Castilianer ziemt . . . Versprichst du mir, nie die Amenstie anzunehmen?"

„Ich verspreche es, ich schwöre es bei dir!" Dolores runzelte leicht die Stirne.

„Ich mag keinen Schwur dieser Art; ich verlange das Versprechen eines Mannes. Ein Schwur im Namen der Liebe, hat nichts, was dem Vaterlande Gewähr leisten kann."

„Nun denn," sagte Joaquin, „ich schwöre es bei ihm selbst, bei diesem Vaterlande, das ich anbete, und dessen Fahne ich folgte, ehe ich dich kannte, Dolores!" Die Stirne der jungen Spanierinn glättete sich, sie lächelte und sagte: „Ich glaube dir, aber ich fordere noch ein Versprechen; gelobe mir, jenen Mann, den der Tyrann Europens uns aufdringen will, nie anzuerkennen, und stets für unsern König Ferdinand den Siebenten zu kämpfen!„

„Ich schwöre es!" rief Joaquin aus. „O! fürchte nicht, daß du Herz und Hand einem Unwürdigen schenkest. Erfüllen ja Vaterland und Ehre von frühester Kindheit an meine Brust; und die Liebe zu dir hat diese heiligen Empfindungen wahrlich nicht geschwächt!"
Dolores Augen füllten sich mit Thränen; sie liebte Joaquin, sie liebte ihn heiß! und oft im Kampfe hatte ihre Hand ohne sein Wissen, das Schwert des feindlichen Soldaten von ihm abgewendet, und ihr eigenes Haupt der Gefahr blos gestellt . . . . . Aber kann man denn anders lieben? Kann das Weib lieben, ohne dem Gegenstande ihrer Neigung Blut und Leben zu weihen? . . . . Sie thut es nicht mit Aufopferung, sie thut es mit Seligkeit. Die reinsten Freuden der Liebe sind ganz in dieser Verläugnung und Abschwörung ihrer selbst, ihrer Neigungen, ihrer Gefühle, Alles dessen, was nicht ihre Liebe ist. Alles für ihn, nichts für sich, als die Freude, ihn zu sehen, ihn zu lieben, sich geliebt zu wissen; . . jenseits nichts, als Lüge, nur darin Wahrheit. Das ist die Liebe des Weibes, und die nicht die Sklavinn dessen ist, den sie liebt, hat ihn nie geliebt.

„Komme" sagte sie, sich an seinen Arm hängend, „suchen wie den Vater auf."

Sie fanden ihn in tiefes Nachdenken versunken. Von Zeit zu Zeit blickte er in die Ebene hinab, die sich zu seinen Füssen ausbreitete, und zählte die feindlichen Wachtfeuer. Als das Geräusch ihrer Schritte an seine Ohren schlug, fuhr er auf, aber ehe er zu den Waffen greifen konnte, hielt ihn schon die Tochter umarmt.

„Vater," sagte sie leise, „Joaquin kömmt mit mir, um dich zu bitten; ihn als Sohn anzunehmen. „Wirst du nein sagen?" Sie umfaßte seinen Hals mit beiden Armen, und drückte das Köpfchen an seine Brust, um die Schamröthe, die sie übergoß, bei der hellen Flamme des Bivouac-Feuers nicht zu verrathen. Muñoz lächelte; diese Verbindung sagte ihm aus mehreren Gründen zu: der junge Mann war reich, seine Tochter hatte eine gute Mitgift, sie waren beide jung und schön, und liebten sich! . . . Was konnte ein zärtlicher Vater mehr verlangen? Er drückte Joaquin die Hand, zum Zeichen der Gewährung, küßte seine Tochter, und sagte gerührt: „Sey glücklich mein Kind, ich segne dich."

II.

Die französischen Truppen wurden einige Zeit darauf von Herzog von Wellington zurückgeworfen. Die Lage San Pedro's hatte es bisher vor jedem Angriffe geschützt; als nun die feindliche Armee ihrer Rückzug antrat, schwand jeder Schatten von Gefahr, da es der französische Soldat nicht wagte, sein Corps zu verlassen; denn Vereinzelnung war sicherer Tod. Muñoz benützte diesen Augenblick der Ruhe, um Joaquin und Dolores mit einander zu verbinden, und die Hochzeit wurde in San Pedro gefeyert, beim allgemeinen Jauchzen der Winzer, die in Muñoz ihren Häuptling, und in Dolores ihren Schutzengel verehrten, und mit Recht. Pflegte sie sie ja in ihren Krankheiten, verband ihre Wunden, und als hätte sie die Tugenden beider Geschlechter vereinigen wollen, vertheidigte sie sie mit den Waffen, wenn sie kampfunfähig waren. Aber nach der Hochzeit wurde das Alles anders. Dolores ging nicht mehr in die Berge, sie blieb zu Hause, und pflegte mit doppelter Liebe und Sorgfalt eine alte, vom Schlage gelähmte Großmutter, die an das Bett gefesselt war; bald kamen süßere Pflichten: sie wurde Mutter; sie umarmte ihr Kind, und eine Thräne fiel auf die Stirne des Neugeborenen. — „Armes Kind, sagte sie, wenn du nur nicht geboren bist, um in deinem eigenen Vaterlande ein Sklave zu seyn!"
Bisher hatte Dolores zwar ein bewegtes Leben geführt; wenn man die Gefangenschaft des Königs, ihres Herrn, abrechnet, den sie als den Gesandten Gottes, inmitten seines Volkes, verehrte, hatte sie kein wirkliches Unglück getroffen; und selbst ihre unruhig bewegte, wechselvolle Existenz hatte ihre eigenen Reize und Freuden gehabt. Aber bald sollte die Stunde der Schmerzen und der Thränen mit düsterm, unheilschwangerem Klange schlagen. Massena's Armee, von Wellington verfolgt, betrat den Boden Spaniens wieder. Vom Nothwendigsten entblößt, durch wiederholte Niederlagen demoralisirt, trennten sich ganze Heersabtheilungen von der Hauptarmee, gossen sich, wie Heuschreckenschwärme über das unglückliche Land aus, und begingen furchtbare Ausschweifungen. Muñoz, der Lanze und Dolch an den Nagel gehängt hatte, um seinem häuslichen Glücke zu leben, sah ein, daß die Stunde der Ruhe noch nicht für Spanien geschlagen, und daß der Boden erst mit neuem Blute getränkt werden müsse. Er versammelte seine Krieger, berief seine Söhne, und vertraute die Vertheidigung von San Pedro Joaquin und seinem ältesten Sohne an. Dann küßte er seine Tochter und warf sich in die Schluchten der Sierra, um einem französischen Regimente den Durchzug streitig zu machen, das auf San Pedro marschirte, um es zu zerstören.

Einige Tage später, kam ein Trupp von ohngefähr zwan-

Digitized by Google

zig Mann, in Unordnung und mit Wunden bedeckt in San Pedro an. — Es war Alles, was von Muñoz Bande übrig geblieben war; — hundert und dreyßig Krieger waren in dem Hohlwege gefallen, wo sie der Unglückseilige aus Unkenntniß des Kriegshandwerkes aufgestellt hatte, da sein blinder Muth es verachtete, die Feinde zu zählen . . . Muñoz war gleich im Anfang des Kampfes gefallen. Zwey seiner Söhne waren ihm gefolgt; der jüngste, zum Tode verwundet, hatte gerade Kräfte genug übrig behalten, sich zu seiner Schwester tragen zu lassen, und ihr den Segen des Vaters, und Joaquin den Befehl zu bringen, den Ueberrest der Mannschaft gegen den Feind zu führen, und vorsichtiger zu seyn, als er. Bei den letzten Worten starb der junge Mann. Es schien, als sey ihm gerade so viel Zeit zugemessen, um die Heiligste der Sendungen erfüllen zu können, einem Kinde den Segen seines sterbenden Vaters zu überbringen.

Das starre Auge auf den blutigen Leichnam zu ihren Füssen geheftet, konnte Dolores nicht weinen. So hatten ihr, denn die blauen, eiskalten Lippen, die sich so eben auf ewig geschlossen, den Tod ihres Vaters und ihrer Brüder geoffenbart, und auch für sich ein ewiges Lebewohl gemurmelt. Die Unglückliche fühlte ihr Herz im Busen brechen. Ihre krampfhaft geballte Hand suchte, ob ihre brennenden Augen eine Thräne hätten. Sie zog sie trocken zurück. „Mein Gott!“ rief sie aus, „mein Gott! schenke mir Thränen, oder ich sterbe.“

Joaquin näherte sich ihr mit dem jungen Manuel, ihrem Sohne . . . das Kind zählte schon zwölf Wenden; es rief sie mit jenen liebkosenden, einschmeichelnden Namen, die das Mutterherz im Innersten bewegen. Bei dem Laute dieser jugendlichen, sanften Stimme, erhob Dolores das schwere Haupt, und blickte in das blühende, muntere Gesicht des Kindes. Es war der Abgott ihres Bruders gewesen . . . diese Erinnerung weckte in ihrem Herzen, was je von Zärtlichkeit darin gewesen . . . und die Thränen brachen mit einer Heftigkeit hervor, sie schluchzte so krampfhaft, daß Joaquin erschrack . . . Er legte ihr das Kind in die Arme, schloß sie dann beide fest ans Herz und bat: „Rufe nicht das Unglück, Dolores! bedenke, daß dir noch mächtige Bande bleiben, dein Sohn, dein Gatte, dein Bruder, und deine Großmutter! die gute Alte lebt ja blos, um dich zu lieben, willst du sie denn auch verlassen?“

„O nein! nein!“ ich will nicht sterben! . . . Aber ich leide! o mein Gott, wie ich leide! . . .“

Muñoz Leichnam wurde noch am selben Abend ins Dorf zurückgebracht, und inmitten seiner drei Söhne begraben. Der einzige überlebende Sohn führte das Leichengängniß mit Joaquin an. Als Dolores das Grab ihres Vaters und ihrer Brüder bereiten sah, sagte Sie dem Todtengräber mit einem herzzerreissenden Lächeln: „Lasse Platz für meinen Bruder und für mich!“ und sich zu Joaquin wendend: „Nicht also, mein Bruder?“ Joaquin antwortete blos mit einem Kopfnicken. Der Unglückliche sah wohl ein, daß ihr Schicksal blos mit dem Tode oder Infamie enden konnte . . . also blos mit dem Tode! . . . Das französische Regiment, das Muñoz tapfere Bande niedergemetzelt hatte, gehörte zum achten Armeecorps, dessen Chef eine Gleichgültigkeit gegen Menschenleben hatte, die auch seine Untergebenen grausam machte; denn sie konnten der Strafloßigkeit gewiß seyn, wenn sie auf einen Vorwurf erwiedern konnten: „Wir haben die Rebellen gehalgen!“

Auch hier war ihr Betragen unwürdig der großen Nation, der sie angehörten. Mit jedem Tage kamen Joaquin und seinem Schwager Pablo* neue Berichte von verübten Grausamkeiten zu. Unglückliche, mit Wunden bedeckt, schleppten sich nach San Pedro, um Rache zu schreyen und fielen verstümmelt zu den Füssen ihrer trostlosen Landsleute. Entehrte Mädchen, geschändete Frauen kamen in Haufen an, und baten schluchzend, sie zu rächen.

„Ich kann diesen Anblick nicht länger ertragen, „sagte endlich Joaquin zu Dolores, „ich muß fort! diesen Ungeheuern entgegen! Es drängt mich zum Kampfe . . ich kann hier nicht länger leben . . . diese Luft erstickt mich; es tömmt mir vor, als hörte ich in jedem Windstoße, der von der Sierra weht, die klaglichen Stimmen unsers Vaters und unserer Brüder, die mir vorwerfen, ihren Tod noch nicht ihren Mördern vergolten zu haben.“

Dolores blickte ihn schweigend an, sie fand keine Worte. Sie nahm ihr Kind, schlang einen Arm um ihren Mann, den andern um ihren Bruder, und drückte sie alle drei mild an ihre Brust. O! daß sie sie hätte in ihr Herz verschließen können.

„Ach!“ sagte sie zu Joaquin, ich habe nicht die Kraft, dich zurückzuhalten, und noch weniger die Kraft, dich scheiden zu lassen. Und doch, mein Freund, wenn Gott dich ruft, gehe hin, wohin er dich sendet . . . . wir haben eine heilige Sache, sie muß wohl siegen! . . .“

Aber da dachte sie wieder an ihren Vater und ihre Brüder, alle vier Vorkämpfer derselben heiligen Sache, und doch alle vier für sie gefallen! . . . da brach ihr das Herz, und sie schluchzte laut.

III.

Es war am 15. September, um eilf Uhr Abends, als Joaquin und Pablo Muñoz an der Spitze von zweihundert wohlbewaffneten Männern aufbrachen, die um so mehr zur Rache entschlossen waren, da sie größtentheils aus Bewohnern der Dörfer bestanden, die die Franzosen verwüstet hatten. Der junge Anführer, der alle Schlupfwinkel und Schleichwege der Sierra auswendig kannte, hatte den Plan entworfen, die kleine Redoute, die die Franzosen besetzt hielten, zu umgehen, und diese im Schlafe niederzumetzeln. Es war eine finstere, regnerische Nacht. Dolores wollte Mann und Bruder bis an den Fuß des Gebirges begleiten. Sie verließ auf kurze Zeit ihre Großmutter, nahm das Kind auf die Arme, und ging die Ufer des Zaparadiel entlang, bis an den Eingang des Gebirges. Der Wind heulte, und peitschte die dicken Äste der Steineichen, bis sie laut aufstöhnten. Der öde trost-

Digitized by Google

lose Anblick um sie her, verdoppelte noch die schneidenden Schmerzen, die ihr das Herz blutig rissen; einzelne brennende Thränen fielen aus ihren Augen, und benetzten die rosigen Wangen des armen Kindes, das zur ungewöhnlichen Stunde geweckt, und ganz bestürzt über diesen stummen Schmerz, kläglich zu weinen anfing.

„Wohlan, sagte Joaquin," hier müssen wir uns trennen; der Weg wird zu beschwerlich, und die Nachtluft taugt Manuel nicht . . . Leb' wohl! . . . auf Wiedersehen morgen, Dolores! . . . Leb' wohl!" Er drückte sie an seine Brust umarmte nochmals seinen Sohn, dann übergab er Dolores einem Manne aus San Pedro, der sie zurückbegleiten sollte, eilte, ohne sich um zusehen, auf dem Pfade, der den Berg hinan führte, fort, und verschwand im Gebüsche.

„Joaquin! rief Dolores mit schmerzerstickter Stimme, denke an deinen Sohn, denke an mich! . . ."

„Ich denke auch an euch beide," erwiederte eine Stimme aus der Ferne. „Darum vertheidige ich das Vaterland."

„O ich Unglückliche," seufzte Dolores, „diesen Schwur habe ich ihm abgefordert! O mein Sohn, bald vielleicht eine Waise!" Mit diesen Worten warf sie sich zur Erde.

Sie sprang auf im Wahnsinne des wüthendsten Schmerzes. Sie ging so schnell, daß ihr Begleiter Mühe hatte, ihr zu folgen. In einer halben Stunde war sie am Eingange des Dorfes: da blieb sie stehen. Gerne wäre sie nicht weiter gegangen, es schien ihr, als wäre ihr Leben draußen in den dunkeln Wäldern, die hie und da auf den Bergen zerstreut, umhergeworfenen Trauerschleyern glichen . . . Alles würde ihr zur Vorbedeutung, Alles wies auf ein baldiges Unglück hin . . . Da plötzlich im Schweigen der Nacht glaubt sie Flintenschüsse zu vernehmen. Sie horcht. Nein! sie hat sich nicht getäuscht; ihr geübtes Ohr erkennt die Stimmen des Todes, den sie oft selbst in die feindlichen Reihen gesandt. In diesem Augenblicke hatten diese Töne einen so beunruhigenden, unheilschwangeren Charakter, daß sie sie nicht ertragen konnte. Sie eilte mit geflügelten Schritten nach Hause, und flüchtete sich in den entlegensten Winkel. Dort fiel sie auf die Kniee, um zu beten; aber ihre Lippen allein bewegten sich, ihr Herz war starr; es sprach mit Gott, aber nur um ihm so viel unverschuldetes Unglück vorzuwerfen. Jeden Augenblick glaubte sie den Schall zu vernehmen, der dem Liebsten, das sie auf Erden hatte, den Tod bringen konnte . . . . Ach! eine solche Lage war bitterer, als der Tod; es war ein langer fürchterlicher Todeskampf!

So verfloß die gräßlichste Nacht, die Dolores in ihrem zwanzigjährigen Leben verbracht hatte. Gegen Morgen schlossen sich ihre thränenmüden Augen auf einen Augenblick; sie entschlummerte, über die Wiege ihres Kindes gebeugt, und seine beiden Händchen in den ihrigen haltend.

Plötzlich schreckt sie empor, geweckt aus ihrem kurzen Schlummer, durch eine gewisse Unruhe auf der Gasse, ein Hin- und Herlaufen, dann Stimmen, dann Geschrei und Wehklagen. Dolores stürzt zum Fenster; mit einem Blicke hat sie ihr Schicksal erkannt. Weinende Weiber umgaben einen Trupp bewaffneter Männer. Es was Joaquin's Bande. Sie waren mit Blut besudelt, verwundet, und mehrere verschieden auf der Schwelle ihrer Hausthüre; sie hatten nicht Zeit, ihr Kämmerchen zu erreichen, um doch wenigstens da zu sterben, wo sie geboren waren.

Sprachlos starrt Dolores die traurige Gruppe an. Da schlägt der Name Joaquin, von einer erstickten Stimme ausgesprochen, an ihr Ohr. Alsobald reißt eine unbekannte Gewalt sie von der Stelle, auf der sie der Schreck festgebannt hatte, und mit einem einzigen Sprunge die Stiege des Hauses übersetzend, steht sie inmitten der bleichen Menge.

„Mein Mann!" ruft sie in hohlen, abgebrochenen Tönen. „Joaquin! . . . . was habt ihr mit ihm gemacht? . . . und mein Bruder, mein Pablo? . . . sprecht, wo sind sie? . . . o, ich bitte euch . . . nicht wahr? sie sind verwundet, gefangen? . . . könnt ihr mir nicht antworten?"

Und bei jedem Worte schienen ihre großen, schwarzen Augen in die innersten Gedanken der Umstehenden dringen zu wollen.

„Gefangen," fuhr sie fort; „denn sie sind nicht . . sie können nicht . . . todt seyn! . . . todt! „Todt!" rief sie mit wildem Schrei, als Gabriel, der Lieutenant Joaquin's, auf ihren fragenden Blick den Kopf senkte, mit einem stummen Schmerz, der alles sagte.

„Todt! . . . alle beide? . . . ihr habt gesagt, sie sind todt . . . so sprecht doch!"

Gabriel näherte sich, um ihr etwas ins Ohr zu flüstern; sie stieß ihn von sich.

„Zurück von mir, Niederträchtiger!" rief sie aus. „Wagst du es, in das Dorf zurückzukehren, das seit zwei Jahren die Meinigen mit ihrem Blute vertheidigt, mit ihrem Leben gerettet haben, und das ihr heute dem Feinde liefert, nachdem ihr euere Führer verrathen, ihr Unseligen! . . . . Zurück, sage ich! . . . . O mein Joaquin! warum war ich nicht bei dir! ich . . . ich hätte dich vertheidigt!" Sie wälzte sich im Staube, in gräßlicher Verzweiflung. Die Frauen, die so wie sie, einen geliebten Gatten verloren hatten, wagten es nicht zu weinen in Gegenwart eines solchen Schmerzes.

Endlich richtete sie sich auf. Eine Nachbarin hatte das Kind geholt. Das liebe Geschöpf umschlang mit seinen kleinen Armen den Hals der Mutter, und bedeckte ihn mit Küssen. Da flossen ihre Thränen reichlicher und weniger bitter. Sie ließ sich die Einzelnheiten des Kampfes oder vielmehr des Gemetzels erzählen, das in der Sierra stattgefunden hatte. Mit dem richtigen Scharfblicke, den sie sich, während der zwei Jahre, wo sie ihren Vater auf seinen abenteuerlichen Kriegszügen begleitet hatte, eigen gemacht, urtheilte sie, daß das Dorf noch am selben Abend in der Gewalt der Franzosen sein würde. Bei diesen Gedanken bemächtigte sich eine sonderbare, unerklärliche Ruhe ihres ganzen Wesens. „Folgt mir!" rief sie gebieterisch der Menge zu.

Von dem ganzen Dorfe begleitet, langt sie auf dem Marktplatze an. Dort steigt sie auf die steinerne Erhöhung am Fuße des Crucifixes, und spricht:

Digitized by Google

Ihr müßt Alle das Dorf verlassen, und euch in die tieferen Gebirge zurückziehen. So nehme denn ein jeder von Brod und sonstigeu Lebensmitteln, so viel er ertragen kann; das übrige bringt hierher. Gesagt gethan; In wenigen Augenblicken thürmen sich ganze Hügel von Brod und Lebensmitteln auf dem Platze empor. Einige hundert Weinschläuche, aus Bockshäuten verfertigt, nehmen den größten Raum ein.

„Meine Freunde, sagt sie mit starker Stimme, seid ihr mit mir entschlossen, diesen Schurken, die noch heute kommen werden, keine Nahrungsmittel zu lassen?"

Der Vorschlag wurde mit allgemeinem stürmischen Beifall aufgenommen.

„Nun wohlan denn! so verbrennt dieses Brod, streut dieses Mehl in den Zaparadiel, werft auch die Schläuche . . . doch nein! diese Elenden sollen sehen, wie sehr wir sie und ihren Zorn verachten. Durchlöchert diese Schläuche, laßt die vaterländische Erde diesen Wein trinken; besser, als die fremden Tyrannen.

Rach- nnd Wuthgeschrey ist die einzige Antwort. In einer Augenblick ist die Flamme entzündet; die Bockshäute, von zwanzig Stilettstichen durchbohrt, entledigen sich ihres Inhaltes; das Brod wird zur Kohle, Korn, Mehl, Fleisch, alles Andere hat dasselbe Schicksal. In dem Maaße, als das Zerstörungswerk seinen Fortgang nahm, schien Dolores ihren Schmerz zu vergessen. Ein großer Gedanke beschäftigte sie. Als eben Gabriel die letzten Bockshäute durchlöchern wollte, hielt sie seine Hand.

„Laß diese zwölf Schläuche in mein Haus bringen, sagte sie: ich weiß einen guten Gebrauch davon zu machen."

In diesem Augenblicke brachte der Wind von der Sierra her einen schrillen Ton, und dann ein anderes dumpfes Geräusch, wie ferner Trommelschlag.

„Sie sind's!" rief Dolores. Eine Todtenbläße überzog ihr Gesicht, und dann eine dunkle purpurne Röthe.

„Es ist Zeit, daß ihr scheidet, rief sie. Fort! eilet."

„Und ihr, was soll denn aus euch werden?" fragten alle zugleich.

„Habt ihr denn auch nur einen Augenblick gedacht, daß ich meine alte Mutter verlaßen würde? . . . .

„Und wie soll sie uns folgen? Man müßte sie tragen: sie würde unsern Marsch aufhalten, nnd wir würden eingeholt werden. Eine alte kranke Frau, ein Kind, ein schwaches, unglückliches Geschöpf, wie ich, was können uns selbst diese Ungeheuer thun! . . . Und dann, es bleibt nichts anderes übrig. Gehet, und Gott und seine heilige Mutter sey mit euch . . . Betet für mich . . . lebt wohl!"

Der Schall der Trommeln schien sich zu nähern. Da nahm Dolores einen gebieterischen Ton an; sie ging selbst in jedes Haus, drängte zum Aufbruch, bezeichnete die Gegenstände, die mitgenommen werden sollten. Endlich sah sie den letzten Bewohner des Dorfes sich entfernen; sie hörte noch einige Zeit die eilenden Schritte der Fliehenden, sie sah die Herbstsonne sich in ihrem Lanzen spiegeln . . . . .

Dann sah sie nichts mehr . . . auch die Tritte schallten immer schwächer . . . bald hörte sie nichts, als das Rauschen der Wogen des Zaparadiel, in das sich das immer nähere Geräusch der französischen Trommeln mischte.

Als Dolores sich ganz allein sah, fühlte sie eine jener Erschütterungen, die zu tödten im Stande sind

Ein kalter Schauer durchlief ihre Glieder, dann eine fliegende Hitze und ein Zittern. Es däuchte ihr, als träte sie in eine neue Welt, und als werde sie da mit unbekannten nie gehörten Schmerzen und Qualen empfangen . . . . Ihre Vernunft fing an, sich zu verwirren, sie wollte etwas sprechen, und fuhr vor ihrer eigenen Stimme zurück: ein entsetzlicher Gedanke befiel sie.

„Ich habe noch nicht gebeichtet!" rief sie händeringend.

Schnell wie der Blitz war sie in der Kammer ihrer Großmutter. Sie hatte ihr Kind in die Wiege gelegt, zur Seite der Gelähmten, und ihr aufgetragen, für alle drei zu beten Als sie in die Stube trat, betete die Alte ihren Rosenkranz und das Kind schlief.

„Mutter," sagte sie, und sank vor dem Bette der Alten auf die Knie: „Mutter, wollt ihr mich beichten hören?" Die Kranke lächelte sanft, und nickte mit dem Kopfe; denn sie konnte nicht sprechen. Dolores begann ihre Beichte mit einer Sammlung, die in der heiligsten Kirche nicht hätte größer seyn können. Ach! was hatte das reine Wesen zu bekennen? Und doch, als sie mit ihrem Geständniße zu Ende kam, machte die Alte eine Geberde des Abscheues; nach einigen Sinnen jedoch schien ein langer, beredter Blick den Worten der Enkelin Beifall zu geben. Sie legte ihre dürren, runzligen Hände auf die schwarzen Haare Dolores, und gab ihr ihren stummen Segen.

IV.

Dolores lag noch auf den Knieen, als die erste Compagnie des französischen Regimentes in San-Pedro einzog. An der Spitze ihrer 80 Mann marschirten ein Lieutenant und ein Kapitän, sehr ungeduldig, Lebensmittel zu finden; denn seit 2 Tagen schon hatte das Regiment keine Mundportion bekommen.

„Was Teufel!" rief ein Unteroffizier aus, der in drei oder vier Häusern nachgesehen harte, „was soll denn das heißen? Es ist ja keine Seele im ganzen Dorfe."

„Was wird es heißen?" sagte der Kapitän; es wird so seyn, wie in las Calçadas de Oropeza, sie werden das Dorf verlassen haben. Desto besser, so haben wir die Lebensmittel für uns allein. Auf, Kinder! an's Plündern! wie unser große Feldherr zu sagen pflegt."

Alles lachte. Während dem waren sie auf dem Marktplatze angekommen. Wie fuhren sie zurück vor diesen Strömen Weines, die noch rieselten, vor diesen verkohlten Brodhaufen, die nur da zu liegen schienen, um ihnen zu trotzen, wie es Dolores vorausgesagt hatte.

„Das sind doch wahre Höllenteufel, diese Spanier," riefen die Soldaten. „Ist es erhört, Brod zu verbrennen, und gar den Wein so unnütz auszuschütten!"

Sie hoben die Schläuche in die Höhe, aber es war auch nicht ein einziger Tropfen darin; es war Alles ausgelaufen.

Digitized by Google

Als sie sich überzeugt hatten, daß nicht der geringste Mundvorrath im Dorfe zu finden sei, bemächtigten sich ihrer eine gränzenlose Wuth. Sie stießen schreckliche Drohungen aus, stürzten in die verlassenen Häuser nnd schrieen, sie müßten das Dorf anzünden. Sich einem solchen Strome entgegen zusemmen, schien gefährlich; das dachten auch die Offiziere. Sie setzten sich traurig auf dieselben Steinstufen, von denen noch vor kurzem Dolores zum Volke gesprochen hatte, und warteten blos die Rückkehr der Soldaten ab, um wieder aufzubrechen, und in andern Dörfern ihr Heil zu versuchen. Plötzlich hörten sie wiederholtes, lautes Jauchzen, und sahen mehrere Soldaten herbeikommen, die mit Schläuchen und Weißbroden beladen waren.

„Mein Kapitän," rief ein Korporal schon von der Ferne, „da ist eine Beute, die mir mehr Freude macht, als das feine Perlhalsband, das ich in Cairo, in Egypten gefunden habe! Das habe ich ausgeschnüffelt, mein Kapitän!"

„Nein, ich!" rief ein Sergent.

„Euer Wort in Ehren, mein Feldwebel, „ich war es,', sagte ein Gemeiner, die Hand am Säbel.

„So schweigt doch, Kinder," rief der Kapitän; „was liegt daran, wer's gefunden hat, wenn es nur da ist. Da euch das gute Glück diesen Fund beschert hat, esset und trinket, und macht, daß ihr fortkommt."

In diesem Augenblicke brachten zwei Soldaten eine Frau geführt, die ein Kind auf den Armen trug; sie stießen sie mit rohen Flüchen vor sich her. Es war Dolores. Sie war todtenbleich, und ihre Augen zu Boden gesenkt, aber ihr Gang war fest. Obgleich ihre Kleidung eine Frau der niedern Volksklassen verrieth, erhob sich der Kapitän bei ihrem Erscheinen, und verbeugte sich unwillkührlich.

„Sind Sie aus diesem Dorfe?" fragte er sie höflich: denn er war jung und Dolores schön.

„Ja," erwiederte die junge Frau.

„Warum ist es verlassen und Sie allein hier?"

„Die Bewohner sind in die Sierra geflohen, und ich bin allein geblieben mit meinem Kinde und meiner alten vom Schlage gerührten Großmutter."

„Warum ist dieses Brod verbrannt?"

„Damit ihr es bei euerer Ankunft nicht fändet. Der Herd des Spaniers soll recht flammen für den Franzosen."

Eben hatte ein Soldat einen Bocksschlauch geöffnet und wollte trinken. Der Lieutenant, der älter war als der Kapitän, eine damals nicht seltene Sache, schien seine eigenen Gedanken zu haben, und

„Warum ist dieser Wein nicht ausgegossen worden, wie der andere?" fragte er Dolores.

„Weil ich hoffte, ihn verbergen zu können . . . . aber bei euch . . . ." Und ein Blick des Hasses ergänzte den Sinn der Rede.

„Ist der Wein gut?"

„Ich glaube es wohl. Zu gut."

„Nun, so wirst du dich wohl nicht weigern uns zuzutrinken?"

„Nein."

Und sie streckte die Hand aus. Er füllte einen silbernen Becher, den er bei sich trug. Dolores leerte ihn mit Kaltblütigkeit und Ruhe.

„Da der Wein so gut ist, so wirst du wohl auch deinem Kinde was davon gönnen?"

Ein leichtes Zittern ergriff die Hand der Mutter; aber es war so schwach, daß es Niemand bemerkte. Sie nahm den Becher, setzte ihn an die Lippen des armen Engels, und gab ihn dem Lieutenant zurück.

„Nun könnt ihr trinken nach Herzenslust," sagte der Kapitän den Soldaten; „einen Schlauch werdet ihr unberührt lassen."

Als sie diese Worte hörte, sah Dolores den Himmel offen. Vater und Gatte lächelten ihr zu, umgeben von ihren Brüdern.

Aber im selben Augenblicke fühlte das schwache junge Geschöpf an ihrem Busen die Wirkungen des Giftes, mit dem der Wein gesättigt war; es war Arsenik! Das arme Kind wurde bleich, dann ganz blau, und wand sich in furchtbaren Zuckungen. Einen Augenblick kämpfte die Mutter gegen diesen schrecklichen Anblick; doch bald wurde ihr Mutterherz zu schwach für einen solchen Schmerz, das Geschrey ihres Kindes verwirrte ihre Sinne.

„Verzeihung, mein süßer Engel! schrie sie, indem sie sich auf die Knice warf, und das Kind am Fuße des Kreuzes niederlegte. Verzeihung! mein Kind, meine Freude, mein Schatz! Deine Mutter wird dir bald nachkommen."

„Unglückselige! riefen die Offiziere, dieser Wein war vergiftet!"

Dolores richtete sich vom Boden auf, und stand da vor diesen Männern mit göttlicher Majestät.

Sie war doppelt bleich, von der fruchtbaren Gemüthsbewegung, und von den Wirkungen des Giftes, die bereits begannen.

„Ja, sagte sie mit einem bittern Lächeln, ja, dieser Wein ist vergiftet, und ich selbst habe das Gift hineingemischt. Ihr elender Henken aller Meinigen! Seit einem Monathe habt ihr mir Vater, Gatten und vier Brüder ermordet! . . . Ja, ihr seid vergiftet! . . Fluch über euch! Fluch über Frankreich! ich rufe es am Rande meines Grabes, und der Fluch des Sterbenden ist unglückbringend."

Ein neuer Schmerzschrey ihres Kindes unterbrach sie, sie lief hin zu ihm. Die Offiziere, die nicht getrunken hatten, wollten sie vor der Wuth der Soldaten schützen, die auf sie eindrangen; aber die Unglückliche hörte sie nicht mehr. Ihr kleiner Manuel war so eben in einer letzten Zuckung verschieden, und lag kalt in ihren Armen.

„Ungeheuer! schrie sie, grausame Ungeheuer! ihr habt mich zu dieser gräßlichen That getrieben; denn es ist gräßlich sein eigenes Kind zu worden! . . . . Aber nein, fügte sie hinzu, die Hände faltend, und sie zum Himmel erhebend, nein, ich bin nicht schuldig! . . . Was hättest du angefangen, arme Waise! . . . Du wärest ein Sklave gewesen, und hättest die französische Kette getragen! . . . Nein! Segen über deine Mutter! Fluch über Frankreich!"

Digitized by Google

Es war unmöglich, die Soldaten länger zu halten. Sie stürzten los auf die Unglückselige, die keine andere Sorge kannte, als ihr Kind festzuhalten, damit es selbst im Tode nicht von ihr getrennt würde. Ehe sie einen Seufzer ausflossen konnte, hatten dreißig Stiche ihr Herz durchbohrt . . . Sie sank auf die Stufen des Kreuzes, ihr Kind fest umschlungen. Die Soldaten ergriffen sie, und schleuderten, trotz der Befehle ihrer Vorgesetzen, den Leichnam in den Zaparadiel, nachdem sie schwere Steine an Händen und Füssen befestigt hatten . . Man sah sie einige Zeit auf den Wellen kreiseln; dann zog das Gewicht der Steine sie langsam hinab, und das feuchte Grab schloß sich über ihr für immer!

Man that das Mögliche, um die Soldaten zu retten; aber trotz aller angewendeten Mittel starben sieben und dreyßig von ihnen an den Folgen dieses unglücklichen Abenteuers.

Licht- und Schattenseiten des Lebens.

Interessante Begebenheiten.

Der Dreikönigstag in Madrid. In Madrid herrscht seit unendlichen Zeiten unter den niederen Volksklassen der Glaube, daß die drei Weisen aus dem Morgenlande den Dreikönigstag in der Hauptstadt Spaniens feiern müssen. Man verbindet damit den Wahn, daß sie einem ihnen verandenkenden Sterne in gerader Richtung nachgehend, sich von keinem Hindernisse aufhalten lassen dürfen, und sogar über Häuser und Mauern, die auf ihrem Wege liegen, klettern müssen. Noch heutigen Tages gibt es dort Leute, die es für ein verdienstliches Werk halten, dem in dieser oder jener Welt die Belohnung folgt, wenn sie den Weisen entgegen gehen und ihnen die Schwierigkeiten des Weges zu erleichtern suchen. Man sieht sie zu diesem Ende mit langen Leitern aus den Thoren Madrids wandern, während Andere ihnen mit Fackeln das Geleite geben und mit Glöckchen klingeln.

„Wer kommt mit, den Weisen aus dem Morgenlande entgegen!“ rief vor einigen Jahren ein Haufe solcher Leute. Zwei von ihnen trugen eine Leiter, die an jedem Hause bis ins zweite Stockwerk gereicht haben würde. Die Übrigen trugen Peitschen und liessen ihre Glöckchen erklingen.

„Wer geht den Weisen entgegen? Nun Bartolomeo,“ sagte Einer zu einem Nachtwächter, „wollt Ihr die Weisen nicht einziehen lassen?“

„Ihr wißt ja, Kinder,“ antwortete dieser, „daß ich die Straße bewachen muß und nicht von meinem Posten weichen darf. Ich muß auf die Diebe Acht haben und die Stunde und das Wetter verkünden.“

„Ah! Wir können nicht mehr weiter,“ sagten die jungen Leute, welche die Leiter trugen, und lehnten sie an den Balken eines Hauses, in welchem man kein Licht sah. „Die Last ist zu groß;“ und mit diesen Worten trockneten sie sich die Schweißstropfen von der Stirn.

„Auf, Pable! munter, Juan!“ rief einer der Fackelträger. „Wenn Ihr an jeder Straßenecke so ausruhen wollt, Ihr Faullenzer, so werden wie die Weisen gewiß verfehlen. Nicht wahr, Bartolomeo?“

„Gewiß,“ versicherte dieser.

„Schnell,“ sagte der zweite Fackelträger, „steige hier auf den Balken, von eben kannst du besser sehen, eh das Licht näher kommt, das den Weisen vorangeht.“

„Es ist aber schrecklich hoch!“

„Wir halten die Leiter. Helft uns Bartolomeo, halten sie fest, daß sie nicht ausgleiten.“

Der Nachtwächter sprang ihnen gutmüthig zu Hilfe und that, was man verlangte. Einen Augenblick später standen Pable und Juan auf dem Balkone.

„Seht Ihr etwas?“ fragte man von unten.

„Nein, wir sehen Nichts.“

„Stehet Ihr gut da eben?“

„O ja.“

„Nun, so könnt Ihr eben bleiben,“ sagte einer der Fackelträger und nahm die Leiter weg.

„Seht auf!“ rief Pable ärgerlich, „das ist ein schlechter Spaß.“

„Nun,“ sagte Juan, „wir klopfen an die Fenster, man wird uns von innen aufmachen.“

Der Nachtwächter hielt sich den Bauch vor Lachen.

„Wirklich?“ rief er. „Dies ist der Pallast des Marquis v. P., der vor sechs Wochen nach Saragossa gereist ist; er kommt erst am Ende dieser Woche zurück. Ihr hättet sie niegend besser abholen können. — Aber wollt Ihr sie lange oben lassen?“ fragte er kaltblut.

„Wir lassen sie gleich wieder herunter,“ erwiderte der Fackelträger eben so. „Wir wollen nur ein wenig in der nächsten Weinschenke einkehren; nichts ist besser, um die Sinne klar zu machen, als die Kehle anzufeuchten.“

Der Nachtwächter schmunzelte.

„Wahrhaftig, Kinder, ich kann nicht. Wenn irgendwo gestohlen würde, während ich nicht auf meinem Posten bin, hätte ich es zu verantworten.“

„Warum nicht gar; der Teufel wird doch nicht gleich die Strafe fertragen. Nur ein Glas Wein, das dauert nicht lange. So etwas schlägt man Leuten, die man achtet, nicht ab.“

„Was? Ihr wollt uns hier oben lassen?“ riefen Juan und Pable kläglich, als sie sahen, daß ihre Gefährten den Nachtwächter hinwegführten und die Leiter mitschleppten. „Das ist schändlich! Wir verstummen ja den Einzug der Weisen!“

Allein die Anderen hatten schon um die Ecke gebogen, ohne etwas zu erwiedern. Nach einer halben Stunde kamen sie mit dem Nachtwächter und der Leiter zurück.

„Wir können Ihr uns hier allein lassen, Ihr Bösewichter!“ riefen die auf dem Balken wüthend; „wir sind fast erfroren.“

„Schnell herunter, trudet Euch,“ rief ihnen Bartolomeo zu, den der Wein munter gemacht hatte, und stellt wieder die Leiter. „Ihr werdet die Weisen verstummen.“

Zankend und schelteud stiegen sie herab, und während die Anderen sie noch auslachten, setzte die Gesellschaft ihren Weg fort.

Doch wie groß war am andern Tage Bartolomeos Verzweiflung, als er erfuhr, daß die Buntschen Diebe waren, die Läden erbrochen und 40,000 Realen in Geld nebst vielem Schmuck und Silberzeug gestohlen hatten!

„Heilige Jungfrau!“ rief er traurig aus. „Wer hätte dies gedacht! Und ich habe Ihnen selbst die Leiter gehalten!“

Aller Bemühungen der Behörden ohngeachtet, blieben die schlauen Diebe unentdeckt.

Digitized by Google

Unverhoffte Rettung. Bei einem Kampfe mit einem Indianerstamme focht Perret, ein Franzose, der in Diensten der Republick Texas stand, mit verzweifelnder Wuth gegen einen riesigen Sioux-Krieger; sein Unglück wollte, daß die Pistole, welche er seinem Feinde auf die Brust setzte, versagte, worauf ihm dieser einen Hieb über den Kopf versetzte, der ihn halb betäubt zu Boden streckte. Der Wilde trat auf seinen besiegten Feind, schwang mit der rechten Hand sein Messer, ergriff mit der linken das Haar des Franzosen und wollte diesen skalpiren: da entfiel plötzlich das Messer seiner Hand und starr vor Staunen und Entsetzen stand er einen Augenblick regungslos da. Das ganze Haupthaar des Feindes war in seiner linken Hand und der weiße Mann grinzte ihn mit kahlem Schädel an. Mit lautem Geschrei warf endlich der erschreckene Sioux das von sich, was er für den Zauberskalp eines bösen Geistes hielt und lief in wilder Flucht davon. „Brave, meine gute Perücke!“ rief Herr Perrot, indem er froh aufsprang, „ich bin dir tausend Dank schuldig!“

Raffinirte Spekulation. Ein Spekulant in Paris hat jetzt eine sonderbare Idee ins Leben treten lassen. Er kaufte 20,000 Parapluies, das Stück zu 4 Franks und läßt sie an trüben Tagen, besonders aber am Sonntag, durch aufgestellte Leute an allen belebten Punkten von Paris bereit halten. Tritt nun, was in Paris häufig vorkömmt, ein plötzlicher Regenguß ein, so vermiethet er jeden Regenschirm auf die Stunde um einen Sou. Der Miether erhält eine Marke mit Angabe der Stunde, in welcher er das Parapluie gemiethet und setzt als Unterpfand 5 Franks ein. Nach gemachtem Gebrauch giebt er den Schirm beim nächsten ausgestellten Posten zurück, bekömmt seinen Einsatz und bezahlt die indeß abgelaufenen Stunden pr einen Sou. Der Mann rechnet so: sämmtliche Parapluies kosten 80,000 Franks, die Posten und Regie kosten jährlich 20,000 Franks; Summa 100,000 Franks. Nach meteorologischen Berechnungen regnet es in Paris 100 Tage im Jahre; die 20,000 Parapluies an diesen 100 Tagen durchschnittlich jeden Tag nur 4 Stunden vermiethet, geben jährlich einen Ertrag von 400,000 Franks, also 300,000 Franks reinen Gewinn, wobei noch das fürs zweite Jahr übrig bleibende Material der blos auszubessernden Schirme und eine Summe von 10,000 Franks, als Gewinn für die aus Vergessenheit, wegen Verlieren, u. s. w. nicht zurückgebrachten Parapluies nicht in Anschlag gebracht werden sind.

Der lustige Harlekin. Franciskus war vor ungefähr 30 Jahren in Marseille der beliebteste Pressenreißer. Von sehr angenehmen Aeußern gefiel er mit und ohne Maske, die Frauen hatten ihn besonders sehr gern. Eines Abends war ganz Marseille im Theatre, weil Arlequin Pretée, ein damals sehr beliebtes Stück, zu sehen war. Der Saal war gedrängt voll, nur eine einzige Loge hatte sich etwas später gefüllt. Man sah darin eine ziemlich alte Dame Platz nehmen, von ganz ansehnlichem Umfange, beladen mit Spitzen, Bändern, Blumen, Edelsteinen, das Gesicht mit Roth- und Schönpflästerchen geschmückt; sie war in glänzender Equipage mit vielem Läufen und großem Aufwand vorgefahren, man bezeichnete sie als eine Dame von Stande, die in der Nacht von Paris angekommen war. Die Zeit des Anfanges war schon längst vorüber und der Vorhang wurde noch immer nicht aufgezogen. Das Publikum zeigte seinen Unwillen auf sehr energische Weise und hinter dem Vorhange war Alles zum Anfangen bereit und Harlekin fehlte. Man konnte diese Verzögerung nicht begreifen, Franziskus war sonst die personifizirte Pünktlichkeit. — Endlich kam ein Bote, einer der Diener von Franziskus; er kündigte den Schauspielern an, daß sein Herr plötzlich krank geworden wäre und daher nicht kommen könne. Harlekin konnte nicht ersetzt werden, man mußte daher ein anderes Stück ankündigen.

Die traurige Nachricht von Franziskus Krankheit machte auf die ganze Versammlung einen tiefen Eindruck; der Schauspieler, welcher diese Nachricht mittheilte, benützte diesen Umstand, dem Publikum ein anderes Stück vorgeschlagen, welches denn auch angenommen wurde; schon wollte der Schauspieler sich wieder zurückziehen, als die Frau, von der wir vorhin sprachen, sich aus ihrer Loge herauslehnte und den Schauspieler auf sehr derbe Art zurechtwies; sie sagte ihm gerade zu in's Gesicht, daß dieser Franziskus unverschämter Weise seinen Spaß mit dem Publicum treibe und sicher nicht kränker wäre, als sie selbst. Der Schauspieler blieb ruhig und bezeugte gelassen die Unschuld seines Kameraden. — Die Wuth der Dame vergrößerte sich; sie beschuldigte den Schauspieler, er wie Franziskus der Heuchelei. — „Das darf so nicht vorüber gehen,“ rief sie endlich, indem sie sich an das ganze Publikum wandte, „wenn in Frankreich noch etwas Galanterie zu finden ist, wird man meine Sache vertheidigen, ich bestehe auf mein gutes Recht; ich habe gestern 30 Meilen gemacht, um eueren Franziskus zu sehen, ich miethe eine Loge, ich habe Kosten und Umstände und nun spielt euer Franziskus nicht, weil es diesem schönen Herrn gefällt, krank zu sein. Er muß spielen, oder ins Gefängniß wandern!“

„Aber, Madame, er ist in seinem Bette . . .“

„Ach was, er wird sich irgendwo einen Spaß aus uns machen; ich will Franziskus sehen; ich habe bezahlt, er muß kommen; ich bin überzeugt, daß er hinter euern Coulissen ist.“

„Kommen Sie und suchen Sie selbst, Madame.“

„Ja, das will ich!“

Bei diesen Worten brach das ganze Publikum in ein lautes Lachen aus. Die Frau ließ sich aber dadurch nicht einschüchtern und war mit einem Satze auf der Scene; aber wie erstaunte die Menge, als in dieser Unordnung die Frauen-Kleider fielen und aus der großen dicken Frau ein junger Harlekin wurde. Es war Franziskus; anmuthig grüßte er das Publikum und das Stück begann. Niemals applaudirte man mehr, als an diesem Abende.

Napoleon und seine Grenadiere. Man hat schon oft Beispiele angeführt, die von der Geistesgegenwart des Kaisers und von dem Einfluß, den er auf die Soldaten ausübte, Zeugniß geben; so mögen auch hier, noch deren zwei Platz finden, die wohl wenig bekannt sein dürften.

Als Napoleon den Befehl der italienischen Armee übernahm, fand er sie in sehr schlechtem Zustande; die Truppen waren seit langer Zeit nicht mehr gekleidet worden und gingen beinahe in Lumpen. Am Tage nach seiner Ankunft stellte sich ihm ein Grenadier vor und beklagte sich über die Noth, die er ertragen müsse. Der Kaiser, der wohl wußte, daß in den Magazinen keine Stoffe und in der Kassa kein Geld war, hatte gerade den Quartiermeister an seiner Seite. „Die Klage dieses Grenadiers,“ sagte er zu ihm, „ist vollständig gegründet, ordnen Sie sogleich an, daß seine Wünsche erfüllt werden.“ Dann setzte er hinzu: „Eins nur bedauere ich; wenn dieser Brave, der obgleich noch jung, doch ganz und gar, wie ein alter Soldat aussieht, wird neu eingekleidet sein, hält man ihn für einen Rekruten.“ — „General!“ rief der Grenadier hastig, „ich will nicht eingekleidet sein.“

Das zweite Beispiel traf sich in Syrien. Die Armee marschirte bei großer Hitze, der Sand brannte unter ihren Füssen, die Führer des Landes hatten versichert, daß man nach einigen Stunden Brunnen treffen würde und man hatte ihrer in der That sehr nöthig. Die bezeichnete Zeit war schon vorüber; es zeigte sich noch immer kein Brunnen; Ermüdung und Durst brachten Ermattung in alle Reihen. Eine Compagnie Grenadiere namentlich, die dem Kaiser ziemlich in der Nähe war, bezeugte sehr lebhaftes Mißvergnügen und gab endlich das Zeichen der Unzufriedenheit, indem sie anfing, die Gewehre zu zerbrechen. Sobald Napoleon davon Nachricht erhielt, eilt er hin und als er so nahe ist, daß man ihn verstehen kann, ruft er ihnen zu: Nun, Grenadiere, fürchtet Ihr hier den Tod, da Ihr doch in Europa keine Furcht hattet? —“ „Den Tod fürchten? Wir, Napoleons Grenadiere?“ erwiederte Einer von ihnen, „nein, General, wir folgen dir überall hin!“ — „Ich wußte es wohl; nun, Kinder, vorwärts!“ Die Grenadiere setzten ihren Weg fort, indem sie begeistert riefen: „Es lebe der General!“ in geringer Entfernung fand man die ersehnten Brunnen, welche

Digitized by Google

in der That die Armee retteten, die nahe daran war, wie Napoleon sagte, einer Qual zu unterliegen, die man in diesem Grade empfunden haben muß, um ihre schrecklichen Wirkungen zu kennen. Diese Grenadiere waren wirklich vom Tode bedroht; das einzige Mittel, ihnen Muth einzuflößen, war, sie, so zu sagen, dem Tode gegenüber zu stellen, damit sie ihm — wie in der Schlacht — ins Angesicht schauen konnten.

Damen-Gibliothek.

Schlechte Ehen. Im Jahre 1816 gab es in London 1132 entwichene Ehemänner, 2318 Männer, welche ihre Frauen verlassen hatten und 4175 von dem Richter getrennte Ehen. Die Zahl der Ehepaare, welche mit einander in offener Fehde lebten, betrug 17,345.

Die Priese. „Wie? was? Ein Fuder Schnupftabak
Legt heut' schon wieder auf der Erde!"
Rief eine Frau zu ihrem Mann'
Mit wüthend gerniger Geberde.
„Laß es nur gut sein!" sprach der Mann'
„Und kümm're dich um and're Sachen;
„Denn, weil Du immer mit mir zankst,
„Muß ich mir ja Zerstreuung machen!"

Billige Unsterblichkeit. Die Gustel von Blasewitz, welche Schiller in seinem „Wallenstein" verewigt hat, war des Gastwirths allerliebste Tochter in dem Dörfchen Blasewitz bei Dresden. Sie hieß in der That Gustel, heirathete später einen geachteten Mann in Dresden und — lebt daselbst noch jetzt als hochbetagte Wittwe.

Originelle Liebeserklärung. Ein junger Gelehrter hatte sich sterblich in die Schauspielerin des Nationaltheaters in Berlin, Fräulein Weber, verliebt und versäumte keine Gelegenheit, sie mit den Gefühlen seines Herzens, bald in Prosa, bald in Versen, bekannt zu machen. Einst wählte er dazu ein so originelles Mittel, daß wohl schwerlich noch ein Liebhaber vor ihm darauf gefallen ist. Er ließ nämlich eine Gans braten, mit Borsdorfer Äpfeln füllen und sandte diese seiner Angebeteten in die Theatergarderobe zu einer Collation. An einem der Äpfel war aber ein Blättchen Papier, mit nachstehendem Reime:

„Gänsebraten, Gänseleber
Sind noch lange nicht so ein Genuß,
Als von Mamsell Weber
Ein einz'ger Freundschaftskuß."

Schlagen Sie ihn todt! Von einer umherziehenden Schauspielertruppe wurde Körner's „Banditenbraut" aufgeführt. Im letzten Akte, wo Hedwig den Banditen Rudolf erschießt, versagt ihr unglücklicher Weise das Gewehr. Sie weiß jetzt in der Angst ihres Herzens nicht, was sie beginnen soll. Da ruft ihr der Souffleur leise zu: „Schlagen Sie ihn doch todt!" worauf Hedwig auf den bereits am Boden liegenden Rudolf stürzt und mit dem Gewehrkolben so tapfer auf ihn loshaut, daß der vom Schmerz Gefolterte laut aufschreit: „Sapperment! nicht so stark!"

Industrielle Interessen.

Keine Furcht mehr vor dem Feuer. Die oft so häufigen als ausgedehnten Feuersbrünste in den letzten Jahren bestimmen uns, eine der nützlichsten Verkehrungen mitzutheilen, welche der Alles überwältigende Menschengeist erdachte, um Menschen und ihr Vermögen vor der unersättlichen Wuth des Feuers zu hüten.

Der Ursprung einer Feuersbrunst ist gewöhnlich in einer dem Auge verborgenen Entzündung leicht brennbarer Stoffe zu suchen und die baldige Entdeckung eines solchen Feuerherdes würde ein leichtes Löschen des Feuers möglich machen. Daher ist es die besondere Aufgabe der Feuer-Leute, bei einem aufgehenden Feuer diesen verborgenen Heerd aufzuspüren und den Was-

Digitized by Google

serschlauch dahin zu leiten. In England hat sich in dieser Hinsicht Mr. Braidwood, Oberaufseher der Londoner Löschanstalten, durch Errichtung einer trefflichen Feuer-Brigade große Verdienste erworben.

Das erste, wovor sich der Feuer-Brigadier sichern muß, ist der Rauch. Dieß wird durch eine Röhre bewerkstelligt, die mit einer an der Spritze befestigten Luftpumpe an der Außenseite des brennenden Gebäudes in Verbindung steht. Zweitens hat er Schutz gegen die Flammenhitze nöthig, diesen gewährt ihm ein starker ledener Anzug, der sich an die Kopfhaube anschließt. Drittens bedarf er Licht, und dazu sind eine an der Brust befestigte Laterne, welche weithin leuchtet, und zwei mit dickem Glas verwahrte Öffnungen in der Kapuze für die Augen erforderlich. Viertens muß an der Haube eine laut- und schrilltönende Pfeife befestigt sein, damit die Feuerleute sich die nöthigen Mittheilungen machen können.

Nützliche Erfindung. Der Mechanikus Heß aus Magdeburg hat eine Vorrichtung erfunden, die der Braunschweiger Eisenbahndirektion mitgetheilt worden, durch welche die Möglichkeit der Unglücksfälle auf Eisenbahnen bedeutend vermindert wird. Vermittelst derselben werden die Wagen unter sich und der Locomotive so verbunden, daß der Zug von der Höhe der Wagen herab, mittelst eines geringen Kraftaufwandes an jeder beliebigen Stelle getrennt und zugleich auf die Radkränze des gelösten Wagens ein solcher Druck ausgeübt wird, daß er jede fernere Umdrehung sogleich hemmt. Diese Vorrichtung ist bereits an einem Wagen angebracht worden und die angestellten Versuche haben ein sehr günstiges Resultat gezeigt; nur offenbart sich noch dabei der kaum zu umgehende Mangel, daß die gelösten Wagen, trotz der Bewegungslosigkeit der Räder, nicht sogleich stille stehen, sondern sich noch um mehrere Schienenlängen auf der Bahn fortschieben.

Kunst und Literatur.

Die alte Taglioni wurde in Brüssel für den Monat September mit 3200 Franks für jede Vorstellung engagirt. Was bekömmt ein großer Dichter in zwei Stunden für das Produkt seiner Genialität?

Ein Ehrenmann, der Geheimerath von Leonhardt, hat das ganze Honorar seiner diesjährigen Sommervorlesung über Geologie den armen Webern zugewendet. Der berühmte Gelehrte zählt über 100 Zuhörer.

Naturhistorische Novitäten.

Merkwürdiges Wunder. Wie sehr oft natürliche Erscheinungen zu Wundern gemacht werden, kann man aus folgendem Berichte ersehen. Ein Augenzeuge schrieb aus dem Kloster Laach, im preußischen Regierungsbezirke Coblenz: „Am 1. Juli, gegen halb 5 Uhr früh, wurde der See höchst unruhig, trat plötzlich zu einer merkwürdigen Höhe und eben so schnell wieder zurück, jedoch so weit, daß man mit Schauder nie gesehene Felsen und Abgründe erblickte. In demselben Augenblicke hörte man ein dumpfes donnerähnliches Getöse, wobei sich ein fast erstickender Rauch hoch in die Luft empor wirbelte. An der andern Seite des Sees, wo die bekannte Stickluft immerwährend aus der Erde steigt, hatte sich die Erde aufgethan und mehrere Bäume stürzten mit heftigem Krachen in den Abgrund. Auf dem See sah man nach dieser Erscheinung mehrere Fische todt herum treiben und vor der Stickgrube viele Vögel todt liegen. Alles dieß war das Werk eines Augenblicks.“ Die wissenschaftlich erhobene Berichtigung dieses merkwürdigen Naturereignisses lautet jedoch ganz anders. Das weite Aufklaffen der Erde war nichts mehr und nichts weniger, als ein ganz gewöhnlicher Bergfall, wie er sich in vielen Gegenden ereignet, wo Gebirgsmassen in geneigter Ebene auf einer Unterlage ruhen und die atmosphärischen Wasser-Anschwellungen auf den Gränzen beider Massen bewirken können. Daß an der sogenannten Stickgrube Vögel todt gefunden wurden, gehört nicht zu den unnatürlichen Erscheinungen und kann wahr sein; denn man findet deren fast immer, bald mehr, bald weniger, in der Nähe jener Stelle, wo der Bergfall sich ereignet.

Sturmwuth. Am 16. Juni d. J. wüthete in der Provinz Padua, namentlich im Bezirke Conselve, ein heftiger Orcan in der Richtung der Dörfer Arc, Agna und Borgoforte, wo zwei ganz gemauerte Häuser, 31 Feuerstellen überdauert, 4 Scheunen mit den darunter befindlichen Stallungen, eine Mühle zerstört, eine beschädigt, die Schleusen zerrissen, zwei Schiffe weggeführt und eine Unzahl Bäume zerbrochen und entwurzelt wurden. Zwei Menschen fanden dabei ihren Tod, 22 wurden mehr oder weniger verletzt, Vieh getödtet und verwundet. In dem Bezirke Beverare wurden sämmtliche Häuser von Centea bis auf sechs niedergerissen, so daß gegen 700 Personen obdachlos wurden. In den Orten Petteazza und Tasana warf er 30 Häuser nieder, tödtete mehrere Personen und vernichtete auf seinem ganzen Zuge, 300 Metres breit, die Saaten.

Raritäten.

Eine Grabschrift. Ein durstiges aber äußerst interessantes Kleeblatt zur Zeit des geistreichen Herzogs von Würtemberg war in Stuttgart der Dichter Schubart, der Hof-Schiefredecker Bauer und der Hof-Balletänzer Eger. Einstmal, als diese philosophirend und begeistert von der Opferflammen des Weingottes im ehemaligen Hirschbad in ihrem fast täglichen Klubb beisammen saßen, wurde Eger plötzlich ernsthaft und sagte lallend zu beiden: „Brüder, wie lange werden wir es noch so treiben und so fröhlich beisammen sitzen?“ — „Dumkopf, trink!“ sagte Bauer, „so lange Gott will. Na, Bruder Schubart, du Dichtergeist, thue mir den Gefallen, da mich der Eger daran erinnert, mache mir, wenn ich vor dir heimgehen sollte, eine Grabschrift.“ — „Sollst sie gleich haben,“ sagte Schubart, „eben ist mir eine eingefallen, Hör' sie an:

„Hier liegt der Schieferdecker Bauer,
Macht' Petrus ihm den Himmelsweg nicht sauer,
Verfahr' mit ihm nicht so genaue;
Zuweilen war er Mensch, doch öfters Saue.“

Ein sonderbares Gelüste. Ein junger Mann von guter Familie, Bruder eines Richters in Schottland, William Tenchet mit Namen, wurde plötzlich von einer merkwürdigen Monomanie befallen. Nach zu Hause eingenommenem Frühstück geht Tenchet eines Morgens aus, begiebt sich auf eine Schießstatt, fordert Pistolen und schießt zwei Mal damit nach der Scheibe. Als er im Begriff ist, den dritten Schuß zu thun, wendet er sich langsam nach dem Waffenhändler um, der ihm gerade den Rücken kehrt, legt an, zielt sorgfältig und durchschießt ihn. Auf das Geschrei des sich im Blute badenden Unglücklichen eilt die Polizei herbei, ergreift den Mörder, der ruhig stehen geblieben war und führt ihn auf die nächste Station, wo man ihn sofort einem Verhöre unterwirft. „Weßhalb haben Sie auf den armen Mann geschossen?“ fragt der Richter. — „O!“ antwortete ihm der junge Gentleman mit vollkommen gleichgültigem Ton „ich that es, weil ich wünschte, gehängt zu werden!“ — Es war die einzige Antwort, welche man von ihm erhalten konnte.

Komische Annoncen. Todesanzeige: „Mein geliebter Sohn ist von mir verschieden. Sanft ruhe seine Asche, die zu großen Hoffnungen berechtigte.“

Billiger Verkauf. „Ein Haus, wo eine in blühender Nahrung stehende Schlächterei betrieben wird, ist Krankheits halber zu verkaufen.“

Origineller Meilenzeiger. Bei N** in B** steht ein Meilenstein, worauf zu lesen ist: “Bis D** sechs Stunden; wer aber nicht lesen kann, gehe bis ins nächste Dorf, wo man ihn schon zurecht weisen wird.“

Kräftige Drohung. In einem deutschen Wochenblatte war unlängst zu lesen: „Da Andreas Kohl mir ohne mein Verwissen mehrere Ge-

Digitized by Google

fekten gestohlen hat, so lasse ich ihn hiedurch wissen, daß, wenn er mir dieselben nicht binnen acht Tagen zurückbringt, ich ohne Schonung seinen Namen öffentlich bekannt machen werde."

Maria Theresia war seit dem Tode ihres Gemahls, weder bei den Lustbarkeiten des Hofes, noch im Theater erschienen. Es war am 19. Februar 1768, als sie Abends, in ihrem Cabinet arbeitend, durch einen Courier von Florenz die Nachricht von der Geburt ihres Enkels Franz erhält. Ohne alle Begleitung stürzt sie durch die Vorzimmer und daran stoßenden Gänge in das Theater nächst der Burg, reißt die Loge auf, drängt sich durch die Kammerherren, Erzherzoge und Erzherzoginnen unverhofft und unerkannt bis an den Rand der Loge hindurch und ruft mit entzückter Stimme in der ungekünstelten Sprache ihres Volkes in das Parterre hinab: „Der Leopold hat a' Bu'ebe!" Man denke sich die freudige Bewegung dieser herzlichen Worte.

Der Arzt Gericius Gordius, der im Jahre 1558 in Bremen starb, pflegte zu sagen: „Ein Arzt hat drei Angesichte. Das erste, das eines Engels, wenn er das erste Mal am Krankenbette erscheint; das eines Gottes, wenn die von ihm verordnete Arznei gute Wirkung gethan hat; das eines Teufels, wenn er seine Bezahlung fordert."

Ein origineller Puff. In der Mergentheimer Ameise liest man folgende Anzeige: „Jungfrau, warum kannst du nicht schlafen? Denke nach. Jüngling, warum wälzt du dir auf dem Pflaumen? Besinne dich. Matrone, was ächzest du? Greis, was läßt dir so bald den Morgen wünschen? Simulire doch. Als die berühmte Künstlerin Madame Fege-Siswand-Thalfert hier durchreiste und im Schwan abstieg, und in acht Tagen sieben und vierzig Mal aus dem Bette sprang! Was war's doch gleich, was sie aufschreckte aus ihren Träumen? das Paradies zur Hölle machte, die Wonne der Reise verwünschen ließ? Leser, was war es denn? — Als der berühmte Philosoph Terpus um Mitternacht fluchte, daß man meinte, der Adlerwirth habe ein Dutzend Dragoner einquartirt, was riß ihn denn jählings aus den Federn? Deutschland! fragst du noch? Beim Himmel! es waren die Wanzen; und Wanzen duldest du noch, Deutschland? — Wohlan! so will ich dir beistehen. Teutonia! mein Mittel wähle! Das Fläschchen kostet nur 4 Groschen Preußisch-Courant. Ich kann über seine Unfehlbarkeit große Zeugnisse aufbringen. Eines ist von der Sängerin Eicha aus Fulda, die ich sieben-Mal von dieser Geißel befreite. Zu finden bei Maria Wanzig aus Danzig, derzeit in Mergentheim."

Sängers Drohung.

Du kleiner Calepin, schnell lauf'
Bring' dem Direktor dieses Schreiben;
Die Antwort — sie sei Geld — merk' auf!
Und fällt' er sich die Stirne reiben,
Sich etwa gar dagegen sträuben —
Dann sag': ich sprach schon gestern leis'
Und heute spreche ich noch leiser —
Und brächtest du kein Geld — wer weiß —
Ich bliebe dann sechs Wochen heiser.

Digitized by Google

Gut getroffen. Der bekannte Schriftsteller Frederic Soulié, der unlängst in Gent gewesen war, wurde von seinem dortigen Hauswirthe ersucht, ihm einige Worte in sein Album zu schreiben. Herr Soulié benützte diese Gelegenheit um dem belgischen Nachdruck einen Hieb zu geben; er schrieb: „ceci n'est point la contrefaçon de l'écriture de Frédéric Soulié".

Sehr naiv. Der berühmte Menageriebesitzer van Aken machte unlängst in den öffentlichen Blättern die Anzeige, daß „durch zufälliges Zusammentreffen mit seiner Frau" nun seine Menagerie um ein Bedeutendes vermehrt worden sei.

Trinkspruch. Ist's auch kein Steinwein,
Ist's doch kein Weinstein,
Ist's auch nicht Rheinwein,
Ist doch der Wein rein,
Ist's auch nicht Mainwein,
Ist doch der Wein mein,
D'rum soll's der Wein sein,
Dem wir das Sein weih'n.

Witz-Blitze.

Als Jemand die traurige Nachricht erhielt, daß ein guter Freund von ihm am Schlagfluße gestorben war, sprach er gerührt: „O! wenn mich doch der liebe Gott auch einen solchen schönen Tod erleben ließe!"

Milton wurde einst gefragt, warum seine Töchter nicht französisch lernten, da sie doch sonst so gebildet wären. „Für Weiberzungen ist eine Sprache genug," antwortete der Dichter.

In einer rheinischen Zeitung las man unlängst: „Das innige Gefühl eines geliebten Mannes ist am 16. d. M. sanft und selig entschlafen. Das Leiden meines kennt Niemand besser als ich bei meiner jetzigen Lokalität und Stockung der Geschäfte. Er, der Selige war ganz mein Gatte und theilte alle Gefahren des Lebens mit mir. Des Lebens Unbestand mit Wehmuth zu genießen ist Tugend und Begriff. Die Geschäfte leiden keine Unterbrechung. Ich werde als Witwe das Möglichste versuchen."

Ein Hofnarr Franz I. des Königs von Frankreich, beklagte sich bei demselben, daß ein Cavalier ihm gedroht habe, er wolle ihn ermorden. „Wenn er das thut," erwiederte der König, „so lasse ich ihn fünf Minuten darauf hängen." — „Angenehmer wäre es mir," antwortete der Narr, „wenn mein gnädigster Fürst ihn fünf Minuten zuvor hängen ließe."

Doppel-Anagram von Anton Hawelka.

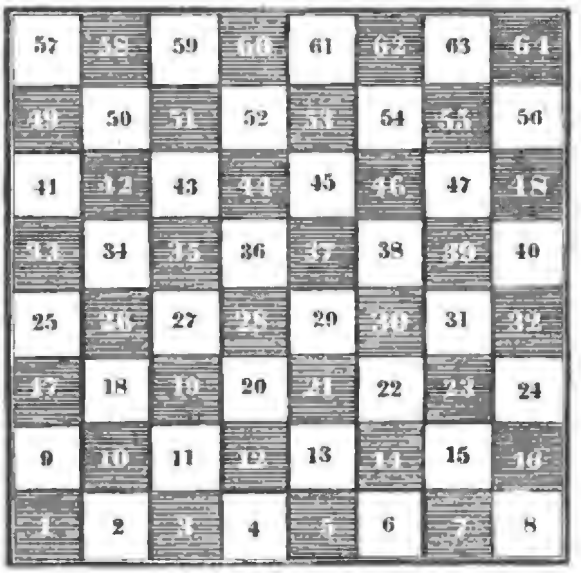
In der Menschheit ersten Zeiten
Kennt man meinen Namen schon;
Doch versetzest Du ein Zeichen
Saß ich auf dem Königsthron.
Wechsle noch einmal die Zeichen meines Namens um, und leicht bereit
Bin ich ein berühmtes Eiland in der jüngsten kriegbewegten Zeit.

Schach-Aufgabe Nro. 7.

Weiß hat den Zug und macht Schwarz in fünf Zügen matt.

Weiß.	Schwarz.
König 1.	König 36.
Thurm 3.	Dame 19.
Laufer 12.	Thurm 58.
Roß 13, 60.	Laufer 61.
Bauer 20, 31, 32, 35, 38, 40.	Roß 51.
	Bauer 17, 18, 28, 54, 56.

Schwarz.



Weiß.

(Die Auflösung folgt im nächsten Hefte.)

Auflösung der Schach-Aufgabe Nro. 6.

Weiß.		Schwarz.	
Dame	von 27 — 35	Bauer	von 44 — 35
König	„ 19 — 27	König	„ 49 — 42
Laufer	„ 16 — 58	do.	„ 42 — 33
do.	„ 58 — 51 †	do.	„ 33 — 25*)
do.	„ 51 — 60	Bauer	„ 50 — 42
do.	„ 60 — 39	König	„ 25 — 33
do.	„ 39 — 3	do.	„ 33 — 25
Bauer	„ 10 — 18 †	do.	„ 25 — 33
Laufer	„ 3 — 12 giebt matt		

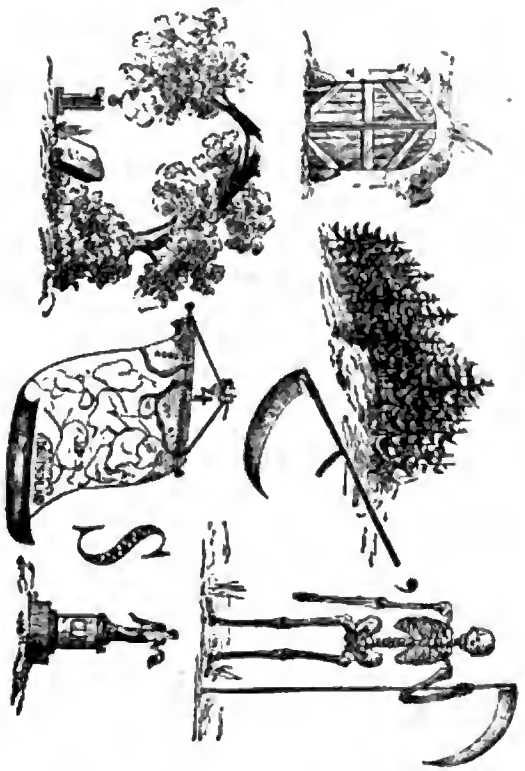
*) Zöge Schwarz seinen Bauer vor, so ist er ebenfalls in 9 Zügen matt, und zwar auf folgende Art:

Weiß.		Schwarz.	
Laufer	von 58 — 51 †	Bauer	von 50 — 42
do.	„ 51 — 30	König	„ 33 — 25
do.	„ 30 — 21	do.	„ 25 — 33
do.	„ 21 — 3	do.	„ 33 — 25
Bauer	„ 10 — 18 †	do.	„ 25 — 33
Laufer	„ 3 — 12 giebt matt.		

Digitized by Google

Rebus Nro. 10.

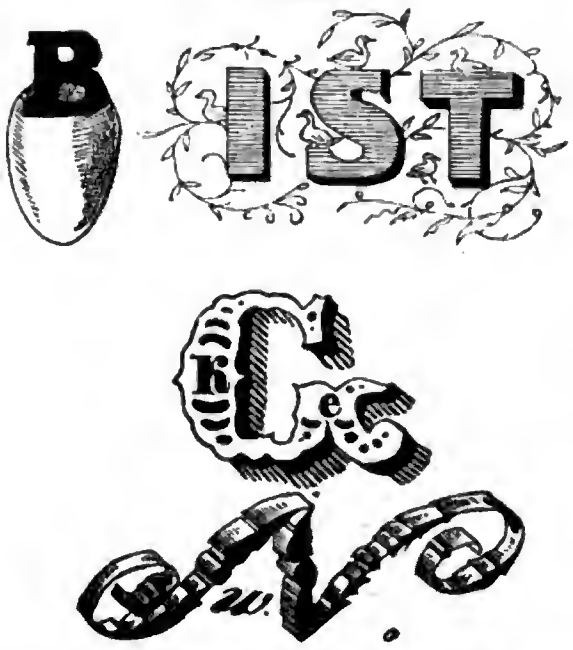
(Traurige Wahrheit.)



E. B.

Rebus Nro. 11.*)

(Lebenssatz.)

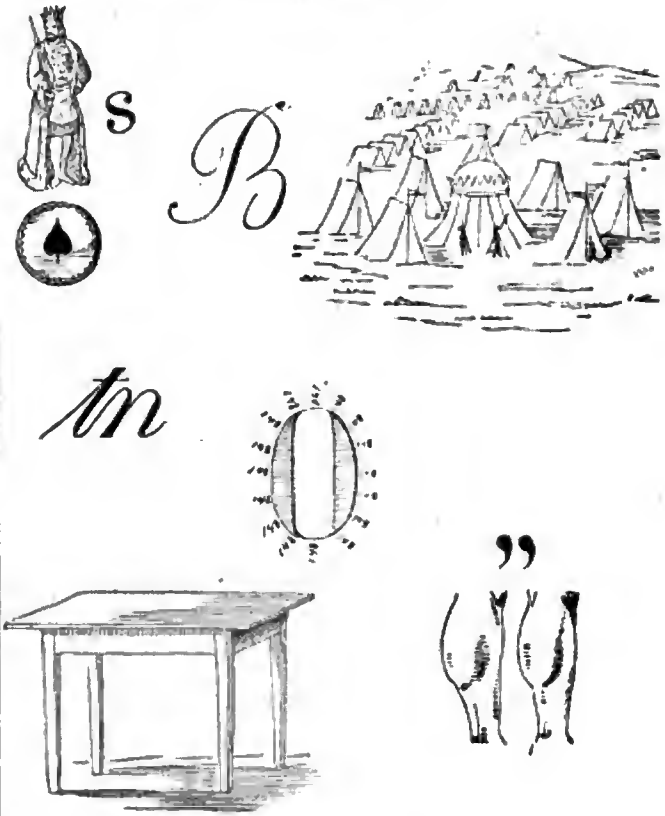


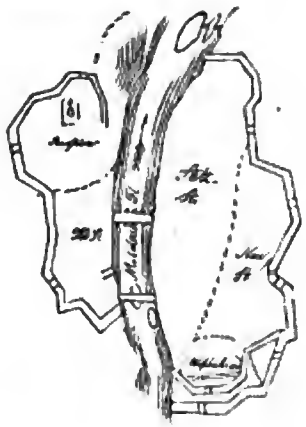
K. J. W.

*) Unsern Herren Lesern, die den Rebus nie kopfzerbrechend genug bekommen können, übergeben wir hiemit einen, der ebenso ortographisch richtig und witzig, als schwer ist.

Rebus Nro. 12.

(Historischer Rebus.)





K. P.

Auflösung des Rebus Nro. 7.

Je mehr Dichterinnen, desto schlechtere Hauswirthinnen.

Auflösung des Rebus Nro. 8.

Erst besinn's, dann beginn's.

Auflösung des Rebus Nro. 9.

Unter Österreichs Siegern glänzen: Carl, Schwarzenberg, Lichtenstein, Melas, Colloredo, Schmidt und Clairfait.

Digitized by Google

Koketterie und Liebe.

Es war gegen Ende des Mäez 1836; die italienische Opee in Paris gab eine Voestellung der „Anna Boleyn." Dee Besuch war zahlreich, und der Anblick des Saales für den Weltmann nicht minder interessant als der der Scene für den Kunstliebhaber.

Unter den Logen, deren Inhabee dee Oper nicht viel Aufmerksamkeit zu schenken schienen, bemerkte man besonders eine Parterre-Loge, worin zwei Feauen saßen. Die Eine, auf der Seite dee Bühne sitzend, zeigte eine so vollkommene Harmonie in ihrer Phisiognomie, Haltung und Toilette, daß ihr größter Feind verlegen gewesen wäre, einen Anhaltspunkt füe seine Kritik zu finden. Ihre schöne Stirne strahlte alabasterweiß unter der Beschattung eines koketten Häubchens hervoe, dessen blauen Blümchen sich mit den Locken des schönsten hellblonden Haares vermischten. Ein graues Seidenkleid, mit einer halb heruntergleitenden schwarzen Atlas-Mantille bedeckt, machte ihren feinen Wuchs bemerkbar; kuez die kleinsten Kleinigkeiten ihres Costümes zeigten den gewählten Geschmack und die erpeobte Erfahrung, die ihee Toilette bestimmte; und die schäefste Lorgnette eines schaefsinnigen Beobachters hätte sie bloß etwas weniger jung als schön finden können.

Die Gesellschafterin dieser so reizenden Dame zeigte an ihrer Seite den seltsamsten Kontrast. Sie glich auf ein Haar einem Nürnberger Nußknacker, geschmückt mit allen möglichen Zierrathen, die seine häßliche Gestalt noch mehe an's Licht stellen konnten. An dee Seite einer solchen Kreatur wäre eine Häßliche hübsch geworden, und das war wahrscheinlich die Ursache der innigen Feeundschaft, die diese von Natur so verschiedenen Personen scheinbar innig verband.

Im Hintergrund der Loge saß ein schöner jungee Mann mit einee Eleganz gekleidet, die beinahe gewählt schien. Trotz feinee Anstreengung, ein freundliches Lächeln zu zeigen, vereieth seine Physiognomie doch eine geheime Uneuhe. Seine Augen benützten jedes Mal, wenn er sich herüber beugte, um mit seinen Nachbarinnen zu sprechen, die Gelegenheit um mit Unruhe im Saale, wie es schien, jemanden zu süchen. Diese mehreee Mal wiedeeholte Pantomime wurde endlich von der blonden Dame, hinter der er saß, bemerkt.

„Wen suchen Sie denn?" frug sie, ihn mit ihrem Blicke fixirend.

„Ich glaubte Herrn von Flamareil bemeekt zu haben," erwiederte der junge Mann, der sich wieder in den Hintergrund der Loge zurückzog.

„Und seit wann beschäftigen Sie sich mit meinem Gemal?" sprach sie mit ungläubigem Lächeln. „Ich glaube vielmehr, daß Sie sehen wollen, ob Ihr Onkel Sie bemeekt. Ich stehe nicht mehr in der Gunst des Herrn von Pomeuars, und Sie fürchten wahrscheinlich seinen Zorn, weun er Sie in meiner Loge sähe. Doch seien Sie ruhig, jetzt singt die Grisi, da läßt er kein Auge von ihe."

Während dieser beinahe spöttisch beendeten Phrase bezeichnete Frau von Flamareil ihrem Cicisbeo einige Schritte vom Orchester entfernt einen kleineu alten Mann, von dem man nichts als die weiße gepuderte Perücke bemerkte; zu seiner Rechten saß ein jungee ungefähr zwanzigjährigee Mann frisirt und geziert, der das Kinn nachläßig gestützt auf seine Hand, in einee Art Verzückung in die Loge starrte, um zu errathen, was darin vorging. Den Blick der Frau von Flamareil begegnend, der sich mit dem seinen kreuzte, ehe er auf seinem Nachbae haftete, wandte er die Augen weg, erröthete wie ein junges Mädchen, und fing an aus Verlegenheit den goldenen Knopf seines Spazierstockes zu kauen.

„Mein Onkel deukt nicht an mich," antwortete der junge Mann in dee Loge, „doch dafür beschäftigt sich Herr von Duval sehe mit Ihnen. Seit einer halben Stunde hat er nicht aufgehört Sie anzustarren."

Frau von Flamareil empfand die angenehme Empfindung, welche die Eifersucht einer Frau verursacht, die von dem Geliebten sich beobachtet findet, doch wollte sie dieß Vergnügen nicht auf Unkosten seiner Ruhe genießen, und speach mit schmeichelnder Ironie:

„Verzeihen Sie diesem Knaben: Wenn ich seinen Peo-

Digitized by Google

fessor treffe, will ich ihn darauf aufmerksam machen, seinen Schülee zu bestrafen."

Und sich über die Lehne ihres Armsessels beugend, eine Bewegung, die ihr Gesicht dem ihres Nachbars näherte, sprach sie leise:

„Erinnern Sie sich, Eduard? Es sind jetzt fünf Jahre, und Sie waren auf dem Platze. Sie standen alle Samstage meinetwegen da, und sahen auch auf mich, mehr als Sie es jetzt thun. Wie oft sagten Sie mir, Ihr einziger Wunsch wäre, einen Platz in dieser Loge zu erhalten, wo Sie heute sind. Damals liebten Sie mich!"

„Mißreß Lawington behorcht uns," sprach der junge Mann leise, der der sentimentalen Wendung der Conversation ausweichen wollte.

Ohne ihre Stellung zu verändern, warf Frau von Flamareil einen verstohlenen Blick auf die Engländerin, die ihre Begleiterin war.

„Sie horcht vielleicht," erwiederte sie, „doch ich zweifle, daß sie uns versteht. Fünf Jahre," fuhr sie fort, „o, das ist eine Ewigkeit, und ich habe Unrecht, mich zu beklagen."

„Sich zu beklagen . . . über mich?" fragte der Geliebte mit etwas gezwungenem Staunen.

„Über mich vielmehr, die ich nicht mehr zu gefallen weiß," erwiederte sie mit einem Lächeln der Resignation.

Eduard waffnete seinen Blick mit dem zärtlichsten Vorwurf, und eine Hand ergreifend, die ihm ohne Widerstand überlassen wurde, rief er so pathetisch, als möglich:

„Eudorie!"

Das war alles, was seine Beredsamkeit hervorbrachte, doch eine Frau hält immer ihren Namen mit einer gewissen Art ausgesprochen, für die schönste aller Reden.

Eine kurze Zeit war alles still in der Loge. Auf einmal neigte sich der junge Mann, der seine Ungeduld nicht länger bezwingen konnte, zwischen den zwei Frauen über die Logenbrüstung, und betrachtete aufmerksam die gegenüberstehenden Logen; Frau von Flamareil folgte seinen Blicken, konnte jedoch nichts bemerken, was die Aufmerksamkeit ihres Geliebten so auf sich zog. Ihre Eifersucht, die sie nicht mehr zu verheimlichen suchte, flammte hoch empor, sie sprach mit dumpfer Stimme:

„Ist die, die Sie erwarten, noch nicht gekommen? Ist sie wenigstens hübsch?"

„Welche Kinderei!" erwiederte der junge Mann unmuthig.

In dem Augenblicke öffnete sich eine gegenüberstehende Logenthür, und ein schrecklicher Moschusgeruch verbreitete sich bei dem Eintritte einer dicken Dame, die den ganzen Orient mit sich zu tragen schien.

„Welch unangenehmer Geruch!" rief Mißreß Lawington aus.

„Wünschen Sie mein Riechfläschchen?" fragte ihre Begleiterin.

„O! ich danke," erwiederte die Engländerin, „wenn ich lieber eine Rose hätte."

Eduard ergriff schnell diese Gelegenheit zu entwischen und sprach:

„Dieser Moschusgeruch ist im Stande, Krämpfe zu verursachen; erlauben Sie mir, Ihnen einige Sträußchen zu holen."

Ohne die Erlaubniß der Frau von Flamareil abzuwarten öffnete er die Thüre und schlüpfte hinaus, leicht wie ein Vogel, der seinem Gefängnisse entschlüpft.

Sobald Herr von Moenac den Fuß aus der Loge gesetzt hatte, schien er gänzlich die Personen, die er darin ließ, zu vergessen. Schnell die zwei Treppen überspringend, die ihn vom oberen Stockwerk trennten, machte er, aufmerksam die Logennummern betrachtend, die Runde um den obersten Logen-Koridor, und endlich zu der Loge kommend, die er suchte, warf er einen neugierigen Blick durch das Schlüsselloch. Er sah mehrere Damen darin, doch zog besonders eine obenan sitzende seine Aufmerksamkeit auf sich. Es war ein junges Mädchen von höchstens achtzehn Jahren, deren frische Gestalt eine ländliche Gesundheit und ein reines Herz zeigte, das das Pariser Leben noch nicht verdorben hatte. Mit der Sorgfalt gekleidet, die der Toilette eines jungen Mädchens ziemt, saß sie da, die Augen auf die Bühne gerichtet, ohne daß ihre Züge den Eindruck offenbart hätten, den die Musik auf sie machte. Ihr zur Seite saß eine Frau von reiferem Alter, die man aller Wahrscheinlichkeit nach für ihre Mutter halten konnte, und deren Physiognomie ein Gemisch von Verdruß, Unzufriedenheit und Stolz ausdrückte.

„Sie ist nicht übel!" dachte sich Eduard. „Doch verspricht die Figur der Frau von Passerot eben keine sehr angenehme Schwiegermutter. Ich wette darauf, sie ist furchtbar böse auf mich, und hat sie nicht Recht? Mein Betragen ist eine unerhörte Grobheit, man kann es beinahe für eine vorsätzliche Beleidigung halten. Und gerade heute bekam Eudorie, die gestern krank war, die plötzliche Laune in die Oper zu gehen? Sollte sie etwas erfahren haben?"

Der Monolog wurde plötzlich unterbrochen. Der Vorhang fiel und eine der Damen wandte sich um, um aus der Loge zu gehen. Der junge Mann, nicht Willens, sich auf der That ertappen zu lassen, und durch die indiskrete Neugierde seine Vergehungen noch zu vermehren, ergriff schnell die Flucht. Als er eben die Treppe herabsteigen wollte, legte sich eine breite Hand auf seine Schulter, und eine Baßstimme sprach:

„Donnerwetter! Sie sind sehr liebenswürdig: Jetzt sind es gerade zwei Stunden, daß ich im Foyer Wache stehe und Sie erwarte. Wo, zum Teufel, kommen Sie denn daher?"

Das Individuum mit der Baßstimme war ein Mann von ungefähr sechs und dreißig Jahren, groß, kräftig gebaut, und mit martialischem Aussehen. Sein bis zum Kinn zugeknöpfter Überrock, seine bespornten Stiefel, seine Pantalons weit, wie die eines Mameluken, zeigten eine Art Verachtung für die elegante Haltung der Stutzer. An dem rothen Band im Knopfloche, dem regelrecht gepflegten Schnurrbart und

Digitized by Google

braunen Teint seines Gesichtes konnte man leicht den aus Algier kommenden Offizier bemerken.

„Mein lieber Garnier," erwiederte Eduard sich umwendend, „Sie sehen den unglücklichsten Mann . . ."

„Mein lieber Mornac" unterbrach ihn der Offizier, „wenn Sie die Brautschau der Art betreiben, so laufen Sie große Gefahr ein alter Junggeselle zu werden. Wie, Donner und Wetter! Meine Tante und Lolde sind schon seit dem Anfange der Vorstellung auf ihren Posten, und Sie sind noch nicht auf dem Ihren gewesen? Ich kann Ihnen sagen, daß meine Tante teufelsmäßig stolz und empfindlich ist, sie wird Ihnen schwerlich diesen Mangel an Lebensart verzeihen. Also links- um, vorwärts, marsch!"

„Es ist nur," entgegnete Eduard verwirrt, „ich habe das Malheur durch eine Pflicht . . . gebunden zu sein . . . der ich mich unmöglich entziehen konnte; . . . ich bin nicht allein hier . . ."

„Sie sind mit Damen da?"

„Ja," antwortete der junge Mann wehmüthig.

„Nun! So sagen Sie ihnen, daß es sich um Ihre Heirath handelt; sie werden das schon verstehen, und werden Ihnen die Freiheit geben."

„Das ist's aber gerade, was ich ihr nicht sagen kann."

Der Offizier blieb stehen und sah Mornac starr in's Gesicht.

„Ah! ah! Wir haben ein kleines Verhältniß! Sie scheinen keine Praxis zu haben, mein Lieber, es ist in der Regel, sich drei Monate vor der Heirath bei solchen Gelegenheiten aus dem Staube zu machen. Doch Sie haben mir ja bis jetzt noch gar nichts von Ihren Liebesverhältnissen erzählt!"

Es kostete Eduard viel Ueberwindung, diese brutalen Aeußerungen über ein Gefühl zu ertragen, das er immer mit der zärtlichsten Achtung geschmückt hatte.

„Wir sprechen nächstens davon, doch jetzt bemerken Sie ja meine verzweifelte Lage, kommen Sie mir lieber zu Hilfe. Es ist mir unmöglich Sie zu begleiten, wir müssen also einen Vorwand finden, um meine Abwesenheit zu entschuldigen . . ."

„Bomben und Granaten! Ist denn Ihre Dulzinea eine Kaiserin? An dem Tage der Brautschau kann man doch diesen Liebesständeleien Abschied geben. Also gehen Sie mit? Ja oder nein?"

Ehe noch Mornac antworten konnte, kam ein kleiner alter Herr in gepuderter Perücke, das Kinn bis an die Ohren in einer weißen Kravate versteckt, mit jugendlichen Schritten auf sie zu, und unterbrach ihr Gespräch:

„Nun! Ihr jungen Leute, was träumt ihr da? Ich habe noch keinen von beiden auf dem Balkon gesehen, und die Damen sind doch schon in ihrer Loge. Warum kommt Ihr erst zum zweiten Akt?"

„Fragen Sie Ihren Neffen," antwortete der Offizier. „Während meine Tante und meine Cousine in ihrer Loge auf seine Erscheinung im Balkon warten, liebäugelt Mornac mit der Dame seines Herzens. Hat Lolde nicht einen treuen und zärtlichen Gatten zu erwarten?"

„Entschuldigen Sie, Rittmeister," sprach Herr von Pomenars, der, Eduard beim Arme nehmend, ihn bei Seite nahm, und mit kaltem Tone fragte:

„Ist Frau von Flamareil hier?"

„Ja," erwiederte der junge Mann, der mit Mühe seine üble Laune bezwang.

„Und Du bist mit ihr da! Du bist ein Narr, Eduard! Du wirst Dir eine herrliche Heirath verscherzen und weswegen? Einer alten Frau wegen!"

Der gefühlvolle Mornac fühlte einen Stich in der Brust, als hätte man ihm ein glühendes Eisen auf die Brust geworfen.

„Ja, einer alten Frau wegen," wiederholte der kleine Alte, unbarmherzig jede Sylbe betonend; „ist sie nicht um fünfzehn Jahre älter als Du?"

„Lieber Onkel . . ."

„Ah was! Ärgere Du Dich, so viel Du willst. Es ist einmal Zeit, daß diese Dummheiten aufhören. Deine Brautschau mit Fräulein von Passerot ist auf heute festgesetzt worden; das Wort zurückzunehmen, wäre eine Impertinenz ohne Entschuldigung. Du wirst also jetzt mit dem Rittmeister in die Loge gehen und da sehen, wie schön deine zukünftige Gemahlin ist."

„Lieber Onkel," sprach Eduard, „ich bin mit Frau von Flamareil gekommen, es ist mir also unmöglich, sie zu verlassen . . ."

„Paperlapapp," antwortete Herr von Pomenars, „wir werden das schon arrangiren. Rittmeister," fuhr er fort, sich zu Garnier wendend, „haben Sie die Güte, nur noch zwei Minuten zu warten, Sie sollen gleich den Wildfang haben."

Trotz des schwachen Widerstandes seines Neffen führte ihn der Alte die Treppe hinab, die zu den Parterre-Logen führte.

„Ich werde selbst deinen Platz in der Loge der Frau von Flamareil einnehmen, es ist sehr natürlich, daß Du mir deine Stelle als Cavaliere servente übergibst, wenn ich sie selbst von Dir fordere; folglich kann keine Dame nichts dagegen einzuwenden haben. Übrigens ist dein Platz im Balkon gerade über der Loge deiner Geliebten. sie kann Dich also gar nicht sehen. Spiele deine Rolle mit Grazie; betrachte deine Zukünftige nicht so, daß sie verlegen wird; in zwei Augenblicken muß ein Mann eine Frau beurtheilen können. Muth! Junge! Die kleine Passerot hat 30,000 Franks jährliche Einkünfte, und ich sichere Dir im Heirathskontrakt 20,000, das ist schon ein Äquivalent für das Opfer eines veralteten Romans."

Eduard hörte diesen improvisirten Sermon mit Resignation an, als ein junges Mädchen, mit einem vollen Blumenkörbchen in der Hand, ihm seine Treulosigkeit ins Gedächtniß rief.

„Ich ging aus der Loge," sagte er zu Herrn von Pomenars, „um Sträußchen für die Damen zu kaufen."

„Nun gut! Nehmen wir uns da Sträußchen. Habe ich Dir je verboten, galant zu sein?"

Der kleine Alte wählte die schönsten Blumen der Flora

Digitized by Google

der italienischer Oper, nahm den Arm seines Neffen, und beide stiegen die Treppe hinab.

„Aber es sind ja zwei Plätze in der Loge der Frau von Flamareil leer," sprach der junge Mann, der, seitdem er Fräulein von Passerot gesehen, eine so vortheilhafte Parthie doch nicht aufgeben wollte.

„Aha! Da muß ich also noch Einen haben," erwiederte Herr von Pomenars, der sogleich den Sinn dieser Worte verstand. „Deine Entfernung muß gezwungen scheinen und nicht freiwillig; das ist recht: man darf die Eigenliebe einer Frau nie verletzen. Halt, ich habe schon meinen Mann!"

Sie waren nur noch einige Schritte von der Loge. Die Nase an der Thüre, so wie Eduard es einen Augenblick früher gemacht hatte, blickte der Jüngling, den die Männer gewöhnlich nur den kleinen Duval nannten, durch das Schlüsselloch. Herr von Pomenars schlich sich unbemerkt bis zu ihm heran, und klopfte ihm familiär auf die Schulter.

„Er! junger Mann, was machen wir denn eigentlich da?" Duval wandte sich schnell um, und stotterte erröthend eine unverständliche Antwort.

„Sie brauchen deßwegen nicht zu erröthen, lieber Leon," fuhr der Alte fort, „die schönen Frauen sind geschaffen, um bewundert zu werden, nur haben Sie Unrecht, sich bloß mit dem Ansehen zu begnügen; in Ihrem Alter und mit Ihrer Gestalt ist man sicher, gut aufgenommen zu werden; warum gehen Sie nicht hinein?"

„Ich habe nicht die Ehre Frau von Flamareil so genau zu kennen," erwiederte der junge Mann, einen verstohlenen Blick auf Eduard werfend,

„Bah! Ich habe sie schon auf dem Ball mit ihr sprechen sehen. Kommen Sie, ich werde Sie einführen."

Ohne die Antwort abzuwarten, öffnete der Alte die Thür, und trat, die Sträußchen in der Hand, ein. Beim Öffnen der Thüre wandte Frau von Flamareil sich hastig um, und ihr Geliebter konnte an dem Ausdrucke ihrer Physiognomie den Effekt bemerken, den dieser so treulos gespielte Streich auf sie machte."

„Gnädige Frau," sprach Herr von Pomenars mit der unerschütterlichen Leichtigkeit eines Diplomaten, „erlauben Sie mir, meinem Neffen eine Gunst streitig zu machen, die ihn allein beglückt, und das Privilegium meines Alters zu genießen, indem ich seinen Platz einnehme. Um diese Entbehrung zu belohnen, war ich so frei, Herrn von Duval mitzubringen; ich hoffe, es soll uns beiden gelingen, diesen glücklichen Eduard zu ersetzen."

Der Alte offerirte bei diesen, mit respektvoller Ironie gesprochenen Worten, ein Sträußchen der Frau von Flamareil, das andere der Engländerin, drückte den jungen freudetrunkenen Duval auf einen leeren Sitz, setzte sich auf den andern, und schloß die Logenthüre vor der Nase seines Neffen, der nicht recht wußte, ob er zufrieden oder erzürnt über seine Freiheit sein sollte.

„Dieser Gelbschnabel von Duval wird von seinem Liebesabenteuer entzückt sein," sprach er endlich nach kurzem Sinnen. „Bah! Mein Onkel hat vielleicht Recht. Ich will Garnier aufsuchen, und mich dem Fräulein Loide vorstellen; übrigens verpflichtet mich ja das zu nichts."

II.

Mornac suchte den Rittmeister auf, der ruhig im Foyer auf und ab spazierte, und beide traten nun schnell in den Balkon ein. Ihr verspätetes Erscheinen verursachte eine durch das Decorum unterdrückte Verwunderung.

Frau von Passerot blieb scheinbar gleichgültig, und behielt durch die ganze Zeit seines Bleibens, ihre kalte und stolze Miene; während Fräulein Loide nicht aufhörte, ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Bühne zu richten und gar nicht auf ihn zu sehen schien; doch eingeweiht in die Koketterie-Künste der Frau von Flamareil, wußte er nur zu gut, daß nicht eine seiner Locken, nicht ein Knopf seines Rockes unbeachtet bleibe.

„Ich muß das Aussehen eines Rekruten beim ersten Exercitium haben" dachte er sich, aber nicht in der besten Laune; „mein Onkel ist wahrhaftig köstlich mit seinen Anordnungen. Ich wollte ihn wohl hier an meiner Stelle sehen, geduldig ausharrend unter dem Feuer dieser Augenbatterie. Das ist eben nicht sehr angenehm."

Während der Zeit endigte die Oper. Das Fallen des Vorhangs von allen Schauspielern dieser langweiligen Scene, die man Brautschau nennt, sehnlichst erwartet, entzückte besonders den Rittmeister, der außer den Trompeten seiner Eskadron die Musik nicht sehr liebte.

„Gott sei Dank! Wir können gehen. Nun! wie gefällt Ihnen meine kleine Cousine?"

„Lieber Rittmeister" erwiederte der junge Mann, „die Lage, in der ich mich befinde, macht mich deßwegen nicht blind; Fräulein von Passerot ist recht hübsch, ganz so wie sie ein Mann wünschen kann."

„Bravo! jetzt wollen wir nur sehen, ob Sie denselben Eindruck auf sie gemacht haben. Ich werde die Damen, die bloß zwei Schritte vom Theater wohnen, zu Hause begleiten. Gehen Sie indessen eine Cigarre rauchen, in zwanzig Minuten bin ich wieder bei Ihnen."

Mornac trennte sich von dem Offizier, schlüpfte jedoch, durch die herausgehende Menge ihm nach, von einer leicht verzeilichen Neugierde getrieben. Verborgen durch die Logenbrüstung konnte er von Fräulein Loide nichts als die Büste bemerken; und das lag ihm am Herzen, als wäre er wirklich Willens gewesen, sie zu heirathen.

„Warum veranstaltete Frau von Passerot", dachte er sich, „diese Brautschau nicht auf einem Spaziergang oder in einer Gesellschaft? warum gerade hier, wo ihre Tochter bis ans Kinn versteckt ist? Sollte die Kleine vielleicht in der Taille einige Fehler haben? Eudorie hat einen so schönen, geraden Wuchs! Arme theuere Eudorie!"

Während dieses Selbstgesprächs war Eduard bei der Treppe angekommen, die von der Loge der Passerot führte, und bemerkte sie sogleich mit ihrer Tochter am Arme; er konnte sich nun überzeugen, daß seine zukünftige Braut in ihrer Taille mit ihrem Gesichte harmonirte.

Digitized by Google

Befriedigt von diesem Examen, wollte der junge Mann ihr folgen, um sie noch in den Wagen einsteigen zu sehen, als eine weiche Hand die seine verstohlen drückte, während eine wohlklingende, jedoch zurückgehaltene Stimme ihm das einzige Wort zuflüsterte:

„Undankbarer!"

Eduard erschrack, wie ein bei der That ertappter Dieb; ehe er noch eine Bewegung machen konnte, entwich die Hand, die er so gut kannte, der seinen und als er exaltirt, sich schnell umwandte, war Eudorie schon vorüber und anstatt ihrer blauen Augen, deren Zorn er entwaffnen wollte, fand er die Katzenaugen des Herrn von Pomenars die ihm zu sagen schienen:

„Geh' zum Teufel!"

Frau von Flamareil zog den Alten, der ihre Begleitung übernommen hatte nach sich; hinter ihr drängte sich Leon von Duval, den unglücklicher Weise die Engländerin zum Begleiter erwählt hatte. Das Opfer der Galanterie entschädigte sich für sein Malheur mit dem Angaffen des Atabasternackens der Dame seines Herzens, welche Beschäftigung ihn so sehr fesselte, daß er auf dem Wege zum Wagen nicht einmal seinen gehaßten Nebenbuhler bemerkte.

„Wie der kleine Kerl Feuer fängt!" dachte sich Eduard, der nach zwei Hasen zugleich jagend, doch nicht erlauben wollte, auf seinem Reviere zu jagen, „anstatt eifersüchtig zu sein, wie eine Italienerin, wäre es wahrlich viel gescheidter wenn sie sich von diesem Buben befreite, der sie lächerlich machen wird."

Eduard ging gedankenvoll beim Theater, wo er auf Garnier warten sollte, auf und ab, und während der halben Stunde, die er auf ihn warten mußte, beschäftigten ihn drei verschiedene Gedanken. Zuerst die Vorwürfe, die Thränen, vielleicht gar die Ohnmachten, die ihn bei Frau von Flamareil erwarteten, deren nervöse Reizbarkeit und despotische Eifersucht er schon kannte; zweitens, die Ohrfeige die er bei der ersten günstigen Gelegenheit dem kleinen von Duval appliciren wollte und endlich, die niedliche Wade, die er bemerkt hatte, als Fräulein Lorde sich mit jugendlicher Leichtigkeit in die Karosse geschwungen hatte.

Diese so sehr von einander verschiedenen Betrachtungen wurden durch den Rittmeister unterbrochen, der mit schnellem Schritt und wie es schien mit guter Bothschaft nahte.

„Theuerster!" sprach der letztere, „es ist schönes Wetter, nehmen wir Cigarren und gehen wir noch ein bischen spazieren; wir müßen die Sache jetzt zu Erde bringen."

Nachdem man die Cigarren angezündet hatte, nahm Garnier den Arm Eduards, den er schon als seinen Cousin betrachtete und begann seinen Bericht:

„Zuerst müssen sie wissen, daß ich ihren Leichtsinn durch ein Duell reparirt habe, das Sie bis neun Uhr aufgehalten hat und worin ich Sie natürlich den Held spielen ließ. Die Frauen lieben das, und es ging alles herrlich. Kurz die Brautschau ist für Sie prächtig ausgefallen, Sie haben reussirt. Spiele ich nicht offenes Spiel mit Ihnen? Sie können jetzt gleich ihren Onkel beauftragen, förmlich um die Hand meiner Cousine anzuhalten."

„Lieber Rittmeister," antwortete Eduard, „die Freimüthigkeit, die Sie mir zeigen, hat Ihnen mein ganzes Zutrauen erworben, und ich will ihr eine gleiche Offenherzigkeit entgegensetzen.

Ich habe kein Vermögen, bin also ganz von meinem Onkel abhängig; er will daß ich mich verheirathe, hat mir sogar erklärt, daß er selbst heirathet, wenn ich in drei Monaten noch ledig bin; leider ich bin überzeugt, er hält sein Wort. Nun ist mein Onkel 65 Jahre alt, ein Alter wo, wie sie selbst wissen werden, die Ehe immer mit Kindern gesegnet wird. Ich muß mich also entschließen, zu heirathen, oder ich riskire in einem Jahre einen Cousin oder eine Cousine zu bekommen, die mir die jährlichen Revenuen von 45,000 Livres rauben würden, deren alleiniger Erbe ich jetzt bin. Noch dazu kann ich ganz gewiß keine vortheilhaftere und ehrenvollere Partie als die, von der die Rede ist, finden. Und doch, statt der Hast mit der ich darnach greifen sollte, sehen Sie mich in ein Meer von immer stärker und grausamer werdenden Unruhen und Schwankungen versetzt."

„Aha! die Geschichte von Ihrer Prinzessin im italienischen Theater!"

„Ich bitte Sie, lieber Garnier, lernen Sie meine Lage kennen, und beleidigen Sie nicht selbst durch einen in Ihren Augen unschuldigen Scherz, dieses für mich so ernsthafte Gefühl. Diese Dame, die Sie verspotten, ich liebe sie seit fünf Jahren, ich bin durch Zärtlichkeit, vielleicht auch durch Gewohnheit, an sie gefesselt. Diese Kette zu brechen, denn ich bekenne daß es eine Kette ist, diese Vergangenheit, voll von süßen Erinnerungen, von mir zu stoßen; auf ewig von dieser Liebe zu scheiden, die, seit ich Mann bin, meine ganze Seele erfüllte, das ist ein Opfer, das mich erschreckt. Wenn ich daran denke, zweifele ich an meinem Muthe; ich fürchte für mich, aber ich fürchte noch mehr für sie. Sie liebt mich, Garnier, meine Heirath wäre ein Dolchstoß, der sie vielleicht tödtete."

„Bah!" sprach der Offizier, eine ungeheuere Rauchwolke gen Himmel sendend, wie ein Wallfisch, der das Wasser durch seine Nasenlöcher herausbläst.

„Glauben Sie nicht" erwiederte Eduard heftig, „daß eine lächerliche Geckenhaftigkeit mich so sprechen läßt. Ich kenne nur zu gut dieses liebeglühende Herz, diese enthusiastische Seele, diese eben so stolze als gefühlvolle Frau, die, von mir verstoßen, sich nicht beklagen, aber . . ."

„Sterben würde, nicht wahr?" unterbrach ihn Garnier„ Sie sind noch jung, mein Lieber, beruhigen Sie sich. — Die Frauen ergeben sich und sterben nicht."

Bei dieser impertinenten Parodie des durch die alte Garde so berühmten Satzes, warf Eduard seine Cigarre mit einem verachtungsvollen Blicke weg, den der Offizier nicht bemerkte.

„Rittmeister," sprach er endlich mit einem Anflug von Ironie, „ich sehe schon, daß wir uns nicht verstehen. Uebrigens kann ich es leicht begreifen, daß Ihre Garnisonsliebschaf-

Digitized by Google

ten Ihnen keine Gelegenheit gäben, das zarte und feine Gefühl einer Frau vom Stande würdigen zu können."

„Meine Garnisonsliebschaften! Was verstehen Sie darunter?" schrie der Offizier, seinerseits beleidigt. „Ich sage Ihnen, daß ich seit den sechszehn Jahren, die ich diene, über zwanzig Damen gekannt habe, und zwar Damen, von denen jede schöner und liebenswürdiger war, als alle Euere Zierpuppen. Donner und Wetter! Plaudern wir lieber ohne Persönlichkeiten. Wir sprechen von Ihrer Heirath, und Sie fliehen bei Erwähnung einer alten Leidenschaft, bis in den siebenten Himmel; muß ich da nicht, als verständiger Mensch, Sie auf die Erde zurückbringen und die Sache in ihrer wahren Gestalt darstellen? Ich bleibe dabei, daß von hundert tausend Frauen nicht eine aus Liebe stirbt. Mein lieber Mornac, ich kenne ja diese Metaphern. Wir Männer sagen erst: „Ich mag nicht länger leben, wenn Sie mich nicht lieben!" später sagen die Frauen uns: „Ich sterbe, wenn Sie mich nicht mehr lieben werden." Am Ende sieht man weder hier noch da Leichen und es wird Niemand begraben. Ich wiederhole es Ihnen," endigte Garnier mit einer plötzlichen Veränderung der Stimme, „es sind tausend gegen eins zu wetten, daß Ihre Furcht chimärisch ist. Uebrigens müssen Sie nicht glauben, daß ich ein alter Haudegen bin, der kein Gefühl hat; wenn ich anstatt meine Vernunft zu hören, meine Erfahrung um Rath fragen würde, vielleicht wäre ich selbst Ihrer Meinung; doch darf man nie die Ausnahme für Regel nehmen."

„Wie!" sprach Eduard, durch diese Worte neugierig gemacht, „haben Sie vielleicht auch schon einmal in Ihrem Leben ein solches Gefühl empfunden?"

„Mißleicht," antwortete der Rittmeister mit einem tiefen Seufzer, der aus einem Keller zu kommen schien.

„Vertrauen für Vertrauen!" sprach Mornac, der nach dem allem doch mit dem Offizier in gutem Einvernehmen bleiben wollte.

III.

Der Offizier schüttelte melancholisch mit dem Kopfe und begann nach kurzem Stillschweigen:

„Es ist eine Geschichte, an die ich nicht gerne denke, doch will ich sie Ihnen erzählen, um Sie zu überzeugen, daß ich schon etwas mehr als die Marketenderinnen meines Regimentes angebetet habe.

Es mögen jetzt zehn Jahre sein, daß ich mit meinem Regimente in Lyon lag; ich war damals noch Lieutenant. Lion ist eine närrische Stadt und die Soireen des Herrn von Bellecourt fingen schon an mich so zu langweilen, daß ich eben eines Abends, als ich dort war, beschloß, nie mehr hinzukommen, als plötzlich eine Frau eintrat, die ich früher dort nicht gesehen hatte. Eine Frau! Ein Engel! Groß, einen Wuchs zum Malen, herrliche Schultern, blaue Augen, deren Blick Ihnen bis ins Herz drang, blonde Haare . . . . .

„Sie war blond!" unterbrach ihn Eduard, „ich liebe sie schon."

„Die Ihre ist auch blond? Ich liebe zwar gewöhnlich die blonden nicht, es gibt sehr hübsche Brunetten, doch bei der hätten alle Andalusierinnen und Afrikanerinnen die Waffen strecken müssen. Ich kann Ihnen nur sagen, daß ich bei ihrem Anblick ein Zittern vom Wirbel bis zur Sohle empfand. Ich hatte bis damals über Cupidos Pfeile gelacht, doch überzeugte ich mich in dem Augenblick von ihrer Gewalt, als dieser teuflisch schmachtende Blick mich durchbohrte.

Ich blieb einige Zeit ganz erstaunt sitzen, dann erhob ich mich und folgte dieser Syrene in den anderen Salon.

Ich habe wohl nicht nothwendig, lieber Mornac, Ihnen die gewöhnlichen Folgen und Abstufungen einer solchen Leidenschaft zu erzählen, diese Thorheiten gleichen sich alle auf ein Haar, und Sie sehen, daß ich zu 25 Jahren nicht vernünftiger war, als Sie es jetzt sind. Es genüge Ihnen zu wissen, daß ich verliebt war, wie ein Löwe: Elise wohnte . ."

„Elise! das ist einer meiner Lieblingsnamen," unterbrach ihn Eduard.

„Nicht wahr? Ein hübscher Name? Es war der ihre. Elise bewohnte ein Landhaus, einige Meilen von Lyon, wo ihr Mann in der Administrazion diente. Ich wurde gut aufgenommen und führte von nun an eine wüthende Lebensweise. Zehn Meilen in gestreckter Carriere jeden Tag! Und noch dazu durfte ich auf dem Wege nicht saullenzen; unser Obrist verstand keinen Spaß und ich hatte nicht Lust, in Arrest zu gehen. Ich habe zwei Pferde damals zu Tode geritten und trotzdem kam ich nicht immer zur Zeit im Quartier an, was mir auch mein Avancement verdarb. Doch was kümmerte es mich; was ich auf der einen Seite im Avancement verlor, gewann ich auf der andern; in sieben Monaten war ich bei ihr Marschall von Frankreich.

„Wenn Sie mich heute ansehen, werden Sie wohl nicht herausfinden, welcher Seladon ich damals war; diese Frau bewirkte in mir eine Metamorphose, die mich jetzt noch überrascht, wenn ich daran denke. Ich, der ich auf zehn Schritte kein Schreibpult riechen konnte, ich, schrieb ihr zwölfseitige Briefe, einen Folien zu zerschmelzen. Und dann, diese gänzliche Reform in meiner Lebensweise. Kein Kaffeehaus, kein Billard, keine Cigarre, das alles duldete sie nicht, ich ertrug alles, wenn Elise nur zufrieden war; sie war um einige Jahre älter, das gab ihr eine gewisse Autorität über mich. Sie war eifersüchtig, ich liebte sogar ihre Eifersucht."

„Das ist aber ein Fehler, der sehr oft lästig wird," bemerkte Eduard, der sich an Frau von Flamareil erinnerte.

„Ja wohl, aber es schmeichelt. Der Mann konnte Lyon nicht verlassen wir waren also ungestört, und wenn mich der Dienst nicht zu Hause rief, blieb ich manchmal des Nachts. Das Haus lag an der Saone; wir fuhren dann, wenn Mondschein war, im Kahne spazieren. Oh! Das sind Augenblicke im Leben, die man nie vergißt."

Der Rittmeister gerührt durch die Erinnerung an jene schöne Zeit, beobachtete einige Sekunden ein Stillschweigen, und fuhr dann melancholisch fort:

„Alles muß enden in der Welt: Mein Glück dauerte kaum fünf Monate, als eine unerwartete Katastrophe es zerstörte.

Eines Morgens saß ich in meinem Zimmer, eben beschäftigt einen jener glühenden Liebesbriefe zu schreiben, von

Digitized by Google

denen ich Ihnen erzählte, als man an meine Thüre klopfte, und ich einen Mann von ungefähr vierzig Jahren eintreten sehe, trocken, höflich und ernsthaft. Ich muß es Ihnen gestehen, ich hatte Furcht. Es war ihr Mann, und ich hätte lieber den Besuch eines wüthenden Wolfes gesehen. Mitleidige Freunde hatten ihm mein Verhältniß mit seiner Frau angezeigt, und er kam, mir ganz höflich vorzuschlagen, einander den Hals zu brechen. Ich machte anfangs Schwierigkeiten, denn meine Grundsätze sind in der Hinsicht sehr streng: Einen Mann betrügen, soviel man will, aber tödten, das ist nicht meine Sache. Indessen galt da keine Ausrede: er forderte eine Genugthuung, ich mußte sie ihm geben. Wir nahmen denn jeder einen Zeugen und schlugen uns auf Degen. Ich war Fechtmeister in Saint Cyr, und hielt mich meiner Sache sicher; doch nahm ich mir fest vor, ihn nicht zu tödten, ich wollte ihn bloß leicht am Arme verwunden, doch prosit die Mahlzeit, beim zweiten Gang hatte ich meine sechs Zoll Eisen in der Brust und lag auf der Erde, wie ein abgestochener Hammel. Dieser Teufel von einem Manne, wischte kaltblütig seine Klinge ab und sagte mir in den höflichsten Ausdrücken, daß wir wieder anfangen könnten, bis ich geheilt sein würde, grüßte mich höflich und ging seiner Wege.

Ich blieb sechs Wochen im Bett, verwünschte Himmel und Erde, ohne von Elise Neuigkeiten bekommen zu können. Ich erfuhr bloß vom Hörensagen, daß sie am Tage des Duells krank geworden sei und sie ihr Mann nach Lyon zurückgebracht hatte. Endlich verließ ich das Bett; mein erster Gang war zu meinem Obrist.

„Garnier," sprach er bei meinem Eintritte, „ich freue mich, Sie wieder wohlauf zu sehen. Sie sind ins achte Jägerregiment transferirt und werden morgen nach Morea abmarschiren. Keine Einwendungen? Sie können da durch gute Säbelhiebe einholen, was Sie hier versäumt haben. Adieu und machen Sie von heute bis morgen keine sentimentalen Dummheiten."

Da war keine Widerrede, wenn der Obrist rief „Vorwärts, marsch" so mußte man schon den Fuß aufheben, um zu gehen. Halb wahnsinnig lief ich zu Elisen. Ihr Gemal war zufällig ausgegangen, ich konnte vorgelassen werden. O! lieber Mornae, welche Scene! ich könnte tausend Jahre leben, diese Scene vergäße ich nie! — Stellen sie sich eine blasse, abgemagerte Frau vor, auf einen Divan halb ohnmächtig liegend; mehr angegriffen durch den Kummer, als ich durch die phisischen Leiden von sechs Monaten; und noch dazu die Seufzer, die Umarmungen, die Thränen, als sie meine Abreise erfuhr.

„Mein Theodul!" rief sie mich krampfhaft an ihre Brust drückend, „Du nimmst meinen Verstand oder mein Leben mit dir, denn, wenn ich nicht sterbe, so werde ich wahnsinnig!"

Und als ich endlich den Muth hatte, getrieben von dem unabänderlichen Geschick, die Unglückliche zu verlassen, ließ ich wirklich eine Sterbende zurück. Ohne Sprache, ohne Bewußtsein hörte sie meine letzten Liebesbetheuerungen nicht, sie fühlte meine letzten Küsse nicht. Es war keine Seele mehr in diesem Körper und als ich die Thür hinter mir schloß, glaubte ich das Geräusch des Deckels zu hören, der ihren Sarg schloß — —

„Zehn Jahre sind seitdem verflossen, Mornae," fuhr der Rittmeister nach einer zweiten, durch seine Bewegung verursachten Pause fort „und es liegt mir noch so nahe, als wäre es gestern gewesen. Diese zehn Jahre habe ich beinahe ganz außerhalb Frankreichs verlebt, in Morea, Algier, überall wo Säbelhiebe gegeben und empfangen wurden. — Diese Erinnerung ist ein nagender Wurm in meinem Gedächtnisse geworden, er hat mich nie verlassen."

Hingerißen von dem Interesse ihrer Erzählung waren die beiden Freunde außerhalb der Stadt gekommen. Der Rittmeister, dessen nagender Wurm sein Embonpoint nicht angegriffen hatte, war vom raschen Gange etwas außer Athem gekommen; und die Augen zum Himmel erhebend, gleichsam als Erinnerung an das goldene Zeitalter seiner Liebe, sprach er mit einem schüchternen Tone, der den Spott entwaffnen sollte:

„Ich will Ihnen noch die letzte Kinderei bekennen. Sehen Sie hinauf. Bemerken Sie diesen Stern links vom großen Himmelswagen?"

„Nun?"

„Das ist unser Stern, der, den Elise, die sehr exaltirt war, zum Emblem unserer Liebe genommen hatte. Sie werden mir es vielleicht nicht glauben. In Griechenland, in Afrika, wo die Nächte sehr heiter sind, bin ich oft Stundenlang gestanden und habe diesen Stern betrachtet. Und jetzt noch, nach zehn langen Jahren, kann ich ihn nicht ansehen, ohne fast zu weinen, wie ein Kind."

Eduard hörte diese sentimentale Mittheilung ernsthafter an als man von einem Dandy von fünf und zwanzig Jahren erwarten konnte.

„Das ist ein süßer Aberglauben, theuer allen zarten Seelen" sprach er endlich, seinerseits in die Sterne gaffend. „Lieber Garnier, erröthen Sie über ein Gefühl nicht, das nur von gemeinen Seelen nicht verstanden wird. Ich habe auch meinen Stern!"

„Bravo!" erwiederte der Rittmeister, froh dem Spotte zu entrinnen, den er erwartet hatte. „Und wo sind Sie oben einquartiert? Sind wir Nachbarn?"

„Hier, dieser kleine vereinzelte Stern, rechts von Ihrem. Aber das Sonderbarste ist, daß ich Lust auf Ihren Stern hatte; doch meine Geliebte wollte nicht und wählte diesen."

„Bekennen Sie, daß die Frauen kuriose Ideen haben, wenn sie lieben" sprach Garnier gerührt.

„Dieses sonderbare Zusammentreffen vermehrt bei mir noch das Interesse ihrer Erzählung" erwiederte Mornae. — „Also haben sie beide ein gleich enthusiastisches Herz."

— „Sie haben" unterbrach ihn der Offizier mit wehmüthiger Betonung, „ich gäbe mein Kreutz und meine Rittmeisterstelle darum, könnte ich „sie haben," sagen. Doch wenn ich an meine arme Elise denke, sehe ich nur in den Himmel auf unsern Stern, hier unten auf der Erde . . ."

„Sie ist todt?"

„Sie muß es sein, ich habe die traurige Überzeugung. Lange aller Nachrichten von ihr beraubt, wagte ich es bei

Digitized by Google

meiner Rückkunft nach Frankreich nicht, nach ihr zu forschen. Eine untrügbare Ahnung sagte mir, ich werde sie nie mehr wiedersehen. Nie ist ihr Name in Gegenwart vom Fremden aus meinem Munde gekommen, so fürchtete ich meine Befürchtungen gerechtfertigt zu sehen, ich habe Lyon nicht wieder gesehen und lieber den Zweifel des Unglücks als dessen Gewißheit ertragen. Seit den zehn Jahren habe ich andere und ausgezeichnetere Frauen geliebt, aber keine so, wie diese. Man findet eine Elise nur einmal."

Unwillkürlich warf Eduard einen verstohlenen Blick an seinen Gefährten und das Resultat dieses Examens ließ ihn sehr bezweifeln, daß eine Dame sich über die Abwesenheit dieses Kolosses zu Tode grämen konnte.

„Und Sie glauben, daß diese Dame Ihre Abreise nicht überleben konnte?" sprach der junge Mann, der sich für einige, dem Offizier am Anfange des Gesprächs entfallene Wörter rächen wollte und plötzlich von der Sympathie zum Spott überging.

Der Offizier blieb stehen, wie ein Stier, vom Pikador mit der Lanze gekitzelt.

„Und glauben Sie nicht, daß Ihre Heirath Ihre Prinzessin tödten würde?"

„Haben Sie nicht selbst gesagt, die Frauen sterben nicht so geschwind."

„Es ist ein Unterschied zwischen einer Frau und der andern!"

„So wie zwischen einem Mann und dem Andern," dachte Mornac, sich mit seinem Begleiter vergleichend. Das Resultat dieser Vergleichung war, daß, wenn schon einer von beiden eine Geliebte ins Grab bringen könnte, es gewiß der Pariser Elegant und nicht dieser besponte Hippopotamus wäre.

„Mit allen diesen Plaudereien" fuhr der Rittmeister auf, dessen Rührung durch den Spott Eduards sich schnell verwischt hatte, „haben wir uns bloß aufgehalten und sind ganz von dem eigentlichen Gegenstande unseres Gespräches abgekommen. Erlauben Sie mir, darauf zurückzukommen. Ich habe Ihnen gesagt, daß meine Tante zu Ihren Gunsten entschieden wäre; was haben Sie beschlossen?

„Lieber Rittmeister," antwortete Mornac, der jetzt seine frühere Unentschlossenheit zurückkehren fühlte; „ich weiß in dem Augenblick selbst nicht, was ich will . . . eine Heirath ist ja nicht so über Hals und Kopf . . . Mein Onkel bewilligt mir drei Monate, mich zu entschließen, glauben Sie, daß in der Zeit . . . ?"

„Ich gebe Ihnen im Ganzen vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit," erwiederte Garnier, mit dem Tone eines Generals, der einer belagerten Festung die Kapitulation vorschreibt; denn seit dem spöttischen Lächeln Eduards über seine Liebe, hielt er nicht mehr so viel darauf, ihn zum Cousin zu bekommen. „Morgen speisen wir beim Herrn von Pomenarz; beim Nachtisch können Sie mir Ihren Entschluß mittheilen."

„Gut, also morgen," antwortete Mornac, froh, wenigstens einen Tag gewonnen zu haben.

„Es ist schon halb ein Uhr," fuhr der Offizier fort. „Wir sind in meiner Straße, gute Nacht!"

Bei diesen Worten reichte er seinem Gefährten die Hand, ohne sie freundschaftlich zu drücken und entfernte sich mit klingendem Sporitte.

„Seht doch einmal das Muttersöhnchen an," murmelte er, mit seinen Tritten das Pflaster erschütternd, „am Ende bildet er sich gar ein, daß jemand für seine schönen Augen sterben wird; ich wette hundert Louisd'or darauf, seine Geliebte ist eine alte Kokette."

„Dieser afrikanische Kuirassier ist köstlich, mit seinen Liebeleien à la Lord Byron," dachte sich Eduard in demselben Augenblick, „ich wette meinen Kopf gegen eine Auster, daß die Herzogin von Lyon, die er durch seine Abreise getödtet hat, eine Putzmacherin war, die jetzt vielleicht schon fünf Kinder hat. Hahaha! das ist köstlich!"

Beide Männer begaben sich zur Ruhe, doch nicht ohne noch einmal in das Sternenzelt zu blicken; Mornac auf den Stern Eudoriens, und der Rittmeister auf den Stern der verstorbenen Elise, den ewigen Nachbar des großen Himmelswagens.

IV.

Am andern Morgen frühstückten Herr von Pomenars und sein Neffe zusammen, der Alte mit dem Appetit eines jungen Mannes, der junge Mann mit der Zerstreutheit einer besorgten Gemüthsstimmung.

„Liebes Kind!" sprach jener, nachdem er seinen Appetit befriedigt hatte, „ich bin sehr zufrieden mit dir. Du hast gestern Wunder gewirkt, ohne es zu wollen. Man ist mit dir sehr vergnügt, alles geht ganz gut, und der Erfolg hängt bloß nur noch von dir ab. Ich werde heute Abend die finanziellen Interessen ins Reine bringen, und morgen kann ich mir schon von Frau von Passerot die Erlaubniß erbitten, dich ihr vorzustellen."

„Also, lieber Onkel, bestehen Sie wirklich auf dieser Heirath," antwortete der junge Mann mit leidender Stimme, „Sie haben mir doch drei Monate Bedenkzeit gegeben."

„Dummes Zeug! Einmal mußt du doch den Graben überspringen, ob in drei Tagen oder in drei Monaten, was ist der Unterschied?"

„Aber Sie vergessen, lieber Onkel, daß es sich hier nicht um mich allein handelt. Wenn ich Ihnen auch gehorchen wollte, kann ich es thun, ehe ich eine, aller meiner Aufmerksamkeit würdige Frau, zu der Ihre eines Bruches vorbereitet habe? Kann ich sie so plötzlich beleidigen, sie, deren Lob ich so oft selbst aus Ihrem Munde gehört habe. Denn, nicht immer waren Sie ihr so feind, wie jetzt. Erinnern Sie sich noch an den Ball beim Minister des Innern im Jahre 1830? „Eduard," sagten Sie damals zu mir, in dem Augenblick, wo ich mit ihr tanzen wollte, „wenn ich zwanzig Jahre alt wäre, ich würde mich in keine andere Frau, als Frau von Flamareil verlieben." Nun Onkle! ich war damals zwanzig Jahre alt, was Sie mir riethen, ich habe es gethan; und

Digitized by Google

jetzt mißbrauchen Sie Ihre Autorität, um mit grausamer Hast dieses Band zu zerreißen, daß doch nur Ihr Werk ist: ohne Sie wäre ich nie in ihren Salon gekommen."

„Du wirst mir doch wenigstens zugestehen," erwiederte Herr von Pomenars mit spöttischem Lächeln, „daß ich dich nicht weiter als bis in den Salon geführt habe. Wenn du seitdem den Zutritt in die innersten Gemächer erhalten hast, dafür kann ich wahrlich nicht. Eduard! Ists wirklich dein Ernst mit diesem Worten? Du bist jetzt fünf und zwanzig Jahre alt, lebst schon fünf Jahre in der großen Welt und schämst dich nicht so zu plaudern, als wärest du erst aus dem Gymnasium gekommen! Höre mich an und sage mir dann, ob ich es mit meinem eigenen Sohne besser hätte meinen können als mit dir. Es sind jetzt gerade sechs Jahre, als ich dich nach dem Tode deiner Mutter, nach Paris rief; du kamst eines Morgens aus der Provinz an, linkisch, tölpelhaft, kurz ein wahrer Landjunker, der nicht einmal in einer Gesellschaft sich zu benehmen wußte. Du warst noch zu jung zum Heirathen, ich mußte also auf ein anderes Mittel denken, dich zum Manne zu machen. Einen schlecht dressirten Bären, wie du es damals warst, zu zivilisiren, konnte bloß eine hübsche Frau mit Glück anfangen und beenden. Ich warf meinen forschenden Blick auf alle mir bekannten mitleidigen Frauen, und fand endlich am geeignetesten, diese Rolle zu übernehmen, Frau von Flamareil. Sie gab mir durch ihre Stellung, durch das Ausgezeichnete ihres Geistes und ihren Sitten endlich durch ihr reifes Alter . . . Wirf nur die Theekanne nicht um; ich will dir ja gern eingestehen, daß diese Reife noch recht frisch, graziös und verführerisch ist. — Wie gesagt also, sie gab mir jede mögliche Garantie, die man von einem Erzieher fordert dem man sein Kind anvertraut. Eine jüngere Frau als sie, hätte dich zu Thorheiten verleitet; eine ältere hätte dich lächerlich gemacht; mit einer bürgerlichen Liebschaft hättest du das Weltleben nicht gelernt; durch Grisetten hättest du meine Erbschaft schon durchgebracht; allen diesen, für junge Männer so gefährlichen Fallen, bist du, Gott und ihr sei Dank, glücklich entgangen. Gewiß Eduard! Du bist dieser Frau sehr viel Dank schuldig; denn sie ist es, die dich dazu gemacht hat, was du jetzt bist, ein in heutiger Zeit seltener junger Mann, den ich mit Ehren meinen Neffen nennen kann. Aus Neigung, vielleicht aus Klugheit, hat sie dir bloß einfache und doch elegante Vergnügungen erlaubt. Ihre Abneigung gegen alles, was für ihr Alter nicht paßte . . . mache nur kein so böses Gesicht . . . war mir und dir ein Gelderspariß, das du gar nicht bemerkt hast. Gezwungen durch ihr Alter, dem Tanze, dem Reiten, dem Spiel und überhaupt allen, bloß für die Jugend geziemenden Vergnügungen zu entsagen; verbot sie dir streng alle diese Genüsse, weil sie nicht daran Theil nehmen konnte; und was auch ihr Beweggrund gewesen sein mag, ich bin ihr sehr dankbar dafür.

Seit den fünf Jahren deiner Bekanntschaft mit ihr, habe dich nur zu loben gehabt. Deine sechs tausend Franks, die Du jährlich von mir bekamst, genügten Dir, ich hatte nie nothwendig, einen Komödien-Onkel zu spielen und deine Wechsel einzulösen. Du sollst sie also lieben, Du bist es ihr schuldig. — Doch in deinem Alter," endigte Herr von Pomenars mit einem feinen Anfluge von Spott, „bezahlt man diese Schulden leicht; die Frauen sind sehr nachsichtige Gläubiger gegen jene, die solche Schulden comptant bezahlen können! Mit mir kannst Du ganz offen reden. Für deine Erziehung, die sie so gütig war, zu übernehmen, machst Du sie seit fünf Jahren glücklich, nicht wahr? Nun scheint es mir also, daß die Rechnung gegenseitig ausgeglichen sein wird, und Ihr könnt euch einander die Quittung ausstellen."

Eduard hörte mit finsterer Resignation diese Sezirung seiner Liebe an, und jedesmal, daß das Messer des ironischen Alten eine delikate Fiber angriff, schloß er die Zähne fest zusammen, wie ein Kranker, der seine Schmerzen durch keinen Laut verrathen will. Der Alte, der das Stillschweigen seines Neffen, für einen Anfang der Bekehrung ansah, fuhr in seiner Operation fort:

„Du fürchtest wahrscheinlich das Schwierige eines solchen Bruches. Ei! wer sagt Dir denn, Du sollst mit ihr brechen? Ich verstehe euch jungen Leute gar nicht; euere romantische Litteratur hat euch ganz den Kopf verdreht. Ihr wollt bei jeder Liebe einen Roman haben, in meiner Zeit begnügte man sich mit einem Lustspiele. Das war unterhaltender und besser. Ich habe eine Menge hübscher Frauen geliebt, mit keiner habe ich gebrochen, alle sind meine guten Freundinnen geblieben So muß ein galanter Mann sich zu betragen wissen. Man macht das leicht weg, man schmiegt sich heraus aus den Fesseln, die einen umschlingen, und alles ist abgemacht. Meine Heirath, zum Beispiel, wurde von einer Person arrangirt, die für mich ein eben so zärtliches Interesse hatte, als Frau von Flamareil für dich. Wenn sie dich wahrhaft liebte, würde sie, anstatt sich deiner Heirath entgegenzustellen, dich selbst dazu aufmuntern."

„Die wahre Liebe ist immer egoistisch," rief Mornac heftig aus.

„Wenn's also nicht anders geht," schrie Herr von Pomenars unwillig darüber, die Samenkörner seiner Erfahrung auf so unfruchtbaren Boden fallen zu sehen; „so brich mit ihr, in drei Teufels Namen, aber ein Ende muß die Sache haben."

„Ich habe aber keinen Vorwand!" erwiederte Mornac mit dem ängstlichen Ausdruck eines Menschen, der sich in sein Schicksal ergibt.

Der Alte lehnte sich in seinen Sessel zurück, um besser lachen zu können, und sprach halb erstickend vor Lachen:

„Ein Vorwand! armer Eduard; Du kannst keinen Vorwand finden? . . . Du erlaubst mir doch, herzlich zu lachen, nicht wahr? Tausend für einen will ich Dir sagen. Höre mich an! Du gehst heute zu ihr, nicht wahr? Nun gut. Wenn sie ein weißes Kleid angezogen hat, da hast Du einen Vorwand! Hat sie ein blaues Kleid, hast Du einen andern Vorwand! Wie kann man nur so kindisch sein! Ein Vorwand! Hast Du nie die Fabel vom Wolfe und vom Lamme gelesen?"

Digitized by Google

„Das ist aber eine häßliche Rolle, den Wolf zu spielen," sprach Eduard mit einem Seufzer.

„Jetzt habe ich schon diese Sentimentalitäten satt!" schrie Herr von Pomenars, sich zornig erhebend. „Höre mich an: Wenn Du nicht heute Abend mit deiner Göttin geendet hast, wenn Du nicht dem Rittmeister dein Wort für diese Heirath gibst, so bekömmst Du auch nicht einen Pfennig von meiner Erbschaft. Nein! und sollte ich Fräulein von Passerot selbst heirathen, und ihr mein ganzes Vermögen im Heirathskontrakte verschreiben. Wer weiß, wer weiß, was in der Zeiten Hintergrunde schlummert."

Ohne sich weiter zu erklären, schritt der Alte mit noch festeren Schritten als gewöhnlich aus dem Zimmer.

„Alter Despot!" sprach Eduard, als er sich allein sah, „wenn ich bloß deine Kinder fürchtete! . . . Doch! . . . Ich muß der Sache ein Ende machen, ich habe schon zu lange die Pistole auf der Brust: Mein Vermögen oder meine Liebe! Das ist die Frage."

Mornac verbrachte einen Theil des Tages damit, das Pro und contra dieser Frage zu debattiren. Zum tausendsten Male legte er auf die eine Waagschale die Erbschaft seines Onkels und das Heirathsgut des Fräuleins von Passerot, welche zusammen eine jährliche Rente von vier und zwanzig tausend Franks machten; auf die andere die Königin seines Herzens, umgeben von den Erinnerungen und Hoffnungen ihrer Liebe. Lange Zeit schwankten wechselseitig das Geld und die Liebe; endlich zog das Metall die Waagschale herunter, und jene Eudoxiens, beinahe so hoch geworfen als ihr Stern, senkte sich nicht mehr.

Man wird gewöhnlich bei dem Müthanfall eines Feigen etwas eiliges, brutales und grausames bemerken. Einmal entschlossen, die Liebe dem Interesse zu opfern, wollte Mornac diesen Entschluß benützen. Er ging in die Gemächer seines Onkels, ihm diesen Entschluß mitzutheilen, der den Zorn des Alten besänftigte; und eilte dann aus dem Hause, um die letzte Scene dieses, für ihn schon langweiligen Dramas zu spielen.

V.

Für ein verzagtes Gemüth ist's noch schwerer einen Entschluß auszuführen, als ihn zu faßen. Trotz seiner Versuche, sich den Kopf zu erhitzen und das Herz kalt zu machen, fühlte Eduard sich nicht stark genug, um die von seinem Onkel vorgeschriebene Manier auszuführen, und in Ermanglung der Geschicklichkeit den gordischen Knoten aufzulösen, beschloß er, gleich Alexander, ihn lieber zu zerhauen.

Während dieser Betrachtungen war Mornac mit dem Muthe der Soldaten, die sich am Schlachttage berauschen, in der Straße, wo seine Geliebte wohnte, angekommen. Einige Schritte von ihrem Hause, bemerkte er den jungen Duval, den man für einen wachhabenden Posten ansehen konnte; denn langsam schritt er vor dem Hause auf und ab, bei jedem Male einen feurigen Blick in die Fenster des zweiten Stockes werfend. Bei seinem Anblick empfand Eduard eine wilde Freude.

„Mein Onkel glaubt, ein weißes oder ein blaues Kleid wäre ein hinreichender Vorwand ein Verhältniß zu brechen; ich glaube, ein, ohne Zweifel, autorisirter Liebhaber, das ist ein besserer Vorwand!"

Die Arie Cherubins aus „Figaros Hochzeit" trällernd, ging er vor seinem Nebenbuhler vorbei, ihm einen kalten Gruß zuwerfend, und trat dann mit majestätischem Schritt in das Haus der Frau von Flamareil ein.

Auf der Treppe verschwand die stolze Haltung Eduards bei dem Begegnen eines ungefähr fünfzigjährigen Mannes, der düster, schwarz angezogen und mit dem rothen Bande im Knopfloche ihm entgegen kam. Diese Person erwiederte den etwas gezwungenen Gruß des Besuchers mit einer Höflichkeit, der ein zweideutiges Lächeln einen unbeschreiblichen Ausdruck von Bitterkeit oder Ironie gab.

„Frau von Flamareil," sagte er, „ist etwas unwohl, und, wie ich glaube, für Niemand zu Hause; doch zweifle ich, daß diese Anordnung auch für Sie gilt."

Der junge Mann hielt nicht ohne Verlegenheit den Blick aus, der diesen anscheinend alltäglichen Worten als Auslegung diente.

„Ich komme im Auftrage meines Onkels," sagte er hastig, „er hat die günstigsten Briefe aus Purigueur erhalten; wie es itzt steht, scheint Ihre Erwählung gewiß."

Bei dieser Nachricht, die den Ehemann, wie einst die Kuchen des Aeneas den Cerberus, entwaffnen sollte, trat Herr von Flamareil auf die Seite, um Mornac den Weg frei zu lassen, und sagte mit seinem Lächeln:

„Ich hoffe, Sie werden Frau von Flamareil bewegen, die heutige Abendunterhaltung bei Mißtreß Lawingten zu besuchen; werde ich wohl Herrn von Pomenars dort treffen?"

„Ganz gewiß, und er wird entzückt sein, sich über diese Angelegenheit mit Ihnen besprechen zu können."

Bei diesen Worten schieden die beiden Männer, ohne die geringste Förmlichkeit jener heuchlerischen Höflichkeit außer Acht zu lassen, die in der großen Welt den unbändigsten Haß, den eingewurzelten Groll mit ihrem Mantel bedeckt.

„Heuchler!" murmelte Eduard, „hättest du in deinen Adern nur einen Tropfen von dem Blute jenes ehrbaren Mannes, der dem fetten Gecken Garnier zu Lyon eine so schöne Lektion gab, du hättest mich schon längst zum Fenster hinaus geworfen. Und meiner Treu, wie die Sachen stehen, stünde ich jetzt lieber im Boulognerwäldchen deinem Pergamentgesichte gegenüber, als der verweinten Physiognomie, die mich da oben erwartet. Sie ist krank; hat wohl ihre Migräne oder Magenentzündung. Wenn es nicht das eine ist, ist es das Andere. Ich werde ein Verhör bestehen müssen wegen meines gestrigen Betragens; aber ich rathe ihr, sich in Acht zu nehmen. Das erste eifersüchtige Wort erwiedere ich mit meinem Duval, und kündige den Gehorsam auf."

Als Mornac die Klingel zog, hatte die Festigkeit seines Entschlusses den Culminationspunkt erreicht; aber kaum war die Thüre geöffnet, so trat schon das Stadium des Abnehmens ein. Während er dem anmeldenden Diener durch das Vorzimmer und den Saal nachschritt, ließ er an jedem Möbel,

Digitized by Google

das ihn vertraulich anblickte, einen Lappen seines Muthes hängen; und als sich endlich die letzte Thüre öffnete, glich er einem General, der vor dem Feinde angelangt, schon die Hälfte seiner Mannschaft durch Desertion und die Anstrengungen des Marsches eingebüßt hat. Das Gemach, in das man ihn einführte, war ein kleines Sprachzimmer in mittelalterlichem Geschmack eingerichtet. Die Vorhänge des einzigen Fensters ließen nur ein Halblicht von rosiger Färbung durchdringen, das den strengen Ernst der dunkeln Möbel in etwas milderte. Die Blumen waren verbannt, denn die reizbare Nervenschwäche Eudoriens ertrug sie nicht. Die Abwesenheit derselben, deren Ursache leicht zu erräthen war, vervollständigte den melancholischen Eindruck des Gemaches. Man empfand eine Scheu, laut zu sprechen; trat leise auf, wie in einer Kapelle, und fühlte sich unwiderstehlich in schwermüthiges, andächtiges Träumen versunken. Die Verwandlung dieses Schmollzimmerchens in eine Betstube schien leicht; und wirklich schien ein Betschemmel schon den Anfang zu machen.

Neben dem Kamin in einem großen Lehnstuhl von gothischer Form saß Frau von Flamareil, den Ellbogen auf's Knie, die Stirn in die Hand gestützt; sie hielt einen halbgeöffneten Band von Jocelyn, ohne ihn zu lesen. Beim Geräusche, das die Thüre machte, wendete sie langsam das Haupt, und als sie Mornac anmelden hörte, färbte eine leichte Röthe ihr Gesicht, das anfangs ihrem Geliebten noch blässer als gewöhnlich geschienen hatte. Eduard sammelte seine ganze Grausamkeit, die sich aus seinem Herzen zu verlieren begann, auf seiner Stirne, und näherte sich mit finsterem Blicke, gefalteten Augenbraunen und dem Schritte eines Tigers, der den Augenblick belauert, auf seine Beute zu springen.

„Herr von Flamareil hat mir so eben gesagt, Sie wären krank," sagte er im frostigsten Tone.

Trotz der schmachtenden Schläfrigkeit ihres Blickes, hatte Eudorie im Augenblick den jungen Mann durch und durchgeblickt. Mit jener blitzschnellen Anschauung, die erfahrenen Frauen eigen ist, hatte sie den schnell wechselnden Ausdruck dieser ihr so wohl bekannten Züge gedeutet; ehe noch Eduard ausgesprochen, hatte sie die drohende Nähe einer unbekannten, aber furchtbaren Gefahr begriffen. Da, wie durch Zauber die traurige, eifersüchtige Starrsucht, in die sie die gestrige Scene versenkt hatte, von sich schüttelnd, ließ sie an alle ihre geistigen und körperlichen Kräfte ein Aufgebot ergehen, und war in einem Augenblicke zum Kampfe gerüstet, während Mornac Tage und Nächte zugebracht hätte, seine Schlachtordnung zu erwägen. Überzeugt, daß die Liebe, wie die Allöopathie, entgegengesetzte Mittel anwenden müsse, waffnete sie sich mit einer erborgten Liebenswürdigkeit, um darein wie in einer Faschine, die Pfeile der übeln Laune ihres Geliebten aufzufangen und abzustumpfen. Sie reichte ihm also mit dem süßesten Lächeln die Hand, und sagte: „Krank! sind Sie ja da — ich bin es nicht mehr."

Eduard nahm die so zärtlich dargebotene Hand und ließ sie gleich wieder fallen, ohne sie an sein Herz oder seine Lippen zu drücken.

„Herr von Duval ist auch da," sagte er in rauhem Tone.

Frau von Flamareil öffnete ihre schönen blauen Augen, so weit es nur möglich war, und blieb einen Augenblick in ein erkünsteltes Erstaunen, das aber voller Grazie war, versunken.

„Da?" sagte sie insgeheim über seine vermeintliche Eifersucht erfreut. „Wo da?"

Eduard streckte mit melodramatischer Geberde den Arm gegen das Fenster aus. „Da vor der Hausthüre, wo Sie sich von ihm zum Stadtgerede machen lassen."

„Sie sähen ihn wohl lieber hier?" fragte Eudorie mit dem Lächeln der sanftesten Ironie. „Da sehen Sie," fuhr sie fort, und nahm vom Kamin eine Visitenkarte; „so eben war er da, und ich nahm ihn nicht an. Worin besteht nun meine Schuld? kann ich diesem Kinde wehren, auf dem Boulevard spazieren zu gehen?"

„Nach seinen gestrigen Zudringlichkeiten mußten Sie wohl heute seinen Besuch erwarten, und es wundert mich, daß Sie ihn nicht angenommen haben," erwiederte Mornac, der als er seinen Versuch, selbst Eifersucht zu heucheln, fehlschlagen sah, auf höchst machiavellistische Weise die wirkliche Eifersucht Eudoriens zu Hilfe rufen, und ihr deßhalb die gestrigen Scenen in Erinnerung bringen wollte. Aber Eudorie wollte den Frieden um jeden Preis, denn vierzig Jahre sind bei den Frauen eine Epoche gezwungener Entwaffnung; darum hütete sie sich wohl, durch unzeitige Beschuldigungen Anlaß zum Ausbruch der Feindseligkeiten zu geben.

„Da müssen Sie sich an Ihren Onkel halten," sagte sie mit einschmeichelnder Stimme; „glauben Sie denn, daß ich nicht eben so böse auf ihn bin, wie Sie? Ach, schmollen Sie nicht mehr, Sie sehen ja, daß keiner von uns dem Andern ein Unrecht vorzuwerfen hat. Setzen Sie sich her, und seien Sie liebenswürdig. Wollen Sie mir nicht einen Gesang von Jocelyn vorlesen, so sprechen wir etwas, aber nur sanft und artig. Wissen Sie ja doch, daß ich Ihre Worte mehr liebe, als alle Verse Lamartines."

„Heute mischt sich der Teufel drein," dachte Mornac, „sie will durchaus nicht böse werden. Jocelyn!" rief er mürrisch aus, „Poesie, wie sie sich für einen Betbruder schickt! Ich würde eben so gern die erste beste Predigt lesen. Ich habe diese Sentimentalität satt bis über die Ohren; ich kann meine Jugend nicht so zubringen. Ich werde mir Pferde kaufen!"

„Im Ernst? Sie wollen sich Pferde halten?" erwiederte Eudorie, die jedem Seitensprung ihres Gegners mit der wachsamen Nachgiebigkeit des Anglers folgte, der jeden Augenblick fürchtet, der Fisch könne die Angelschnur abreißen. „Welche Farbe wählen Sie? Rothfüchse, nicht wahr? es ist eine schöne Farbe, elegant und doch ernst. Wissen Sie vielleicht, daß Herr von Flamareil mir einen neuen Wagen kauft. O! ich werde ganz elegant aussehen, und Sie werden mich ins Boulognerwäldchen begleiten können, ohne sich meiner zu schämen."

Digitized by Google

„Ins Wäldchen, sicher, und dann auf den Ball. Bin ich nicht Ihr Ritter?“ erwiederte der junge Mann, der beim Anblick des Terrains, das er mit jedem Schritt verlor, die Nothwendigkeit eines entscheidenden Angriffs fühlte, und eine schon an Beleidigung gränzende Ironie zu Hilfe rief. „Werden Sie nicht auf den Ball der Frau von Alvimare gehen. Ich habe sie so eben getroffen, und um einen Contratanz gebeten. Ich hoffe, Sie werden mir auch einen bewilligen.“

Trotz aller Anstrengungen, sich zu bezwingen, fühlte Eudorie eine Thräne unter ihren Wimpern. Anfangs bückte sie sich, um sie zu verbergen; aber dann, sey es unwillkührliche Ergießung eines verwundeten Herzens, oder tiefe Berechnung eines Meissergeists, der alles benützt, selbst seine Leiden, erhob sie auf den Geliebten die feuchten Augen, denen die Schwermuth eine unaussprechliche Beredsamkeit verlieh.

„Eduard,“ sagte sie mit gebrochener Stimme, „was habe ich Dir gethan?“

Dieselbe Frage hatte Mornac so eben selbst an sich gerichtet, denn bei edlen Gemüthern folgt die Reue der Beleidigung auf dem Fuße nach. Da er in seinem Innern keine befriedigende Antwort fand, fühlte er Gewissensbisse, wie nach einem Vatermorde. Der Gegenstoß, der unentschlossene Charaktere stets auf das entgegengesetzte Extrem ihrer Entschlüsse wirft, hatte ihn plötzlich und unwiderstehlich ergriffen. Diese Thräne, die er in Eudorens Auge glänzen sah, wurde ein Meer, in dem alle Vorsätze dieses Morgens versanken. Er vergaß die Erbschaft seines Onkels, die Mitgift seiner bestimmten Braut; er sah nichts, als das Weib, das er durch fünf Jahre geliebt hatte, das er noch liebte, das er immer lieben würde. Er sah sie schön, er sah sie jung, und indem er an die Wunde dachte, die er ihr so eben geschlagen hatte, fand er nur das Eine Wort: „Verzeihung!“ Dieses Wort, er sprach es auf seinen Knieen, und Frau von Flamaretl verzieh, denn die Milde ist die beste Politik.

Um sechs Uhr Abends warteten der Rittmeister Garnier und Herr von Pomenars im Speisesaale auf Mornac, aber vergebens. Der Greis ließ das Diner zur gewöhnlichen Stunde auftragen, denn er duldete durchaus keine Eingriffe in seine Oheimsrechte. Das erste Gericht wurde abgetragen, auch das zweite, zuletzt der Nachtisch noch immer kein Eduard zu sehen. Herr von Pomenars wollte eben von der Tafel aufstehen, innerlich fluchend über dieses unerklärliche Benehmen, das er in den Augen seines Gastes nicht zu rechtfertigen wußte, als ihm ein Diener einen Brief übergab, dessen Siegel er mit Ungestüm erbrach.

„Rittmeister,“ rief er aus, nachdem er ihn gelesen hatte, „gibt es ik Ihrer Escadron afrikanischer Jäger einen Platz für einen Schuft, den ich verläugne und enterbe? Wenn ich ein sanguinisches Temperament hätte, so würde ich glauben, er wolle sich meiner durch einen kleinen Schlagfluß entledigen: Wie konnte man nur die Bastille abtragen! Da, lesen Sie, was dieser Milchbart schreibt.“

Garnier nahm den Brief, den ihm der Alte, vor Zorn zitternd, reichte, und las laut folgende Zeilen:

„Mein theuerster Onkel!

Es gibt im Menschenleben Geschicke, denen selbst die entschlossensten Charaktere sich unterwerfen müssen; erlauben Sie mir, dem meinigen zu folgen. Wie groß auch heute Ihre Unzufriedenheit sein mag, später hin, ich wage es zu hoffen, werden Sie mir es verzeihen, den Eingebungen meines Herzens mehr Gehör geschenkt zu haben, als den Berechnungen einer kalten selbstsüchtigen Vernunft. Ihr Vermögen gehört Ihnen, Sie können darüber nach Ihrem Gutdünken verfügen, und nie wird meinem Munde das leiseste Murren entschlüpfen. Aber Ihre Freundschaft war von Rechtswegen mein; o, entziehen Sie mir sie auch ferner nicht! O könnten Sie statt des Opfers, das ich unmöglich bringen kann, mir ein anderes auferlegen, das es mir möglich machte, Ihnen meine ehrfurchtsvolle Ergebenheit und meinen unveränderlichen Gehorsam zu beweisen.

Eduard.“

„P. S. Ich bitte, dem Herrn Rittmeister mein Bedauern zu bezeugen; wenn er so gut sein will, sich an Lyon zu erinnern, wird er mir seine Verzeihung nicht vorenthalten.“

„Was sagen Sie dazu?“ fragte Herr von Pomenars, als sein Gast diesen empfindsamen Brief zu Ende gelesen hatte.

„Was soll ich sagen?“ erwiederte Garnier mit gleichgültigem Tone. „Es ist eine aufgehobene Verbindung. Ist das was Ungewöhnliches?“

„Wie gefällt Ihnen die Unverschämtheit dieses Phrasendrechslers? Mein Vermögen gehört mir! Meiner Treu, das will ich ihm auch beweisen; Sein unveränderlicher Gehorsam! in demselben Augenblicke, in dem er mir ihn aufkündigt; und was will er denn mit Lyon sagen?“

„Nichts, es ist eine alte Geschichte, von der wir gestern sprachen, und die gar keinen Bezug auf die heutige hat. Also, mein bester Herr von Pomenars, meine Cousine wird nicht die Ehre haben, Ihre Nichte zu seyn?“

„Glauben Sie, daß sie sich dazu verstehen würde, um mich zu entschädigen, meine Frau zu werden?“

Der Rittmeister starrte den kleinen Alten mit offenem Munde an. Dieser hatte sich schnell aufgerichtet, gewissermassen, als hätte er seinem Freunde die Uibersicht der Reize seiner Person erleichtern, und ihm zu einer richtigen Schätzung der Aussicht verhelfen wollen, die er hätte, das Herz des Fräuleins von Passerot zu rühren.

„Meine Tante hat einige Ideen,“ erwiederte er nach einer kurzen Pause, in der er mit Mühe eine heftige Lachlust unterdrückt hatte; „sie war um sieben Jahre jünger, als ihr seliger Mann und wünscht dasselbe Altersverhältniß zwischen ihrer Tochter und ihrem Eidam; und eben aus diesem Gesichtspunkte, ersehen ihr ihre Neffe, der fünf und zwanzig Jahre alt ist, für Loiden wie vom Schicksal bestimmt.“

„Nun, zum Teufel! so soll er sie heirathen, oder ich will nicht Pomenars heißen,“ rief der Alte aus, und vergaß sich so weit, daß er mit der geballten Faust auf den Tisch schlug. „Es ist seine vierzigjährige Armida, die ihn in ihren

Digitized by Google

Fesseln hält, aber ich will sie schon brechen . . . . Rittmeister!" rief er nach kurzem Sinnen, von einer plötzlichen Idee erleuchtet, „sind Sie ein Mann?"

„So habe ich wenigstens immer geglaubt," erwiederte Garnier mit lautem Lachen.

„Ich verstehe darunter," sagte der Alte, indem er seinen Gast mit dem forschendem Blicke eines Werboffiziers maß, der einen Rekruten mustert; „ich verstehe darunter einen Mann, der im Stande ist, die Eroberung einer noch immer jungen, liebenswürdigen, reizenden Frau zu unternehmen und in einer gegebenen Frist damit zu Stande zu kommen; drei, vier Monate sollte ich denken?"

„Meine längste Belagerung hat sieben Monate gedauert," sagte Garnier mit selbstgefälliger Miene; „aber die Dame war auch darnach."

„Die ich meine, ist eine Frau, wie alle anderen; sie will von ihrem Geliebten nicht verlassen werden, aber das ist kein Grund, ihn nicht selbst zu verlassen."

„Worum handelt es sich denn?" fragte der Offizier, dessen Verstand nicht gleichen Schritt mit den Gedanken des Alten hielt.

„Es handelt sich darum, diesem Narren den größten Dienst von der Welt zu leisten; einen Dienst, um den ich nicht Andere bitten würde, hätte ich nur wieder meine fünfzig Jahre; mit einem Worte, ihm seine Geliebte wegzufischen."

„Geschlossen!" rief Garnier, ihm munter die breite Hand bietend. Der Alte legte zögernd seine Fingerspitzen darauf, so sehr fürchtete er, diese Art Krebsscheeren sich darüber schließen zu sehen.

„Gut!" fuhr Herr von Pomenars fort, „das ist eine Zusicherung, die mich verjüngt. So war ich in Ihrem Alter. In der Liebe gilt die Kühnheit! Ich hatte erst den kleinen Duval im Sinne, den Sie vielleicht kennen; aber er ist zu jung. Das erröthet bei jedem Wort; das verliert jeden Augenblick die Fassung. Gestern führte ich ihn ein, um ihm Gelegenheit zu machen. Meiner Seele, ich glaubte, er würde vor Zärtlichkeit weinen, oder in Ohnmacht fallen. Aber Sie, Rittmeister, Sie müssen wohl ein Meerwolf seyn?"

„Ein wenig," erwiederte Garnier, der, noch den Groll vom gestrigen Gespräch im Herzen, gar kein Mitleid fühlte, Eduard eine tüchtige Lektion zu geben.

„Die fragliche Armidä," fuhr der Alte fort, „wird heute Abend auf dem Ball der Mistreß Lawington sein, einer Engländerin, die ich kenne, und der ich Sie ohne Weitläufigkeit vorstellen kann. Uiberkleiden Sie sich; um halbzehn wird mein Wagen vor Ihrer Thüre halten."

Zwey Stunden später traten in den Salon der Mistreß Lawington, in dem sich Frau von Flamareil und ihr Gemal, so wie Eduard von Mornac schon früher eingefunden hatten, die beiden Verschworenen ein. Herr von Pomenars, das Kinn noch duckmäuserischer, als gewöhnlich, in der Halsbinde versteckt, die Augen von boshafter Schalkheit sprühend; Rittmeister Garnier, gerade, steif, siegestrunken, als stände er im Begriffe, an der Spitze seiner Escadron auf Abd—el—Kaders Araber einzuhauen.

Inmitten des halb brittischen, halb französischen Gedränges, das die Gemächer der Mistreß Lawington beinahe sperrte, war eine der ersten Personen, die Herrn von Pomenars und seinem Gefährten auffließen, Eduard von Mornac. Von einem panischen Schrecken ergriffen, versuchte der junge Mann einen Rückzug, den aber im Rücken der Kamin, an den er gelehnt war, rechts ein Spieltisch, und links eine Damengruppe unmöglich machten. Mit den Gefühlen eines in der Falle gefangenen Wolfes erwartete er gesenkten Hauptes den Onkel, der gerade auf ihn zukam. Aber schon seine ersten Worte überraschten und beruhigten ihn durch ihre unverhoffte Sanftmuth.

„Wirst du denn dein ganzes Leben ein Schüler bleiben?" sagte der Alte mit einer Art nachsichtiger Ironie. „Was soll dieses lächerliche Schulschwänzen heißen?"

„Mein Onkel!" . . .

„Du willst nicht heirathen? Sprechen wir nicht weiter davon. Du weißt, daß dein Entschluß meinen Wünschen entgegen ist, und bestehest doch darauf — sei es: weißt du doch, daß es auf deine Gefahr und Unkosten geschieht; aber das war noch kein Grund, uns deine Gesellschaft zu entziehen, und unser Mittagmahl um eine halbe Stunde zu verzögern . ."

„Glauben Sie mir, ich bin untröstlich darüber . . . Rittmeister, ich hoffe, Sie hegen keinen Groll!" fügte Eduard hinzu, Garnier die Hand bietend, die dieser verrätherisch drückte, nachdem er Herrn von Pomenars einen Blick des Einverständnisses zugeworfen hatte.

„In deinem Briefe machst du sehr schöne Redensarten über deinen Gehorsam," nahm der letztere das Wort; „ich möchte ihn auf die Probe stellen. Du weißt, daß bei Frau von Marsenay Ball ist. Wollten wir beide ausbleiben, sie würde es uns nie verzeihen. Da ich nicht hingehen will, mußt du dich opfern. Ich bemerke so eben d'Anteil, Frau von Boisgon, kurz meine ganze Whistpartie, und ich kann der Versuchung nicht widerstehen. Also, Herr Trotzkopf, nehmen Sie meinen Wagen, der noch wartet, und seyn Sie liebenswürdig für zwei."

„Augenblicklich, liebster Onkel!" rief Mornac, der in seiner Freude, so wohlfeilen Kaufes loszukommen, sich nach Petersburg auf den Weg gemacht hätte.

In diesem Augenblicke erschien das magere, blasse Gesicht einer vierten Person über Garniers Schulter, und richtete an Herrn von Pomenars jenes ehrerbietige Lächeln, an dem man wenigstens eben so sehr, als an der Geschmeidigkeit des Rückgrates das Geschlecht der Bittsteller erkennt. Bei dieser Erscheinung, die die Regelmäßigkeit seines Haarschmuckes in Gefahr setzte, wandte sich der Rittmeister lebhaft um, und stand Herrn von Flamareil hart gegenüber. Die beiden Männer starrten sich einen Augenblick an, wie bezaubert: ein leichtes Zucken der Lippen, eine etwas tiefere Blasse, war Alles, worinn sich die innere Aufregung von Eudoriens Gemal verrieth. Weniger Herr über seine Eindrücke, fuhr der Jäger-

Digitized by Google

offizier so heftig zurück, daß sich die Wirkung davon den Umstehenden auf einige Schritte weit, fühlbar machte.

„Was haben Sie denn, Rittmeister?“ fragte Mornac, der das erste Opfer dieses Seitensprunges gewesen war.

Garnier ergriff ihn am Arme, ohne zu antworten, und zog ihn in eine Fenstervertiefung.

„Kennen Sie den Herrn, der mit Ihrem Oheim spricht?“ fragte er ihn mit bebender Stimme.

„Es ist Herr von Flamareil,“ erwiederte Eduard, mit erkünstelter Gleichgültigkeit, — „Präsident einer Abtheilung des Finanzministeriums. Er möchte gerne Deputirter werden, und mein Onkel unterstützt ihn mit seinem Einfluß bei den Wählern von Périgueux. Es ist ein Mann voll Verdienst.“

„Er ist Witwer?“ fragte der Rittmeister, den jede Silbe zu erwürgen schien.

„Witwer! und warum sollte er denn Witwer seyn?“ rief der junge Mann, beinahe erschrocken über diese Voraussetzung.

„Er ist also wieder verheirathet?“

„Er war es nur einmal in seinem Leben.“

„Also ist Frau . . . von Flamareil . . . nicht todt!“ flammelte der Offizier, sich an die Wand lehnend.

Mornac, in dem Glauben, daß Garnier, vor seinem Onkel unterrichtet, über seine geftige Ängstlichkeit für das Leben seiner Geliebten spotten wolle; erwiederte mißlaunig: „Es ist mir leid, Sie verlassen zu müssen, aber Sie wissen, daß ich zu Frau von Marsenay muß. Apropos, haben Sie heute schon Ihr Abendgebet zu Eilsens Stern verrichtet?“

Nach dieser kleinen Rache drehte sich Eduard um, und verschwand im Gewühle. Der Rittmeister blieb in seiner Fenstervertiefung stehen, wie eine Bildsäule in ihrer Nische. Erst die kreischende Stimme Pomenars, die sich in der Gegend seines Magens vernehmen ließ, weckte ihn aus seiner Versteinerung.

„Was Teufel machen Sie denn hinter diesen Vorhängen; ich suche sie schon eine Viertelstunde. Ist Eduard fort?“

„Fort!“ wiederholte Garnier mit zerstreuter Miene.

„Gut! Nun, da wir ihn los sind, eröffnen wir die Laufgräben. Die Göttin seiner Gedanken, und hoffentlich bald der Ihrigen, befindet sich im anstoßenden Saale. Sie gibt Donnerstag Soirée, und ich werde Ihre Einladung zu Stande bringen. Obgleich sie mich in meiner Rolle, als grausamen Onkel, von Herzen verabscheut, schont sie mich doch, und wird entzückt sein, mich zu verbinden. Nun! so kommen Sie doch!“

„Ja, gehen wir,“ erwiederte der Rittmeister, mit einer Art Ungestüm; „ich fühle das Bedürfniß, meinen Erinnerungen zu entfliehen.“

„Erinnerungen!“ sagte Pomenars, „das ist gut für einen Greis, wie ich; in Ihrem Alter muß man vorwärts gehen, nie rückwärts. —

Halt!“ sagte er, als sie im andern Saale angekommen waren,“ sehen Sie dort am Piano die abenteuerliche Haube der Mistreß Lawington, der Sie so eben vorgestellt worden sind? nun gut! die Dame im schwarzen Kleide und Turban, ihr zur Rechten? . . . die sich itzt umdreht . . Au weh! Sie brechen mir ja den Arm! So geben Sie doch Acht!“

Der kleine Alte riß seinen Arm aus der Schraube, in der ihn die Hand des Offiziers krampfhaft preßte, und betrachtete diesen, mit halberstaunter, halb weinerlichen Miene. „Es liegt Ihnen wohl sehr am Herzen, mir zu beweisen, daß Sie eine eiserne Faust haben? Zum Unglück kann ich von meinen Knochen nicht dasselbe rühmen. Welche pöbliche Raserei! Das heißt man beim ersten Anblick Feuer fangen! haben sie dieses afrikanische Temperament aus Algier zurückgebracht?“

„Sie sagen, daß diese . . . die Frau ist . . . die Ihr Neffe liebt?“ . . . fragte Garnier mit unterbrochener Stimme, sich den Schweiß von der Stirne wischend.

„Sie selbst, in eigener Person,“ erwiederte Pomenars, sich noch immer den Arm reibend. „Aber um Gotteswillen, mäßigen Sie Ihr Entzücken, und warten Sie, bis ich Sie vorstellen kann.“

Bei diesen Worten schritt der Alte vor; doch Garniers Faust hielt ihn an seinem Platz genagelt.

„Ich werde mich schon selbst vorstellen,“ sagte er mit flammendem Gesichte, und mit Schritten, die ohne den Teppich, den Boden erschüttert hätten, eilte er durch den Saal. In einem offenen Notenbuch nachlässig blätternd, bemerkte Frau von Flamareil seine Annäherung nicht. Ehe sie den Mann noch erkennen konnte, der sich zu ihr neigte, wie um sie zu grüßen, erhielt sie folgende Worte geradezu ins Gesicht, und ein Wolf in den Zeiten, als noch die Thiere sprachen, hätte sie nicht blutgieriger aussprechen können:

„Wenn ich nicht sterbe, so werde ich wahnsinnig! Gott sei gelobt, Sie sind weder wahnsinnig noch todt.“

Bei diesen Worten wandte sich Eudorie bebend um, und mußte sich an's Piano lehnen, als hätte sie eine unsichtbare Kugel getroffen.

„Elisa, Sie erwarteten mich wohl nicht?“ fuhr Garnier fort, in dem Tone, wie der Othello sagt: „Desdemona, hast Du heute Nacht gebetet?“ Ein Salon ist für eine Dame aus der großen Welt, was für einen Mann das Terrain des Zweikampfs. Hier gilt es, zu siegen, oder auf dem Platze zu bleiben. Einer Erscheinung gegenüber, ihr furchtbarer, als das schrecklichste Gespenst, hielt sich Frau von Flamareil auf ihren zusammenknickenden Knieen gewaltsam aufrecht, bezwang die Aufregung ihres Mieders, warf einen schnellen Blick um sich, und drückte ihren gelebrigen Zügen mit einer beinahe übermenschlichen Willenskraft, den Stempel der Ruhe und Grazie auf, mit der sie eine Alltagsbekanntschaft empfangen hätte.

„Herr von Flamareil ist hier,“ sagte sie mit leiser aber deutlicher Stimme.

„Fürchten Sie sich vor ihm, oder vor Herrn von Mornac?“ fragte der Offizier, ihr einen flammenden Blick zuwerfend.

Eine brennende Röthe überzog Eudoriens bleiches Gesicht, sie bückte sich, als wie um ihr Armband zu befestigen.

Als sie einen Augenblick später das Haupt erhob, thronte auf ihrer Stirne die alte Ruhe. Augen und Lippen lächelten.

„Theodul," sagte sie mit rührender Stimme, „sonst waren Sie ein Mann von Ehre!"

Die beiden Liebenden aus früheren Zeiten betrachteten sich eine Weile schweigend, und studirten aufmerksamer als bisher die Veränderungen, die zehn Jahre der Trennung bewirkt hatten. Was man auch immer vom frühen Verfall der Frauenschönheit sagen mag, Frau von Flamareil ging siegreich aus dieser Prüfung hervor, und erschien dem Rittmeister so schön, als in den Tagen, wo sie für ihn allein Elise geheißen hatte. Der Eindruck jedoch, den sie empfand, war ganz verschiedener Art. Beim Anblick des entflammten Gesichtes, und des colossalen Leibesumfanges, die die empfindsame Blässe und den schlanken Wuchs des einstigen Jägerlieutenants abgelöst hatten, fragte sie sich, durch welche unselige Verblendung ihr Herz diese Art von Regimentstambour je hatte lieben können. Das Resultat dieser wechselseitigen Vergleichung war augenblicklich. Indem er sich in seine alte Liebe zurückgezogen fühlte, empfand Garnier einen wachsenden Grimm, der sich zur Theil gegen ihn selbst richtete, indeß die Frau von vierzig Jahren unter einer verdoppelten Freundlichkeit den plötzlichen Haß verbarg, den ihr sein Anblick einflößte.

„Meine Ehre!" rief der Chasseur mit bitterer Ironie; „sonst pflegten Sie mir von der Ihrigen zu sprechen."

„Wollen Sie mich zu Grunde richten?" bat Frau von Flamareil. „Wenn Sie mich je geliebt haben, sprechen Sie nicht mehr mit mir. Wir werden uns wiedersehen, und ich werde Ihnen alles erklären. Aber um Gotteswillen, lassen Sie mich itzt! man sieht ohnedieß schon auf uns."

Garnier zögerte; diese Stimme, die sonst solche Gewalt über sein Herz geübt hatte, erweckte mit jedem Worte ein längst entschlafenes Echo in seiner Brust; aber bald warf er sich seine Schwäche vor, und erwiederte mit der Unbarmherzigkeit, die man einem verrathenen Geliebten zu Gute halten muß:

„Warum die Erklärungen nicht gleich beginnen? Und gleich zum Anfang, sagen Sie mir gefälligst, warum Sie diesem verführerischen Herrn von Mornac einen Stern gegeben haben, der von dem meinigen so entfernt ist? Gewöhnlich sucht man seine Freunde beisammen zu haben, und Sie haben uns, den einen beim Magdalenenkloster, den andern beim Invalidenhaus einquartirt. Fürchten Sie vielleicht ein Duell im Himmel? Sein Sie außer Sorge; mein Stern und ich sind friedliche Leute; ich schlage mich nicht mehr um Frauen. Und Lamartine! lieben Sie noch immer Lamartine? hat mich Herr von Mornac in meinem Vorleseramte eben so ersetzt, wie in — allem Ubrigen?"

Der Offizier hätte auf diese Weise noch lange fortfahren können, ohne unterbrochen zu werden. Zermalmt von diesem brutalen Ausfall, wußte sie nichts Kluges zu erwiedern. Sie wagte es nicht, umherzublicken, aus Furcht spöttischen Mienen zu begegnen; sie wäre gerne geflohen, und wurde doch durch die Furcht vor einem Skandale auf ihrem Platze festgehalten. So saß sie ihrem unerbittlichen Gegner gegenüber, mit festgeschlossenen Zähnen, die Lippen halb durch ein Lächeln geöffnet, in das sich ihr ganzer Muth zurückgezogen hatte, die Arme über der Brust gekreuzt, als hätte sie durch den krampfhaften Druck ihr pochendes Herz beschwichtigen wollen, und im Innersten ihrer Seele irgend einen Schutzengel anflehend, Erbarmen mit ihr zu haben.

Dieser rettende Engel kam endlich. Zwar war es kein Engel, sondern nur ihr Mann; auch kam er nicht aus Mitleid für sie, sondern aus Furcht, selbst lächerlich zu werden. Seit einigen Augenblicken Zeuge ihrer peinlichen Lage, begriff er, daß es Zeit sei, ihr ein Ende zu machen. Mit ruhiger Miene durchschritt er den Saal, grüßte den Rittmeister mit heroischer Höflichkeit, bot Eudorien den Arm, und sagte auf die natürlichste Weise von der Welt:

„Der Wagen wartet, wollen Sie gehen?"

Frau von Flamareil antwortete nicht, aber sie hing sich an den Arm ihres Mannes mit der krampfhaften Energie eines Ertrinkenden. Als Garnier seine Beute auf dem Punkte sah, ihm zu entwischen, neigte er sich zu ihr, und warf ihr zum Lebewohl diese Worte zu:

„Hat Ihnen Herr von Mornac seine Heirath mit meiner Cousine mitgetheilt?"

Bei diesem letzten unerwarteten Schlage fühlte sich Eudorie von einem Schwindel ergriffen. Ohne die Unterstützung ihres Mannes wäre sie zusammengesunken, und erst als die kalte Luft durch das geöffnete Fenster in den rasch davon eilenden Wagen drang, lebte sie nach und nach wieder auf.

Im Saale war eine einzige Person den kleinsten Einzelnheiten dieses Auftrittes mit neugieriger Aufmerksamkeit gefolgt. Es war Herr von Pomenars. Trotz seiner Weltkenntniß und seinem durchdringenden Verstande wußte sich der Alte das Benehmen des Rittmeisters nicht zu erklären; so unerhört und widersinnig kam es mir vor.

„Was ist das für eine Beduinen-Art, sich so bei einer Frau zu betragen, die man in seinem Leben nicht gesehen hat," fragte er sich ganz erstaunt, „ich bin da der Cornac eines wüthenden Elephanten geworden! Erst bricht er mir beinahe den Arm entzwei, dann rollt er die Augen so wild heraus, daß man glauben könnte, er wolle sie in den Rachen nehmen, um sie zu verzehren! Was Teufel mag er ihr eigentlich vorbrüllen?"

Nicht im Stande, sich selbst diese Frage zu beantworten, eilte der Alte, Garnier, sobald er ihn allein sah, zu sprechen.

„Glück auf! Rittmeister. Springen Sie so mit den Arabern um?"

„Wollte Gott, ich hätte es mit einem Araber zu thun," antwortete der Offizier, energisch die Hand ballend, als schwänge er seinen Säbel.

Der Rittmeister war schon in Begriff, dem Alten sein ganzes Vertrauen zu schenken, als er sich noch zu rechter Zeit besann, daß er, um Eudorie zu bestrafen, nothwendiger Weise von Elisen reden mußte, und dann eo ipso die Rolle eines vergessenen Liebhabers spielen würde. Garnier zögerte einen Augenblick zwischen der Furcht, sich lächerlich zu machen und

Digitized by Google

dem Drange, sich seine Wuth vom Herzen zu reden, eine Wuth, wie er sie noch empfunden hatte; denn er konnte es der Frau von Flamareil nicht verzeihen, das sie nicht, ihrem Versprechen gemäß, nach seiner Abreise gestorben war. Dieser Tod war seit zehn Jahren sein Kummer, sein Herzbrechen, sein nagender Wurm, wie er sich ausdrückte, gewesen; und sein Herz hatte manchmal, ohne daß er es sich zu gestehen wagte, ein besonderes Vergnügen daran, sich benagen zu lassen. Diesem Grabe, aus dem sich seine Eitelkeit einen Piedestal gemacht hatte, zu entsagen, diese höchst romantische Melancholie in den Gedanken an einen gewöhnlichen, vergessenen und ersetzten Liebhaber zu verwandeln, das war für seine Philosophie ein zu harter Stoß.

„Erst will ich sie bestrafen," sagte er sich, „an ihn soll die Reihe später kommen. Indessen soll er meine Cousine heirathen, und dann wird sie wenigstens vor Verdruß sterben, wenn sie nicht aus Liebe starb."

Garnier beschloß also, sein Geheimniß für sich zu behalten, und schob seiner Eitelkeit, wie gewöhnlich, ein anderes Motiv unter.

„Sie hat an meine Ehre appellirt; ich will schweigen, doch soll darum meine Rache nicht minder furchtbar sein."

„Wollen Sie mir wohl dies Räthsel einiger Maßen aufklären?" fragte Herr von Pomenars, der den Rittmeister in seinen Betrachtungen vertieft sah. „Was Teufel haben Sie ihr denn gesagt, daß Sie einen solchen Eindruck auf sie machten. Als sie sortging, wankte sie, und ich bemerkte augenscheinlich, daß sie sich auf den Arm ihres Mannes stützte; Sie sehen also, daß sie einiger Maßen den Kopf verloren hatte."

„Nun! Ist's nicht eine gute Vorbedeutung für das Gelingen unseres Projektes, wenn ich einen günstigen Eindruck auf sie gemacht habe?" erwiederte Garnier hochmüthig.

„Gewiß! Also bleib's bei unserer Verabredung?"

„Immer! Und wenn Sie wollen, so unterzeichne ich sie mit meinem Blute."

„So sagen Sie mir nur erst . . ."

„Ich kann Ihnen keine nähere Erklärung geben; aber glauben Sie meinem Worte: die Heirath meiner Cousine mit Ihrem Neffen wird zusammengebracht, und sollte sich Satan in höchsteigener Person darein mischen; ich nehme Alles auf mich."

Der Alte fühlte sich durch die Feierlichkeit dieses Versprechens überzeugt und schwieg.

„Übrigens," dachte er sich, „haben die Frauen manchmal besondere Launen. Vielleicht reussirt dieser afrikanische Herkules mit seiner Löwenstimme, seinem Pandurenschnurrbarte und Atlas-Schultern. Ich hätte ihr übrigens einen besseren Geschmack zugetraut."

Acht Tage darauf kam Garnier mit niedergeschlagener Miene zu Herrn von Pomenars, der sich in der That auf sein Versprechen verlassen und gar Nichts in der Sache getyan hatte.

„Diese Frau wird uns Alle in die Luft sprengen," plagte der Rittmeister gleich bei seinem Eintritte heraus, „wissen Sie, was sie wieder gemacht hat? Sie wußte Frau von Passerot in einigen Gesellschaften zu treffen, und da schloß sich nun während einiger Tage zwischen beiden eine Freundschaft, eine innige Liebe! Und nun hören Sie, was sie da ausgesponnen hat. Sie ist der guten Loide so zärtlich zugethan, daß sie sie aus lauter Zärtlichkeit an einen, plötzlich wie aus der Erde herausgewachsenen Cousin, einen jungen Millionär verkuppeln will, für den meine Tante bereits ganz eingenommen ist, und den uns die erste aus Marseille kommende Postkutsche auf den Hals werfen kann."

„Nicht übel ausgedacht," erwiederte Herr von Pomenars. „Was haben Sie aber dagegen getban? Ich glaube doch nicht, daß Sie während dieser Zeit müßig standen?"

„Ich!" schrie Garnier mit donnernder Stimme, „ich komme so eben von Havre, wohin mich die Neuigkeit von dem Tode meines Onkels lockte, den ich aber bei seinem Frühstück traf, wie er gerade sein achtes Dutzend Austern verzehrte. So einen Streich kann Einem auch nur so ein eingefleischter Satan spielen, der mich diese kleine Lustreise machen ließ, um sich meiner zu entledigen. In meiner ersten freudigen Bewegung über die geoße Erbschaft bemerkte ich nicht, daß dieser Avisobrief kein Postzeichen hatte und fuhr davon. Erst heute bei meiner Ankunft erfahre ich die Umwälzung, die während meiner Abwesenheit in dem Hause meiner Tante begann und jetzt bald beendet sein wird, wenn wir uns nicht in Marsch setzen."

„Ach! Ihr jungen Leutchen," sprach Herr von Pomenars mit einem spöttischen Lächeln, „Ihr habt da eueren Meister gefunden. Nun denn! Wenn die Soldaten die Waffen strecken, so muß man seine letzte Hoffnung auf die Invaliden stellen."

Der Alte klingelte.

„Peter," sprach er zu dem eintretenden Bedienten, „laß sogleich anspannen, und komm' dann mich ankleiden."

Eine Stunde darauf ließ sich Herr von Pomenars bei Frau von Flamareil melden.

Die vierzigjährige Frau befand sich in ihrem Salon. Bei dem Anblicke des Mannes, den sie, Garniee ausgenommen, am Meisten verabscheute, erhob sie sich mit zuvorkommender Freundlichkeit und schob ihm selbst einen Lehnsessel vor. Der Alte, dem seine Erfahrung die Lehre gegeben hatte, daß selbst in der Diplomatie der gerade Weg der kürzeste und sicherste sei, setzte sich, und schritt gleich einer wohldedienten Kanone, welche im Augenblicke ihres Stillstehens schon feuert, sogleich zur Sache.

„Madame," begann er mit einer Mischung von respektvoller Galanteie und väterlicher Zärtlichkeit, „ich komme, um mit Ihnen einen so zarten Gegenstand abzumachen, daß ich wirklich in Verlegenheit käme, wenn ich es mit einer Alltags-Frau zu thun hätte. Doch Ihnen, Madame, kann ich es sagen."

„Ich bin ganz Ohr," unterbrach ihn Eudorie, sich in ihr Fauteuil mit der Würde einer Königin zurücklehnend, die gezwungen ist, die Ermahnungen eines eisgrauen Ministers anzuhören.

Digitized by Google

„Sie wissen, Madame," fuhr der Alte mit unerschütterlicher Leichtigkeit fort, „daß ich meinen Neffen, Eduard von Mornac, zu verheirathen wünsche, und Ihre Einwilligung zu dieser Heirath ist das, um was ich Sie zu bitten komme."

„Meine Einwilligung!" schrie Frau von Flamareil, deren sonst so sanfte Augen plötzlich zu blitzen begannen, „diesen Scherz, mein Herr, verstehe ich nicht; bin ich denn die Mutter des Herrn von Mornac?"

„Und wenn es wäre, Madame, so könnte Eduards Liebe für Sie nicht zärtlicher sein, als seine jetzige. Ich bitte sehr; unterbrechen Sie mich nicht. Ich spreche ja bloß von Eduards Gefühlen und nicht von den Ihren; diese sind für mich ein heiliges Geheimniß, und nie würde ich mir auch nur eine Vermuthung darüber erlauben. Ich komme bloß von der Frau, für die Eduard sein Leben gäbe, ein Zeichen wahrhaften Interesses für ihn, zu verlangen. Ohne Zweifel begreifen Sie wohl, daß Eduard sich verheirathen muß; er ist der letzte Sprosse seiner Familie, und mein nächster Erbe; es ist also eine absolute Nothwendigkeit für ihn. Er weigert sich jedoch, und ich achte zu sehr die Gründe seiner Weigerung, um ihm darob zu zürnen. Sie allein, Madame, können ihn zu dem Opfer vermögen, daß seine Stellung von ihm heischt. Habe ich nun zu viel erwartet, wenn ich diese großmüthige Intervention von den edlen Regungen Ihres Herzens erwartete?"

„Bei einem Anderen, mein Herr, hätte ich dieses sonderbare Gespräch für eine Beschimpfung gehalten; bei Ihnen sehe ich nur den Fehlgriff darin. Ich kenne kein Recht, das mir erlaubte, Herrn von Mornac Rathschläge zu ertheilen."

Bei diesen kaltblütig gesprochenen Worten, erhob sich Eudorie, als wollte sie dieser jetzt zwecklosen Visite ein Ende machen; doch der kleine Graukopf war nicht der Mann, der sich so leicht vom Brete spielen ließ; er blieb, wie angenagelt sitzen, und fuhr ganz gelassen fort:

„Ich habe mich an Ihr Herz gewandt und Ihr Herz hat geantwortet; ich hätte das voraussehen sollen. Doch betrachten wir es jetzt von Seiten der Vernunft. Wenn Eduard sich nicht heute verheirathet, so wird er es doch morgen thun; ist's nicht morgen, so wirds doch in einem Jahre sein, in zwei Jahren, in zehn Jahren, wenn Sie wollen; aber endlich, früh oder spät, wird er sich verheirathen. Warum wollen Sie also diese Trennung nicht lieber jetzt versuchen, da jeder Tag des Aufschubs sie nur noch schwerer macht? Ich bitte Sie, Madame, betrachten Sie mich nicht als einen Tyrann ohne Mitleid; nein, sehen Sie in mir einen Mann, der mit Ihnen gänzlich sympathisirt. Mein Herz stimmt für Ihr Betragen, meine Vernunft sagt Ihnen die Nothwendigkeit des meinen. Es ist ein grausames Loos, ich weiß es und ich wollte, ich könnte es mit Ihnen theilen; doch, glauben Sie meiner Erfahrung, alle diese Verhältnisse, die unser ganzes Lebensglück ausmachen, müssen so enden, wenn der geliebte Gegenstand zu jung ist, um jener Beständigkeit fähig zu sein, ohne welche die Liebe nur ein Traum ist, der früher oder später zerrinnt; während bei einem Manne, dessen Stellung schon gemacht ist, und der mit der beruhigenden Reife des Alters noch die Glut einer jungen Seele verbindet, die Innigkeit jeden Tag süßer wird; denn da verbittert uns keine Furcht vor der Zukunft den Reiz der Gegenwart."

„Diese Betrachtungen sind nur zu wahr," sprach Frau von Flamareil, durch diesen sanften Dialog ganz melancholisch gemacht, „so zerstören wir arme Frauen oft unser Leben auf eine unverbesserliche Art."

„Unverbesserlich!" schrie Herr von Pomenars mit jugendlichem Feuer, „kann es in Ihrem Alter etwas Unverbesserliches geben? Es giebt keine Wunde, die die Zeit nicht heilt, keinen Schmerz, über den sie nicht tröstet."

„Die Zeit!" erwiederte Eudorie, traurig mit dem Kopfe schüttelnd.

„Oder, noch ein schnelleres und gelinderes Mittel — die Reize einer neuen Neigung," fuhr der Alte mit sanfter Stimme fort.

„Die Leiden des Herzens hauchen eine Schwermuth aus, die alle diejenigen entfernt, welche sie vielleicht heilen könnten," sprach die vierzigjährige Frau, und erhob ihre großen Augen, als suchte sie am Plafond die unsichtbare Figur eines tröstenden Engels.

Der sechzigjährige Graukopf, der seit einigen Augenblicken den Zweck seiner Visite gänzlich außer Acht gelassen hatte, folgte mit seinem Auge dieser schmachtenden Pantomime, und deutete sie nach dem gewöhnlichen Calcul eines geübten Beobachters.

„Ich wollte wetten," sagte er sich im Stillen, „sie liebt Eduard nicht einmal, und daß überhaupt hier mehr ihr Stolz als ihr Herz im Spiele ist. Die Liebe eines sehr jungen Mannes erheitert gewöhnlich eine Frau in diesem Alter, und sie scheint mir so etwas melancholisch, um nicht zu sagen schwermüthig. Diese Blondinen mit englischem Temperamente haben in ihrem Charakter eine Menge von zarten Verkettungen, von denen ein Schulbube, wie dieser arme Eduard, gar nichts ahnt. Sie hat wirklich Geist — sie brauchte einen Mann zum Freund, der sie ganz verstünde. O! wenn ich nichts mehr als fünfzig Jahre alt wäre, mein Neffe wäre in einem Monate verheirathet. Doch in meinem Alter — es wäre eine Thorheit! — Sonderbar aber ist es, daß sie seit einigen Augenblicken eine Koketterie gegen mich entfaltet, die — aber zu welchem Zwecke? . . ."

Ehe er sich noch diese Frage beantworten konnte, verließ der Blick Eudoriens das Plafond, und ließ sich, gleich einer girrenden Taube, sanft auf ihm nieder.

„Antworten Sie mir aufrichtig," sprach sie mit einem anmuthigen Lächeln, „ist es bloß das Interesse des Herrn von Mornac, das Sie diese Heirath so wünschen macht?

„Will sie sich einen Spaß mit mir machen," dachte sich Herr von Pomenars, „oder thue ich vielleicht unrecht, wenn ich es verweigere, eine Sprache zu verstehen, die ich vor zwanzig Jahren sogleich benützt hätte? Doch, im schlimmsten Falle, wenn's auch eine Falle ist, was riskire ich denn? und wenn sie es, was ja sehr leicht möglich ist, aufrichtig meint, warum sollte ich den unhöflichen Dummkopf spielen?"

„Und wenn ich nun einen anderen Beweggrund hätte,

Digitized by Google

würden Sie mir ihn verzeihen?" erwiederte er schnell, herausgerissen aus der Bahn seiner gewöhnlichen Klugheit.

„Um zu verzeihen, muß man erst die Beleidigung kennen," entgegnete Eudorie, ihn mit ihren Blicken streichelnd.

Herr von Pomenars zögerte einen Augenblick; endlich gewann die Eitelkeit die Oberhand über das Mißtrauen.

„Bah!" dachte er sich, „was hätte sie davon, wenn sie mich foppte? — Sie ist nicht glücklich; es ist also natürlich, daß sie ein verwandtes Herz sucht, und zu einem Freunde von meinem Alter Zutrauen hat; und dann bin ich vielleicht zu bescheiden. —"

Bei dieser letzten Idee schwankte der eitle Graukopf nicht mehr; er war entschlossen.

„Sie wollen das Verbrechen kennen, daß ich begangen," begann er mit pathetischer Stimme, „und ich lese in Ihren Augen, daß Sie es schon errathen haben. Ich will Ihnen den Grund sagen, warum ich Eduard verheirathen will: schon seit langer Zeit nämlich bringt mich sein Glück zur Verzweiflung; ich bin . . . eifersüchtig auf ihn!"

„Eifersüchtig!" flötete Eudorie mit einer Syrenenstimme, „mir scheint, daß man, um eifersüchtig zu sein, erst verliebt sein muß?"

„Und wenn ich es wäre?"

„In mich?"

„In Sie."

„Welche Ironie!"

„Sagen Sie, welche Wahrheit!" schrie der kleine Alte, exaltirt durch seinen Erfolg, in dem schmelzendsten Tone seiner Stimme.

Frau von Flamareil zog ihre Hand, die ihr neuer Anbeter so eben ergreifen wollte, schnell zurück ergriff eine am Tische liegende Glocke, und läutete hastig. Bei dieser blitzschnellen Bewegung sprang Herr von Pomenars von seinem Sitze auf und fragte sich erschreckt: „Will sie mich aus dem Fenster werfen lassen?"

„Kündige dem Herrn von Flamareil den Besuch des Herrn von Pomenars an," sprach Eudorie zu dem hereingetretenen Domestiken; dann, als dieser sich wieder entfernt hatte, erhob sie sich und maß den kleinen Alten, der unbeweglich und stumm in der Mitte des Salons stand, als hätte ihn eine Fee mit ihrem Zauberstabe berührt, mit einem spöttischen Blicke.

„Ich bin Ihnen sehr viel Dank schuldig," sprach sie endlich mit beißender Ironie, „ich war sehr unpäßlich, als Sie kamen, und Sie haben mich geheilt; ich habe schon seit langer Zeit keine so amüsante Stunde gehabt. Was übrigens den Grund Ihrer Visite betrifft, empfangen Sie hiemit meine Antwort: Da Sie selbst mich lieben, so werden Sie es leicht begreifen, daß mich auch ein Anderer lieben könne, und werden mir wohl meinen schlechten Geschmack verzeihen müssen; denn ich sehe mich gezwungen, Ihnen zu bekennen, daß ich viel mehr Liebhaberin einer jugendlichen Liebe als einer . . . patriarchalischen Leidenschaft bin."

Frau von Flamareil verbeugte sich bei diesen Worten und schritt dann langsam aus dem Salon.

„Schach und matt!" sprach der Alte, sich wieder gefaßt niedersetzend. „Donnerwetter! ist das eine Frau; zu dreißig Jahren hätte ich mich rasend in sie verliebt. Jetzt begreife ich's, wie sich dieser arme Eduard so am Gängelbande führen läßt, und daß der dicke Kapitän expreß nach Havre flog; doch ich will ihr zeigen, daß sie mich nicht so um den Finger wickelt, wie diese zwei unschuldigen Täubchen."

Die Salonthür öffnete sich, und herein trat Herr von Flamareil.

„Ich bedauere sehr, nicht früher von Ihrem Besuche in Kenntniß gesetzt worden zu sein," sprach er mit seiner gewöhnlichen, vollendeten Höflichkeit.

„Mein lieber Herr von Flamareil," antwortete Herr von Pomenars etwas trocken, „ich werde Sie nicht lange aufhalten, denn ich habe Ihnen nur einige Worte zu sagen. Sie wissen wohl so gut, als ich, daß das gegenseitige Interesse die beste Basis eines Geschäftes ist. Nun haben Sie Lust Deputirter zu werden, und brauchen dabei meinen Einfluß bei den Wählern; ich meinerseits habe wieder Lust, meinen Neffen zu verheirathen, und brauche dabei Ihre Hilfe, um diese Heirath zu Stande zu bringen."

„Verfügen Sie über mich," erwiederte Herr von Pomenars, „in was kann ich Ihnen dienen?"

„Sie sollen es sogleich erfahren. Frau von Flamareil sucht aus einem Grunde, den ich nicht beurtheilen kann, Ihren Cousin, Herrn von Alignier, an Fräulein von Passerot, deren Hand ich meinem Neffen bestimmte, zu verheirathen. Ich habe das Recht der Priorität, und werde um keinen Preis von meinem Projekte abgehen. Ich ersuche Sie daher, hier alle Hindernisse, die mir in den Weg treten, zu beseitigen; dagegen verpflichte ich mich, alle jene aufzuheben, die sich Ihrer Wahl in den Weg stellen werden. Mit einem Wort, hier haben Sie mein Ultimatum; ist Eduard nicht verheirathet, so sind Sie auch nicht Deputirter."

„Sie haben das Recht, es zu verlangen," antwortete der ehrgeizige Ehemann, „ich nehme Ihre Bedingung an."

„Wir haben heute Montag, ich will mir Freitag das entscheidende Resultat holen, das mein Betragen bestimmen soll."

Bei diesen Worten erhob sich Herr von Pomenars und nahm mit einer hochmüthigen Höflichkeit Abschied. Nachdem ihn Herr von Flamareil bis zur Thür begleitet hatte, ging er mit sorgenvoller Stirn noch einmal zurück, und trat in das kleine Gemach, wohin sich Eudorie zurückgezogen hatte.

Frau von Flamareil saß beim Piano. Herr von Flamareil näherte sich ihr langsam und sprach in seinem gewöhnlichen, ernsten Tone: „Ich habe mit Ihnen zu sprechen."

„Welch' feierliche Miene!" antwortete Eudorie, die eine kleine Verlegenheit nicht unterdrücken konnte. Der zukünftige Deputirte empfing das Lächeln, das diese Worte begleitet hatte, mit einer eisigen Gleichgültigkeit.

„Hat Ihnen Herr von Pomenars den Grund seines Besuches offenbart?" frug er endlich, indem er seine Frau starr anblickte.

„Allerdings; doch glaube ich schwerlich, daß er Ihnen

Digitized by Google

das Resultat mitgetheilt hat," erwiederte Frau von Flamareil, die bei der Annäherung der Gefahr ihren Muth wachsen fühlte.

„Welches Resultat?"

„Herr von Pomenars scheint sehr zerstreut zu sein. Heute, zum Beispiel, glaubte er sich um vierzig Jahre verjüngt. Ich erinnerte ihn jedoch, daß wir beinahe schon in der Hälfte des neunzehnten Jahrhundertes wären. Das war Alles."

„Wenn Herr von Pomenars sich noch für einen Jüngling hält," entgegnete Herr von Flamareil mit einem spöttischen Achselzucken, „so that er Unrecht, seine Kinderei bei Ihnen an den Mann bringen zu wollen. Doch reden wir von etwas Anderem. Ich ersuche Sie, mich genau anzuhören und bedenken Sie, daß mich die äußerste Noth dazu zwingt, einen für uns Beide unangenehmen Vorfall noch einmahl zu berühren. Es sind jetzt zehn Jahre, daß ich mich in Lyon mit dem Manne schlug, den wir umlängst hier wieder fanden und der Ihnen, indem er Sie öffentlich beschimpfte, einen neuen Beweis seiner Zuneigung gab. Vor zehn Jahren liebte ich Sie genug, um eifersüchtig zu sein, um Ihretwegen mit meinem Lebek zu spielen, genug um Sie zu tödten und mehr als ein Mal war ich versucht, es zu thun. Trotz der Romantik Ihres Charakters, glaube ich doch nicht, daß Sie je Ihren oder meinen Tod wünschten und Sie haben Nichts gespart, um mich von dieser tollen Empfindlichkeit eines Ehemanns zu heilen. Es ist Ihnen ganz gelungen. Heute liebe und hasse ich Sie nicht mehr; ich habe begreifen gelernt, daß es ein Unsinn sei seine Ehre an seine Frau zu binden; ich habe meine Ehre, um sie besser hüten zu können, in mich allein gestellt und die Liebe durch ein anderes Gefühl ersetzt. Ich bin, wie man zu sagen pflegt, ein Ehrsüchtler; doch Sie haben mich dazu gemacht; indem Sie mir das häusliche Glück, zu dem ich mich geboren fühlte, entrissen, warfen Sie mich in die rauschenden Zerstreuungen des öffentlichen Lebens und danken Sie meinem Ehrgeitze — denn ihm verdanken Sie den Frieden, den ich Ihnen gewähre. Einmal auf diesem Wege, ließ ich Sie auf dem Ihren ungehindert ziehen. Habe ich sie je Ihrer Neigungen halber zur Rechenschaft gezogen? Habe ich es je versucht, die Anziehungskraft Ihres sympathetischen Herzens zu unterdrücken, die Sie zu gleichgestimmten Wesen magnetisch hinzog? War ich nicht ein freiwillig Stummer und Blinder? Mit einem Wort, war ich nicht immer ein exemplarischer Ehemann?"

Herr von Flamareil schwieg hier und erwartete eine Antwort; doch seine Frau blieb, mit zur Erde gesenktem Blicke, stumm und regungslos sitzen.

„Als Belohnung für diese musterhafte Aufführung," fuhr er endlich mit einer immer beißender werdenden Ironie fort, „verlange ich Nichts, als eine Sache, zerstören Sie meine Stellung im Leben nicht eben so, wie Sie mein Leben zerstörten; ich vermochte es, mich für Sie zu schlagen, doch ginge meine Langmuth nicht so weit, eine Entehrung zu ertragen, an der Sie Schuld wären."

„Ich verstehe Sie nicht," unterbrach ihn Eudorie mit schwacher Stimme.

„Und doch ist die Sache sehr einfach. Wenn ich nicht Deputirter werde, habe ich in drei Monaten mein Amt verloren. Ich kenne die Cabalen, die schon gesponnen werden und weiß, daß mein Nachfolger schon ernannt ist; bin ich aber ein Mal in der Kammer, dann braucht man mich und hält mich. Sie sehen also, daß mein Schicksal und folglich auch das Ihre von dieser Erwählung abhängt, die wieder Ihrerseits von Herrn von Pomenars abhängt. Nun erklärte er mir aber eben jetzt, daß er mich nicht mehr unterstützen wolle, wenn Sie von jetzt an noch ein einziges Hinderniß der Heirath des Herrn von Mornac in den Weg legten. Begreifen Sie nun?"

„O! ich Thörin!" murmelte die vierzigjährige Frau, „ich habe zu früh geklingelt."

„Man hat mir vier Tage gegeben, um einen Entschluß zu fassen; ich gebe Ihnen denselben Zeitraum. Wenn Freitag nicht Alles in Ordnung gebracht ist, so warte ich meine Absetzung nicht ab: in diesem Falle verlange ich selbst meine Entlassung und führe Sie auf mein altes Stammschloß, welches wir dann zusammen bewohnen werden. Ihre Zukunft ist nun in Ihren Händen: in Paris ein freies, glänzendes Leben, oder ein altes, düsteres Haus in einer Kluft der Pyrenäen. Sie haben die Wahl. Mein Entschluß ist unwiderruflich, Sie können mich."

Herr von Flamareil schwieg und erwartete die Entgegnung seiner Frau; als er jedoch sah, daß sie in ihrem düstern Stillschweigen verharre, verbeugte er sich vor ihr und entfernte sich.

Nach der Entfernung ihres Mannes befand sich Eudorie ungefähr in der Lage Napoleons, als er bei Waterloo die schon halb gewonnene Schlacht verlor. Die neuen Bande, mit denen sie den bereuenden Eduard gefesselt, die List, mit der sie sich ihres alten Liebhabers entledigt hatte, ihr Thriumph über Herrn von Pomenars, alle diese Schritt für Schritt durch ihre Gewandheit errungenen Vortheile zerrannen vor der unerwarteten Erklärung eines unbeugsamen Willens, wie der Stern des Kaisers von dem unglückseligen Blitzen der preußischen Bajonette erbleichte.

In diese Betrachtungen versenkt, saß Frau von Flamareil noch lange Zeit auf das Piano gestützt, die Stirn zwischen ihren Händen und weinend über ihr Geschick.

VII.

An diesem Abende war großer Ball bei Frau von Almivare. Trotz dem Fieber, das Eudorie schon zu fühlen glaubte, wollte sie doch dort, in der sichern Hoffnung Eduard da zu finden, nicht fehlen. Ihr Schmerz ließ sie zwar keine der kleinsten Sorgen vergessen, die sie immer für ihre Toilette hatte; denn so wie alle Frauen, hatte sie die Koketterie der alten Gladiatoren, die gerade beim Sterben um desto schöner sein wollten. Doch der Kummer, der auf den zwanzigjährigen Gesichtern bald seine Spur verwischt, läßt schon ein tie-

Digitized by Google

feres Merkzeichen auf den Stirnen, wo nicht mehr die ersten Blüthen der Jugend erglänzen. Die Blässe und das leidende Aussehen der Frau von Flamareil wurden gleich bei ihrem Eintritte in den Saal bemerkt; denn der Ruf von der zu schließenden Heirath des Herrn von Mornac lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf sie. Man zischelte sich Allerlei in die Ohren, sprach von Trennung abgebrochener Liebe u. s. w. Jedes dieser Worte verwundete sie zum Tode und als sie endlich Eduard, fern von ihr in einer Contredanse figuriren sah, da mußte sie sich Gewalt anthun, um nicht ihren Thränen freien Lauf zu lassen.

Bloß ein Gesicht bemerkte Eudorie unter allen diesen Physiognomien, in dem sich die Angst einer wahren Sympathie abspiegelte; es war jenes des jungen von Duval, dessen Blicke mit flehender Liebe an der Dame seines Herzens hingen.

„Armer junger Mann!" sagte Frau von Flamareil zu sich selbst, indem sie von Zeit zu Zeit einen langen Seitenblick auf ihn warf; „er liebt mich gewiß; er erräth meine Leiden; er würde für mich sterben, während Eduard . . ."

Eduard tanzte. Ganz seinem unbeständigen Charakter gemäß, ärgerten ihn schon wieder die Ketten, mit denen ihn die Verzeihung Eudoriens beladen hatte und da er eine offene Revolte nicht wagte, so machte er seiner üblen Laune in kindischen Prahlereien Luft. Kaum hatte er die Traurigkeit der Frau von Flamareil bemerkt, so hatte er es sich schon zur Aufgabe gemacht, den ganzen Abend hindurch, Alle mit seiner Lustigkeit zu unterhalten. Eudorie fühlte sich durch dieses Betragen tief verwundet und als Mornac endlich sich zu ihr setzte, verschmähte sie jedes Gespräch mit ihm, das sie doch früher so sehnlichst gewünscht hatte und sagte ihm bloß kalt die Worte:

„Morgen, um drei Uhr."

Einen Augenblick darauf verließ sie den Ball, den Tod in der Seele, ein Lächeln auf den Lippen. Im Vorbeigehn vor einer Gruppe, die an der Thüre des ersten Salons stand, hörte sie, wie eben Herr von Pomenars mit klarer, spöttischer Stimme zu einem jungen Manne sagte:

„Ja, was wollen Sie thun? Die großen Kinder sind immer schwerer zu entwöhnen, als die kleinen."

Frau von Flamareil donnerte ihn mit ihrem stolzesten Blicke nieder und schritt langsam, an ihm vorüber, zum Saale hinaus.

Am andern Morgen empfing Frau von Flamareil Eduard mit einer ruhigen Kälte, unter der sich eine scharfblickende Beobachtung verbarg.

„Die ganze Welt sprach gestern von Ihrer Heirath," sagte sie ihm; „ich bin erstaunt, daß Sie mir noch Nichts davon mittheilten; soll ich denn erst durch die Verlobungskarte davon in Kenntniß gesetzt werden?"

„Sie wissen wohl gut, daß ich mich unmöglich verheirathen kann," erwiederte der junge Mann, der von diesem plötzlichen Angriffe ganz roth wurde.

„Unmöglich! und warum?" fuhr sie fort, indem sie die Erstaunte spielte.

„Weil ich S i e liebe," stotterte Mornac, den diese unerwartete Ruhe mehr verwirrte, als eine gewöhnliche Thränen- oder Eifersuchts-Scene.

Frau von Flamareil neigte sich zu ihm herüber, nahm seine beiden Hände in ihre und sprach, indem sie ihn mit ihren funkelnden Augen anblitzte:

„Du liebst mich? Wiederhole mir noch ein Mal dieses Wort."

Uiberrascht durch diesen Blick, der ihn, wie ein elektrischer Strom durchdrang, blieb Mornac stumm. In dem Augenblick fand er weder in seinem Herzen einen Anklang von Wahrheit, um Eudorie zu überzeugen, noch in seiner Einbildungskraft eine einzige Lüge, um sie zu täuschen. Als er sich endlich faßte, versuchte er einige der gewöhnlichen Protestationen, die den Verliebten nie mangeln, die er aber suchen mußte: Es war zu spät; Alles war entschieden. Frau von Flamareil hatte in diesen Augen, die sonst so leidenschaftlich und heute so matt blickten, das künftige Schicksal ihrer Zärtlichkeit gelesen. Sie ließ seine Hände, die sie vergebens durch einen beredten Druck gefragt hatte, fallen und trat verzweiflungsvoll zum Fenster. Durch die Scheibe hindurch, an welche sie ihre brennende Stirn legte, bemerkte sie den kleinen Duval, der vor dem Hause seinen gewöhnlichen Posten eingenommen hatte und dessen Blick ihr den Liebestribut zu Füssen zu legen schien, den ihr Eduard so eben versagte. Dieser Anblick entschied ihren plötzlichen Entschluß.

„Besser, selbst brechen, als früh oder später verlassen werden," dachte sie sich und welche Frau hätte, an ihrer Stelle anders gehandelt?

Eudorie ließ den Vorhang über das Fenster fallen, wandte sich um und läutete auf ihre Kammerfrau.

„Sie werden mir erlauben, Sie nicht mehr zurück zu halten," sprach sie jetzt zu Eduard, „ich muß nun ausgehn und will mich ankleiden. Ihr Onkel ist reich, Fräulein von Passerot ist's auch; Sie machen da eine gute Parthie und ich rathe Ihnen, sie nicht fahren zu lassen."

Bestürzt über diesen Entschluß, ergriff Mornac hastig wieder die Hand, die er früher nicht fest gehalten hatte und die ihm nun mit Gleichgültigkeit überlassen wurde. Der Eintritt der Kammerfrau verhinderte eine Scene, die jetzt bloß seinerseits pathetisch gewesen wäre und so schied er, gezwungen, sich zurück zu ziehen, traurig, verliebt und mit seinen Blicken um eine Verzeihung bittend, die er nun nicht mehr erhalten konnte.

Frau von Flamareil befestigte sich noch während zwei Tagen, wo ihre Thür Jedermann verschlossen blieb, in einem Entschlusse, der ihr zwar noch mehr, als eine Thräne kostete, zu dem ihr aber ihr Stolz die Kraft gab. Als ihr Gemal am dritten Tage mit sorgenvoller Miene in ihr Kabinett trat und sie fragte, welche Antwort er Herrn von Pomenars bringen solle, affektirte sie die Zerstreuung einer Person, zu der man von einer ganz gleichgültigen Sache spricht.

„Unlängst," gab sie zur Antwort, „haben Sie meine Migräne benützt, um mich, ich weiß gar nicht weßwegen, recht herzlich zu quälen. Warum glauben Sie, daß ich mich

Digitized by Google

Ihren Wünschen entgegen setzen soll? Ich suchte für meinen Cousin eine vortheilhafte Parthie; ist dies Ihren Plänen entgegen, so sprechen wir nicht mehr davon; ich habe ihm schon geschrieben, in Marseille zu bleiben. Was übrigens Herrn von Mornac betrifft, ob er sich verheirathet, oder nicht, was liegt mir daran?"

Herr von Flamareil war viel zu viel Weltmann, um diese Frage zu beantworten und schwieg also.

„Sie haben mir auf eine höchst barbarische Weise gedroht, mich in Flamareil einzukerkern," fuhr Eudorie fort, „anstatt mich zu erschrecken, gefällt mir diese Reise, und ich erbitte sie mir von Ihnen, als eine Gunst. Ich fühle mich seit einiger Zeit sehr leidend, und hoffe viel von der Veränderung der Luft: übrigens bin ich dann nicht weit von Baréges, dessen Bäder mir der Arzt anordnete."

Herr von Flamareil nickte zum Zeichen seiner Einwilligung mit dem Kopfe, und ein feines Lächeln umspielte seine Lippen; denn er errieth den Plan dieses momentanen Rückzuges, den die Resignation und Klugheit gebot. Einige Minuten darauf nahm er Abschied, um Herrn von Pomenars an die Erfüllung seines Versprechens zu mahnen.

Am Dienstag darauf reiste Eudorie, die alle Visiten und Briefe Eduards zurückgewiesen hatte, in die Pyrenäen; einige Tage nachher wurde Herr von Flamareil Deputirter, und zwei Monate später heirathete Mornac, der endlich dem Dringen seines Onkels unterlag, in der Kirche St. Germain Fräulein Loïde von Passerot.

VIII.

Gegen Ende des Monats Juli gab Frau von Lordes, eine weitläufige Verwandte der jungen Frau von Mornac, zur Feier ihrer Vermählung ein glänzendes Fest. Herr von Pomenars stolzierte mit der lustigen Laune eines Mannes herum, der ein schweres Geschäft glücklich durchgeführt hat, und verjüngte sich in der Idee, bald Großonkel zu werden. Im Begriff nach Algier zurück zu kehren, ohne auch nur den Schatten einer Marquise oder Herzogin erobert zu haben, spazierte der Kapitän Garnier mit klingendem Schritte, gleich einem Thriumphator in den Sälen auf und ab, und betrachtete alle Frauen mit dem wegwerfenden Blicke, der ihm seit dem Fall von Elisens Sterne eigen geworden war. Frau von Mornac glänzte in dem dreifachen Glanze ihrer Jugend, frischen Schönheit und einer brillanten Toilette. Inmitten dieser allgemeinen Lustigkeit schien bloß Eduard allein traurig und sorgenvoll; er irrte melancholisch vom Salon in den Garten, ohne an den Vergnügungen des Abends Theil zu nehmen, und gebrauchte so schon zeitlich das Recht gewisser Ehemänner, die es nicht der Mühe werth halten, für ihre Frauen liebenswürdig zu sein. Endlich ließ er sich zur Seite seines neuen Cousins auf ein Sopha fallen.

„Welch' verdammtes Orchester, und was für ein endloser Abend!" rief er verdrüßlich aus.

„Sie sehen wieder Alles schwarz," erwiederte der Kapitän; „wissen Sie wohl, daß Sie seit einigen Tagen eben nicht sehr unterhaltend sind, und daß ich an der Stelle Loïdens nicht so viel Nachsicht gegen Sie hätte, als sie?"

„Ja, Loïde ist die beste der Frauen, und ich bin sehr glücklich, sie geheirathet zu haben," erwiederte Eduard traurig, „doch bin ich heute von einer Melancholie befallen, gegen die ich vergebens ankämpfe. Ich fühle es, mein lieber Garnier, ich habe sehr geattert; ich theile das Loos derjenigen, die in kurzer Zeit viel gelebt haben."

„Romantischer Pathos," unterbrach ihn Garnier trocken, sich auf dem Sopha ausstreckend.

„Sie können das nicht verstehen, und ich beneide Sie um Ihren glücklichen Charakter. Ihr Soldaten wechselt die Liebe, wie die Garnison . . ."

„Garnison! Ich habe Ihnen schon gesagt, daß mir dieses Wort mißfällt."

„Aber ich," fuhr Mornac fort, ohne auf diese Unterbrechung zu hören, „ich kann den Becher nicht lachend zertrümmern, aus dem ich mich berauschte."

„Sie sollen ihn auch nicht zerbrechen; Sie sollen bloß andern Wein hinein gießen."

„Ich habe keinen Durst mehr," sprach der junge Mann in weinerlichem Tone.

„Sie können sich schmeicheln, noch unterhaltender, als ein Engländer zu sein."

„Verzeihen Sie mir; es gibt im Leben gewisse Tage, die schon die Traurigkeit mit sich bringen, und heute ist ein solcher; der heutige Tag, Theodul, ist für mich ein geheiligter Jahrestag."

„Wollen Sie wieder in Ihre romantische Liebesklänge zurückfallen?" schrie Garnier, der seit der Enttäuschung, durch die Auferstehung Elisens, an keine Sentimentalität mehr glaubte, „was für ein Jahrestag? Von Austerlitz? oder von Friedland?"

„Der Jahrestag des Tages, an dem ich Sie zum ersten Male sah," antwortete Mornac mit einem tiefen Seufzer.

Der Kapitän biß sich in den Schnurrbart, um nicht heraus zu platzen.

„Es sind jetzt sechs Jahre," fuhr der junge Ehemann in elegischem Tone fort, „es war in den Tuilerien; und wissen Sie, wo sie jetzt ist, während ich hier tanze?"

„In den Bädern von Bareges, um dort ihre Gesundheit wieder herzustellen."

„In den Bädern von Bareges! Krank! Sterbend vielleicht!"

Garnier zuckte mit steigendem Zorne die Achseln und sprach:

„Ich will Sie nur darauf aufmerksam machen, daß Sie erstens gar nicht tanzen, was eben Ihre Frau nicht sehr liebenswürdig finden wird, und zweitens: daß die Frau, von der Sie sprechen, so gesund ist, wie ich und Sie; ich wette, wenn Sie wollen, achtzigtausend Franks darauf, daß sie gesund, wie ein Fisch ist. Es ist mein ganzes Vermögen; ich wäre nicht verdrüßlich, wenn ich's verdoppeln könnte. Halten Sie die Wette? Wir haben hier eine Person, die es entschei-

Digitized by Google

den kann: es ist Herr Duval, der erst gestern aus Barégs kam."

In dem Augenblick zeigte sich der junge Mann, dessen Zeugniß der Offizier so eben angerufen hatte, am andern Ende des Salons. Er war seit seiner Zurückkunft aus den Pyrenäen ein ganz anderer Mann geworden. Sein Gang war fester, sein Blick kühner geworden, über seine ganze Physiognomie schien der Schimmer eines geheimen Glückes ausgebreitet zu sein. Als er vor den beiden Cousins vorüberging, warf er Eduard einen spöttischen Blick zu, als wüßte er, was ihm fehlte.

„Was will dieser Tölpel denn? will er vielleicht von mir seine Ohren um etwas gekürzt bekommen?" rief Eduard aufstehend aus; doch plötzlich begannen seine Kniee zu schlottern, und er fiel halb ohnmächtig auf's Sopha zurück, denn er hörte die Stimme des anmeldenden Bedienten, die ganz deutlich: „Frau von Flamareil" schrie.

Eudorie trat ein. Von ihrem Gemal geführt, der seine Aufmerksamkeiten für sie zu verdoppeln schien, mit dieser einfachen und noblen Eleganz gekleidet, die das Geheimniß der wahren Koketterie ist, schien sie heute schöner und reizender als je. Sie schritt mit langsamen, majestätischem Schritte durch den Salon, empfing hier mit Grazie alle Zuvorkommenheiten, deren Gegenstand sie wurde, und nahm mit einem Wort, den Salon in Besitz, wie eine Königinn mit Gleichgültigkeit wieder ihren lang nicht besiegenen Thron einnimmt. Sie kam der Neuvermählten Glück zu ihrer Wahl zu wünschen, wechselte einige Worte feiner Ironie mit Herrn von Pomenars, der am ersten in den Schwarm ihrer Verehrer trat und schleuderte endlich, als sie an dem Sofa vorüber ging, worauf Garnier und Mornac saßen, einen Blick auf sie, einen Blick zwar nur für Beide, aber einen solchen kalten, gleichgültigen und höhnischen Blick, daß die zwei Männer sich geängstigt fühlten, als hätte sie ein elektrischer Schlag gestreift.

In dem Augenblicke, wo Frau von Flamareil in den Salon getreten war, hatte sich der junge Duval plötzlich entfernt. Diese scheinbar zufällige Manoevre entging den Luchsaugen des Herrn von Pomenars nicht.

„Das ist wirklich merkwürdig," dachte er sich, „Warum entfernt sich dieser Kleine jetzt so schnell. Er, der sonst nicht mit ihr reden konnte, ohne bis über die Ohren roth zu werden, er, den man sonst in allen Salons fand, um ganze Stunden lang, gleich einem Fakir in seiner Verzückung, ihre Physiognomie zu studiren! Ich muß da Licht bekommen."

Der Alte näherte sich Garnier und sagte ihm halblaut: „Kommen Sie; wir wollen den kleinen Duval ein Bischen auf's Korn nehmen; ich glaube, er ist der Nachfolger meines Neffen."

Der Kapitän sprang, elektrisirt durch diese machiavellische Einflüsterung, mit einem Satze auf; denn das, was er am sehnlichsten wünschte, war jenen, welchen er als Erben seines Glücks gehabt hatte, auch als Leidensgefährten zu haben.

Die beiden Männer fanden Duval auf dem Balkon, die Arme gekreuzt auf dem Geländer, die Augen gegen den sternbesäeten Himmel erhoben.

„Wie, junger Mann, Sie tanzen nicht?" redete ihn der Alte an, „Sie haben da unten eine Menge heirathsfähiger Fräuleins, die nach allen hübschen jungen Männern ihre Netze auswerfen, und da kann man sich's schon gefallen lassen, gefangen zu werden."

„Ich tanze nicht mehr, mein Herr, und habe auch keine Lust, mich zu verheirathen," erwiederte der junge Duval mit ernster Miene.

„Sie ziehen, wie ich sehe, die Bewunderung der Sterne der Unterhaltung mit den Damen vor. Ich weiß nicht, ob das der Weg zum Himmel ist, aber es ist nicht der Weg, weit auf der Erde zu kommen."

„Ich bin nicht so ehrgeizig, weiter kommen zu wollen, als wo ich bin; was aber die Sterne betrifft, muß ich's Ihnen gestehen, daß ich sie sehr liebe."

„Das ist eine unschuldige Liebe," dachte sich Herr von Pomenars. „Es ist also doch nicht wahr; ich habe diesem Lamme zu viel Ehre angethan."

„Ah! Sie lieben also die Sterne," schrie der Kapitän, dem ein gewisser Instinkt sagte, hier würde seine Rache Nahrung finden, „doch es giebt verschiedene Sterne. Und dann, lieben Sie sie Alle, oder lieben Sie nur Einen?"

„Alle, das wäre zu viel," antwortete Duval mit Begeisterung, „ein Stern muß dem Menschen genügen, er ist ihm die Welt, er ist ihm Alles!"

Garnier ließ, vor Freude, unter seinem dichten Schnurrbarte ein dumpfes Gebrumme hören, dann wandte er sich, ohne weiter ein Wort zu sprechen, blitzschnell um, und rannte spornstreichs zu dem Sofa hin, auf dem Mornac, wie ein ägyptischer Sphynx bewegungslos da saß.

„Herr Bruder," redete er ihn hastig an, „geben Sie mir die Hand schütteln Sie diese üble Laune ab: die Frauen verdienen nicht, daß man ihrethalber abmagere; ich habe das erfahren. Auf! Bomben und Granaten! Schütteln Sie sich ab, und trinken Sie dies Glas Punsch. Ich sage Ihnen: wir waren Brüder, ehe wir Cousine waren; verstehen Sie das?"

„Kein Wort," antwortete Eduard, das Glas von sich weisend.

„Und jetzt haben wir einen jüngern Bruder, der Ihnen zahlt, was ich Ihnen schuldete. Begreifen Sie's nun?"

„Nicht eine Sylbe."

„Wohlan denn! So will ich's Ihnen ganz deutlich sagen. Ich heiße Montag, Sie heißen Dienstag, und der kleine Duval heißt Mittwoch: verstehen Sie's jetzt? Donner und Blitz!"

„Ich weiß wohl, daß der Neger Robinsons Freitag hieß: aber wie . . ."

„Poh Pulver und Bley! Sie begreifen eben nicht sehr schnell. Nun, so hören Sie denn . . ."

Garnier leerte sein Punschglas mit einem Zuge, und neigte sich dann zu dem Ohre Eduards.

Digitized by Google

„Ich ſage Ihnen, daß Eliſe und Eudorie eine und dieſelbe Perſon iſt, und daß der kleine Duval unſer Nachfolger wurde. Wenn Sie mich jetzt nicht verſtehen . . ."

„Das iſt nicht wahr!" ſchrie Mornac, vom Sofa aufſpringend.

„Macht Nichts, Couſin! erwiederte der Offizier, ihm die Hand drückend; „die Leidenſchaft macht das Blut ſieden. Uibrigens iſt mein Grundſatz bekannt; ich ſchlage mich nie für eine Frau. Und dann iſt's ja wahr. Sie müſſen ſich **nolens volens** tröſten, und in Ihr Schickſal ergeben. Stehen Sie auf, nehmen Sie ſich ein Beiſpiel an mir: Sie haben mich beerbt, warum ſollte Sie nicht auch ein Anderer beerben? — Ja, mein Lieber, jetzt iſt der kleine Duval an der Reihe. Er tanzt nicht mehr, ſieht auf keine Frau, und hat auch ſchon ſeinen Stern irgendwo in einem Winkel des Himmels; was wollen Sie mehr?"

So plauderte Garnier noch lange fort, bis endlich Herr von Pomenars dazu kam, der über dieſe Entwickelung herzlich lachte. Garnier reiſte Tags darauf nach Algier zurück, wo ihm bald darauf ein grober Beduine den Kopf abſchlug und Eduard von Mornac wurde das Muſter eines häuslichen Ehemannes.

D' Connell.

Die Triumphe, die Irlands Mann der Bewegung gegenwärtig feiert, lenken die Wißbegierde des Leſers neuerdings jene Momente ſeines Lebens aus der Vergangenheit auftauchen zu ſehen, die ſeinen Strebegeiſt auf den Pfad geſtellt, geleitet, und ſeinem nunmehrigen Standpunkte zugeführt haben

Daniel O'Connell, im Jahre 1775 geboren und aus einer altiriſchen Standesfamilie entſproſſen, iſt der Sohn unbemittelter Eltern, die den Fond ſeiner reichen Talente ahnend, ihn dem gelehrten Stande widmeten. Nach Vollendung ſeiner erſten Studien zu Löwen, St.-Quen und Douai, bezog er

Digitized by Google

die Rechtsschule des Middle Temple in London, und wurde im Jahre 1798 an dem Gerichtshofe der Queen's-Bench zu Dublin als Advokat zugelassen. Seine glänzenden Talente, die er in diesem Berufe entwickelte, erwarben ihm einen bedeutenden Namen und eine Praxis, die ihm zuletzt ein jährliches Einkommen von zehn bis zwölf tausend Pfund Sterling trug.

Sein außerordentliches Gedächtniß nahm die Geschichte seines Vaterlandes, und den Inhalt der Parlamentsakten auf; es bildet das Depot der Gesetze und der Landesverhältnisse. Sein reichbegabtes Rednertalent zeichnet sich durch Klarheit, sein Vortrag durch Lebendigkeit aus; ihm stehen alle volksthümlichen Ausdrücke und Sprichwörter zu Gebote, und er weiß seine kräftigen Reden, die durch eine volltönende starke Stimme zu hundert tausend Zuhörern dringen, mit den drolligsten Anekdoten zu würzen, und mit sprühenden Witzfunken zu beleuchten.

Diese Eigenschaften weiheten ihn vom Beginne seiner rechtswissenschaftlicher Laufbahn zum Vertreter der Rechte seiner Glaubensgenossen, zum Vertheidiger der angeklagten Katholiken bei den Assisen, und zum Begründer der Ansprüche der liberalen Kandidaten bei den Parlamentswahlen. Diese rastlose Thätigkeit, die sich überall, wo es die Bewahrung und Erlangung der Gerechtsame der irischen Bevölkerung galt, so umsichtig offenbarte; sein moralisches und streng katholisches Privatleben, welches sich musterhaft herausstellte, und die eifervolle Vertretung der Interessen der Kirche, und die freie Ausübung ihres Kultus, erhoben ihn zu dem Manne des Volkes, auf dem das politische Wohl Irlands beruhete.

An die Spitze der katholischen Association gestellt, wurde er zunächst von Shiel, O'Garmon, Mahon, Lawleß, Richard Barret, den Protestanten: Thomas, Steele, Moore O'Ferrall, O'Connor Don, und fast dem gesammten katholischen Klerus unterstützt, und als die Emancipation im vereinigten Parlamente durchging, ward er überall als der ruhmreiche Befreier (glorious Liberator) Irlands allseitig begrüßt.

Die unermüdete Anstrengung und der kostbare Zeitaufwand während der Emancipationsbewegung brachte O'Connell um die Praxis der Advokatur, und stimmte seinen Vermögensstand herab. Diese Opfer und der laute Wunsch ihn in Stand zu setzen, sich ausschließlich seinem wahren Berufe als Parlamentsglied dem Wohle Irlands widmen zu können, erweckten den Vorschlag seiner Freunde, an die Dankbarkeit der irischen Katholiken mit der Aufforderung zu appelliren, ihn durch jährliche freiwillige Beiträge nach Möglichkeit für den Verlust seiner juristischen Praxis zu entschädigen. Der allgemeine Beifall veranlaßte in Dublin die Ernennung eines Comités zum Empfange der Beiträge, wo jährlich in Herbste an einem bestimmten Sonntage an allen Kirchthüren eine Collekte veranstaltet werden sollte und es entstand die O'Connell-Rente. *)

Als nach Eröffnung des Parlaments im Februar 1829 die Emancipation der Katholiken im April desselben Jahres errungen war; wurde die kaum erzielte Beruhigung Irlands dennoch bei jeder Parlamentswahl durch gegenseitige Eifersucht gestört, die bei jeder Anstellung eines Katholiken mit Erbitterung hervortrat. Die Aufregung der Gemüther war gegen die Union gerichtet; **) Irland verlangte seine eigene Verwaltung und sein eigenes Parlament, als abgesondertes Königreich, und der zu diesem Zwecke gebildete Repealverein stellte O'Connell an die Spitze der Bewegung.

Es ist bekannt, das es sich O'Connell zur Aufgabe machte, die Bewegung in die Schranken der Gesetzmäßigkeit zu bannen. Seine ausgedehnte Gesetzkunde bot ihm den Fond zu den Mitteln, sich keiner gerichtlichen Verfolgung bloß zu stellen, bis endlich die Riesenmeetings, die kolossalen Versammlungspunkte und die dabei losgelegten donnerhaften Repealphilippiken, die Vorsicht und mit ihr das früher markirte loyale Gebiet verletzten.

O'Connell und seine Agitation verfielen der Untersuchung des Schwurgerichtes, und nach dem Ausspruche der Jury wurden die Maßregeln des Agitators als staatsverrätherisch er-

---

*) Der Verfasser des Werkes: „Darstellung des gegenwärtigen Zustandes von Irland; von einem mehrjährigen Beobachter. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cottaischen Buchhandlung, 1835;" theilt (S. 41) ein im Jahre 1831 in Beziehung dieser Sammlung ergangenes nachstehendes Cirkularschreiben mit:

Dublin den 8. Oktober.

„Landsleute! In Folge Eurer so allgemein und so dringend ausgedrückten Wünsche erlauben wir uns hierdurch anzuzeigen, daß der 26. dieses Monats als der O' Connell-Tributtag für dieses Jahr angesetzt ist."

„Die patriotischen Bewohner jedes Kirchspiels im Königreiche wollen daher die Güte haben sofort die nöthigen Anordnungen zu treffen, ihr Theil zu thun, dieß ehrenvolle Zeugniß von Irlands Dankbarkeit des Vaterlandes und des Mannes würdig zu machen."

Gezeichnet: **John Power.**
C. Mac Loughlin.

David Lynch,
Schatzmeister.

P. V. Fippatrik,
Sekretär.

**) Es war das große gelungene Werk Pitt's, Irland auf ähnliche Weise wie Schottland mit England zu vereinigen. Der Unionsplan ging, die Einweihe der Oppositien niederschlagend, im Jahre 1800 durch, das Parlament zu Dublin wurde aufgehoben, und Irland unter die Gesetzgebung Englands gestellt. Die damals zugesicherte Emancipation der Katholiken blieb ein unerfülltes Versprechen. Erst nach Ablauf von drei Decenien trat sie trotz der vielen von Tories und Orangisten in Weg gestellten Hindernisse in Wirksamkeit. Die jedoch hinein gewebten Klauseln, hatten den Werth des errungenen Triumphes herabgestimmt, sie erweckten neuerdings den Muth für den Repeal (Widerruf und Aufhebung der Union) und die Bewegungspartei lehnte sich an den Mann des Volkes der sich so gerne den großen Agitator nennen hört.

Digitized by Google

achtet. Das Urtheil der Dubliner Queens-Bench führte O'Connell und sechs seiner Mitschuldigen im Monate Mai dieses Jahres in's Richmondgefängniß.

Die Berufung (writ of error) O'Connells und seiner Mitgefangenen, welche die Zusammensetzung der Juryliste anfocht, kam am 2. September l. J. unter großem Andrange des Londoner Publikums vor die Richter des Oberhauses, und es schien kein Zweifel obzuwalten, daß ihre Rechtsaussprüche in der Bestätigung des Urtheils der Dubliner Queens-Bench zusammen treffen werde, als auf den Vorschlag des Lordkanzlers die Sitzung, an welcher das definitive Erkenntniß zu fällen sei, bis zum Mittwoch vertagt wuede.

Die am 4. September stattgefundene Sitzung des Oberhauses hat seine geschichtliche Denkwürdigkeit durch die überraschende Cassation des Urtheils des Schwurgerichtes gegründet, welche die rechtsgelehrten Lords (law Lords) Deeman Campbell und Cottenham gegen die Meinung des Lordkanzlers Lyndhurst und Loeds Brougham entschieden. Das Dampfschiff, welches die Freisprechung O'Connells und seiner Schicksalsgefährten überbrachte, entfaltete am folgenden Tage bei seiner Ankunft zu Kingstown im Angesichte einer ungeheueren Menschenmasse weiße Flaggen mit der Inschrift: „Das Urtheil ist vom Oberhause kassirt — O'Connell frei!" Der Volksjubel, der in allen drei Reichen einen gleichstimmigen Widerhall fand, brachte einen Freudenrausch und unzählige Feierlichkeiten und Feste hervor, die in ihrer Fortdauer in den neuesten politischen Blättern erzählt nnd geschildert werden.

Das innere Bewußtsein O'Connells, daß seine Freisprechung nicht im Folge der entkräfteten, gegen ihn und seine Agitation geführten Beweismittel und der klargewordenen Unschuld hervorgetreten, sondern aus dem technischen Fehler, der die in dem englischen Gesetze festgemauerten und unantastbaren Formen verletzte, hervorgegangen sei, hat den Ton seiner Repealreden milder gestimmt, und die Entwürfe, die er den Repealern mitzutheilen gedenkt, zeigen das versöhnliche Element als Basis, so daß die alte Lieblingsidee des Agitators zum Aerger der Radikalen kaum mehr auftauchen dürfte.

L.

Ein Oelgemälde auf Spinnengewebe.

Diese in ihrer Art einzig dastehende Merkwürdigkeit wurde in deutschen und französischen Blättern schon so oft besprochen, daß wir nicht umhin konnten, unseren geschätzten Lesern eine Orginal-Zeichnung davon zu liefern und eine vom Herrn Eigenthümer dieser Rarität eingesandte Beschreibung hinzuzufügen.

Dieses außerordentliche Kunststück wurde im Jahre 1671 nach Ungarn gebracht und ist jetzt, als vorälterliches Erbstück, das Eigenthum eines Herrn von Komlósy, königlicher Zoll-Revisor des adriatischen Seehafens Kaelobago im Fiumaner Bezirk.

Das Gemälde ist auf wirklichem Spinnengewebe in Oel gemalt und das Gewebe zeigt eine solche Schönheit, Reinheit und blendende Weiße, daß man selbst beim Anschauen desselben verfucht wird, an seiner Identität zu zweifeln. Die Malerei ist im niederländischen Styl und stellt einen kleinen Seehafen vor. Zehn Figuren sind in geringer Entfernung von einem alten Leuchthuem beschäftigt, aus dem eben gelandeten Schiffe Kaufmannsgüter in Kisten und Fässern ans Ufer zu bringen. Die Luft und den Horizont bildet das durchsichtige Spinnengewebe; in welchem zwei schwebende Wolken das Gewölke darstellen; die Schiffsmasten führen blaue und rothe Flaggen, die Segel und Taue sind endlich so überraschend fein und naturgetreu, daß es ein unbewaffnetes Auge nur mit Mühe erkennt. Die in der Malerei hie und da ausgetrockneten Stellen beurkunden das erwähnte Alter des Bildes. Das Ganze ruht zwischen zwei massiven Spiegelgläsern hermetisch verschlossen und läßt sich also von beiden Seiten betrachten; so daß man das Gewebe auf beiden Seiten bemalt glaubt, während es jedoch nur auf der einen vollkommen ausgeführt ist.

Digitized by Google

Die Figuren präsentiren sich so zart und kunstvoll, daß die russische Fürstin G—n, selbst eine ausgezeichnete Malerin, beim Anblicken des Bildes erklärte, sie könne sich sogar beim Besehen dieser künstlerischen Merkwürdigkeit nicht von dem Gedanken trennen: es sei nicht möglich, auf Spinnengewebe ein so vollkommenes Gemälde herzustellen.

Die außerordentliche Seltenheit und Originalität dieser Antike, die bis jetzt noch in keinem Kunstkabinette zu sehen ist, machte sie für mehrere Kunstsammlungen zu einem wünschenswerthen Stücke; so wurde sie auch zufolge einer Aufforderung, im Jahre 1842 nach Paris zur Ansicht gesandt und dort dafür ein Anbot von 2000 Franks gemacht. Der Eigenthümer jedoch schlug das Anerbieten aus, indem er als Preis dafür 5000 Franks bestimmte.

Abgesehen von seinem künstlerischen Werthe hat diese Antike noch einen Vorzug, der sie zu der Zierde eines jeden Kunstkabinettes machen würde. Sie führt uns die Talente verflossener Jahrhunderte vor Augen, die oft ihr ganzes Leben daran setzten, ein Kunstwerk zu Tage zu fördern, das für das praktische Leben gar keinen Nutzen hat. Unser materielles Zeitalter kennt diese Beharrlichkeit nicht und daher bleibt es die Aufgabe der wahrhaft Kunstsinnigen, solche Werke unseren Nachkommen aufzubewahren.

—b.

Der beim Mäßigkeitsvereine Angeworbene.

Wenn die guten Deutschen bei einem großen National-Examen vielleicht in allen Schulgegenständen durchfielen, in Sitten bleibt ihnen die Vorzugsklasse gewiß. Schon in den Tagen des Tacitus war die Mäßigung der Deutschen zum Sprichworte geworden, und selbst in unserer Zeit hat sich diese Tugend bei dem deutschen Volke in ungeschwächter Kraft erhalten. Wir Deutsche sind in Nichts so unmäßig als in unserer Mäßigung. Wir halten in Allem Maß, wir hauen niemals über die Schnur, wir gehen stets unsern feierlich gemessenen Schritt, und wenn wir uns in einem ganzen Jahrhundert zu einigen lustigen Sprüngen verleiten lassen, sogleich packen wir uns selbst am Kragen, nöthigen uns zum Sitzen, fühlen uns ängstlich den Puls, zählen bedächtig die Zahl seiner Schläge und harren still, bis die raschen Wellen unseres Blutes sich beruhigen; ehe wir uns dessen versehen, hat sich der Sturm in unserem Gemüthe gelegt und die Windstille der Gelassenheit ist wieder eingetreten. Nichts in der Welt wäre bei den Deutschen überflüssiger als ein Mäßigkeitsverein, wenn nicht eben Mäßigkeit und Mäßigung zwei himmelweit verschiedene Dinge wären; doch selbst für einen eigentlichen Mäßigkeitsverein spricht in Deutschland keine innere Nothwendigkeit. Nur wo Unmäßigkeit herrscht, mußte man Mäßigkeit durch künstliche Mittel einführen, nur wo Übermaß an der Tagesordnung war, mußte man zum Maße zurückkehren. Der Mäßigkeitsverein war hier zu Lande nicht Bedürfniß geworden, er konnte also von hier nicht ausgehen, und als wir ihn aufnahmen, huldigten wir bloß einer fremden Mode. Im Grunde giebt es einen ganz andern, erst neuerlich erstandenen Verein, dem die gesammte deutsche Nation und vor Allem die deutsche Literatur schleunigst beitreten sollte. Ich meine den Nicht-Hut-Abnehmungs-Verein. Der Deutsche nimmt überhaupt nur viel den Hut ab und besonders vor allem Fremden. Der Kopf ist ein sehr delikater Theil des menschlichen Körpers; man sollte sich hüten, ihn durch vieles Hutabnehmen ohne Noth allen Stürmen Preis zu geben, und zumal der allzeit grübelnde Deutsche, der in seiner unersättlichen Wißbegierde so sehr den Kopf anstrengt und sich wegen mancher Dinge den Kopf zerbricht, über die, wenn man sie gefunden, der Mensch erst recht den Kopf verliert. Der Deutsche trinkt in seinem heißen Durste nach Erkenntniß die Wissenschaft in vollen Zügen, ja im Gebiete des Wissens trinkt er sogar noch oft eins über den Durst. Inländisches Erzeugniß verträgt er und bleibt nüchtern, aber er liebt es nicht; jener Spiritus jedoch, der in der Fremde gährt, der ihm die Glieder schwer macht, der ihm zu Kopfe steigt, den sucht er mit Begierde. In einem Lustspiele von Feldmann fragt Jemand: „warum man in Deutschland so viel Vereine habe“ und erhält zur Antwort: „um sich desto gründlicher zu verunreinigen.“ Wozu es insbesondere eines Vereins zur Mäßigkeit bedarf, ist nicht einleuchtend. Um unmäßig zu seyn, braucht der Mensch Gesellschaft, mäßig seyn kann man allein. Überhaupt macht nicht ein gänzliches Enthehren, sondern nur ein vernünftiges Genießen, das Wesen der Mäßigkeit aus. Wie überall sich die Extremen berühren, so ist auch hier nur ein kleiner Schritt von der ascetischen Entsagung zur Völlerei. Die heiliegende Skizze, der man Lebensweisheit nicht absprechen kann, bestättigt unsere Ansicht.

Digitized by Google

Ein eifriger Anhänger Mathews liegt unter dem Tische (dieser Fall unter den Tisch ist eben kein seltener Fall eines Rückfalls,) und die Erinnerung des lieben Söhnleins, daß Papa zum Mäßigkeitsvereine gehöre, kommt um einige Flaschen zu spät. Wenn der Mann erst nüchtern geworden ist, so entschuldigt er sich wahrscheinlich damit, daß er, durch den Mäßigkeitsverein des Trinkens ganz entwöhnt, gegenwärtig nicht viel vertrage. Gewiß wird der Mann nicht unterlassen, die alte Geschicklichkeit und kräftige Ausdauer seiner Natur, durch häufige Uibung wieder zu erlangen, um bei allenfallsigen Rezidiven dem Mäßigkeitsvereine ja keine Schande zu machen.

—rer.

Das goldene Dach in Innsbruck.

Wenn der wißbegierige Reisende seine Blicke auf dem geräumigen Stadtplatze in Innsbruck umher schweifen läßt, so bemerkt er als Hauptzierde desselben das sogenannte goldene Dachelgebäude. Es war anfänglich die Residenz des Herzogs Friedrich IV., genannt mit der leeren Tasche, im Jahre 1425 von ihm erbaut, und nach der Wiedereinsetzung in seine Länder mit einem vergoldeten Dache geziert, um der Welt zu beweisen, daß er den Beinamen, „mit der leeren Tasche" nicht mit Recht führte. Sein Sohn, Sigismund der Münzreiche, vollendete das begonnene Werk seines Vaters, und Kaiser Maximilian I. erneuerte die bereits schöne Burg und verzierte den gegen den Stadtplatz vorstehenden Erker mit dem goldenen Dache. Der Zahn der Zeit und mehrmals wiederholte Erdbeben griffen zwar das Gebäude stark an; die beschädigten Theile wurden jedoch schon 1500 repaeirt. 1671 mußte es, wie die am unteren Theile des Erkers befindliche Inschrift sagt, durch ein Erdbeben zerstört, beinahe ganz neu wieder hergestellt werden. Ganz ursprünglich scheint also nur noch der in gothischer Manier gebaute Erker sammt dem mit kupfernen Schindeln gedeckten Dache, dessen Vergoldung 20,000 Dukaten gekostet haben soll.

Die anderen Bildhauer-Arbeiten und auf das Haus Österreich Bezug habenden Denkmäler, gehören wahrscheinlich in die Zeit des Kaisers Maximilian I., denn die drei in Stein gehauenen Figuren unter den Fenstergesimsen des zweiten Stockes sind ohne Zweifel die Statuen des Kaisers und seiner zwei Gemalinen, Maria von Burgund, und Blanca Maria von Mailand.

Auf der Wand des Erkers sieht man mehrere Gemälde, wahrscheinlich allegorischer Art. In der Mitte zwischen dem ersten und zweiten Fenster zeigen sich zwei riesenhafte Rittergestalten, in voller Rüstung, der zur Rechten mit der Fahne des Reichs, der zur Linken das fliegende Banner von Tirol emporschwingend. Die untere Einfassung des Erkers enthält sieben Wappenschilde, die in unserem Bilde ebenfalls dargestellt sind. Die Inschriften sind, ihres Alters wegen, kaum zu entziffern, sie lauten: „Herzogs Oesteereich. — Kunig Karle. — Kaisertom. — Kinigrich. — Herzog Fylipp. — Herzogtom Mailand", und seitwärts „Steir."

Das Gebäude wurde nach Erbauung der kaiserlichen Burg ein Sitz der Landesbehörden, später Garnisonskaserne und blieb endlich lange Zeit in einem ruinirten Zustande. Im Jahre 1822 aber bildete sich eine Actiengesellschaft, welche

Digitized by Google

das goldene Dachgebäude in den jetzigen, schönen Zustand versetzte. Es wurde Alles neu hergestellt, nur ließ man den historisch merkwürdigen Erker in seiner alterthümlichen, ehrwürdigen Gestaltung, um der nachlebender Welt die Erinnerung an jene Denkmale einer treuen, biederen Zeit in ihrer ganzen Originalität zu erhalten.

Der Lenz.

Die Luft ist gelinde
Es perlet der Thau
Auf Fluren und Au. —
Es säuseln die Winde
Und flüstern so leise
In fröhlicher Weise. —
Es blühen die Sträuche
So niedlich,
Es singen die Vöglein
So lieblich,
Es duften die Pflanzen
So wonnig,
Es glänzen die Berge
So sonnig,
Und leuchtende Käfer
Die brummen,
Und emsige Bienen
Die summen,

Und Triften und Auen
Sind lieblich zu schauen,
Und Fluren und Felder
Und Wiesen und Wälder
Wie fröhlich sie nicken
Wie freudig sie blicken. —
Und es beugen die Ähren
Die Häupter, die schweren
Und flüstern bedeute
Und finden kein Ende.
Und die Blümlein sich neigen
Und brechen das Schweigen
Und lispeln so innig
Und schauen gar sinnig. —
Und Alles giebt sich hin der Lust
Und höher schwillt des Menschen Brust,
O! daß der Lenz uns immer bliebe
Groll verscheuchend, erweckend Liebe. —

L. E. Derer.

Licht- und Schattenseiten des Lebens.

Interessante Begebenheiten.

Die Löwenjagd. Ich befand mich eines Tages, erzählt ein französischer Reisender in seinem Tagebuche, bei unserem Consul am Vorgebirge der guten Hoffnung, und hatte dort das Glück, einen gewissen Neuviere, einen Bäcker seines Handwerks, zu treffen, der mir schon mehrere Male einer außerordentlichen Geistesgegenwart und Tapferkeit halber angerühmt worden war. Seine Lieblingsbeschäftigung war die Löwen- und Tigerjagd, und Gefahr das Element, in dem er sich, gleich einem Fische in seinem Wasser, lustig herumtummelte. Ich benützte die günstige Gelegenheit, um mit ihm bekannt zu werden und bat ihn im Verlaufe unseres Gespräches um die Mittheilung einiger interessanten Abenteuer aus seinem Leben. Er weigerte sich. Ich drang in ihn und fragte ihn unter Anderem: „Ist es denn wahr, daß Sie einen Tiger mehr als einen Löwen fürchten?“

„O! nein. Ein Löwe ist furchtbarer, als drei Tiger. Hier geht Jeder ohne große Vorbereitungen auf die Tigerjagd; die Löwenjagd aber ist schon etwas mehr, als eine Unterhaltung, und Sie sollen, weil Sie so neugierig sind, das Schauspiel genießen. Wenn man so eine weite Reise macht, will man bei seiner Rückkehr etwas zu erzählen haben; kommen Sie also mit mir zu einer Jagd auf den König der Thiere.“

Neuviere machte alle nöthigen Einleitungen und am andern Morgen brach die ganze Karavane, bestehend aus wenigen Europäern und Kolonisten und siebenzehn Kaffern und Hottentotten, mit Tagesanbruch auf und setzte sich auf beinahe ungangbaren Pfaden in Marsch. Wir mochten so zwei Stunden vorgedrungen sein, als wir in einiger Entfernung ein dumpfes von allen Seiten widerhallendes Brüllen vernahmen. Wir waren gerade in einem von Felsen eingeschlossenen Thale; das dürftige Aussehen der Gegend um uns her und die drückende Hitze trugen nicht wenig dazu bei, mich nebst den noch anwesenden Europäern in einer ängstlichen, erwartungsvollen Stimmung zu erhalten, und jetzt sprach Neuviere, der aufmerksam horchte: „Es versteht sich von selbst, meine Freunde, daß ich hier allein zu befehlen habe und daß man Niemanden Andern gehorche als mir. Der Feind wird uns nicht lange warten lassen. Nun bleibt alle in der Ordnung stehn. Ganz vorne die Büffel und die Karren, dann die Hottentotten mit den vorsätzig geladenen Büchsen, vorne Ihr, und ich bleibe allein vor Euch stehn. Aber kommt mir nur um Gottes Willen nicht zu Hilfe, wenn Ihr mich in Gefahr seht; bleibt Einer an dem Andern festgedrängt stehn und rührt Euch nicht, oder Ihr seid alle verloren. . . . Stille! Ich höre etwas. . . . Sehen Sie nur unsere armen Büffel an! . . .“

In der That drängten sich die Thiere, welche das entfernte Brüllen hörten, immer näher an einander und schienen sich vor der nahenden Gefahr verbergen zu wollen.

„Ah!“ sprach Neuviere, sich die Hände reibend, „unser Gast heult sich. Wir werden ihn gut empfangen müssen. . . .“

Jetzt hörte man schon ein ganz nahes Gebrüll.

Digitized by Google

„Teufel!“ fuhr unser kühner Führer fort, „er zögert nicht . . . er ist schon da . . . Achtung!“

Rouviere hatte nicht gelogen. Der Löwe war schon hinter dem Felsen hervorgekommen, blieb bei unserem Anblick stehn, näherte sich dann langsam, schien zu überlegen und legte sich endlich vor uns nieder.

„Er versteht seine Sache,“ murmelte Rouviere; „er muß schon mehr als ein Mal etwas mitgemacht haben; wir wollen ihn aber zwingen, aufzustehn; folgt mir, aber Mann an Mann.“

Der Löwe erhob sich und ging uns ebenfalls einige Schritte näher.

„Zielt gut, Kameraden,“ kommandirte Rouviere, „und wenn ich „drei“ rufe, dann gebt Feuer. . . . Achtung. . . . eins, zwei . . . drei!“

Wir befolgten seinen Befehl pünktlich und feuerten alle zugleich, während wir mit der andern Hand die Gewehre aus den Händen der hinter uns stehenden Sklaven nahmen. Der Löwe hatte einen furchtbaren Satz in die Höhe gemacht und abgeschossene Haarbüschel flatterten in der Luft herum.

„Wie schwer da zu tödten ist!“ sagte Rouviere zu uns; „seht, er will nicht wanken! . . .“

Das furchtbare Thier stieß kurze, durch seine Seufzer unterbrochene Töne aus und erfüllte das Echo um uns her mit seinen donnernden Klagetönen, sein Schweif schlug mit blitzschneller Gewalt an die eigenen Weichen: die rothe Zunge hing dampfend aus dem blutigen Rachen heraus und zwei, vor Wuth glühende Augen rollten grimmig in ihren Augenhöhlen. Nicht einer von uns wagte es, laut zu athmen, und Alles blickte mit gespannter Furcht auf den Riesenfeind, der allein fünf und zwanzig Feinden stand. . . .

„Ist's wahr?“ sprach Rouviere ganz leise, indem er sich unmerkbar zu uns wandte, „da schlägt das Herz! Nur Muth! Wir sind bald am Ende.“

Das Blut des Löwen floß in Strömen; die Erde färbte sich blutroth. . . .

„Vorwärts!“ befahl Rouviere leise, „noch eine Salve und wenn es möglich ist, nur alle Kugeln in den Kopf.“

Wir feuerten; in diesem Augenblick entfiel einem Jäger das Gewehr. Dieser bückte sich, um es wieder aufzuheben und ließ hinter sich die nackte Brust eines Hottentotten sehen. Bei diesem Anblick richtete sich das furchtbare Thier, wie vom Blitze getroffen, auf, seine Nasenlöcher öffneten und schlossen sich heftig; es streckt sich aus, krümmt sich zusammen; wendet den ungeheueren Kopf bald zur Rechten, bald zur Linken, als suchte er die Beute, die er will, die er haben muß, die er haben wird.

„Es wird eine Leiche geben,“ murmelte Rouviere.

„Ich bin todt,“ sprach der Hottentott.

Plötzlich nimmt der Löwe seinen Anlauf, schnellt sich, wie ein Pfeil vom Bogen, über Rouviere herüber, wirft sechs oder sieben Jäger über den Haufen, stürzt auf den unglücklichen Hottentotten, nimmt ihn in seinen Rachen und schleppt ihn zehn Schritte von uns weg. Hier hält er ihn unter der Wucht seiner riesigen Pranke und scheint zu überlegen, ob er ihn begnadigen oder zermalmen soll.

Wir standen starr vor Entsetzen.

„Seid Ihr bereit?“ sprach Rouviere, der seinen Posten wieder eingenommen hatte.

„Ja.“

„Feuer!“

Der Löwe fiel und erhob sich in demselben Augenblick. Er wälzte den Hottentotten bald auf die eine, bald auf die andere Seite, wie ungefähr eine Katze mit der Maus spielt.

Rouviere näherte sich ihm jetzt allein und sprach zu dem unglücklichen Opfer: „Rühre dich nicht und hüte dich wohl, zu athmen.“

Und fast schon hart an dem Löwen feuerte er seine zwei Pistolen auf dessen Kopf ab. Dieser stieß ein fuchtbares Gebrüll aus, öffnete den blutenden und geifernden Rachen und ließ unter seinen Zähnen die Brust des Hottentotten krachen . . . Einige Minuten darauf lagen die zwei Leichname neben einander.

Damen-Bibliothek.

Die verkaufte Gattin. Vor einigen Jahren kam ein vornehmer Russe, der Egypten zum erstenmale besuchte, mit seiner jungen Frau nach Kairo. Da er mit orientalischer Gastfreundschaft aufgenommen wurde, so wollte auch er nicht zurückbleiben, und bot nun Alles auf, seiner Nation Ehre zu machen. Seine Gärten und Zimmer, auf's Eleganteste geordnet, strotzten vom asiatischem Luxus und wurden von zahlreichen Gästen belebt. Bunt durcheinander sah man europäische und egyptische Gesichtsfaçons. Die junge Russin, von der Neuheit dieser Umgebungen entzückt, überließ sich ganz dem Gefühle, das jene auf sie machten. Der Musik liebliche Töne, die ungewohnte Heiterkeit des südlichen Himmels, jene balsamischen Wohlgerüche aus den am Nil gelegenen Gärten, und endlich die großartigen Denkmäler des berühmten Egypten, machten einen besondern Eindruck auf ihr ganzes Wesen, so daß neuer Liebreiz auf ihrem Gesichte sich entfaltete. Das einfache, malerische Kleid ihres fernen Heimathslandes, die Zierlichkeit ihres Wuchses, von einer harmonischen Anmuth umflossen, zogen aller Blicke auf sie. Man hätte sie für einen jener wandernden Schwäne halten können, die der Reeden der Mittagszone als ein Sinnbild edler Würde, Anmuth und Reinheit zuschickt.

Unter den zum Feste Geladenen, zeichnete sich ein junger arabischer Scheik, Namens Yezid aus, der erst vor Kurzem nach Kairo gekommen war, um Mehemed Ali seine Dienste anzubieten. Yezid sprach französisch, das er von einem Sklaven erlernte, den das Schicksal während des egyptischen Feldzuges seinem Vater zugeführt hatte. Zum öftern hatten sie sich über europäische Sitten und Gebräuche, Künste und Wissenschaften mit einander unterhalten, und diese Unterredungen, welche dem französischen Sklaven das Schlimme seiner Lage weniger fühlbar, und dem Araber die Einsamkeit angenehm machten, endeten nie, ohne daß der junge Scheik die Unterhaltung auf die europäischen Frauen und auf jene Gleichstellung derselben mit den Männern gelenkt hätte, welche die Araber in Oberherrschaft umzuändern verstanden, und welcher letzteren wir einen Theil unsers Uebergewichtes verdanken. So unter dem Schatten seiner Palmbäume sitzend, hatte Yezid öfters mit stiller Sehnsucht über das civilisirte Europa nachgedacht, und sich, obwohl von den schönsten Sklavinnen umgeben, den Besitz einer freien Lebensgefährtin als höchst wünschenswerth vorgestellt.

Kaum hatte er die junge Russin erblickt, als er ihre Schritte überall verfolgte, und sie war es, welche in ihm den Entschluß rege machte, seine Heimath zu verlassen und sich der Sache des orientalischen Reformators anzuschließen. Mit jedem Augenblicke wuchs seine Unruhe. Nur einige einfache aber gefühlvolle Worte, welche die junge Frau leichthin an ihn richtete, als er ihr sich gerade nähern wollte, waren hinreichend, sein Herz in helle Flammen zu versetzen, und ein Gefühl bei ihm rege zu machen, das bisher nur die Schüchternheit zurückgedrängt hatte. Ganz außer sich stürzt er zu ihrem Gatten.

„Franke!“ sprach er zu ihm, ohne auf die ihn umgebenden Personen zu achten, „ich liebe deine Frau, trete sie mir ab, und sage nur, welchen Preis du für mein Glück verlangst.“

Der Russe hielt diesen sonderbaren Vorschlag blos für eine, der Schönheit seiner Frau gemachte, orientalische Galanterie, worauf ein Europäer nur mit einem Scherze zu antworten gewohnt ist.

„Junger Scheik,“ erwiederte er, „meine Frau wäre zu theuer für dich, und selbst des Pascha's Schätze, betrügen sie auch 2000 Beutel, wären nicht hinreichend, dieses Kleinod zu erwerben.“ —

„Ich biete dir 3000 dafür,“ fiel der Araber schnell ein.

„Ich nehme sie an,“ sagte der Russe lachend, „eine solche namhafte Summe zurückzuweisen, wäre thöricht. Morgen sollst du sie haben, ich bringe sie dir selbst.“

Unterdessen hatte sich der größte Theil der Anwesenden entfernt, und es trat nach diesem lebhaften Auftritte die vorige Ruhe wieder ein. Die beiden Ehegatten, nebst einigen andern europäischen Freunden, welche noch da geblieben waren, unterhielten sich über das nun bald zu Ende gehende Fest, und genossen die Kühle einer angenehmen und herrlichen Nacht, welche nach einer afrikanischen Hitze so überaus erquickend ist, und in Afrika den Schatten und die sanfte Ruhe unserer europäischen Wälder vertritt. Mannigfaltige Erzählungen würzten die Unterhaltung. Man sprach von der Abwechslung in der Kleidung, von den natürlichen Anlagen und der Landessitte, welche bei einer kurzen Unterhaltung mit einem Orientalen so merklich hervortreten. Man verglich jene mit den europäischen Gesellschaften und fand, wie sie so sehr verschieden seien, und wie das ächt Nationale, das doch

Digitized by Google

den Hauptcharakterzug der Völker am deutlichsten beurkunde, immer mehr bei uns verschwinde.

Zuletzt erzählte der Russe noch das von dem Scheik an ihn gestellte Verlangen, indem er lächelnd bemerkte, welch' großes Aufsehen etwas derartiges in Petersburg machen würde. Ein spanischer Consul hatte ihm bisher mit großer Aufmerksamkeit und mit so ernster Miene zugehört, daß solches dem Russen auffiel, und ihn zu der Frage veranlaßte: „Was könnten Sie bei meiner Erzählung Bedenkliches finden?“ Mit gespannter Erwartung, gleichsam als ob er nichts Gutes ahne, harrte er der Antwort des Consuls entgegen, welcher endlich erwiederte: „Sie sind in einen schlimmen Handel gerathen; fremd in diesem Lande, sind Ihnen seine Gebräuche und Sitten unbekannt. So wissen Sie denn, daß das mahomedanische Gesetz für seine Gläubigen sehr strenge, und für die Fremden unwiderruflich ist. In diesem von unwissenden Leuten bewohnten Lande werden die Worte gleich den Schriften heilig gehalten. Des Scheik's Anträge waren ernstlich gemeint, und er wird nicht davon abstehen. Vertrauen Sie meinen Erfahrungen. Ich rathe Ihnen, Ihre Frau sogleich von hier zu entfernen, und dann auf eine Entschuldigung wegen Ihres schnellen Verschwindens zu denken, die Ihr Gegner unbedingt glauben muß, und die triftig genug ist, Ihre mit ihm eingegangene Verbindlichkeit wieder aufzulösen.“

Den Russen überlief bei diesen Vorstellungen ein eiskalter Schauer, und er sah jetzt nur zu gut ein, welch namenloses Unglück ihm seine Unbesonnenheit bereitet hatte, zumal da seine Frau, die er auf's Zärtlichste liebte, ihn in diesem fremden Lande sein Vaterland vergessen lassen sollte, und er mit ihr die glücklichsten Tage zu verleben hoffte. Er folgte daher dem Rathe des spanischen Consuls und entfernte sie unverzüglich.

Doch wie groß war sein Erstaunen, als am folgenden Morgen der Scheik sich bei ihm anmelden ließ; er brachte mehrere Sklaven mit, welche die 3000 Beutel trugen und sie dem Russen vorzählten. „Hier ist dein Geld, nun gieb mir deine Frau,“ sprach der Scheik. — „Es thut mir leid, junger Mann,“ antwortete der Russe, „meine Frau ist heute Nacht plötzlich gestorben, und deshalb findest du mich in so große Bestürzung und tiefe Trauer versetzt. Behalte dein Geld, denn sein Anblick vergrößert meinen Schmerz nur noch mehr.“ — „Wie, deine Frau ist todt?“ entgegnete der Scheik bald rasend. „Ist es wohl auch wahr? Indessen, bei Gott ist kein Ding unmöglich, ich muß es dir glauben, und mich in mein hartes Schicksal ergeben. Seit gestern war jene, die du beweinst, mein, der Tod allein hat sie mir geraubt; der Preis, den du für sie verlangtest, gehört dir, eines Muselmannes Wort ist heilig, führe mich aber zu ihr, damit ich sie wenigstens zum letzten Male noch sehen kann.“ — „Verzeihe, wenn ich deinen Wünschen nicht entsprechen kann, allein unsere Geistlichen sind eben bei der Todten und verrichten dort den üblichen Trauergottesdienst.“ — „So muß ich darauf verzichten, da ich euere Religionsgebräuche wie die meinigen zu ehren habe,“ entgegnete der Araber weinend und entfernte sich.

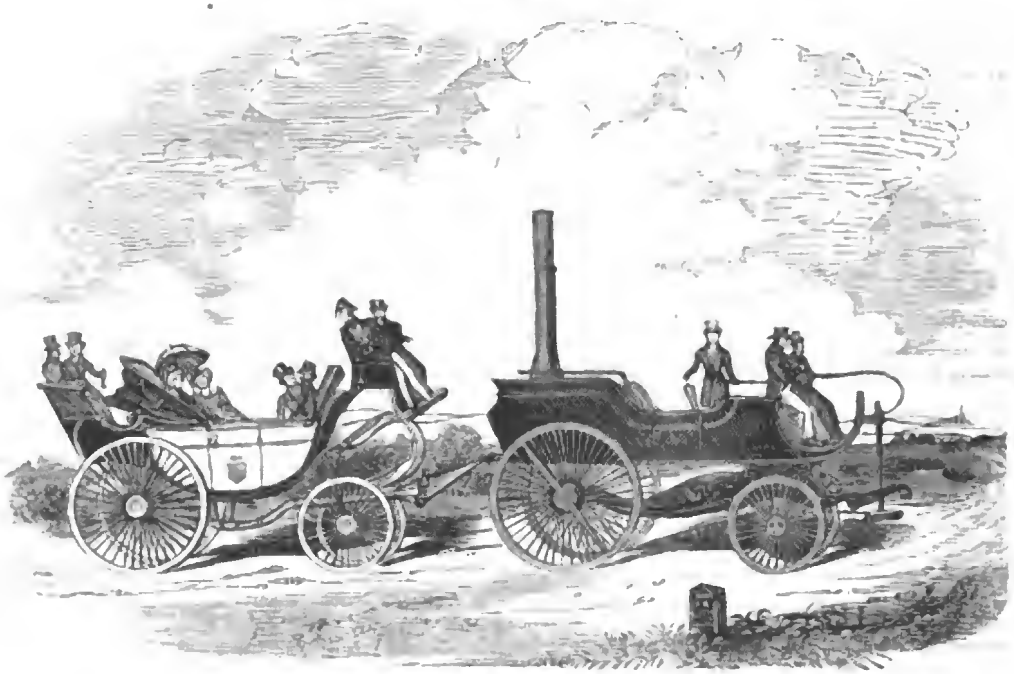
Nach einer Stunde wurde der Russe vor den Kadi gerufen, und traf dort den Scheik, der unbeweglich und schweigend da stand.

„Du hast einen Muselmann hintergangen,“ rief der Kadi dem Eintretenden entgegen, „nachdem du deine Frau an diesen Mann verkauft hattest, ließest du sie heimlich wegbringen. Ein von Alexandrien gekommener Zeuge ist ihr unterwegs begegnet.“ — „Junger Scheik,“ fuhr der Kadi fort, indem er sich an den Araber wandte, „welche Genugthuung verlangst du?“

„Keine,“ entgegnete der Scheik.

Hierauf zog er einen unter seinem Mantel verborgenen Dolch hervor, ging auf den Europäer los, und streckte ihn todt zu Boden; dann schritt er langsam durch den Gerichtssaal, stieg zu Pferde, und nahm traurig seinen Weg nach der Wüste.

Industrielle Interessen.



Gurney's Dampfwagen.

Diese Erfindung, deren detaillirte Beschreibung wie einem unserer spätern Hefte vorbehalten, gewährt große Vortheile. Sie macht die Eisenbahnen überflüssig, indem sie, wie gewöhnliche Fuhrwerke, nicht blos auf Ebenen, sondern auch steile Berge auf und ab, nicht blos auf glatter Unterlage, sondern auf dem rauhesten, wie auf dem lockersten Boden in Anwendung gebracht werden kann. Die durchschnittliche Geschwindigkeit ist 17 englische Meilen pr. Stunde. Ein Springen des Kessels ist unmöglich, da derselbe in 40 Röhren vertheilt ist. Uibrigens wird durch einen einfachen Mechanismus die Reibung nach Belieben vermehrt oder vermindert, was besonders beim Bergabfahren große Sicherheit gewährt.

Digitized by Google

Alterthumskunde.

Römischer Altar. Dieser schöne römische Votiv-Altar, der vor Kurzem in einem Keller in Donkaster in England gefunden wurde, ist, nach allen Umständen zu schließen, 1650 Jahre alt und das älteste Überbleibsel römischer Herrschaft in England. Auf der Spitze steht ein Krater oder Mischschale, dem Bachus geweiht. Auf der rechten Seite eine Blumenvase oder Füllhorn, mit Blättern und Früchten beladen, der Ceres oder Terra Mater geheiligt. Links ein großer Krug mit breiter Handhabe, ebenfalls dem Bachus gewidmet. Die Höhe ist 2 Schuh 6½ Zoll, die Breite an der Basis 1 Schuh. Die Gemeinde von Donkaster sandte diesen Altar an Herrn Richard John Tettlow, einen berühmten Alterthumsforscher und dann an die antiquarische Gesellschaft in London, um die Inschrift zu entziffern.

Erklärung der Gesellschaft:

„Matribus magnis Nuntonius Orberthol voto solvit lubens merito."

„Den großen Müttern hat Antonius Orberthol seine Gelübde willig und nach Gebühr gelöst."

Auslegung des Herrn Tettlow.

„Lunae, Latonae, Lucinae, Matribus magnis, Antonius Orbis Romani Imperator Honis Deis Altare. voto. solvit lubens merito

„Der Luna, Latona, Lucina, den großen guten Müttern hat Antonius, Kaiser des römischen Reichs, diesen Altar gewidmet. Er hat seine Gelübde vollkommen und aus freiem Willen gelöst."

Naturhistorische Novitäten.

Merkwürdige Witterung. In der Nacht vom 5. zum 6. August hat es heuer im sächsischen Erzgebirge, in Schneeberg, geschneit.

Naturmerkwürdigkeit. Bekanntlich sind hie und da Beispiele von außerordentlicher Erregbarkeit des Nervensystems durch Einfluß der Atmosphäre, des Wassers, Metalls u. s. w. bemerkt worden. So ist's durch mehrere Zeugnisse von achtungswerthen Personen bestätigt, daß ein Schweizermädchen, Anna Maria Bruggar von Matteweil im Canton Thurgau, so organisirt ist. Sie ist im Stande aufs Bestimmteste nachzuweisen, an welcher Stelle Wasser für Brunnen und dergleichen zu finden ist. Die Untersuchung selbst ist mit heftiger Nervenerschütterung verbunden, worauf jedesmal große körperliche Abspannung folgt.

Raritäten.

Einladung zu einer handschriftlichen, im Drucke nicht erscheinenden Zeitung in Pensylvanien.

(Humoristische Bagatelle.)

Der Druck der Zeitschriften unserer Schreibezeit ist so groß, daß die Zeitschriften Druckschriften, und unsere schreibselige Zeit eine sehr drückende Zeit geworden ist. Niemand nimmt sich recht Zeit zu schreiben, und alles soll vor seiner Zeit gedruckt sein. Sehr viele Schriften werden aufgelegt, aber ihre Leser werden selten aufgelegt. Die häufig gedruckten Unterhaltungsschriften schaffen nur dem Drucker Unterhalt, weil das Drucken sehr schnell von sich geht, das Lesen aber lange weilt, und statt des Zeitvertreibs werden mit der Zeit alle Leser vertrieben. Bei dieser Menge von Verlegern, muß man das Lesen auf eine bessere Zeit verlegen, so viele Schriften kommen aus der Presse, und so viele Leser in die Klemme. Bei dieser Unzahl von Blättern giebt es sehr wenige reife Früchte, wenn nun die Leser soviel ausgeben, und die Schriften so wenig ausgeben, wie kann es genug Absatz für diese Aufsätze geben? Die Buchdruckerei und ihre Sünden führten die Sündfluth der Literatur herbei, die nicht einmal ein Paar des Guten jeder Art übrig ließ. Sie ist die schwarze Kunst, die einen eigenen Zauber über uns ausübt, und selbst in Anonymität ein namenloses Vergnügen gewährt. Darum steht auch jetzt die Kritik über die Kunst, weil die Kunst meist unter aller Kritik ist.

Die Blüthen des Geistes sind duftend und lieblich, aber wenn sie gedeihen sollen, so müssen sie nicht wie Treibhauspflanzen durch eine künstliche Hitze emporgetrieben werden; sie müssen im fruchtbaren Boden des Gemüths in der Wärme des Gefühls und des Lebens keimen und wachsen. Sie sollen auch nicht der Eitelkeit zum Zierathe dienen, der Ehrgeiz soll sich nicht damit schmücken, sie sollen erblühen wie das Veilchen im stillen Thale, bescheiden ihren Duft verbreiten. Sie sollen nicht hinwelken und ungenossen vergehen; aber auch nicht vor ihrer Reife gepflückt an dem Busen dessen, der sich damit schmückt, von seiner eigenen Schwäche zeugen.

Wenn der innere Geistesdrang Blätter und Blüthen treibt, so sollen sie nicht von der Sichel der Zeit abgemäht hinsterben, sie sollen, vom Morgenthau der Empfindung benetzt, am Baume des Lebens emporranken, am heißen Mittag uns frische Kühlung zufächeln, und am freundlichen Abende sich zu einem duftigen Kranze um das kahle Haupt schlingen.

Oft schlummert ein Genie in einer unscheinbaren Hülle, während ein anerkanntes Genie uns oft einschlummert; wenn wir jenes aufmuntern wollen, so würde es uns vielleicht auch einmal aufgeweckt machen. Wenn so ein Schriftstellerchen flügge werden soll, so darf es nicht so lange hinbrüten oder gar seiner Phantasie die Flügel kürzen, lieber ein Paar Schock Federn verschnitten, und der erste Ausflug in das Land der Musen gemacht. Wer bald sieht, daß dabei nichts herausgeht, hat eine Aussicht verloren, aber an Einsicht gewonnen, und hat durch diese Vorsicht keiner Nachsicht nöthig. Wenn am Ende noch etwas in der Feder geblieben, wessen innere Triebfeder beim ersten Auslaufe nicht an Schwung verloren, der darf die Feder nicht niederlegen, bis es ihm federleicht geworden, und das giebt sich nur, wenn man sich nicht gleich herausnimmt, alles herausgeben zu wollen, wo selten viel gutes herauskömmt. Das gibt freilich von der Hand wenig Einkommen, aber man kann dabei mit der ganzen Welt gut auskommen, und zuletzt doch zum Ziele kommen. Aber auch ich will mit dem Papiere und meinen Lesern gut auskommen, so muß ich denn auch meinem Ziele näher kommen.

Das Interesse jeder Zeitschrift besteht, in ihrer allgemeinen Verbreitung, die uns selbst nur für uns Interesse. Die Journalisten legen Blätter auf, damit sie etwas dabei auflegen; uns liegt mehr an vernünftigem Beifall, als das für uns etwas abfälle. Sie plagen einander mit Plagiaten, wir schreiben uns zu, was wir abschreiben, und werden dadurch bei Niemand übel angeschrieben, wenn wir anderes Gutes schreiben. Sie wollen sich auszeichnen, wir uns nicht einmal unterzeichnen. Ihre Spalten sind voll Zwietracht, wir wollen Einigkeit mit Vielseitigkeit vereinigen. Sie haben viel Nachrichten und schlechte Einrichtungen, unsre Verrichtung ist uns zu unterrichten. Sie haben Recensionsrücksichten, uns gebiete die Bescheidenheit, und wir können uns ohne sie bescheiden. Sie haben Telegraphen, die noch über das Land der Wahrheit hinaus sehen, und diese oft mit Füßen

Digitized by Google

treten, wir wollen nur sehen, was uns nahe geht, und gehen über alles andre hinaus. Fern sei es auch von uns, jemandem nahe zu treten, der zu unserem Verein beitritt und sich von unseren Ansichten entfernt, bei uns herrsche nicht Druckfreiheit, aber Schreibfreiheit, wir sind von keinem Gebote gebunden, und können aus jedem Gebiete wählen, das sich uns darbietet, und da es nicht schwer ist in diese Bedingungen einzugehen; so werden uns schwerlich Stoffe und Arbeiten ausgehen, und wenn alle Redacteurs durch den Nachdruck leiden, so wollen wir mit Nachdruck wirken, was wir gut eingeführt, auch bestens auszuführen.

—z—r.

Häusliche Scene.

Alter schützt vor Thorheit nicht!
War vor Fichte, Schelling, Hegel
Eine festgestellte Regel,
Und auch hier der alte Wicht,
Zeiget, daß sie Wahrheit spricht.
Wie er keck die Stubenmagd
Während sie das Zimmer reinigt,
Mit den Zärtlichkeiten peinigt,
Wie ein Jüngling — unverzagt
Lüsteen zu umfangen wagt. —

Er den Mund zum Kuß gespitzt,
Sie die Hand geschwenkt zur Wehre,
Dreht zu schrei'n, daß sie es höre,
Die das Eherecht besitzt
Und das Recht auch wahrt und schützt.
Fest hält sie der alte Geck
Plötzlich schnell erscheint — o wehe!
Seine Hälfte alter Ehe
Wirft den treuen Hund vor Schreck —
Als ein Bild der Treue weg.

Gute Bestrafung. Als General Graf de España in Organya eine Runde machte, wandten sich einige Soldaten mit Klagen über die schlechte Qualität des Brodes an ihn und wiesen ihm unausgebackene Teigmassen vor. Der General ließ sofort den Proviantkommissär und den Bataillonsbäcker holen und sie mußten zur Strafe binnen einer Stunde Zeit, Jeder vier Pfund dieses ungenießbaren Brodes verzehren. Es ward ihnen ein Aufseher zur Seite gestellt, der für die pünktliche Vollziehung oder vielmehr Verspeisung Sorge tragen mußte. Das Jammern und Flehen der schlingenden und würgenden Inculpaten war wirklich komisch zu sehn. Der Bäcker wollte lieber zu Stockstreichen und der Proviantkommissär zu einer Geldbusse verurtheilt werden; de España meinte aber, dies könnten sie auch noch haben, zuerst müßten sie aber das Brod aufessen. Sie wurden beide bedeutend krank davon, was der General ganz in Ordnung fand. Die Soldaten aller Bataillone hingegen jubelten laut über diese Art exemplarischer Bestrafung.

Unbefugte Anmassung. Gegen einen Schneidergesellen, der aus mehreren Choleralazarethen hinausgeworfen worden war, weil er sich aus der guten Pflege halber krank gestellt hatte, wurde die gerichtliche Untersuchung eingeleitet und zwar, wie in den Akten steht: „wegen unbefugter Anmassung der Cholera."

Schrecklich! In der Veröffentlichung des neuen preußischen Militärstrafreglements heißt es unter Andern, daß bei einer Execution das feuernde Peloton fünf Schritte vom Delinquenten entfernt stehn soll. „Wie?" rief ein gutmüthiger Dresdner, als er dies las, „fünf Schritte, das ist ja ein wahrer Mord!"

Stammbuchvers.

Der Brautstand ist nur ein Confect,
Das deinen Appetit erweckt;
Doch willst du wahres Glück erhaschen,
So hüte dich, zuvor zu naschen;
Denn sicher ist's, das glaube mir,
Den Hochzeitsschmaus verdirbst du dir!

Denken. Ein Lehrer sprach und erklärte viel über das Denken und fragte endlich einen kleinen Knaben: „Nun, was denkst du dir denn z. B. jetzt?" — Der Knabe besann sich nicht lange und sprach: „Nun, ich denke mir halt, wenn nur der Lehrer fort und die Schule bald aus wäre."

Resignation. In einem amerikanischen Blatte, dem Kentucky Advertiser lieſt man folgende Anzeige: „Meinen Freunden widme ich die erfreuliche Anzeige, daß mich ein großes Glück betroffen hat. In der ver-

Digitized by Google

gangenen Nacht ist nämlich meine Frau mit meinem zweiten Commis davongelaufen. Ein ungetreues Weib und einen nachlässigen betrügerischen Diener mit einem Schlag los zu werden und noch dazu ohne alle Kosten und Weitläufigkeiten, das ist für einen tüchtigen Kaufmann ein doppeltes Glück. Deshalb nehme ich bei eingehenden Waarenbestellungen auch Contrabande an, bitte aber dringend, mir keine Nachricht von den Entlaufenen zukommen zu lassen, damit ich nicht in unnütze Weitläufigkeiten und Unannehmlichkeiten verwickelt werde."

Die Geschichte eines Schmuckes. Ein reicher Fremder liebte eine Schauspielerin. Eines Tages nahm der russische Fürst — denn ein solcher war der liebende Fremde — seine Rabel und begab sich zur Schauspielerin, dieses Mal sicher entschlossen, großmüthig zu sein. Unterwegs fiel ihm ein, daß er seinen Tribut in der Form eines schönen Geschmeides wohl am Besten darbringe. Sein Anerbieten wurde angenommen, es handelte sich nun einen Diamantenschmuck, der Fürst hatte seiner Schönen die Wahl gelassen. Sie bezeichnete einen Schmuck, den sie vor einigen Tagen bei einem bekannten Juwelier gesehen und der ihr seines hohen Werthes wegen besonders gefallen hatte. Der Fürst, ganz entzückt, ferbert nur fünf Minuten, um den bezeichneten Schmuck gleich zu holen; man bewilligt ihm gehn und erwartet ihn. — Jedoch vergeht eine halbe Stunde und man wartet immer noch; eine andere halbe Stunde vergeht eben so. Der Abend kommt und der Fürst war noch nicht zurückgekehrt. Die Schauspielerin ist aus doppelten Gründen unruhig, des Fürsten und des Schmuckes wegen. Sie schickt deshalb zum Juwelier und läßt Erkundigungen einziehen. Dieser läßt sagen, daß um den Schmuck in der That gehandelt wurde, daß der Preis dafür aber 7000 Franks betrüge und der Fürst nur 6000 geben wolle. — Sicher hat man eine bedenkliche Zerstreutheit, das erforderte Rache! — Das Wichtigste war aber herbeizuschaffen, den Strafbaren zurückzuführen; die schöne Ariadne wollte gern einen Theil opfern, um das Ganze zu gewinnen, sie schickt daher dem Vijouvier 1000 Franks mit der Ordre, den Schmuck nebst einer Note von 6000 Franks an den Fürsten zu schicken und die Zusendung der 1000 Franks zu verschweigen. Das konnte sich der Kaufmann schon gefallen lassen. — Die Künstlerin rechnete mit ganz sicher darauf, den Fürsten am andern Tage mit dem Schmuck zu ihren Füßen zu sehen. Der Fürst kam nicht. — Die Schöne geräth in Verzweiflung. — Des Abends als sie zu spielen hatte, erblickt sie denselben Schmuck am Halse ihrer Nebenbuhlerin. Der Fürst hatte auf einmal seine Launen geändert! Was konnte sie Anderes thun; als — schweigen — und das ist die Sache bekannt geworden!

Alles klein. Am Hofe Friedrichs Wilhelms I. war es so sehr in der Ordnung, die Menschen nur nach ihrer körperlichen Größe zu schätzen, daß ein Offizier, der von einer Reise nach Paris zurückkam, dem Könige auf die Frage, wie ihm die französische königliche Familie gefallen habe? antwortete: „Ach! Ew. Majestät, es ist Alles kleines Zeug, keiner misse über fünf Fuß!"

Witz-Blitz.

Als der berühmte Wilberforce in's Parlament gewählt werden, folgte eine große Menschenmenge der reisenden Equipage des Erwählten bis an ihre Landthür und rief da jubelnd aus: „Wilt Fräulein) Wilberforce sie lammer!" (englischer Ruf, Jemanden beschelten zu lassen). Das junge Mädchen drehte sich lächelnd um und erwiderte: „Nein, meine Freunde, wenn's Ihnen recht ist, nicht immer Wilt Wilberforce." — Lauter Jubel und allgemeines Brave folgten dieser naiven Antwort.

Ein Poet wurde in einer einsamen Gegend noch bei hellem Tage von einem Paare Räubern angefallen. „Meine Herrn," sagte er, „Sie fangen heute sehr früh an."

Bei einer Vorstellung von Gluck Alceste rief ein kritischer Kammerjunker d'Alembert zu: „Mein Gott! was für Musik! Es zerreißt mir die Ohren!" — „Nun, wenn Sie ein Paar andere bekommen," antwortete d'Alembert, „so können Sie wohl sehr zufrieden sein."

Ein geiziger Mann fragte einst seinen zehnjährigen Sohn, der sich eben nicht über zu fette Kost beklagen konnte, bei Tische: „Was willst du denn eigentlich werden, Karl?" — „Satt," antwortete dieser.

Brief-Portefeuille.

Herrn A. J. in P. Ihre Rebusse werden uns immer sehr willkommen sein, nur müssen wir um eine regelmäßigere Sendung bitten.

Herrn L. in B. Ihre Novelle haben wir richtig erhalten und werden Ihnen sogleich nach ihrem Erscheinen im Druck, das Honorar auf die bekannte Weise übermachen.

Herrn J. in P. Ihren Vorwurf, daß die Schachaufgabe des letzten Heftes gar nicht schwierig sei, halten wir deshalb für ungegründet, weil es, unserer Meinung nach, nicht die Sache einer Schachaufgabe ist, absolut verlorene Partheien zu gewinnen, sondern hauptsächlich die Kräfte, durch scharfsinnige Züge ein vorgesetztes Ziel zu erreichen.

Herrn Dr. B. in P. Wie bekannt, Ihre Steingutbücher nicht aufnehmen zu können, weil sie zu klein sind; erlauben aber uns ein Probeheft Ihrer Artikel in Preis.

Herrn H. Ihr Rebus können in einer der nächsten Hefte, sobald Raum wird, da Zukunft ihm etwas schwerer zu machen.

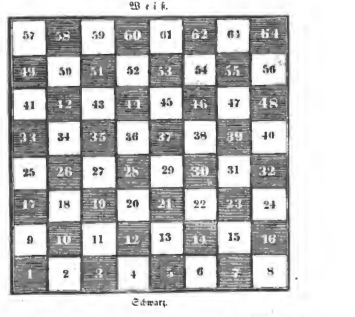
Schach-Aufgabe Nro. 8.

(Eingesandt von einem Schachfreunde in Wien.)

Weiß giebt und giebt in 5 Zügen matt.

Weiß.	Schwarz.
König 29.	König 61.
Thurm 23, 56.	Thurm 9, 19.
Laufer 19, 31.	Roß 60.
Roß 31.	Bauer 10, 42, 43, 50, 51, 54.
Bauer 11, 21, 15.	

Weiß.



Schwarz.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nro. 7.

Weiß.		Schwarz.
Roß	von 13 — 30 †	König von 36 — 37 ·
Thurm	" 3 — 5 †	do. " 37 — 46
Bauer	" 40 — 48	Bauer " 18 — 19 †
König	" 1 — 9	Roß " 51 — 45*
Roß	" 30 — 36 matt.	

* Macht Schwarz einen andern Zug, so giebt Weiß mit dem Rosse auf 44 matt.

Digitized by Google

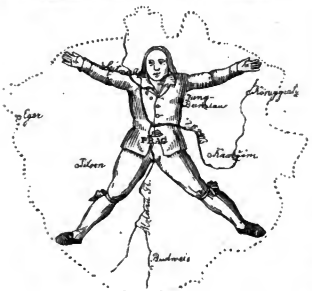
Rebus Nro. 13.

(Lebensfap.)

—t.

Rebus Nro 14.

(Sprichwort.)



S—t—l.

Rebus Nro. 15.

(Sprichwort.)

F. H.

Auflösung des Rebus Nro. 10.
Eberwalden's Tod ist ein Abbruch für Deutschlands Muse.

Auflösung des Rebus Nro. 11.
Beim Eigensinn ist kein Gewinn.

Auflösung des Rebus Nro. 12.
Unter Königsmark belagerten Anno 1648 die Schweden Prag.

Auflösung der Doppel-Rösselsprungs-Charade im 6. Hefte.
Baumgarten.

Auflösung des Doppel-Anagrams im 7. Hefte.
Abel. — Bela. — Elda.

Digitized by Google

Ein Mißverſtändniß.

Humoriſtiſche Novelle.

Es war am 15. Juli und die Glocke verkündete eben die Mittagszeit, als Herr Bornal, Eigenthümer eines ſtattlichen Hauſes in Paris, die Einkaſſirungsreiſe in ſeinem fünfſtöckigen Königreiche antrat. Die Inwohner empfingen ihren Monarchen mit jener ſichern Ruhe, die reinen Gewiſſen und vollen Beuteln ſtets eigen iſt. Doch bald trübte ſich der roſenfarbene Humor des vergnügten Hausherrn; ein unheilvolles Gewitter ſchien auf der Stirn des Herrn Raballet zu drohen, des beſten Inwohners des vierten Stocks. Die Angſt war jedoch nicht von langer Dauer; die 125 Franks Zins lagen ſchon aufgezählt. Der Hausherr athmete leichter, nahm das Geld, und frug dann, während er es in die Taſchen ſtopfte, mit zuckerſüßer Stimme:

„Ah! mein lieber Freund, ſind Sie vielleicht krank heute? Ihre Phyſiognomie ſcheint mir etwas verändert.“

Herr Raballet lächelte bitter.

„Nehme ich denn nicht zuſehends ab?“ ſprach er, finſter vor ſich hinſtarrend, „habe ich nicht ſeit ihrer letzten Viſite, am 15. April furchtbar abgemagert?“

„Teufel!“ ſprach Bornal, erſchreckt durch ſeinen elegiſchen Ton, „Sie ſind alſo wirklich krank? Und woher kommen denn Ihre Leiden, vom Magen, vom Kopfe oder vom Herzen?“

Raballet zeigte mit dem Finger auf die Mauer ſeines Zimmers und antwortete:

„Von hier.“

„Wie?“ ſchrie der Hauseigenthümer, „meine Mauer verurſacht Ihnen Schmerzen! meine Mauer macht Sie krank! Eine Mauer auf einen halbe Ziegel gebaut, ganz neu noch dazu!

Herr Raballet zuckte mit den Achſeln.

„Beim heiligen Dagobert! ſprach er. „Begreifen Sie denn nicht, daß es mir ſehr gleichgültig iſt, ob Ihre Mauer aus Ziegeln iſt oder nicht? Ich ſpreche ja nicht von der Mauer ſelbſt, ſondern von dem, was dahinter vorgeht.“

Herr Bornal trat Herrn Raballet lebhaft um einen Schritt näher, ergriff ſeine Hand und ſprach mit ſchwankender Stimme:

„Hinter meiner Mauer geht etwas vor? Ich hoffe doch nicht, mein Zimmer einer Bande Falſchmünzer vermiethet zu haben?“

„Die Wahrheit zu ſagen, antwortete Raballet, „ich glaube nicht, daß mein Nachbar falſche Banknoten macht, aber ich halte ihn für nichts viel beſſeres.“

Iſt's vielleicht ein Komplotteſchmieder?“ fragte der Hausherr ängſtlich die Stimme dämpfend, „vielleicht gar ein engliſcher Spion oder ein ruſſiſcher Emmiſſär?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Raballet mit geheimnißvoller Miene.

„Wie beträgt er ſich denn, dieſer Menſch?“ fragte Bornal, immer neugieriger.

„Schauderhaft! Er kommt nach Hauſe, geht weg, kommt wieder, ſingt, deklamirt, ſpielt Trompete und Alles zur unziemlichen Stunde. Kurz, bei einer ſolchen Nachbarſchaft iſt es ein Unſinn, auf einen Augenblick Ruhe zu hoffen. Seit den drei Monaten, die dieſes Ungeheuer in Ihrem Hauſe wohnt, eſſe ich nicht mehr, ſchlafe nicht mehr, lebe nicht mehr und was noch weit ſchlimmer als Alles dieſes iſt, ich arbeite nicht mehr!“

„Wie! ſchrie Herr Bornal, „meine Wohnung, die von jeher durch ihre Ruhe und gute Sitten berühmt war, ſoll dieſen Ruf durch einen frechen Eindringling verlieren! Verlaſſen Sie ſich auf mich, mein lieber Inwohner; ich ſage Ihnen nichts mehr, als: Verlaſſen Sie ſich ganz auf mich . . . Aber wer iſt denn eigentlich dieſer Menſch? haben Sie ihn ſchon einmal geſehen?“

Digitized by Google

„Nie; aber Sie müssen ihn ja kennen?"

„Ich! mein Gott! wie sollte ich . . . Der Hausmeister vermiethet die Quartiere; ohne das, schwöre ich Ihnen . . ."

Bei diesen Worten streckte Herr Bornal seinen Arm aus und nahm, indem er das linke Knie einbog, eine heroische Stellung an. Man hätte ihn für einen der drei Schweizer am Rütli halten können.

Herr Raballet ergriff die Hand seines Hausherrn und drückte sie gerührt.

„Schwören Sie nicht," unterbrach er ihn. „Ich wills Ihnen übrigens nicht verbergen, daß ich ausziehen muß, wenn er nicht auszieht. Sie haben nun die Wahl,"

„Ah! Herr Raballet! . . ."

„Es ist aber noch Zeit und eine Aufkündigung zur rechten Zeit . . ."

„Verlassen Sie sich auf mich," sprach Herr Bornal hastig, sich bei seinem Inwohner empfehlend, „ich nehme Alles auf mich; Sie sollen mit mir zufrieden sein."

Ehe Herr Bornal an die Thür des ominösen Inwohners klopfte, fragte er erst den Hausmeister auf seinen Namen und erfuhr, daß dieses Individuum Claudius Jobit heiße; in der That, ein zu ehrlicher Name, um einem Gedanken an ein begangenes Verbrechen Raum zu geben.

Herr Bornal drückte seinen Hut nichts destoweniger aufs rechte Ohr, runzelte die Stirne, nahm das ganze Aussehen eines donnernden Jupiters an und begann an der Thür des verdächtigen Inwohners zu läuten. Die Thür öffnete sich.

„Habe ich die Ehre mit Herrn Jobit zu sprechen?" frug Bornal, der, als er durchs Zimmer schreiten hörte, schon einen bedeutenden Theil seiner Sicherheit verloren hatte und nun mit der Schüchternheit einer Jungfrau, den Blick zu Boden senkte.

Ein lautes Lachen schallte an seine Ohren; Herr Bornal erhob die Augen.

„Ah! Ah!" sprach er, „ich scheine nicht die Ehre zu haben, Herrn Jobit zu sprechen . . ."

„Welche Frage!" lachte ihm ein großes, dickbackiges Mädchen ins Gesicht," mein guter Herr, wenn man so kurzsichtig ist, wie Sie es sind, so trägt man Brillen . . ."

„Mein Fräulein," entgegnete Herr Bornal, sich mit Würde aufrichtend, „ich bin nicht kurzsichtig, wie Sie es zu glauben scheinen; ich bin der Hausherr und komme um meinen Zins. Ist Herr Jobit zu sprechen?"

„Er, zu sprechen? Er ist schon seit einer Stunde fort."

„Fort!" stammelte der Hausherr todtenblaß, „fort, an einem 15. Juli, Mittag!"

Während dieser Worte wühlte die Wirthschafterin in ihrer Tasche und zog endlich ein gesiegeltes Päckchen hervor, auf dem mit majestätischer Schrift die Worte: „Vierteljähriger Zins," zu lesen waren. Bei diesem Anblick erholte sich Herr Bornal und sprach, sich höflich verbeugend

„Mein Fräulein, auf baldiges Wiedersehen; ich bitte um meine Empfehlung an Ihren werthen Herren. Sagen Sie ihm, daß ich mir, wenn sein Kamin rauchen sollte, eine Pflicht und ein Vergnügen daraus machen werde, ihm einen Rauchfangkehrer zu empfehlen, welcher in seinem Fache ausgezeichnet ist."

Herr Bornal war schon auf der Treppe, als ihn das Mädchen des Herrn Jobit noch ein Mal zurück rief.

„Hm! Was gibts?" fragte Herr Bornal, dessen von den dicken Backen des Mädchens herausgestoßener Name im ganzen Hause wiederhallte.

„Ich vergaß, Ihnen noch einen Brief zu überreichen."

„Einen Brief?" entgegnete der Hauseigenthümer mit gerunzelter Stirn.

„Von Herrn Jobit."

„Und was will der werthe Herr Inwohner? Einige Reparaturen, ich wette darauf. Sie gleichen sich doch Alle auf ein Haar, diese Inwohner! wenn man sie anhörte, so müßte man am Ende für Jeden einen königlichen Pallast aufführen." Im Herausgehen murmelte er leise vor sich hin: „Es ist noch gut, daß man sie nicht anhört!"

Dies Mal kam Herr Bornal ungestört fort und konnte seine Reise ungehindert fortsetzen. Erst am Abend, als er das einkassirte Geld gezählt und noch einmal gezählt hatte und es dann in eine der neuerfundenen Sicherheitskassen einsperrte, erst jetzt erinnerte er sich des Briefes, der folgendermassen lautete:

„Mein Herr!

Seit drei Monaten bewohne ich Ihr Haus und habe in diesem kurzen Zeitraume um zehn Jahre gealtert. Nach Gesetz und Recht könnte ich dafür eine Entschädigung in Anspruch nehmen; ich thue es aber nicht, weil ich im Grunde ein guter Kerl bin und Niemanden ruiniren will. Das Einzige, was ich von Ihnen fordere und zwar nicht als eine Gunst, sondern als mein sauer erworbenes Recht, ist ihr Ehrenwort, daß Sie dieser Person, die mein Unglücksstern zu meinem Nachbarn gemacht hat, sogleich ankündigen.

Ihr Haus, mein Herr, gefällt mir im Ganzen recht gut; es ist reinlich, der Hausmeister ist beinahe höflich und die Kamine rauchen nur, wenn man Feuer anmacht. Kurz, ich wäre vielleicht nicht abgeneigt, einen emphiteutischen Vertrag mit Ihnen abzuschließen, wenn ich nur nicht unglücklicher Weise besagten Nachbar hätte, der alle diese Vorzüge Ihres Hauses durch seine Unausstehlichkeit zu Schanden macht. Kenne ich auch seine Gestalt nicht, so weiß ich doch genug über seinen Charakter, um Ihnen zu erklären, daß ich es vorziehen würde, lieber auf der Gasse, als neben ihm zu wohnen.

Wollen Sie, mein Herr, diesen Brief in Betracht ziehen und mir in einigen Tagen Nachricht von meinem errungenen Siege geben, auf den ich mit so vielen Rechten rechnen kann.

C. Jobit"

Nach der Lektüre dieses Briefes nahm Herr Bornal einige Male Zuflucht zu seiner Dose; ein sicheres Zeichen seiner heftigen moralischen Aufregung. Und gewiß war die Verlegenheit unseres guten Hausherrn nicht klein. Welchem

Digitized by Google

von den beiden Inwohnern sollte er jetzt aufkündigen? Und beiden zugleich? das erlaubten seine pekuniären Grundsätze nicht. Was war da zu thun?

Er legte indessen den Brief in ein Fach seines Schreibepultes und beschloß im Schlafe Rath für diese verwickelte Angelegenheit zu suchen. Doch kaum hatte der Schlaf seine, vom Geld zählen, ermatteten Augen umschlossen; als reizende Träume von neugebauten Häusern, reichlich zahlenden Partheien und dergleichen mehr, seine Phantasie umgaukelten und er also nothwendiger Weise, den Brief ganz vergessen mußte.

II.

Die Geschichte schreibt mit Schaudern von dem Hasse, der lange Zeit die Guelfen und Ghibellinen entzweite, die Römer und Carthager zum verzweifelten Kampfe gegen einander führte, aber zur Ehre der Wahrheit muß man es gestehen: so groß konnte die Erbitterung nicht gewesen sein, als sie bei den beiden Inwohnern in dem Hause des Herrn Bornal war. Jeder Tag gebar einen neuen Gegenstand des Hasses und ihre Antipathie glich einer Schneelavine, die in ihrem Fortrollen immer größer wird.

Herr Raballet war ein, bei einer öffentlichen Pariser Bibliothek angestellter, ehrlicher Hagestolz von sechs und vierzig Jahren. Er konnte in jeder Hinsicht für einen ausgezeichneten Diener gelten. Nichts haßte er so sehr, als die Ruhe und Unthätigkeit und jede Art von Müssiggang eckelte ihn an. An den Feiertagen beschuldigte er sich im Inneren seines Herzens, das Geld zu stehlen, da er doch Nichts dafür arbeitete und als er nun gar noch eine Anstellung im Medaillen-Kabinette, sammt einer bedeutenden Geldzulage erhielt, da konnte er die nagenden Vorwürfe seines Gewissens nicht mehr ertragen und es verfolgte ihn immerwährend die fixe Idee, wie und auf welche Art er für seinen Gehalt Etwas leisten könnte.

Herr Raballet verfiel endlich auf den Einfall, eine jener großen Arbeiten zu Tage zu fördern, die einen Staat bereichern und des Erfinders Ruhm unsterblich machen. Leider ist in unserem Dampfjahehunderte Nichts mehr zu erfinden und so wandte sich seine Aufmerksamkeit auf die literarischen Arbeiten.

„Beim heiligen Dagobert!" sagte Herr Raballet eines Tages zu sich selbst, indem er sich vor die Stirn schlug, „wenn ich nicht irre, so dachte noch Niemand daran, den Einfluß des Pergaments auf die Litteratur vor der Erfindung des Papiers zu untersuchen. Und das ist doch gewiß eine interessante Untersuchung. Ich werde diesen Artikel ausarbeiten."

Zwei Tage darauf saß Herr Raballet vor einem dicken Buch weißen Papiers; auf dem ersten Blatt war mit großen, deutlichen Lettern zu lesen:

„Uiber den Einfluß des Pergaments auf die Litteratur ꝛc. ꝛc."

Von diesem Augenblicke an führte er das arbeitsame Leben eines Benediktiner-Mönches, stand mit Tagesanbruch auf, legte sich mit der Sonne nieder und arbeitete ohne Unterlaß an dem Gedeihen seines interessanten Werkes.

Gerade um diese Zeit zog Herr Jobit in das Haus des Herrn Bornal ein. Eine solche Nachbarschaft war ohne Widerrede das traurigste Geschenk, das die Vorsehung dem fleißigen Raballet machen konnte.

Jobits Existenz war eine jener romanhaften und stürmischen, die sich mit der eines Gil Blas rühmen könnten. Seine Eltern waren Provinzialschauspieler gewesen und er kam eines Abends in den Coulissen eines Theaters zur Welt, wo eben die „Vestalin" aufgeführt wurde. Seine Mutter, die gerade die Rolle der jungfräulichen Priesterin spielte, machte einen Zwischenakt von drei Viertel Stunden, bat dann um die gütige Nachsicht des ungeduldig gewordenen Publikums und vollendete ihre Rolle, als ob gar Nichts vorgefallen wäre. Zu drei Jahren vergnügte der junge Claudius schon das Parterre seines Theaters und zu zehn Jahren gab er einen ziemlichen Pagen. Zu fünfzehn gab er schon, zum nicht geringen Ergötzen des Publikums, kleine komische Rollen und schritt so auf der Bahn des Ruhms immer weiter vorwärts.

Im Verlaufe dieser Dinge war der einundzwanzigste Frühling unseres Helden heran gekommen und nun nahm Frankreich seine Arme in Anspruch. Claudius, der weder krumm, noch reich war, mußte zur Armee und focht hier glorreich um seine Lorbeern, hatte jedoch das Unglück, einem Regimente zu getheilt zu werden, das nicht aus Frankreich kam, und wurde also nach seiner Dienstzeit in Gnaden entlassen.

Seine Schuld an das Vaterland war bezahlt; Jobit trat demnach aus und fragte sich, von was er jetzt leben würde. Sein Vater und seine Mutter waren gestorben und hatten ihm Nichts hinterlassen, als ihre Garderobe, bestehend in einigen dramatischen Gewändern und einigen Diademen von Goldpapier. Er fragte sich also, zu was er wohl am Meisten Lust hätte und siehe da! eine Stimme in seinem Innern antwortete ihm: „Werde ein Geschäftsreisender!" Er gehorchte seiner Bestimmung, wurde Weinreisender eines großen Hauses, durchrannte ganz Europa mit den besten Weinproben, die es nur geben konnte, und brachte es endlich so weit, daß er sich nach zehn mühevollen Jahren mit einer jährlichen Revenue von **6000** Franks zur Ruhe setzen konnte.

Er war nun vierzig Jahre alt, groß gebaut und ziemlich dick. Sein Auge blickte lebhaft, seine Bewegungen waren schnell und ausdrucksvoll, seine Worte lebhaft und leidenschaftlich; kurz, er konte im strengsten Sinne des Wortes ein guter Kerl genannt werden, und doch müssen wir gestehn, daß trotz dem Allem, Herr Raballet keinen unangenehmeren Nachbar hätte finden können. Jobit dessen einzige Sorge darin bestand, seine Zeit so angenehm als möglich zu tödten, verbrachte den ganzen Tag damit, Josephine, seine Wirthschafterin auszuzanken, Verse aus Tragödien zu deklamiren, Vaudevilles-Couplets zu singen, zu fechten und Trompete zu blasen. Dieser Mensch war so glücklich, daß es ihm unmöglich schien, seine Freude ruhig aushauchen zu können. Er konnte nie das frühere Elend zur gegenwärtigen Pracht vergleichen, ohne gerührt davon zu werden, und dann lief er, wie ein zu volles Gefäß über und seine Lippen vermochten

Digitized by Google

das Triumfgeschrei nicht zurück zu halten. Bei einem anderen System wäre er an einer zurückgetretenen Freude gestorben.

Die Ankunft eines solchen Sturmes in dem sonst so ruhigen Hause des Herrn Raballet brachte diesen in eine hohe Aufregung. Anfangs glaubte er, daß dieser Lärm mit der Zeit von selbst aufhören würde. Es schien ihm physisch unmöglich, daß eine Person, und wenn sie noch so stark wäre, länger als 24 Stunden eine so heftige Bewegung aushalten könnte. Als jedoch eine Woche verflossen war, ohne in den Lärmstunden des Herrn Jobit eine Änderung zu machen, da entbrannte Herr Raballet, der der Arbeit über den „Einfluß des Pergaments" keine einzige Stunde weihen konnte, in gerechtem Zorne und donnerte mit wüthender geballter Faust an die dünne Mauer, die ihn von Herrn Jobit trennte. Von diesem Tage an war der Krieg zwischen den beiden Inwohnern erklärt, ein endloser, grimmiger und mitleidsloser Krieg, der in dem Augenblicke, wo unsere Geschichte anfängt, seinen höchsten Paroxismus erreicht hatte.

III.

Herr Jobit kannte kein größeres Glück auf Erden, als den Schlaf, (was ihn nicht hinderte, sehr spät schlafen zu gehen) und da er in seinen Jugendjahren nicht die Zeit hatte, recht nach Herzenslust zu schlafen, so hatte er sich immer vorgenommen, im Schlafe das Verlorene einzubringen, sobald es ihm seine Vermögensumstände erlauben würden. Jetzt da diese Zeit gekommen war, erkannte Jobit keinen anderen Willen, als seine Phantasie, keinen anderen Herrn, als seinen Willen und freute sich besonders damit, früh recht lange zu schlafen. Nun war es aber, wie wir schon ein Mal bemerkten, in der Gewohnheit des Herrn Raballet, mit Sonnenaufgang aufzustehen; denn er behauptete: „Eine Stunde früh gäbe mehr aus, als zweie am Tage." Und so erhob sich denn der fleißige Beamte alle Morgen, wenn der lustige Jobit erst recht ausschlafen wollte, von seinem Lager und stürzte auf den Schreibtisch zu, wo die zerstreuten Blätter seines großen Werkes über das Pergament umhergestreut lagen.

Jeder Autor hat seine eigene Art zu arbeiten und sich in die rechte Begeisterung hinein zu bringen. Bei Herrn Raballet ging es freilich mit der Begeisterung gar schlecht; sie mußte immerwährend gespornt werden, gleich den Fiakerpferden, die erst dann laufen können, wenn sie mit einem Hagel von Peitschenhieben dazu angetrieben werden.

Und so ging es unserem armen Litteraten, daß er sich Tag für Tag an sein Pult setzte, Alles zubereitete, Tinte, Federn, Papier und dann ganze Stunden da saß, ohne eine Phrase, ohne ein Wort zu schreiben.

„Ah! Ah!" dachte er sich nach einem halbstündigen Uiberlegen, als er schon sechs Federn vorräthig geschnitten hatte, „ich scheine heute nicht aufgelegt zu sein . . . es wäre aber auch kein Wunder . . . hat mich doch heute Nacht wieder mein verfluchter Nachbar nicht einschlafen lassen! . . . Ich weiß wirklich nicht, wann dieser Mensch sich schlafen legt . . Wohlan! Ich will jetzt dem Beispiele des Profeten folgen; und kommt die Begeisterung nicht mir entgegen, so will ich der Begeisterung entgegen kommen!"

Herr Raballet hatte aber eine besondere Art, der Begeisterung entgegen zu kommen. Um, wie er sagte, auf den Gang seiner Ideen zurück zu kommen, begann er die sieben oder acht letzten Blätter seiner Aebeit mit leiser Stimme zu lesen, dann las er sie etwas lauter und kam die Begeisterung noch nicht — dann deklamirte er sie endlich mit der vollen

Kraft seiner Backen. Diese letzte Art wurde gewöhnlich von einer starken Promenade um das Zimmer herum begleitet. Dann begann sich seine Stirn mit einer wachsenden Röthe zu überziehen, seine Haare sträubten sich, sein Blick flammte und endlich fiel er, schwer athmend und triefend von Schweiß auf seinen Armsessel niedee, ohne seiner gehofften Begeisterung auch nur um einen Schritt näher gekommen zu sein.

Nun wird man wohl begreifen, daß ein solches Exerzitium nicht ohne einen bedeutenden Lärm von Seiten des Herr Raballet ausgeführt werden konnte. Die Nachbarschaft mußte da nothwendiger Weise seine rauh tönenden Ausrufe, seine wilden Drohungen hören. Dieser Höllenlärm mußte dem Herrn Jobit um so vernehmlicher sein, als sein Zimmer von jenem des Herrn Raballet bloß durch eine dünne Wand getrennt war. An dem Tage, wo Jobit zum ersten Male durch den litterarischen Exzeß seines Nachbars erweckt wurde, glaubte jener von einem Alp gedrückt worden zu sein; er war also den ganzen Tag übel gelaunt; der Caffee war ihm nicht warm genug, die Stiefel nicht gut gewichst, sein Rock schlecht ausgebürstet. Fräulein Josefine, die diese plötzliche Veränderung nicht ertragen konnte, verlor endlich die Geduld.

Digitized by Google

„Ah! Herr Jobit," ſprach ſie mit jener Freimüthigkeit, die ihr angeboren ſchien, „was iſt Ihnen denn heute über die Leber gekrochen? Sie ſind ja gar nicht zu erkennen?"

„In der That," erwiederte Jobit, „ich habe vielleicht Unrecht, ſo mit dir zu zanken; aber ſiehſt du, es iſt nicht meine Schuld. Das kömmt Alles von meinen Nerven. Mein Morgenſchläfchen, und du weißt, was ich darauf halte, iſt mir heute durch einen unangenehmen Traum geſtört worden, deſſen Bild mich immer verfolgt."

„Meiner Seele," unterbrach ihn die Wirthſchafterin, „Sie ſind nicht zu beklagen, wenn Sie geträumt haben! Was ſoll ich denn erſt ſagen? Ich wurde mit Tagesanbruch von einem ſolchen Lärm aufgeweckt, daß ich Anfangs glaubte, man erwürgte Jemanden bei unſerem Nachbar."

Herr Jobit ſpitzte die Ohren.

„Lärm beim Nachbar? So wars alſo kein Traum?" . . .

„Ein Traum! Ja, Profit!" fuhr Joſefine fort, „man ſchrie, als ſollte das Haus zuſammenfallen. Man ſollte beinahe glauben, daß unſer Nachbar von einer plötzlichen Krankheit, vielleicht von der Cholera, befallen worden ſei."

„Sei es, wie es wolle," entgegnete der Sohn der Veſtalin, „ich glaube, daß dieſer Herr auf jeden Fall entweder todt oder geheilt iſt, denn ich höre den ganzen Tag keine Seele athmen und das beruhigt mich. Es wäre nicht übel, alle Morgen ſo aufgeweckt zu werden."

Aber am anderen Morgen begann das Spektakel von Neuem und nahm mit jedem Tage zu; eine natürliche Folge der immer ſteigenden Hinderniſſe, die ſich Herrn Raballet bei der Ausarbeitung ſeines großen Werkes entgegenſtellten. Je mehr Begeiſterung er nöthig hatte, deſto ſtärker wälzte er ſich im Zimmer herum, deſto kräftiger brüllte er ſeine letzten Seiten her. Was übrigens Herrn Jobit betrifft, ſo war dem der Morgenſchlaf ſchon lange zur Chimäre geworden; je mehr er danach ſtrebte, deſto mehr floh er ihn.

Wenn es wahr iſt, daß die Rache eine Wolluſt der Götter iſt, ſo muß man geſtehen, daß Herr Jobit etwas mehr oder weniger göttliches Blut in ſeinen Adern hatte. Er ſandte Joſefine zum Hausmeiſter, erfuhr hier mit Hilfe eines Goldſtückes alle Lieblingsgewohnheiten ſeines Nachbars. „Schliefe er gerne früh," wurde ihm berichtet, „ſo ginge jener gern zeitlich zur Ruhe." Auf dieſe Mittheilung baute Herr Jobit ſeinen Racheplan und hoffte ihm die Qualen, die er jedes Mal zwölf Stunden nachher erdulden mußte, alle Abende mit Wucher zurück zu zahlen.

Herr Jobit nahm nun täglich, ſobald die Sonne ſich zum Untergange neigte, ſeine Trompete vom Nagel und ſtudirte, durch zwei Stunden, die Bravourarie aus Guido und Ginevra ein.

Wüthend über dieſen neuen Schlag des Schickſals oder vielmehr ſeines verfluchten Nachbars, ſandte Raballet dem Hausherrn ſeine Aufkündigung. Der Hausherr wies dieſe jedoch zurück, weil die geſetzliche Friſt ſchon ſeit einer halben Stunde verſtrichen war und ſo mußte Herr Raballet nolens volens ausharren und mit chriſtlicher Reſignation das ſchwere Joch ſeiner fürchterlichen Nachbarſchaft tragen.

IV.

Das Daſein unſerer Helden zog ſich nun in einer traurigen Einförmigkeit dahin. Jeder Tag führte erbarmungslos die traurigen Abendſcenen in ſeinem Gefolge. Die Laune des Herrn Jobit verſchlimmerte ſich zuſehends und Herr Raballet dachte gar nicht mehr an die Vollendung ſeines großen Werkes über das Pergament. Der Letztere konnte ſich nicht verhehlen, daß in dieſem unabläſſigen Kampfe der Vortheil nothwendiger Weiſe auf der Seite ſeines Gegners bleiben mußte. Die Leichtigkeit, mit der Herr Jobit auf ſeiner Trompete lang und falſchtönend ſpielen konnte, gab ihm ein ſo furchtbares Uibergewicht, daß Herr Raballet auf ein neues Rachemittel ſinnen mußte.

Eines Morgens ſtand der Litterat etwas luſtiger, als ge-

Digitized by Google

wöhnlich auf; er hatte seinen Racheplan schon formirt und schritt zur Ausführung.

Herr Raballet war Mitglied der pariser Nationalgarde und man zitirte ihn unter seinen Mitbürgern für einen der eifrigsten Dienstbeflissenen. Der Lauf seines Gewehres leuchtete in der Sonne besser, als ein englisches Rasiermesser, seine Riemen waren von einer blendenden Weiße, deren sich das Corset einer Neuvermählten nicht hätte zu schämen brauchen und seine hellglänzende Patrontasche brauchte selbst dem lackirten Stiefel eines Stutzers nicht zurück zu stehen.

Unglücklicher Weise jedoch hat jede Sache auf der Welt ihren Fehler und so war Herr Raballet, dieses Muster der Accuratesse in seiner Uniform, von einer unverzeihlichen Ungeschicklichkeit in Betreff der Führung der Waffen.

Herr Raballet fühlte sich also an diesem Morgen, nicht ohne Grund, lustiger als gewöhnlich; er hatte diese Nacht das Mittel erdacht, womit er zwei Zwecke erreichte. Erstens, zeichnete er sich dadurch in den Augen seines Kapitäns aus und zweitens konnte er damit seinem Nachbar alle erlittenen Unbilden mit Wucher zurückzahlen: zwei glückliche Umstände, die ihm die Befriedigung seines Ehrgeitzes und zugleich die Wollust einer eklatanten Rache verschaffen mußten.

In der That übernahm am andern Morgen ein Tambour aus der Compagnie des Herrn Raballet seine sehr vernachlässigte militärische Erziehung und machte sich mit seiner Stentorstimme schon mit frühem Tagesanbruch an's schwere Werk. Da hörte man durch ganze zwei Stunden nichts als volltönende Commandos, Gewehre klirren und Schritte, die den Fußboden erdröhnen machten. Die Sitzung wurde endlich mit einigen herzhaften Trommelwirbeln geschlossen, weil Herr Raballet den Tambour das Verlangen geäußert hatte: „er möchte so gerne dieses rührend tönende Instrument behandeln können."

Wir wagen es nicht, den Wuthanfall beschreiben zu wollen, dem sich Herr Jobit überließ, als er diesen neuen ungewohnten Lärm vernahm. Es gibt gewisse Dinge, die Maler nicht darzustellen wagen, wie sollten wir so kühn sein, die wir anstatt einer Palette mit lebendigen Farben, Nichts als eine Feder und ein dunkles Tintfaß haben?

Am Abend beschlossen Beide, der Eine, um sich seiner finsteren Gedanken zu erschlagen, der Andere um seinen Sieg würdig zu feiern, ins Theater zu gehen.

Eine Stunde darauf traten zwei Männer von reifem Alter in das Café ture, nahmen an einem und demselben Tische Platz und ließen sich jeder seinen Caffee reichen. Obwohl man auf den ersten Anblick hätte vermuthen können, daß diese Männer zusammen gekommen wären, so sah man doch bei genauerer Betrachtung, daß Einer den Anderen nicht kannte und sie bloß durch einen Zufall an einen und denselben Tisch gekommen waren. Nachdem unsere zwei Leutchen die Tassen ausgetrunken und bezahlt hatten, standen Beide zugleich auf und schritten, wie verabredet, auf das Theater de la Galeté zu. Beide kauften sich Parquetsitze und derselbe Zufall der sie schon einmal im Caffeehause zusammengeführt hatte, führte sie auch hier wieder neben einander. Dieser sonderbare Umstand entging den beiden Zuschauern nicht.

„Das ist wirklich merkwürdig," dachte sich der Jüngere, „dieser Mann hängt sich an meine Schritte, wie mein Schatten; es scheint mir so gar, als hätte er mich schon einige Male mit einem Blicke angesehen, von dem ich oft in den Journalen las, daß sie ein untrügliches Kennzeichen jener abgefeimten Spitzbuben sind. Ich will jedenfalls auf meiner Huth sein!"

Während dieses Selbstgesprächs befühlte der so verläumdete Nachbar seine Hosentasche, ob noch die Börse da wäre und nahm sorgfältig die Ecken seines Ueberrockes zwischen die Beine.

„Beim heiligen Dagobert!" murmelte er, einen verdächtigen Blick auf seinen Nachbar werfend, „wenn dieser Mann, der mich schon seit einer Stunde verfolgt, in mir das Opfer seines heutigen Diebstahls sucht, so hat er die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Beim heiligen Dagobert! Ich will ihm meine Börse und mein Schnupftuch theuer verkaufen!"

Nach und nach jedoch schmolz das Eis. Halb beruhigt über ihre gegenseitigen friedlichen Absichten, wagten beide Zuschauer nach dem ersten Akte schon einige gewöhnliche Phrasen an einander zu richten.

Zwischen dem zweiten und dritten Akte verwandelten sich schon diese gewöhnlichen Phrasen in eine fortlaufende Conversation. Man offerirte einander Tabak, man lieh sich den Theaterzettel man wechselte verschiedene Betrachtungen über die Temperatur.

(Zwischen dem dritten und vierten Akt.)

„Dies Stück ist wahrhaftig nicht übel."

„Ich fühle mich ganz gerührt davon."

„Ich auch, um ein Wenig mehr hätte ich geweint."

„Übrigens ist sehr heiß hier."

„Dürfte ich Ihnen vielleicht ein Stückchen von meiner Pomeranze anbieten?"

„Sie sind zu gütig, ich esse dergleichen nie."

„Ich bitte sehr darum."

„In der That, ich weiß nicht . . ."

„Mir es noch länger abzuschlagen, hieße mich beleidigen."

„Wenn es dem so ist, so nehme ich es an."

„Was mir an diesem Theater gut gefällt, das ist, daß es so zeitlich aus wird."

„Der Herr wohnen wohl weit von hier?"

„Ja, mein Herr, und Sie?"

„Ich ebenfalls, mein Herr."

(Zwischen dem vierten und fünften Akt.)

„Mein Herr!"

„Was beliebt?"

„Ich habe keinen Anstand genommen, mit Ihnen Ihre Pomeranze zu theilen; wollten Sie mir also die Ehre erzeigen, mit mir ein Glas Bier zu trinken?"

„Ich bin ganz verlegen . . ."

„Nicht Ursache."

„Sie sind wohl unverheirathet, mein Herr?"

„Ja wohl, und Sie?"

„Ich ebenfalls; ich verabscheue die Kinder."

„So geht mirs auch; ich finde, daß sie zu jung auf die Welt kommen."

Digitized by Google

„Haben Sie schon die Neuigkeit gehört?"

„Die wäre?"

„Daß das Pariser Brod kleiner werden wird."

„Ah! desto schlimmer; denn ich habe bemerkt, daß je theuerer das Brod wird, desto mehr Schwierigkeiten findet das Volk, sich billig zu sättigen."

„Diese Bemerkung habe ich auch schon gemacht."

Beim Herausgehen aus dem Theater verloren die zwei Zuschauer, die Niemand anders, als Herr Raballet und Herr Jobit waren, einander aus dem Gesichte. Eine Gruppe schob sich plötzlich zwischen sie und als beide in der Vorstadt waren, konnten sie sich nicht mehr finden.

Herr Jobit stieg in einen Fiaker und kam der Erste am Orte seiner Bestimmung an. Josefine erwartete ihn schon mit Ungeduld; denn ihr Herr pflegte ihr gewöhnlich die Herrlichkeiten des Theaters nachträglich zu erzählen.

„Nun! gnädiger Herr," fragte sie hastig, „was halten Sie vom heutigen Stücke?"

„Meiner Seel', meine Liebe," erwiederte Jobit, „heute mußt du mir jede Analysis schenken; ich weiß nur, daß ich von diesem Abende bezaubert bin. Der Zufall setzte mich neben einen Herrn, dessen Bekanntschaft ich sehr gern für ewig gemacht hätte. Das ist ein Nachbar, wie sichs gehört. Ein charmanter Mann, der mir Bier gezahlt hat und gewiß nicht in seinem Zimmer exerzirt. Ah! Wenn ich nur seine Adresse erfahren könnte!"

Seinerseits brummte Herr Raballet, während er bescheiden zu Fuß nach seiner Wohnung trabte, in den Bart:

„Beim heiligen Dagobert! Wie ärgert es mich, daß ich nicht den Namen und die Wohnung des Herrn im Theater weiß; ich könnte mir in seinem Hause eine Wohnung nehmen. Ich bin überzeugt, der bläst keine Trompete!"

Herr Jobit und Herr Raballet schlummerten spät in der Nacht ein. Beide dachten sich, ehe sie einschliefen: „Ich will nächstens noch einmal ins Café ture gehen!"

V.

Trotz der unzählbaren Neckereien seines Nachbarn hatte Herr Raballet doch schon eine Anzahl Blätter weißen Papiers vollgeschmiert, hinreichend um einen ziemlich dicken Band daraus zu machen. Doch was war der eigentliche innere Werth dieser Blätter? Das war das zu lösende Problem. Herr Raballet fühlte wohl eine Stimme in seinem Innern, die ihm sagte, daß er ein Meisterstück gemacht habe, doch so unpartheiisch auch dieses Zeugniß war, es genügte ihm nicht. Er beschloß also, sein Werk einem kleinen Zirkel guter Freunde vorzulegen, und die sollten ihm ohne Umstände sagen, was sie davon Gutes oder Schlechtes dächten.

Raballet kannte aber die Welt; er wußte, daß in unserm Jahrhundert der litterärischen Indifferenz, eine Einladung zu einem litterärischen Genuße Niemanden hinter dem Ofen hervor lockt. Er nahm also zu einem sicherlich wirkenden diplomatischen Mittel seine Zuflucht: er lud nämlich seinen ganzen Kritikerzirkel auf die andere Woche zu einem Diner. In dieser Einladung erwähnte er bloß die Trüffelpastete, die vorkommen sollte, sprach aber kein Wort vom Vorlesen eines großen Manuskriptes, das sich als wahrhafte Schlange unter bunten Blumen, in den Busen der ehrlichen sechs Gäste hineinringeln sollte, die die Gefahr nicht ahnten, in welche sie hier ihre Leichtgläubigkeit stürzte.

Der alte Hagestolz speiste gewöhnlich zu Hause, wo ihm eine alte Wirthschafterin das Essen zubereitete Dies Mal wurde aber, in Rücksicht der feierlichen Gelegenheit, beschlossen, daß die Wirthschafterin ihren gewöhnlichen Funktionen entsagen, und das Festmahl bei einem nahen Traiteur nehmen sollte. Nachdem dieser große Entschluß gefaßt war, ging Herr Raballet mit Eifer ans Werk; es handelte sich nur darum, das schon geschriebene ins Reine zu schreiben; eine herrliche Arbeit, während welcher sein Geist, befreit von den Qualen der ersten Composition, frei über seinem Werke, in den ätherischen Regionen seiner entfesselten Phantasie schweben konnte. Er berauschte sich mit seiner eigenen Lektüre; er sah sich schon im Geiste als Mitglied der Akademie, und Ritter der Ehrenlegion. Bloß eine trübe Wolke verunstaltete den reinen Azur seines Horizontes, und das war der Gedanke, den im Theater de la Gaietè erworbenen Freund nicht unter die Zahl seiner Gäste zählen zu können. Das eifersichtige Schicksal jedoch hatte dies nicht gestattet. Herr Raballet war mehrere Male ins Café ture gepilgert, hatte aber nie seinen unbekannten Freund treffen können.

An dem Tage, an dem das Mahl statt finden sollte, erhob sich unser Dichter so zeitlich, daß man beinahe hätte sagen können, er schlief gar nicht. Der Morgen verstrich unter den Zubereitungen aller Art. Es handelte sich nun darum, Alles an Ort und Stelle zu bringen; Herr Raballet und seine Wirthschafterin arbeiteten auch unablässig bis gegen Mittag. Das Silberzeug des alten Junggesellen, sein Porzellain, seine Gläser und Messer, Alles war der Gegenstand einer sorgfältigen Untersuchung.

„Frau Krücke," fragte Raballet seinen ersten Minister im Unterrocke, „ist Alles mit dem Traiteur abgemacht?"

„Ja, gnädiger Herr."

„Wird das Diner Punkt sechs Uhr fertig sein?"

„Um sechs Uhr wird man schon die Suppe essen."

Herr Raballet rieb sich fröhlich die Hände.

„Frau Krücke" sprach er nach einem kurzen Stillschweigen, „mein Herz ist die Beute eines traurigen Vorgefühls; ich zittere, daß nicht Alles nach Wunsch gehen werde. Halten Sie unsern Küchenzettel für groß genung?"

„Ob ich es glaube," unterbrach ihn die Wirthschafterin, „gütiger Gott! Welch' ein Diner! Enten, Hasen, Spanferkel, Trüffelpasteten. . . ist das nicht ein Fürstenmahl?"

Dieses Lob beruhigte unsern Zweifler. Er warf noch einen Blick auf alle Zubereitungen, nahm seinen Hut und Stock und verschwand.

Seinerseits machte auch Herr Jobit seine Vorbereitungen zum Fortgehen. Die Stunde seines täglichen Spazierganges war da; um diese Zeit verzehrte er immer sein Früh-

Digitized by Google

stück in den Gärten des Palais royal, wo er, eine Cigarre rauchend, fünf oder sechs Journale durchblätterte.

„Gnädiger Herr" sprach Josefine, als sie ihn fortgehen sah, „Sie sollten doch zu unserem Hausherrn, Herrn Bornal springen, um ihm zu sagen, daß wir nächstes Viertel sicher ausziehen. Sie werden sehen, Sie kommen wieder mit Ihrer Aufkündigung zu spät."

„Das ist wahr, du hast Recht. Der Omnibus, der immer vor unserem Hause vorbeifährt, geht gerade vor der Wohnung des Herrn Bornal vorbei. Ich bin eben dazu aufgelegt, will ihm also jetzt meine Meinung über sein Nest und die Inwohner sagen, die sich darin einnisteten; das wird meinen Verdruß ein wenig hinwegschwemmen."

Als Herr Jobit in den Omnibus stieg, brannte noch die stechende Sonne auf das Pflaster. Fünf Minuten darauf war die Sonne hinter einem Berge verschwunden, große drohende Wolken überzogen auf einmal den Horizont und bald fielen die schweren Regentropfen aufs Trotteir, wo sie, wie auf einem glühenden Eisen zischten und Anfangs sogleich verdampften. In wenigen Augenblicken zerrissen die Wolken und machten einem Platzregen Luft, wie man ihn nur in Paris findet. Der Wagen wurde sogleich von mehreren Fußgängern in Anspruch genommen, die unter dem Vorwande, sich in Schutz zu bringen, ihre Nachbarn gänzlich überschwemmten. Besonders hatte Herr Jobit, der vorn am Eingange saß, vor diesen überschwemmenden Invasionen zu leiden.

Herr Raballet hatte seiner Seits keinen eigentlichen Zweck bei seinem Ausgehen gehabt, sah aber nun erst ein, daß er diese Gelegenheit trefflich benützen könne.

„Beim heiligen Dogobert!" dachte er sich, „ich will Herrn Bornal auf diesen Abend zum Souper einladen. Wo Sieben zu essen haben, da können auch Achte essen. Herr Bornal wird sich über meine Höflichkeit freuen und ich will dann diesen Augenblick der Exaltation benützen, um ihn beim Nachtisch zur Aufkündigung eines verfluchten Nachbars zubewegen."

Er war gerade mit seinem Monologe fertig, als der Regen zu fallen begann. Er beschleunigte seine Schritte, in der angenehmen Hoffnung, es werde bald vorüber gehen; als jedoch der Guß immer stärker wurde, flüchtete er sich endlich unter einen Thorweg, um hier auf einen vorüberkommenden Omnibus zu lauern. Der erste, der sich zeigte, war schon besetzt, Ein einziger Platz war leer, ganz hinten, der letzte Sitz. Unser Männchen, der, um dem Unwetter zu entgehen, sich vielleicht in einen Bienenkorb gesteckt hätte, eilte so schnell auf seinen Platz, als es ihm nur die über einander gekreuzten Kniee und Parapluies der Fahrenden erlaubten. Sein vom Regen triefender Hut und Rock vermehrten noch die ohnehin im Wagen schon herrschende Sündfluth. Plötzlich erblaßte Herr Raballet; ein Flor legte sich vor seine Augen, er fühlte ein Sausen in seinen Ohren, ein kalter Schweiß badete seine Stirne — er erinnerte sich jetzt erst, daß er kein Geld in seiner Tasche hatte, nicht einmal, die Kleinigkeit, um sein Fuhrgeld zu zahlen. Solche Qualen können nur jene begreifen und mitfühlen, die selbst schon je in der Lage waren. Wie Shake-pears Held ausruft: „Ein Pferd! Ein Pferd! Mein Königreich für ein Pferd!" so hätte Herr Raballet gern geschrien: „Sechs Sous! Sechs Sous! Alles was ich besitze, für sechs Sous!" Nach allen Seiten warf er seine flehenden Blicke und erblickte überall nur Figuren, auf denen sich der kompleteste Egoismus abspiegelte. Um seinem Unglück die Krone aufzusetzen, forderte der Condukteur sogleich bei seinem Eintritte, die Bezahlung seines Platzes.

Herr Raballet tauchte noch einmal in die Tiefe seiner Taschen hinab. Nichts! Nichts, als leere Luft! Sie waren leer! die Danebensitzenden, die seine Unruhe und Verwirrung bemerkten, begannen unter einander zu kichern und betrachteten ihn spöttelnd. Ein wüster Lärm von verschiedenen Stimmen tönte gleich einem in weiter Ferne grollenden Donner, unbestimmt an sein Ohr; hätte er einen Dolch gehabt, er hätte sich vor Aller Augen ermordet!

Der Condukteur streckte nun von Neuem die Hand in der Richtung des Herrn Raballet aus.

„He, der Herr da hinten!" schrie er, „für Ihren Platz! Jetzt verlange ichs schon zum zweiten Male!"

Ein Danebensitzender, Einer jener Gefälligen, die man überall trifft, neigte sich an das Ohr des Herrn Raballet herüber und sprach leise:

„Sehrn Sie, mein Herr, Sie dürfen diesem Manne seinrr Zudringlichkeit halber nicht zürnen, mit der er Ihre sechs Sous verlangt. Dieser, vielleicht mit einer zahlreichen Familie gesegnete, arme Teufel ist für dies Geld bei der Administration verantwortlich. Bezahlen Sie ihn also, mein Herr, es ist eine Humanitätssache, Sie müssen es thun."

Ein Murmeln des Beifalls begleitete diese tugendhafte Ermahnung. Der gefällige Nachbar fuhr fort:

„Ich weiß schon, ich weiß schon; Sie verstehen wahrscheinlich kein Französisch; sind villeicht fremd und wissen unsere Gebräuche nicht. Erlauben Sie also, daß ich mit Ihnen die Zeichensprache rede; eine Sprache, die Alles in sich faßt und meiner Meinung nach das gelöste Problem einer schon so lange gesuchten Universalsprache ist."

Der Nachbar zog bei diesen Worten sechs Sous aus drr Tasche, zeigte sie Herrn Raballet und bezeichnete ihm dabei mit dem Finger den Condukteur des Omnibus.

Bei diesen Worten zwang sich der alte Beamte zu einer gewaltigen Kraftanstrengung; seine von der Angst zusammengezogenen Kinnbackrn krachten und machten folgenden Worten Luft:

„Aber ich habe kein Geld, mein Herr!"

„Kein Geld!" schrie der Nachbar, schnell seine sechs Sous in die Tasche schiebend, „nun, zum Teufel! warum steigen Sie dann in Omnibuse hinein?"

Nun vermehrte sich die Scene um die Intervention des Condukteurs.

„Wollen Sie zahlen, mein Herr! Ja oder nein?" fragte er mit arrogantem Tone.

„Er will n i c h t!" antworte der gefällige Nachbar.

„Ich kann nicht," schrie Herr Raballet, ihn corrigirend, „ich habe meine Börse vergessen."

„Da haben Sie Unrecht gethan," entgegnete der Con-

Digitized by Google

dukteur, „solche Sachen vergißt man nicht. Vor der Hand rühren Sie sich nicht von Ihrem Platze und werden mir ihn bezahlen, oder mir zum Polizei-Commissär folgen.“

Von allen Passagieren des Omnibus war Jobit vielleicht der Einzige, der an dieser ganzen bürgerlichen Tragödie keinen Antheil genommen hatte. Er folgte mit unverwandtem Blicke dem herrlichen Schauspiele, das sich am Himmel zeigte. Der Regen hatte plötzlich aufgehört, die Wolken flohen, gleich einer, von einem gewaltigen Feinde verfolgten Armee, vor dem mächtigen Hauche des frischen Ostwindes und die freundliche Sonne gab der großen Stadt ihren Glanz, ihr Licht und Leben zurück, was sie fünf Minuten zuvor ihr auf einmal genommen zu haben schien.

Der letzte Ausruf des Condukteurs entriß ihn seiner astronomischen Betrachtung, er warf maschinenmäßig seinen Blick auf den Helden dieses traurigen Abenteuers und erkannte in ihm, zu seinem Erstaunen, den freundlichen Nachbar des de la Gaieté-Theaters. Ein Ausruf der Freude entfuhr seinen Lippen; entrüstet wandte er sich zum Condukteur und sprach:

„Sie sind ein Grobian! Behandeln da honnette Leute, als ob sie Galeerensklaven wären.“

Bei diesen Worten ahnte Raballet, daß Gott ihm einen Schutzengel gesandt habe; er erhob den thränenschweren Blick und wäre beinahe vor Freude ohnmächtig geworden, als er den Mann seiner Träume, den Freund, den er schon so lange zu begegnen wünschte, auf einmal vor sich sah.

Herr Jobit hatte indessen in seiner Rede fortgefahren:

„Hier ist Ihr Geld und hüten Sie sich, länger einen Mann zu insultiren, der Einer meiner besten Freunde und reich genug ist, um sich allein einen ganzen Omnibus zu halten, wenn er anders Lust dazu hat, verstehen Sie mich?“

Herr Raballet fand keine Worte, um seinen Dank auszudrücken; doch alle seine Dankbarkeit sandte er seinem Rettungsengel in einem Blicke, der eine ganze Welt in sich abspiegelte.

„O!“ sagte er zu sich selbst, „ich werde schon seinen Namen und seine Adresse erfahren! Mein Gott und Herr! Laß diesen Wagen schnell sich leeren, damit ich mich nur an seine Seite setzen und seine Hand in der meinen drücken kann!“

Der erste Passagier, der vom Omnibus ausstieg, war der gefällige Nachbar, der Professor der Universalsprache; er grüßte den Beamten noch einmal höflich, und verschwand. Einige andere folgten ihm in kurzen Zwischenräumen und schon war Herr Raballet nur noch durch drei Personen von seinem gefälligen Advokaten getrennt, schon bereitete er sich vor, ihm die Hand zum freundschaftlichen Bunde zu reichen, als Herr Jobit blitzschnell aufsprang, den Condukteur über den Haufen rannte und leichtfüßig in die Straße hinabsprang, wo er, immer laufend, hinter verbeifahrenden Wagen verschwand und sich in der Menge verlor.

Herr Raballet stieß einen furchtbaren Schrei aus. So belebt die Löwin, der man ihre Jungen geraubt, das Echo der Wälder mit dem grimmigen Gebrüll ihrer Klagen. Er schwang sich zur Verfolgung seines Retters aus dem Omnibus hinaus; doch umsonst! Er konnte ihn weder sehen noch einholen.

„Beim heiligen Dagobert!“ murmelte der alte Beamte, „ich werde diesen Schlag schwer verschmerzen; ja, ich schwöre es, ich will seinen Namen und seine Wohnung erfahren, und, sollte ich Himmel und Erde in Bewegung setzen!“

VI.

Wir sind unseren Lesern noch die Erklärung schuldig, warum Herr Jobit so schnell verschwand, und beeilen uns, diese Schuld abzutragen.

Der Erreisende hatte nämlich in der Person eines Vorübergehenden einen alten Theaterkameraden wieder zu erkennen geglaubt, und Jobit, dem die Reminiszenzen seines früheren Elends immer noch theuer waren, stürzte, ohne sich um den Freund, den er im Omnibus ließ, zu bekümmern, hastig auf die Verfolgung des eben Bemerkten. Nun können wirs aber zum Lobe des Vestalinsohnes sagen; es gehörte in der That ein kurioses Gedächtniß dazu, um in dem armen Zerlumpten, der traurig und ohne Parapluie im Regen durch die Straßen von Paris strich, den brillanten ersten Liebhaber zu entdecken, der so lange alle Frauen einer ganzen Provinzialstadt mit seinen Reizen entzückt hatte.

Er hieß einst Saint-Eugene; doch ach! das war bloß der Schatten des alten Saint-Eugene; sein Teint war etwas kupferfarbig geworden, seine Augen eingefallen, die sonst so weißen Zähne durch den Gebrauch des Tabaks einiger Maßen mit einer braunen Kruste bedeckt. Die Haare, seine schönen schwarzen Locken, die jedes Frauenherz im Sturm eingenommen hatten, sie waren erbleicht, die Undankbaren! und ein großer Theil seiner Wimpern und Augenbraunen waren den Weg alles Fleisches gegangen.

Jobit stand mit einem Sprunge bei dem alten Komödianten und sprach, indem er ihm familiär von rückwärts auf die Achsel klopfte:

„Der Teufel soll mich holen! Sie sind Saint-Eugene!“

Bei dieser etwas unvorhergesehenen Anrede wandte sich der alte junge Liebhaber um, und schien sein Gedächtniß um Antwort zu fragen.

„Mein Herr!“ sprach er nach einem kurzen Sinnen, „mit wem habe ich die Ehre?“

„Bin ich denn so verändert,“ erwiederte Jobit, „daß mich sogar ein alter Kamerade nicht wiedererkennt?“

„Ein Kamerade?“ schrie Saint-Eugene, dessen Stirn sich zusehends entwölkte, „sie scheinen Komödie zu spielen, mein Herr?“

„Ich habe sie, an ihrer Seite, durch vier Jahre hindurch gespielt. Erinnern Sie sich nicht mehr des Jobit?“

„Der kleine Claudius?“

„Ja, der.“

„Sie sind der kleine Claudius?“

„In höchst eigener Person.“

Saint-Eugene trat einen Schritt zurück, öffnete die

Digitized by Google

Arme und schrie mit einer Stimme, die an die schönen Zeiten seiner Liebhaberrollen erinnerte:

„In meine Arme, mein Sohn! An mein Herz, an meinen Busen! Hier ist dein Platz!"

Trotz der Zärtlichkeit dieser Apostrophe glaubte Jobit doch, sich ihr entziehen zu müssen; denn schon begann sich um sie eine Gruppe Neugieriger zu bilden; er ergriff also schnell den Arm Saint-Eugene's, und beg ihn mit sich fort.

Der alte Komödiant mußte während des Gehens ein strenges Verhör bestehen. Da gab es eine Sündfluth von Fragen, eine Unzahl von Antworten, die sich, gleich einem wohldedienten Batteriefeuer, unter einander kreuzten und über einander warfen.

„O Zufall! Schadenfroher Zufall! Welch' sonderbares Zusammentreffen! . . . Wie Du aber angezogen bist! Welcher Luxus in deinem Costüme! Ich hätte Dich für einen Wechsel-Mäkler oder einen zur Ruhe gesetzten Wichsfabrikanten gehalten! — Hast Du vielleicht einen amerikanischen Onkel beerbt? Oder bist Du der Erfinder einer neuen Gattung von Dünger geworden? — Die dramatische Kunst kann Dich unmöglich auf eine solche Höhe gebracht haben! — Es fehlt Dir ja gar nichts . . . seine Stiefel, schöne Wäsche, neue Glacehandschuhe, eine goldene Kette und — was seh' ich! sogar einen neuen Hut! . . . Und ich seufze jetzt schon vierzehn Jahre nach einem neuen Hute, und mußte mir unlängst doch nur einen alten aus dem Trödlerladen kaufen! . . . O! mein guter Claudius! die schönen Tage im Tempel Thaliens sind vorüber! Die Zeiten sind schlecht . . . Die Kunst verschwindet immer mehr, der Materialismus gewinnt die Oberhand, und die wahren Künstler . . . sterben Hungers!"

„Aber, beim allgewaltigen Donnerer!" fuhr der invalide Komödiant fort, „erzähle mir doch, wie Du auf diesen Standpunkt gekommen bist? Singst Du vielleicht Tenor? Ah! wenns so wäre, dann wäre mir Alles erklärlich, und ich wunderte mich nur, daß Du nicht in Equipage fährst . . . Aber nein, das ist ja unmöglich . . . Du konntest ja nie das Maul aufmachen . . . Wie wärs aber sonst möglich? . . . Denn siehst Du, ich, der ich jetzt mit Dir rede . . . na, Du weißt, was ich werth bin, Du hast mich gesehen . . . entscheide Du, ob Thalia und Melpomene noch viele solche Priester zählt, wie mich . . . Nun! und siehst Du, mir wollte es nicht glücken. Da waren Kabalen . . . das Verdienst findet deren leider überall . . . Weibergeschichten . . . Kurz, ich bin nun ohne Engagement; meine Koffer sind voll von papiernen Kronen und lobenden Rezensionen . . . Leider sind sie eine ungültige Münze, auf welche kein Wirth etwas borgt!"

Dies Wort traf Jobit verwundend, und da sie gerade vor einem Cafehause vorüber schlenderten, so schlug der Sohn der Thalia seinem Kameraden vor, hier ein Glas Bier zu sich zu nehmen. Saint-Eugene nahm den Vorschlag an, und ließ sich, zum großen Erstaunen der anwesenden Gäste, noch drei Teller Spritzkaupfen zu seinem Biere geben; er behauptete, sie wären ein erforderliches Bedürfniß zu diesem ächt deutschen Getränke.

„Aber," fragte Jobit, den der Anblick dieses tiefen Elends sehr betrübte, „wo speisest Du denn heute Abend?"

„Wo ich speise? wiederholte Saint-Eugene melancholisch, der ganz erstaunt schien, daß man an ihn eine solche Frage richten konnte, „wo ich speise? ich?"

Jobit schien den Sinn dieses wehmüthigen Ausrufs nicht zu verstehen, und beeilte sich, hinzuzufügen:

„Wenn Du nirgends versprochen bist, so halte ich Dich zurück. Wo liefst Du denn aber so geschwind hin, als ich Dich traf?"

„In die Komödianten-Herberge, wo mich einige meiner Freunde erwarten, die eben auch nicht viel glücklicher sind, als ich."

„Wohlan denn!" sprach Jobit, „gehen wir zusammen hin, und wenn ich einige bekannte Figuren dort treffe, so will ich sie mit mir führen, und wir können dann ein fröhliches Familienfest feiern."

Jobit zahlte die Zeche, und sie gingen. — Die Zeche machte acht Sous für Bier, und drei und einen halben Franks für die Spritzkaupfen!

Herr Jobit kam erst um drei Viertel auf Sechs nach Hause. In seinem Gefolge waren Saint-Eugene, der einen ersten Komiker mit sich brachte, dieser brachte einen ersten Helden mit sich, und dieser wieder den ersten Baß Alleyons. Alle waren in der Komödianten-Herberge aufgegabelt worden.

„Josefine," sprach Herr Jobit, „ich stelle Dir ein Paar meiner alten Freunde vor. Gib uns schnell etwas zu essen. Ich sterbe vor Hunger und diese Herren nicht minder."

„Gütiger Gott!" schrie Fräulein Josefine, „sind Sie ein Narr geworden? Jetzt ist sechs Uhr . . . Ich habe ja Nichts im Hause . . . Von dem, was ich hier habe, werden die Herren sich nicht den Magen verderben . . ."

Nach dieser mit der bittersten Ironie gegebenen Antwort, zog sich die ergürnte Schöze majestätisch in die Küche zurück, nach dem sie ihrem Herrn noch einen trotzigen Blick zugeworfen hatte.

Saint-Eugene erblaßte; der erste Komiker versuchte ein Lächeln, das aber bald in eine traurige Grimasse überging, der Held unterdrückte einen wehmüthigen Seufzer, und der Baß ließ ein dumpfes Grunzen vernehmen.

„Spricht sie wahr?" fragte Saint-Eugene, dessen Stimme bedeutend bewegt schien.

„Glauben Sie kein Wort davon," beeilte sich der Hausherr zu antworten. „Vor einer Viertelstunde werden Sie den Tisch gedeckt, das Diner aufgetragen und uns bei der Tafel sehen."

„Der Himmel erhöre Dich!" murmelte der Komiker.

„Gott beschütze Dich, und nehme Dich unter seine Obhut!" sprach Saint-Eugene.

„Amen!" brummte der Baßist.

„Meine Herren," fragte Jobit, „thun Sie, als ob Sie zu Hause wären. Hier sind Pfeifen, Tabak, Karten. In einer Viertelstunde soll Alles zur Tafel bereit sein."

Nach diesen Worten stürzte er in die Küche hinaus, wo er Fräulein Josefine eben beschäftigt fand, ein Paar Teller zu zerbrechen.

Digitized by Google

„Joſefine," ſprach Herr Jobit, „jetzt dürfen wir nicht verzweifeln; wir haben keine Zeit dazu, mein Kind. Morgen kannſt Du ſo viel Porzellain zerbrechen, als Du willſt: ich werde Dir gar Nichts ſagen; das heißt, wenn es alte unbrauchbare Teller ſein werden."

„Was ſoll ich aber machen?" fragte die Köchin.

„Ein Dinér," erwiederte Herr Jobit lakoniſch.

„Das iſt unmöglich."

„Unmöglich iſt nicht franzöſiſch; kennſt Du dies Sprichwort Napoleon's? — Schnell, Joſefine, den Topf aufs Feuer; brich ein Dutzend Eier auf und mache uns auf jeden Fall eine Eierſpeiſe."

„Eine Eierſpeiſe?" ſchrie die boshafte Schürze triumphirend, „eine Eierſpeiſe für Kerle, die da ausſehen, als hätten ſie ſeit vier Wochen keinen Biſſen im Munde gehabt? . ."

„Aber gibt es denn gar kein Mittel?"

„Ich möchte wiſſen, wie? . . . Glauben Sie, daß man ein Mittagmal ſo improviſiren kann, wie der Langenſchwarz einen gereimten Diskurs fabrizirt? . . . Nehmen Sie ſich ein Beiſpiel an Herrn Raballet, unſerem Nachbar . . . das iſt ein kluger Kerl . . . er gibt auch eine Tafel . . beſchäftigt ſich aber vielleicht ſchon vierzehn Tage mit der Anordnung und Ausſtattung derſelben."

In dieſem Augenblicke klingelte man an der Thür der Wohnung. Um der Strafpredigt ſeiner Dulzinea zu entwiſchen und vielleicht auch, um ihr ein Wenig zu ſchmeicheln, lief Herr Jobit hinaus, um zu ſehen, wer draußen wäre. Es waren zwei Küchenbuben, mehrere Kaſſerole mit dampfenden Gerüchten tragend, die lieblich unter ihrer Bedeckung hervordufteten.

„Wo iſt hier der Herr im vierten Stock, der . . ?" fragte einer der Buben.

„Das bin ich," unterbrach ihn Jobit, der einen Rieſenplan in ſich aufkeimen fühlte.

„Sie haben alſo das Mittagmal auf 6 Uhr beſtellt?"

„Ja wohl."

„Ich bringe Alles, was beſtellt wurde, ausgenommen den Haſen; der war nicht aufzutreiben. Dafür haben Sie da einige erzellente Rebhühner."

Jobit hatte alſo recht prophezeiht, denn es war noch keine Viertelſtunde verfloſſen, als die ganze Geſellſchaft ſchon bei der reich beſetzten Tafel ſaß.

Saint-Eugene dankte den Göttern; der Komiker dichtete ein Calembour darauf: der hungrige Held trocknete eine verſtohlene Freudenthräne und der Baſſiſt trällerte die Arie: „Wie glücklich und wie felig" u. ſ. w.

Alle viere jedoch leiſteten während der Tafel das Unglaubliche.

VII.

Während der Zeit waren beim Nachbar Raballet ſonderbare Dinge geſchehen.

Die alterthümliche Uhr ſeines Zimmers hatte ſchon längſt halb ſieben Uhr geſchlagen, und man ſah noch immer keine Spur eines Dinérs. Der alte Beamte litt alle Qualen eines auf die Folter Geſpannten. Tauſend verſchiedene und barocke Vorausſetzungen erfüllten ſeine Seele, ein Angſtſchweiß trat auf ſeine Stirn, es wurde ihm bald kalt, bald warm. Seine Gäſte, die mit freudigem Blicke und lächelnden Lippen gekommen waren, begannen ſich zuſehends zu verfinſtern. Früher lebhaft und ſprühend, begann die Converſation auf einmal ſchläfrig und monoton zu werden; eine unheilvolle, unglückſchwangere Stille laſtete gleich einer ſchweren Gewitterwolke über den Häuptern der verſammelten, unwillkührlichen Kunſtrichter. Ein oder zwei Mal hatte ſogar Herr Raballet ſchon überlegt, ob er ihnen nicht indeſſen einige Seiten ſeines noch ungedruckten Werkes über den Einfluß des Pergaments auf die Litteratur vorleſen, und ſo durch Beſchäftigung ihres Geiſtes ihren immer regen Appetit beſänftigen ſollte; doch beide Male brachte er dies Projekt nicht zur Ausführung. Die Geſellſchaft ſchien zu keinem litterariſchen Zeitvertreibe aufgelegt. Ja! ein hungriger Magen hört auf Nichts, als auf den Klang der Teller!

Herr Raballet, deſſen Geduld ſchon zu Ende ging, verließ das Gemach und eilte in die Küche.

„Frau Krücke," ſprach er draußen zu ſeinem Faktotum im Unterrock, „laufen Sie zum Traiteur und fragen Sie

Digitized by Google

ihn, ob er sich einen Spaß aus mir macht. Es ist beinahe schon eine Stunde später. Das ist unverschämt!"

Kaum hatte Herr Raballet seinen Gästen freies Feld gelassen, als die Conversation auf einmal erwachte und sich, heftiger als jemals, emporschwang.

Erster Gast. „Ich wollte, ich hätte schon Etwas unter meinen Zähnen."

Zweiter Gast. „Der Magen fällt mir schon in die Stiefel hinab."

Dritter Gast. „Hätte ich das gewußt, ich hätte vorher mittagmahlt."

Vierter Gast zu seinem Nachbar. „Wie Sie mich da sehen, Herr Dorier! werfe ich das Geld wahrlich nicht zum Fenster hinaus; ich gäbe aber in diesem Augenblick 30 Sous für ein gutes Mittagmal."

Fünfter Gast. „Ich glaube es wohl, ich habe selbst einen Hunger zum Rasendwerden."

Zweiter Gast. „Teufel noch einmal! Entweder man macht seine Sache recht, oder gar nicht. Ich habe Herrn Raballet nicht gebeten, mich einzuladen; aber wenn er mich schon einmal einlud, so glaube ich in meinem Rechte zu sein, wenn ich verlange, daß er mich ernähre."

Erster Gast. „Das ist Natur! — Sonst wäre es ja sehr leicht, ordentliche Leute zu mistifiziren. Ich bitte Sie recht sehr: Man plaudert Ihnen da Etwas vor von Trüffelpasteten mit Macaronen; nun kommen Sie . . . und man gibt Ihnen nicht einmal ein Glas Wasser."

Fünfter Gast. „Alles hat seine Gränze."

Vierter Gast zu seinem Nachbar. „Wie Sie mich hier sehen, mein werther Herr! gebe ich selten Dinérs, wenn ich aber ein solches veranstalte, so versichere ich Ihnen, daß sich kein Mensch darüber beklagen würde."

Dritter Gast, seine Uhr herausziehend. „Drei Viertel auf Sieben."

Erster Gast. „Geht Ihre Uhr recht?"

Dritter Gast. „Ich habe sie diesen Morgen nach der Kanone des Palais royal gerichtet."

Erster Gast. „Dann geht meine um fünf Minuten zu spät. Sie werden wohl gestehen, daß es ein Wenig lächerlich ist, um diese Stunde noch nüchtern zu sein."

Zweiter Gast. „Es ist nicht nur lächerlich, sondern sogar ungesund."

Fünfter Gast. „Glauben Sie?"

Zweiter Gast. „Man hat Beispiele von großen Krankheiten, die keine andern Ursachen gehabt haben"

Erster Gast, im höchsten Grade entrüstet. „Dieser Raballet ist ein Grobian!"

In diesem Augenblick öffnete sich die Stubenthür, und Herr Raballet erschien auf der Schwelle. Er war ganz karmoisinroth; seine Haare sträubten sich hoch empor, seine Augen warfen drohende Blitze, als suchten sie das Opfer ihrer Rache. Sein schreckliches Aussehen versteinerte die fünf Gäste. Sie glaubten, er komme, Rechenschaft zu fordern für ihre Beleidigungen, für die Verläumdung seines guten Willens.

„Meine Herrn!" schrie Raballet, „ich weiß Alles!"

Die Gäste verharrten in einem düstern Stillschweigen.

„Ja, ich weiß Alles! . . . Ich bin das Opfer einer schrecklichen Machination. . . Man hat mein und Ihr Dinér gestohlen! . . . „Folgen Sie mir, meine Herrn! der Traiteur wohnt nicht weit von hier; dort wollen wir uns für die Verzögerung entschädigen, für welche ich um Ihre gütige Verzeihung bitte."

Als er vor der Thür seines Nachbars vorüberschritt, blieb Herr Raballet einen Augenblick stehen. Fröhliche Gesänge tönten an sein Ohr.

„Beim heiligen Dagobert!" murmelte er vor sich hin, als er die Treppe herabstieg, „dieser Mensch hat sein Maaß voll gemacht. . . Er muß mein Leben haben, oder ich das seine. Einer von uns Beiden ist zu viel auf der Erde!"

VIII.

Am andern Morgen übergab Frau Krücke dem Fräulein Josefine einen Brief mit der Adresse des Herrn Jobit. Dieser Brief lautete, wie folgt:

„Mein Herr!

Ich setzte voraus, Sie wissen, auf welche Art man die Frechen züchtigt. Im entgegengesetzten Falle, bin ich bereit, es Ihnen zu zeigen. Ich wünsche Ihnen schon seit so langer Zeit eine Lektion zu geben, daß ich beinahe Lust hätte, Ihnen zu danken, daß Sie mir Gelegenheit dazu gaben. Ich habe mich nie geschlagen, mein Herr, und glaube nicht, daß ich noch einmal in meinem Leben gezwungen sein werde, das Blut meines Nächsten zu vergießen. Es genüge Ihnen zu wissen, daß ich weder ein Cäsar, noch ein Napoleon bin. Wie es aber auch sein möge, ich stelle mich zu Ihrem Verfügen, indem ich im Voraus die Annahme jeder Waffe verspreche, die Ihnen gefällig sein wird, zu wählen.

Raballet."

Herr Jobit las diesen sonderbaren Brief zwei Mal durch und schrieb dann, ohne zu zögern, folgende Antwort:

„Wie Ihnen gefällig ist, mein Herr! auf Degen, Pistolen oder auf Säbel; mir ganz gleich; ich bin Ihr Mann. Ich verlange bloß 24 Stunden, um meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und mir die Zeugen zu suchen.

Mit Hochachtung

Jobit"

Dieser Brief machte Herrn Raballet erst auf seine Verlegenheit aufmerksam.

„Er hat Recht," dachte er sich. . . „Zeugen! Ich muß Zeugen haben. . . Wenigstens Einen. . . wo soll ich ihn aber hernehmen? . . . Meine Kollegen werden mir den Dienst versagen. . . thäte ichs nicht auch in entgegengesetztem Falle? O! wenn der Zufall mir nur noch einmal den unbekannten Freund in den Weg führte, der mir gestern im Omnibus, noch mehr als das Leben, die Ehre gerettet hat. Ich will diesen Abend noch einmal mein Glück versuchen, und will an die Thür des Café Turc klopfen. Vielleicht läßt mich ihn der Himmel noch ein Mal sehen, ehe ich sterbe!"

Digitized by Google

Seinerseits beschloß Herr Jobit, nach reiflicher Ueberlegung, den alten Saint-Eugene zum Sekundanten zu wählen; dann fügte er hinzu: „Ehe ich mein Leben, eines Narren halber, in die Schanze schlage, möchte ich doch gern noch ein Mal den Herrn aus dem Gaitè-Theater sehen, zu dem mich eine unerklärbare Sympathie zieht. Ich habe ihn im Café turc zum ersten Male gesehen, ich will doch wieder hingehen, vielleicht bringt ihn mein guter Engel heute hin."

Kaum war der Abend angebrochen, so machten sich beide Nachbarn auf den Weg in das Cafeehaus. Herr Raballet, der früher dort ankam, ließ traurig seine Blicke über die Anwesenden schweifen, und bestellte sich ein Glas Wermuth, als flüßiges Emblem der Bitterkeit, die sein gepeinigtes Herz erfüllte.

„Er ist nicht da," sagte er sich, seufzend. „Ich will den Kelch des Leidens bis auf den letzten Tropfen ausleeren!"

Bei diesen Worten leerte er sein Glas auf einmal. Plötzlich erhob er sich, stieß einen Schrei aus, und fiel matt auf seinen Sessel zurück, sich fragend, ob er nicht ein Spielzeug seiner Phantasie sei.

Jobit trat so eben in's Kaseehaus ein, und schritt auf Raballet mit einem festen, klingenden Schritte zu, der deutlich bewies, daß er kein Schatten der Unterwelt sei.

„Mein Herr!" sprach der Beamte, sich erhebend, „ich freue mich, Sie hier zu treffen; mein Herz schlägt noch voll von Dankbarkeit für die Großmuth, mit der Sie sich gestern für mich verwandten, da Sie mich doch kaum kannten."

Jobit ergriff die Hand, die man ihm reichte, drückte sie mit Rührung und sprach:

„Der Dienst, den ich Ihnen, mein Herr! leistete, ist sehr gering, wenn man ihn zu demjenigen vergleicht, den ich jetzt so kühn bin, von Ihnen zu verlangen."

„Einen Dienst?" schrie Raballet, „ich könnte Ihnen nützlich sein! O! sprechen Sie, mein Herr . . . sprechen Sie schnell . . . Was kann ich thun, um Ihnen in Etwas behülflich zu sein? Meinen Kredit, meinen Arm, meine Börse, ich stelle Alles zu Ihrer Disposition!"

In der That, mein Herr! Sie überhäufen mich," entgegnete der Sohn der Vestalin, und ich sehe mit Entzücken, daß Sie für mich nicht weniger freundschaftlich sind, als ich es für Sie bin. Ihr freundlicher Empfang ermuthigt mich, Ihnen mehr zu sagen, und ich will nun offenherzig gestehen, daß ich heute um die Hilfe Ihres Armes anspreche."

„Ein Duell!" unterbrach ihn Raballet.

„Getroffen."

„Das ist merkwürdig," fuhr der Beamte fort, „ich wollte an Sie dasselbe Verlangen stellen."

„Sie hätten auch einen solchen Handel?"

„Morgen; und Sie?"

„Ich auch morgen."

„Wer ist denn Ihr Gegner?"

„Ein Schuft, den ich nicht kenne, dessen Dasein mir aber lästig ist. Und der Ihre?"

„Ein Lump, den ich gut zuzudecken hoffe."

„Könnte man denn Ihre Geschichte nicht ausgleichen?"

„Unmöglich, aber die Ihrige vielleicht?"

„Nie!"

„Die Beschimpfung war also unverzeihlich?"

„Was Schimpf! Seit drei Monaten hört er nicht auf, mich zu beschimpfen und zu martern . . . das muß ja einmal ein Ende nehmen . . . Gestern noch stahl er mir sogar mein Dinér!"

„Ihr Dinér?" wiederholte Jobit, die Ohren spitzend, „er hat Ihnen Ihr Dinér geraubt? . . . Wo wohnen Sie denn?"

„Im Hause des Herrn Bornal."

„Und nennen sich?"

„Prosper Raballet."

„Umarmen Sie mich also, mein lieber werther Feind!" schrie Jobit; „der Lump bin ich! ich bin es, der Ihnen Ihr Dinér stahl! . . . Ich, Claudius Jobit, mit einem Worte!"

Herr Jobit und Raballet verlangten von ihrem Hausherrn die Erlaubniß, sich in ihrer Wand eine Communikationsthür durchbrechen zu lassen, um beide Zimmer mit einander zu vereinigen. Herr Bornal fühlte sich von diesem unverhofften Resultate so gerührt, daß er seine Rührung dazu benützte, um jeden der beiden Inwohner um 50 Franks zu steigern.

Was Saint Eugene betrifft, so trat er als dritter Statist in ein Theater der Vorstadt, hat zwar jetzt drei Mal die Woche Etwas zu essen, aber noch immer keinen neuen Hut.

Der Vorposten.

„Ja" wiederholte der Trompeter, indem er sein Glas auf einen Zug leerte, „ich behaupte, daß die Kavallerie und Infanterie gleich nützlich sind, und um die Sache zu beweisen, will ich Euch eine Geschichte erzählen, die ich selbst mitgemacht habe."

„In Afrika?" fragten die Füseliere.

„Am Atlas."

„Erzähle, Trompeter!"

Dieser stützte den Ellenbogen auf den Tisch des Wirthshauses, schien eine Weile zu überlegen und begann dann:

„Ihr müßt wissen, daß damals unsere Compagnie, weil sie schon auf die Hälfte zusammengeschmolzen war, einem Detachement afrikanischer Jäger zu Pferde zugetheilt wurde. Wir retirirten nun gerade vor den Arabern, die zwanzigmal so stark als wir waren, und uns zwangen, in den Bergen unsere Zuflucht zu suchen, um nicht auf der Ebene von ihrer

Digitized by Google

überlegenen Kavallerie erdrückt zu werden. Die Kavallerie marschirte mit den Blessirten voraus; gegen Abend jedoch konnten die Pferde nicht mehr fort, und wir mußten in einem Thale kampiren.

Glücklicher Weise konnte man bloß durch einen engen, ziemlich entfernten Engpaß dahin gelangen, und so beschloß man, bei diesem Paß einen Vorposten zu lassen, zu dem auch mein Peloton kommandirt wurde. Der Kapitän Reymond übernahm selbst das Commando, und man verabredete mit den Jägern zu Pferde, daß sie uns benachrichtigen sollten, wenn sie wieder aufbrechen wollten, und daß wir bis zu der Zeit im Engpasse Schildwache stehen würden.

Die Nacht verstrich so, in immerwährender Bereitschaft zum Kampfe, jedoch ohne das geringste Scharmützel; denn die Araber schienen schlafen zu wollen. Endlich, als die Sonne hervorbrach, machten wir uns zum Aufbruch bereit, in der sichern Hoffnung, unsere Jäger würden uns nun die Ordre dazu senden; doch die Sonne brannte auf unsere Köpfe, und die Burnos der Araber begannen schon in weiter Ferne zu schimmern — es kam noch immer keine Nachricht von unserer Kavallerie. Der Capitän fing nun an, ungeduldig zu werden; er ging mit mir und noch einem Voltigeur, um zu rekognosziren, was aus unserer Reiterei geworden war. Als wir jedoch das Thal erreichten, blieben wir alle drei mit einem Schrei stehen. Die Kavallerie war schon fort, und der Rest unserer Compagnie mit ihr.

„Sie haben uns treulos verlassen!" schrie der Voltigeur, der mit uns war.

„Hier muß ein Zufall mit im Spiele sein," bemerkte unser Hauptmann kopfschüttelnd.

In diesem Augenblick streiften meine Blicke den Abgrund, der längs der Straße hinlief, und ich bemerkte in der Tiefe den Leichnam eines Jägers, der sammt seinem Pferde hinuntergestürzt war. Ich zeigte ihn dem Capitän und dieser errieth sogleich den Zusammenhang der Sache. Dieser Reiter war wahrscheinlich in der Nacht ausgesandt worden, um uns den Befehl zum Aufbruche zu bringen, und der Rest des Detachements hatte sich, in der Voraussetzung, daß wir ihm folgten, auch in Marsch gesetzt.

Indessen fing im Engpasse schon das Gewehrfeuer an, und bald erschienen unsere Kameraden, sich vor den Arabern zurückziehend. Unsere Anzahl war zu gering, um nur an einen Widerstand denken zu können: der Capitän ließ uns also eine Schwenkung links machen, und wir zogen uns durch einen bedeckten Hohlweg, so schnell wir konnten, immer weiter zurück.

Ihr könnt Euch leicht vorstellen, wie schön sichs in solchen Bergen marschirt, wenn man einige hundert Teufel hinter sich hat, die einem auf dem Fuße nachfolgen und bei der Gelegenheit dem Fliehenden die Kugeln mit Extrapost in die Weichen schicken. Und noch dazu wurde das Terrain, je weiter wir vordrangen, immer offener, und die Schüsse der Araber trafen besser. Bei jedem Schritte beinahe ließen wir einen Kameraden hinter uns: wir waren nur noch zehn. Indessen blieb der Capitän noch immer unerschüttert, und sprach kein anderes Wort, als: Schont das Pulver!" oder: „Zielt nur gut!" So kamen wir zur Mündung des Gebirges, doch hier blieb auch der Capitän entsetzt stehen. —

Eine Truppe der feindlichen Reiter hatte einen Umweg gemacht und hütete nun den Ausgang: wir waren zwischen zwei Feuern!

Der Offizier wandte sich um, seine Mannschaft zu zählen; wir waren nicht mehr als fünf.

„Es ist aus!" sprach er mit unterdrückter Wuth, „Se-

Digitized by Google

hen wir, daß wir mit unſern Patronen fertig werden, und dann — Es lebe Frankreich!"

Ich blickte die Andern an. . . Ich weiß nicht, was ſie in dem Augenblicke fühlten; ich ſtand mit gepreßtem Herzen da, nicht der Gefahr wegen, nein, nur dieſer Schande halber, hier, wie in einer Mausfalle gefangen zu ſein, und zu ſterben wie ein Hund, der nicht beißen kann. Ich ſtellte mich indeſſen an die Seite des Capitäns, der mit gekreuzten Armen und den Säbel feſt an die Bruſt gedrückt, da ſtand, und wüthend auf die, von Arabern wimmelnde Ebene ſtarrte. Plötzlich ſtieß er einen Schrei aus.

„Reiter!" ſprach er.

„Wo denn?" fragte man.

„Hier unten, links."

In der That erhob ſich auf dieſer Seite eine Staubwolke, und ein Trupp Reiter ſprengten im Galopp an.

„Tauſend Teufel!" ſchrie unſer Capitän, der ſich weiter vorgewagt hatte, um ſie genauer zu erkennen; „das ſind unſere berittenen Jäger?"

„Unſere Jäger!" erwiederte ich, „ſie müſſen alſo Verſtärkung gefunden haben!"

„Nein."

„Aber ſie ſind ja nur fünfzig."

„Sie werden ſich zuſammenſäbeln laſſen."

In der That hatte das Detachement, im Vergleiche zu der Horde Araber, das Ausſehen einer Schaluppe gegen einen Dreidecker. Doch ſie hatten uns ſchon bemerkt; ſchwangen ihre Säbel, ſtießen ein furchtbares Geſchrei aus und ſtürzten ſich mit donnerndem Getöſe auf die Beduinen.

Da war etwas zu ſchauen! das kleine Peloton Franzoſen brach, wie ein Donnerkeil, in die Araber hinein; der Staub und Rauch jedoch verhinderten uns, während einiger Zeit etwas zu unterſcheiden; man hörte nichts als Geſchrei und Schüſſe. Als endlich die Staub- und Rauchwolke verſchwamm, ſahen wir die Franzoſen am Eingange des Thales. Die fünfzig Jäger, die nur noch dreißig waren, hatten dreihundert feindliche Reiter in die Flucht geſchlagen!

Wir ſchwangen uns hinter ſie in die Sättel und ſo führten ſie uns ins nächſte Blockhaus.

Hier erfuhren wir erſt, das Alles ſo zugegangen war, wie unſer Capitän es vermuthet hatte. Unſere Kameraden hatten unſere Abweſenheit erſt bemerkt, als ſie ſchon in der flachen Ebene waren. Sie hatten nun erſt die Verwundeten ins Blockhaus gebracht und waren dann ſchnell zurückgeritten, mit dem feſten Entſchluße, ſich bis auf den letzten Mann zuſammenſäbeln zu laſſen, um uns nur zu befreien. Der Erfolg zeigte, wie ſie Wort hielten."

Die Füſiliere applaudirten.

„Und ſeit der Zeit," fügte der Trompeter hinzu, indem er ſein Glas füllte, „denke ich, trotz meinem Titel, als Voltigeur, ſelbſt, daß die Kavallerie ſo viel werth ſei, als die Infanterie, und beide ruhmvoll ihren Platz ausfüllen können.

Cliſton.

Cliſton iſt die einzige Stadt Englands, die ſich mit einer in allen Beziehungen reizenden Lage rühmen kann und wird deshalb auch das Montpellier Englands genannt. Cliſton liegt am Avon an, auf der Süd- und Weſtſeite der Klippe, oder vielmehr des Berges, von dem es ſeinen Namen hat. (Cliſtown, Klippenſtadt). Eine engliſche Meile von Briſtol entfernt, gewährt es einen außerordentlich reizenden Anblick von der Spitze des Berges bis nach Briſtol hinüber zu blicken und die während der Fluthzeit vorbeiſegelnden Schiffe von der Höhe des Felſens herab zu bewundern.

Die geſunde Lage Cliſtons zog ſchon ſeit langer Zeit Reiche in ſeinen Schooß und erhielt ſo in neueſter Zeit eine Maſſa der ſchönſten Gebäude, die den Berg auf allen Seiten ſchmücken. Eine mit ihrem üppigen Grünprangende Landſchaft umgibt die kleine, aber anmuthige Stadt, und macht ſie ſomit zum ſchönſten Aufenthaltsorte Altenglands.

Digitized by Google

Virgil's Grab.

Dieſe geheiligte Reliquie eines großen Geiſtes ſteht in der Nähe von Neapel, auf dem Hügel vom Pauſilippo. Sie iſt von einem Reiſenden ſo ſchön beſchrieben worden, daß wir nicht umhin können, hier ſeine eigenen Worte anzuführen.

„Indem wir ſo am Strande hinſchritten," erzählt er, „kamen wir in ein Viertel, genannt Mergillina. Beim Hinaufſteigen des Hügels von Pauſilippo wandten wir uns zur Rechten und folgten einer, gleich einer Treppe ſich hinaufwindenden Straße bis zum Abhang des Hügels, wo wir ein Gartenthor erblickten. Nachdem wir eingetreten waren, ſchritten wir durch einen Weingarten und gelangten endlich auf eine Art Plattform; auf der einen Seite war hart vor unſeren Füſſen ein tiefer Abgrund, auf der anderen ein enorm hoher Felſen. Eine ſich melancholiſch über den Felſen und das Gebäude neigende Steineiche bedeckt das Dach des letzteren mit ihrem ewiggrünen Laubwerk. Wir ſtanden vor einem alten Grabe, dem Grabe Virgil's! Der Eintritt erfüllte uns mit einem wehmüthigen Schauer und mit Erſtaunen bewunderten wir die edle Einfachheit des ganzen Gebäudes. Nichts als eine einfache Zelle mit zwei Fenſtern; des Dichters Name iſt die einzige Zierde des Platzes. Kein Sarkophag, keine Urne, nicht einmal eine Inſchrift ſättigen die brennende Wißbegierde des klaſſiſchen Pilgers. Ein einziges Epitaph befindet ſich da; es wurde auf Befehl des diesmaligen Eigenthümers dieſes Platzes, des Herzogs von Pescolangiano auf einer Marmorplatte in dem Felſen, der gegenüber von dem Grabmale ſteht, eingegraben und lautet:

Mantua me genuit, Calabri rapuere, tenet nunc Parthenope, cecini pascua, rura, duces.

Der Lorbeerbaum, von dem man einſt ſagte, daß er am Fuße des Grabmals aufgeſchoſſen wäre, um es mit ſeinen Zweigen zu überſchatten, ſteht bloß in der Phantaſie unſerer Dichter; hingegen blühen hier die Myrthe, der Epheu und die Steineiche in wuchernder Uippigkeit und umgeben das Grab mit ihrem Wohlgeruch und immergrünen Schilde.

Der Leſer wird mit Bedauern erfahren, daß Virgil's Grab, dieſe Ruheſtätte eines rieſigen Genie's, nun oft zum Schlupfwinkel verruchter Räuber oder lauernder Sbirren dient. So war es wenigſtens in der Zeit, als ich es beſuchte, denn als wir tiefer in das Grabmal hinein drangen, fanden wir es voll von gewaffneten Männern. Wir waren eben nicht ſehr vergnügt über dies ſeltſame Zuſammentreffen und bemerkten jetzt erſt, wie abgelegen der Platz und wie drohend der Anblick dieſer Männer war. Sie betrugen ſich jedoch ſehr artig und erklärten uns, daß ſie Sbirren wären, die hier auf einen Mörder warteten, von dem man vermuthete, daß er ſich in dieſer Grotte verborgen halte. Es wäre ungerecht, die Neapolitaner der Gleichgültigkeit gegen irgend ein Monument zu zeihen, aber es bleibt immer die Pflicht des Beſitzers einer ſo heiligen Ruheſtätte, ſie gegen jede, nur allenfalls mögliche, Entweihung zu ſchützen."

Kerry-Moyamee.

Eine indianiſche Novelle.

Im Oſten der Berge Allegbany's und im Süden des großen Sees Erin, befindet ſich am Strome Ohio, die Mündung des großen und ſchönen Flußes Muskingham. Das herrliche Land, das er durchfließt, bildet heute den Staat Waſhington, einen der beſten und kultivirteſten der vereinigten Staaten. Vor ungefähr achtzig Jahren jedoch ſah es hier ganz anders aus. Damals widerhallte noch keine Hacke in den unbetretenen Urwäldern, die ſich ohne Unterbrechung

Digitized by Google

ungekannt von Weißen, in der ganzen Breite des Landes ausdehnten; hier lebten in der Mitte der Wildniß, die ungestörten Indianer, die sich bis hierher von der europäischen Civilisation zurückgezogen hatten. Doch diese bei ihrer Entdeckung so zahlreichen Völker waren schon durch die zwei Geißeln der alten Welt dezimirt worden: durch die Blattern und den Brandwein. Die Überreste der ehemals so mächtigen Nationen hatten sich in diese Wälder zurückgezogen, und suchten hier des Seelenfriedens wieder habhaft zu werden, den sie durch die Gesellschaft der Weißen verloren hatten. Doch umsonst. Die Vorsehung schien beschlossen zu haben, ihnen ihr letztes Asyl zu rauben und so konnten sie ihr trauriges Schicksal nicht abwenden.

In der Gegend, von welcher wir jetzt sprachen, standen um diese Zeit drei indianische Wigwams. Das Gebälke dieser Wohngebäude bestand aus einigen sorgfältig eingerammten Pfählen, welche mit Baumrinde umwickelt waren. Die Thür bestand ebenfalls aus Baumrinde, in der Mitte des Daches sah man ein kleines Loch, als Fenster, um das Licht einfallen zu lassen, und zugleich dazu dienend, den Rauch eines in der Mitte stehenden Heerdes hinaus zu führen. Quer über diesem Fenster hing ein Stock, an dem ein kupferner Topf übers Feuer hing. Die übrige Möblirung des Zimmers bestand bloß in einigen Bärenhäuten, einem sorgfältig geputzten Karabiner und einigen Jagdnetzen. Nebstbei bemerkte man noch an den Wänden einen Reif hängen, an dem mehrere menschliche Kopfhäute, sammt ihrem Haarschmucke befestigt waren. Diese Trophäen eines wilden Muthes beurkundeten, daß dies der Wigwam eines Kriegers sei. Und so sind noch bis jetzt die Wohnungen der wilden Indianer.

Unter diesen drei Wigwams jedoch befand sich Einer, der mit den Andern sonderbar kontrastirte. Sein Inneres zeigte weder einen Karabiner, noch eine Kopfhaut, noch sonst Etwas, das von der Wohnung eines Kriegers zeugte; da war eine in diesen Gegenden seltene Reinlichkeit zu sehen, und was noch merkwürdiger als dies war: hier befand sich sogar durch Hilfe einer in der Mitte hängenden Elendshaut eine Art Abtheilung; der vordere Platz diente zum Wohnzimmer und jener des Hintergrundes zum Schlafgemache.

Eine große Linde umschattete diesen Wigwam und bei der Thür desselben saßen auf einer Rasenbank zwei Individuen, mit denen wir eine genauere Bekanntschaft machen müssen. Den Einen mußte man an seiner wohlgebauten Gestalt, seinen robusten Gliedern, großen, schwarzen und glänzenden Augen, so wie an der Adlernase und dem Kinne ohne Bart, besonders aber an der rothen, kupferfarbigen Haut sogleich als Indianer erkennen. Es war ein junger Mann von ungefähr fünf und zwanzig Jahren. Der Kopf war bis über die Stirn abrasirt, während die schwarzen, struppigen Haare ihm über den Hals herabfielen, ohne die Schultern zu erreichen. Auf dem Scheitel schwankte ein Reiherbusch, mit buntfärbigen Federn verziert und durch jede seiner Ohren zog sich eine ziemlich lange Adlerfeder. Auf seinen Wangen, bei den Ohren sah man die grob eintättowirte Zeichnung eines Vogels, den man auf den ersten Blick für eine Ente erkennen mußte. Daher schrieb sich auch der Name unseres Helden, Garakontie, was in der delawarischen Sprache ganz einfach „Ente" heißt. Seine Landsleute hatten ihm nämlich diesen Beinamen gegeben, weil er das Talent besaß, den Schrei einer Ente so nachzuahmen, daß zwischen Natur und Kunst hier kein Unterschied zu bemerken war.

Die an der Seite Garakonties sitzende Person war eine junge Frau von zwanzig Jahren und einer um desto erstaunenswertheren Schönheit, als sie mit den gewöhnlichen delawarischen Schönheiten gar Nichts gemein hatte. Ihre Haut war, anstatt roth zu sein, von der blendendsten Weiße; ihre Augen strahlten im schönsten Azurblau, und ihre langen, seidenen Haare im schönsten Hellblond; die graziösen und doch üppigen Formen, die nicht dicke und doch kräftige Taille ließen keine Spur ihrer wilden Gefährtinen entdecken, und bloß ihr Anzug zeigte, daß sie eine Bewohnerin dieser Wälder sei. Eine Art Tunika von feinem und dünnem Leder verhüllte sie vom Hals bis zu den Füßen und war an der Brust, den Hüften und unten mit feinem Pelzwerke verziert und ausgelegt. Ein breiter rother Gürtel, mit vier Reihen kleiner Glasperlen geschmückt, umschloß ihren schlanken Wuchs, und elegante Lederstiefelchen umfingen den schmächtigen Fuß. Das Sonderbarste in dieser Wildniß aber, war ein kleines goldenes Kreuz, das an einem mit Glasperlen besäeten Collier an ihrem Halse hing. Dieses junge Mädchen hieß Kerry Moyamee, was wörtlich „das Mädchen des Ostens" hieß.

In dem Augenblicke, wo unsere Erzählung beginnt, starrte Kerry Moyamee gerade auf ein Stück weißer Birkenrinde, auf welcher einige Schriftcharaktere zu lesen waren.

„Moyamee!" sprach der junge Mann, „ich begreife nicht, wie du mit einer Gänsefeder zwischen deinen zierlichen Fingern jedes meiner Worte fest halten kannst, die doch schneller als der Sperber fliegen. Du sagst ihnen: Bleibt hier! und sie bleiben da. Und wenn du dann zur todten Rinde sagst: Wiederhole mir meine Gedanken! dann wiederholt sie dir sie.

Warum kann ich dies nicht? Wie können diese kleinen, schwarzen Züge die Worte eines gegen Osten*) gegangenen Mannes sprechen, wie sie zur Kunde bringen, ohne dabei den Mund zu öffnen? Sehen deine Augen, wo meine nicht sehen, oder haben vielleicht diese kleinen Figuren eine Stimme, die bis zu deinen Ohren dringt? Laß doch sehen . . . ich höre Nichts; hörst du Etwas?"

„Nein," antwortete das junge Mädchen lächelnd.

„Nun denn! Wenn sie für dich ebenso stumm sind, als für mich, wie konntest du mir denn Wort für Wort wiederholen, was ich dir unlängst vertraute? Wäre vielleicht dein Gedächtniß besser, als das meine?"

„Nein, Bruder."

„So begreife ich es nicht. Sollte dies vielleicht vom

*) So viel als: eines todten Mannes.

Digitized by Google

großen Geiſte Agan Kitchen Ockimaw [1]) herſtammen, der dieſe Kunſt den Weißen lehrte? Geh' Moyamee, laß dieſe Rinde noch ein Mal die Worte wiederholen, die ich vor vielen, vielen Monden zu dir ſprach."

Nun rief ihm das Mädchen ins Gedächtniß zurück, wie er auf demſelben Platze, wo ſie jetzt ſaßen, mit einem Feuerbrande in der Hand zu ihr getreten wäre und folgende Worte geſprochen hätte, die ſie ihm jetzt vorlas [2]): „Hier iſt mein Feuerbrand; du weißt, was er bedeutet; ich nahm ihn von meinem Feuer und nicht von dem eines Andern. Öffne den Mund, hauche dreimal den Hauch deiner Einwilligung darauf und du machſt mich zufrieden. Du ſchlägſt die Augen nieder: ich fahre fort. Um dich von meiner Tapferkeit zu überzeugen, betrachtete den Stiel meines Tomahawk, [3]) du wirſt daran die Zeichen der ſieben blutenden Kopfhäute [4]) ſehen. Wenn jedoch, gleich wie eine ſchwarze dichte Wolke oft plötzlich die Sonne verſchleiert, noch ein Zweifel dich quält, ſo folge mir, ich will ſie dir zeigen: ſie hängen in meinem Wigwam. Du wirſt da auch geräuchertes Fleiſch, geröſtete Fiſche, Bärenhäute und Fellwerk in Hülle und Fülle ſehen. Willſt du einen Krieger zum Gatten? Nimm mich, ich bin ſo gut als Einer. Willſt du einen unermüdeten Jäger? du wirſt ſehen, ob der Hunger je an meine Thür klopfen wird. Willſt du einen geduldigen, verſchmitzten Fiſcher? Komm dieſen Abend, beim Mondenſchein, in mein Canot, dort ſollſt du ſehen, ob ich es verſtehe, den Fiſchen ihre Liſt abzulauern. Wenn die Gewäſſer der Wolken, oder die Kälte des Winters in deinen Wigwam eintreten werden, dann werde ich ſie daraus zu vertreiben wiſſen: Die Birkenrinde fehlt in den Wäldern nicht und ich habe alle meine zehn Finger. Du antworteſt nicht: ich halte inne. Soll ich noch ein Mal wiederkommen mit meinem Feuerbrande?"

„Das ſind meine eigenen Worte," ſchrie der junge Krieger, und du könnteſt ſie nicht wiederholen, wenn der große Geiſt dir ſie nicht einblaſen möchte. Warum mußte Ockimaw ſeine Kinder am Erie vergeſſen, um jene des Landes Onas [5]) zu begünſtigen?"

„Nein, Bruder!" antwortete Moyamee, „die erſten Männer aus dem Oſten [6]) wurden gleich den Delawaren, ehe ſie den großen, geſalzenen See durchſchnitten, um ſich im Lande des Onas anzuſiedeln, in Wäldern, wie die unſrigen geboren und waren lange Zeit auch nur bloße Jäger. Der Zufall ließ ſie das Eiſen entdecken, und von daher ſchreiben ſich alle ihre Erfolge, alle Quellen ihrer Civiliſation und Wiſſenſchaft. Warum habt ihr, Krieger des Weſtens! niemals das Eiſen aufgehoben, auf dem ihr doch herumtratet?" [7])

„Nein, Moyamee, nein! Es muß über den Wolken zwei Ockimaw's geben; der eine groß, wie unſer höchſter Berg und wohnend gegen Sonnenaufgang, auf der anderen Seite des geſalzenen Sees, wo die Weißen ſeine Kinder ſind; der Andere viel kleiner und ſchwächer, der bewohnt unſere Wälder."

Nach dieſen Worten ſtieß der junge Krieger einen ſchweren Seufzer aus, und bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen. Moyamee legte ihre kleine Hand auf ſeinen Arm und ſprach mit leichtbewegter Stimme:

„Garackontin es gibt nur einen Ockimaw, und alle Menſchen ſind ſeine Kinder; denn ich, eine Onastochter, bin ich nicht deine Schweſter, die dich liebt?"

„Dein Mund ſpricht gut, Moyamee, und deine Worte ſind ſanft und ſchmeichelnd, wie der zarte Hauch des Frühlings; aber dein Herz iſt hart und taub. Haſt du dich nicht geweigert, auf meinen Feuerbrand zu hauchen?"

„Wie oft ſoll ich dirs noch wiederholen: Nie werde ich den Wigwam eines Mannes bewohnen, der nicht den Ockimaw meiner Väter anbetet, und ſeine Frau für ſeines Gleichen hält." [8])

„Aber ſage mir nur, Moyamee! betrachte nur deine zarten, weißen Hände, und künde mir dann, ob ſie einen Tomahawk ſchwingen können; frage dich, ob dieſe ſchmalen Füßchen einen Bären durch unſere Wälder verfolgen, ob ſie auf ſteinigen Pfaden dahineilen könnten. Die ſanfte Taube muß in den Zweigen des Roſenbaums Liebe liſpeln, der Adler kann hoch über den Wolken ſeine Beute ſuchen."

Nun zog das junge Mädchen ihre Hand von dem Arme des Wilden ab, und ſprach ſchmollend:

„Ja, ja, du denkſt gleich jenem Häuptlinge, der im öffentlichen Rathe ſprach: „„Wer ſeinem Feinde ſtark und

---

[1]) Der gute Geiſt, der Schöpfer aller Weſen. Die Wilden beten nie zu dieſem, weil ſie vor ihm keine Furcht haben. Ihre Gebete richten ſich bloß an den böſen Geiſt Agan-Matchen-Maniton, der die Finſterniß der Nacht bewohnt, von wo er fürchterliche Träume, Krankheiten, Ungewitter, Kriege und dergleichen mehr herauf ſendet.

[2]) Die wörtliche Ueberſetzung eines Heirathsantrages unter den Indianern.

[3]) Der Tomahawk iſt eine kleine Art von polirtem Stahl, ſonſt von ſcharfem Stein. Das äußerſte Ende des Stiels, an der, der Schneide entgegengeſetzten Seite, iſt ein Stück achteckiges, hohles Eiſen, woraus die Krieger rauchen.

[4]) Jedes Mal, wenn ein Wilder ſeinen Feind auf dem Schlachtfelde tödtet, macht er mit ſeinem Meſſer auf dem Stiele ſeines Tomahawks einen Einſchnitt: dann trennt er mit demſelben Skalpirmeſſer die Hirnhaut von dem Leichname und nimmt ſie ſammt dem Haarwuchſe mit ſich, um ſie in ſeinem Wigwam aufzuhängen.

[5]) William Penn, den die Wilden „Onas" nannten, war von ihnen ſehr geliebt; ſeitdem heißen ſie Penſylvanien das Land Onas.

[6]) Das heißt: Europäer, weil ſie aus dem Oſten der Amerikaner kommen.

[7]) Die Eiſenminen ſind in mehreren amerikaniſchen Ländern ſo häufig, daß man förmlich darauf herumgeht, und das Eiſen obenauf liegen ſieht. Die Antipathie der Wilden gegen jede Induſtrie läßt die ſonſt unerklärliche Vernachläßigung deſſelben begreifen.

[8]) Die Wilden, und nicht allein jene Amerika's, ſondern die der ganzen Welt, halten ſich viel höher geſtellt, als ihre Weiber; und dieſe ſtimmen ſelbſt dem Glauben bei. Sie finden es ſehr natürlich, daß ſie die Sklavinen jener ſind, die niedrigſten und ſchwerſten Arbeiten verrichten, Laſten tragen und nebſtbei die Wirthſchaft verſehen, während die Männer jagen, fiſchen, rauchen oder ſchlafen, und nebſtbei die härteſte Tyrannei an dem ſchönen und zarten Geſchlechte üben. Welcher Kontraſt mit unſeren Frauen, die ſich jetzt noch emancipiren wollen!

Digitized by Google

kühn entgegen gehen will, muß lange schon den Weibern den Rücken gewandt haben!“ . . . Garackontie, du ließst mich nicht!“

„Myamee! ich höre deine Worte, und doch bläst der Wind der Wahrheit nicht in mein Ohr. Mein Geist ist so stark, wie der des Häuptlings aber mein Herz ist verwundet, und dieses seufzt. Ich bin allein in meinem Wigwam; meine Bärenhaut ist kalt, mein Heerd erloschen, die Asche meines Feuers zerstreut in alle vier Winde, mein Kessel ist leer. . . ich fühle nicht mehr das Verlangen, ihn zu füllen. Wenn man für sich allein jagt oder fischt, kann man da so eifrig und geduldig sein, als wenn man jagt und fischt, um sein Weib zu ernähren? Und wenn ich jagen wollte, wer würde mir bei meiner Rückkehr die Hand drücken, und sich meines Erfolges freuen? Ich habe in meinem Leben mehr Blut als Thränen vergossen; sie sollen bloß aus den Augen eines Weibes und nicht aus jenen eines Kriegers fließen, der schon mehr als einmal Unglück und Tod mit trockenen Wimpern anblickte, und doch, Myamee blickt her!“

Der Krieger ließ die Hände von seinem Gesichte fallen, und zeigte seine von zwei Thränenströmen beseuchtete Wangen. Das junge Mädchen erbebte.

„O! Bruder!“ sprach sie, „öffne dein Ohr, damit du hörest, wie mein Herz seufzt: auf daß meine Worte gleich dem Morgenwinde sei, der im Strahle der aufgehenden Sonne von den Lippen der Blumen den Thau trinkt, mit dem die schlummernde Nacht sie befeuchtete. Weißt du nicht, daß deine Pflegeschwester gleich dir ein Kind der Wälder ist? Warum weinst du vor ihr, wie der Castor, wenn er seine Jungen vom Tomahawk des Jägers erschlagen sieht? Weißt du nicht, daß Geduld die Tugend eines wahrhaften Kriegers sein muß? Warum wendet dir also deine Geduld den Rücken, wenn es sich um Myamee handelt? Habe ich dir denn gesagt, daß ich dich nicht liebe? Nein. Habe ich dir gesagt: Ich werde nie auf deinen Feuerbrand blasen, ich werde nie deine Bärenhaut ausbreiten, ich werde nie das Feuer deines Wigwams anzünden, noch in dem Gebüsche das Wild suchen, das du erlegtest? Nein; aber ich sagte dir: Bete zu dem Ockiwaw meiner Väter, und ich werde dein Weib sein, weil ich dich liebe. Höre also auf zu weinen, werde wieder ein Mann, und singe mir deinen Kriegsgesang, denn die Mädchen des Abendlandes lieben die starken und tapferen Männer.“

Garackontie erhob sich, schwang zwei oder drei Male seinen Tomahawk um den Kopf, und begann dann seinen wilden Gesang, indem er von Zeit zu Zeit mit dem Fuße stampfte, und das Kriegsgeschrei ertönen ließ:

„War-Hup! War-Hup!“ [1])

Der Miko [2]) des Onasslandes suchte den Sagamore [3]) der Delawaren auf und sprach zu ihm: „Verkaufe den Weißen die Länder am Ohio und Muschinghum, ich will dir dafür Zinnober geben, um deine Krieger zu färben, Karabiner, um Wild zu tödten, und Brandwein, um ihr Herz zu erfreuen. — Der große Sagamore der Delawaren erwiederte ihm aber: Diese Länder sind die Stätte unserer Dörfer, in welchen die Väter unserer Vorältern das Licht erblickten, und in welchen jetzt die Söhne jener leben, deren Kinder wir sind. Können wir zu unsern Greisen sagen: Rolle deine Bärenhaut zusammen, lösche dein Feuer aus, schiffe dich ein in dein Canot und komm mit uns, deinen Wigwam weit, weit von hier aufzurichten? Können wir zu den geweihten Gebeinen, die unter den benachbarten Bäumen ruhen, sagen: „Erhebt euch, verlaßt euere Gräber, und folgt uns in ein fremdes Land!

„War-Hup! War-Hup!

Da kehrte der Miko zurück in sein Onasland und sandte uns seine Erdgräber [4]), die die Alleghany's durchschritten, nicht wie der Adler, der über den Wolken schwebt, sondern wie die Schlange, die unter dem Grase schleicht. Sie sprachen: Brüder, wir haben Hunger — und wir sagten ihnen: Eßt, hier sind unsere volle Kessel; erwärmt euch, hier sind unsere Feuer; schlaft, da habt ihr unsere Bärenhäute. Dann bauten sie sich Festungen an den Mündungen unserer Ströme, an unseren Jagdplätzen; erschreckten das Gewild unserer Wälder und unserer See; schlugen unsere Bäume nieder, zerstörten unsere Forste und setzten dann, indem sie die Erde aufrissen, um ihren Samen hinein zu legen, die weißen Gebeine unserer Vorältern der Sonne, dem Winde und dem Regen aus. Jetzt sahen wir erst, daß die dürftigen Männer Lügner waren und nun erschallte von den Ufern des Michigan und Erie bis zu jenen des Obio und Muschinghum das Kriegsgeschrei:

War-Hup! War-Hup!

Ich nahm meinen Tomahawk und meinen Karabiner und stieß mit den Kriegern von zwanzig mächtigen Nationen das Kriegsgeschrei aus, überschritt den Obio und drang ins Onasland ein, während meine Brüder, das Messer in der einen, die Fackel in der andern Hand alle Festungen zerstörten. Ich bin ein großer Krieger und mein Arm ist stark. Ich habe gebrannt, wie der Blitz und, gleich dem schwarzen Bären, die Hirnschaale meiner Feinde zertrümmert. Durch drei Monde hindurch trug ich Verzweiflung und Entsetzen in die Herzen der Weißen. Zwanzig Mal, wenn die Finsternis vor den Strahlen der Feuersbrunst floh, habe ich mein Kriegsgeschrei ertönen lassen:

War-Hup! War-Hup!

Eines Nachts, als der Mond sich erhob, schlich ich kriechend aus einem finstern Walde hervor, und schärfte mein Messer auf dem Felsen. Meine Brüder und ich, wir schritten vor, wie die grauen Wölfe, wenn sie die Nase in die Luft hinaus stecken, und die Spur des Feindes erreichen. Alles schlief um uns, nur der Haß und die Rache wachten. Schon bemerkten wir das Dach der weißen Männer, schon hörten

[1]) Das Kriegsgeschrei der Indianer; dem daran ungewöhnten Feinde jagen sie damit einen panischen Schrecken ein.
[2]) Die Indianer nannten sonst den Gouverneur von Pensylvanien „Miko.“
[3]) Jede große Indianer-Nation wurde von einem Sagamore regiert.
[4]) Bloß von der Jagd und dem Fischfang lebend, nannten die Indianer die Europäer, welche die Erde urbar machten, Erdgräber.

Digitized by Google

wie die Hunde Lärm machen; da erhoben meine unklugen Freunde, gestachelt durch ihre Kampflust, ihren fürchterlichen Kriegsruf. Wir stürzten mit hoch emporgeschwungenem Tomahawk nach. . . es war zu spät, die kaltblütigen Männer waren schon entflohen, und hatten ihre Reichthümer im Stich gelassen, um nur ihre Kopfhäute zu retten. Garankontie ist ein großer Krieger! sein Arm ist stark, aber er tödtet nur Feinde. Ich sah stillschweigend die Flammen an dem Dache der Hütte lecken, sich pfeifend in die Lüfte schwingen und dann, gleich feurigen Schlangen, sich wieder zusammen krümmen, ich stand ruhig dabei und donnerte mein Kriegsgeschrei hinein:

„War-Hup! War-Hup!"

Nun ertönte aber ein anderer Schrei, durchbohrend wie ein Pfeil, aus den prasselnden Flammen und ich fürchtete eine Kopfhaut zu verlieren. Ich warf mich in die Feuersbrunst und brachte ein junges Mädchen heraus, das kaum dreizehn Ärnten zählte. Meine Beider zogen ihr Skalpiermesser aus dem Gürtel, der Wind meiner Worte blies jedoch in ihre Ohren: — Diese Kopfhaut gehört mir — sagte ich ihnen, und Garankotie ist ein starker Krieger, der mit Frauen nicht Krieg führt; diese da gehört mir; und der sie mir abzustreiten wagt, er komme an! er mag sehen, ob ich meine Waffen führen kann. — So sprach ich. — Keiner kam; ich nahm das Kind in meinen Arme und durchschritt mit meiner Last die Wälder, Berge, Flüße und Ströme, bis ich meine unschuldige Beute auf der Schwelle von meines Vaters Wigwam niederlegte, und dann mein Kriegs- und Siegesgeschrei anstimmte.

„War-Hup! War-Hup!"

Der Indianer hörte auf zu singen, und das junge Mädchen reichte ihm gerührt die Hand.

„Deine Lippen sprechen die Wahrheit, Garankontie! und ich vergesse es noch im Lande der Geister nicht, daß ich dir an diesem Abende zwei Mal das Leben verdankte. Siehst du, „fuhr sie fort, indem sie das Stück weiße Birkenrinde aus ihrem Busen zog," „Alles was du und deine Familie für mich gethan, steht, hier aufgeschrieben."

„Wirklich, Moyamee? O! ich bitte dich, laß es noch einmal durch deinen Mund reden, damit mein Ohr es vernehme, und sich daran berausche."

„Recht gern, höre:" Sie las:

„Marie war untröstlich, ihren theuern Eltern auf solche Weise entrissen zu sein. . ."

„Marie?" unterbrach sie Garankontie, „was ist das?"

„Marie war mein Name, ehe ich in diesen Wäldern wohnte."

„Fahr' fort."

„Sie zitterte in den Armen des rothen Kriegers, der sie mit einer Leichtigkeit forttrug, als wie der Herbstwind die welken Blätter von den Bäumen schüttelt. Sie fürchtete sich während des Tages, weil sie in die schwarzen, glänzenden Augen des Kriegers blicken mußte, und fürchtete sich während der Nacht, weil sie ihn nicht sah; denn er wachte für ihre Sicherheit, während sie ruhte.[1]) Marie kam ermüdet und sterbend vor Furcht, auf der Schwelle des Wigwams Groß-Kastors an. Der große Kastor ist das Oberhaupt des Stammes, und Garankonties Vater. Als er die arme Marie vor sich knieen sah, hing er ihr als Zeichen der Gunst ein Glashalsband um. Tochter des Ostens, „sprach er," erhebe dich und fürchte Nichts; ich enthebe dich deines Standes, als Gefangene; hege fürder keinen Groll gegen uns. Bald sollst du dich trösten, deine Anverwandten verloren zu haben, und von deinem Lande entfernt leben zu müssen. Von heute an nehme ich dich als meine Tochter an, du bist jetzt ein delawarisches Kind; mein Feuer und mein Kessel gehören dir. Von welchem Orte du auch kommest, sei mir willkommen! erfreische deine Glieder auf dieser Bärenhaut; erwärme dich, und morgen soll dir dein Bruder einen eigenen Wigwam neben dem seinigen bauen. So sprach der große Kastor zu Moyamen, und seit dieser Zeit verschwand die schwarze Nacht, die ihren Geist verdunkelte, und der Kummer, der ihr Herz bedrückte, verlor sich gleich der Stimme des Echos, die sich in den Bergen verliert. Was sich aber nie verlieren wird, das ist die Liebe zu meinem Vater, meinem Bruder, und zur delawarischen Nation!"

„Ah!" schrie der Krieger, „das sagt nicht mehr die Rinde, das sagst du!"

„Nein, das ist die Rinde."

„Wohlan denn! so gieb mir diese Rinde, und ich will mir sie sorgfältig aufbewahren. Vielleicht wie sie eines Tags so zu mir reden, wie sie jetzt zu dir spricht. Wenn du einmal in die Heimath zurückkehrst, wo die Gebeine deiner Väter liegen, dann will ich mich allein, kraftlos und alt, unter den großen Nemenselas[2]) setzen, und diese kostbare Rinde wird mir vielleicht von dem Liebreize, und den letzten Worten Moyamee's erzählen."

II.

Lassen wir für jetzt unsere jungen Leute, und sehen wir lieber die nothwendigen Folgen der Expedition zu erfahren, die Garankontie in seinem Kriegsgesange erzählte.

Als man in Philadelphia die ungeheuern Zerstörungen erfuhr, die die indische Conföderation auf der langen Gränzlinie angerichtet hatte, bemächtigte sich Aller ein namenloses Entsetzen, und die jeden Tag an die Regierung kommenden neuen Nachrichten vermochten wahrlich nicht, den geringsten Trost zu bringen. Man erfuhr jedoch, daß das Fort Pitt der Wuth der Wilden Widerstand geleistet habe, und daß diese nicht gewagt hatten, Niagara anzugreifen, weil es von einer ziemlich starken Artillerie gedeckt war. Nun wurde dem General Bouquet eine kleine Armee anvertraut, und dieser setzte sich sogleich in Marsch, um die feindliche Invasion zurückzudrängen, und

[1]) Man hat kein Beispiel in der Geschichte, daß ein Indianer ein gefangenes Weib hätte entehren wollen.

[2]) Eine schwarze Birke.

Digitized by Google

dem Fort Pitt Succurs zu beingen. Er durchschnitt die hohe Gebirgskette der Alleghanys, und war kaum aus dem gefährlichen Engpasse von Turtle-Creek heraus gekommen, als ihn die Wilden, unter einem furchtbaren Geheul, im Centrum und an den Flanken angriffen. Dies hartnäckige und blutige Gefecht dauerte von ein Uhr Mittags, bis spät in die Nacht hinein. Und in der That brauchte es auch die ganze Tapferkeit und Kaltblütigkeit der Truppen, nebst der erfahrenen Geschicklichkeit des Generals, um die ungestüme Hitze der nacheinander folgenden indianischen Angriffe zurück zu weisen; denn nie waren diese so zahlreich, und kühn gewesen. Der General verlor viel Mannschaft, behielt aber den Sieg.

Um den Schrecken, den dieser denkwürdige Sieg unter den Indianern verbreitet hatte, zu benützen, beschloß der General über den Ohio zu gehen, und bis zum Muskinghum vorzudringen, von wo er dann die Dörfer Mingos, Wyandots, Delawares, ja sogar die Schawanesen, und Skioter angreifen konnte. Er rückte also an der Spitze von 1500 Mann Infanterie und einer Eskadron reitender Jäger vor. Das erste Mal, seit Gründung der Colonien, wagte sich eine so große Truppe disziplinirter Soldaten in die Tiefe der Wälder, die von den angebauten Provinzen so weit entfernt waren. Nach einem sechszehntägigem Marsche kam er, ohne ernstlich vom Feinde beunruhigt worden zu sein, nach Tuskaraway.

Erstaunt, sich jetzt in ihrem eigenen Lande angegriffen zu sehen, das sie bis jetzt unzugänglich für den Feind gehalten hatten, entschlossen sich endlich diese stolzen Naturkinder, einen Waffenstillstand zu verlangen, und der General bewilligte ihn. Der Letztere bemerkte jedoch bald, daß die Indianerhäuplinge nur Zeit gewinnen wollten, um seine Armee zu schwächen und dann bei ihrer Rückkehr zu vernichten. Er hob also den Waffenstillstand auf, und war nach acht Tagen schon bis an den Muskinghum vorgedrungen. Dieser kühne Schritt bestimmte endlich die vereinigten Nationen, den Bedingungen ein günstigeres Ohr zu leihen, die ihnen der General in Tuskaway vorgeschlagen hatte. Eine dieser Bedingungen lautete: daß er sogleich alle Gefangenen in sein Lager ausgeliefert bekommen müsse, und zwar nicht nur jene, die sie bei ihrer letzten Invasion, gemacht hatten, sondern auch die aller vorhergegangenen Jahre.

So standen die Sachen in dem Augenblicke, als Garakontie und Moyamee an der Thür ihres Wigwams saßen. Sie wollten sich eben trennen, als sie ihren ehrwürdigen Vater, den großen Custaloga, nahen sahen. Er bat sie, ihm aufmerksam anzuhören.

Sohn und Tochter der Delawaren," begann er, Euere Ohren mögen sich erweitern; denn meine Worte haben gleich den Tropfen eines Wasserfalls, jedes sein eigenes Gewicht und nie entfuhr meinem Munde die schwarze Lüge. Du, Moyamee, wirst bald deinen Wigwam und das Dorf, verlassen, um ins Onasland zurückzukehren, aus dem die Weißen jeden Schatten verbannten! Warum können sie nicht, wie wir, von der Jagd und vom Fischfange leben, auf einer Bärenhaut liegen und trinken! sie hätten nicht soviel Begierde nach unseren Ländern und wir wären nachbarliche Freunde. Wenn du, fern von deinem Pflegevater, deinen delawarischen Freunden und Brüdern, unter den Weißen leben wirst, dann erinnere dich der Rathschläge, die die Weisheit langer Jahre von meinen Lippen fließen läßt. Traue ihren Worten nicht! So wie der Reisende, der sich beim Beginne des Frühlings dem Eise unserer Ströme vertraut, rettungslos darin untersinkt, so geht das Mädchen, das sie anhört zu Grunde! Sie sprechen nie so, wie sie denken; und denken nie so, wie sie sprechen: weißt du warum? weil List und Lüge von ihrem Munde fließen. Die Schwelle deiner Thür[1]) wird bald erbrochen; die Asche deines Heerdes zerstreut und dein Feuer erloschen sein, armes Kind! aber der weiße und rothe Ockimaw wird nicht erlauben, daß das Andenken an uns aus deinem Herzen gerissen werde und diese Gedanke wird unser Trost sein."

Nach einer kurzen Pause trocknete er sein thränendes Auge und fuhr fort:

„Nun Garakontie, höre du mich an: Du bist tapfer du bist stark, wie ein alleghanischer Felsen, dein Blick ist schaef, wie der des weitsehenden Adlers und dein Karabiner, wie dein Uetheil verfehlen nie ihr Ziel. Das Feuer der großen Berathung wird nun im Lager der Onaskinder angezündet: ziehe also deine Kriegskleider an und komm mit mir, auf daß wir mit den bärtigen Männern die Friedenspfeife rauchen."

Der junge Krieger senkte stillschweigend, ohne ein Woet zu erwiedern, den Kopf nnd schritt auf seinen Wigwam zu, um sich dort bereit zu machen, mit den zwanzig Kriegern abzureisen, die Moyamee begleiten sollten, Das junge Mädchen war ebenfalls traurig; in ihrem Herzen kämpften zwei Neigungen: die eine für ihre ursprünglich ersten Verwandten, die sie schon seit einer Reihe von Jahren nicht gesehen hatte; die zweite für ihre Pflegefamilie, die sie nun plötzlich verlassen sollte.

Eine Stunde darauf schiffte ein mit ungefähr zwölf Indianern belastetes Boot den Tuskaraway hinunter, während zehn andere Krieger am Ufer denselben Weg verfolgten und sich noch von Zeit zu Zeit vom Fluße entfernten, um in der Ungegend zu jagen. Ein Europäer hätte sich mit Recht über die Kühnheit einer Fahrt von zwölf Männern auf so einem gebrechlichen Kanot von Birkenrinde entsetzt und mußte nicht wenig staunen, sah er die Geschicklichkeit, mit der sie die reißende Strömung überwanden und den in den Weg kommenden Felsen, an welchen sich die Wellen schäumend brachen, auswichen. Nicht minder merkwürdig mußte der Umstand dünken, daß ein junges, weißes Mädchen inmitten dieser Wilden, die man des Mordes und Todschlages, ja sogar der Menschenfresserei beschuldigte, so sicher und beinahe noch ungefährdeter reisen konnte, als wäre sie in einer von London oder Paris abgehenden Postkutsche gesessen. Am Abende übernachtete sie mit ihnen auf dem Moose der Wälder und am Tage beateten ihre zarten Hände am Ufer das

[1]) Der größte Schimpf, den man einem Wilden anthun kann, ist, ihm die Schwelle der Thüre zu zerbrechen.

Digitized by Google

auf der Jagd getödteten Wild, oder die mit der Angel im Fluße gefangenen Fische.

Sehen wir nun zu erfahren, was sich während der Zeit im europäischen Lager zutrug. Der General Bouquet hatte vier große Redouten aufführen lassen, deren innerer Raum durch Hinwegräumung aller früher darin befindlichen Bäume ein großer, freier Platz geworden war. Man erbaute ein Proviantmagazin und mehrere Baraken und Häuschen, um da die Offiziere und Gefangenen einzuquartieren die die Wilden bringen sollten. Das Feldlager wurde bald eine kleine Stadt, in der die exakteste Ordnung herrschte. Während der vierzehn Tage, die der sonderbare Congreß dauerte, kam der General einige Male mit den Indianerhäuptlingen zusammen, sprach mit ihnen und verhandelte so mündlich und durch Boten die Bedingungen des Friedenstraktates, dessin Hauptpunkt, die pünktliche Auslieferung aller vorhandenen Gefangenen war. Vier und neunzig Gefangene kamen mit den Mingos, 206 mit den Cagnagawas; 104 von den Shawanesen und 87 von den verschiedenen delawarischen Dörfern. Unter diesen waren viele Weiber und Kinder.

In der Mitte des Lagers hatte der General eine ungeheuere, grob gezimmeete Hütte aufstellen lassen, in dee das Friedensfeuer angezündet werden sollte. Hierher begaben sich eine Menge von Häuptlingen und Kriegern, unter welchen man Kiashuta bemerkte, den Häuptling der Seneeas, begleitet von sechszehn Kriegern, Custagola den großen Kastor, Sagamore der Delawaren mit zwanzig Kriegern; Keyssinonta, einen der Hauptsachems der Shawanesen mit dreißig Kriegern; Pianchas, Anführer der Mingos mit dreißig Kriegern und noch mehrere Anführer von minder bedeutenden Stämmen; die Tuscaroras und Wyandots erschienen erst einige Tage später.

III.

Nun wollen wir den Leser zu einer der letzten Berathungen dieses seltsamen Congresses führen. In der Mitte des Berathungssaales brannte ein ungeheueres Feuer. Der Geneeal Bouquet saß auf einem grob gezimmerten Armsessel, hinter ihm sein ganzer Generalstab, im Glanze ihrer noch so ziemlich restaurirten Uniformen. Um das Feuer herum, saßen nach altem Gebeauche kauernd die Indianerhäuptlinge und ihre Krieger. Alle zogen, den Kopf nach vorwärts gebeugt, die Augen starr auf die Erde gerichtet, den Rauch aus ihren Pfeifen, um ihn dann aus den Nasenlöchern, in zwei regelrechten Kolonnen hinausstoßen zu können. Ihre nach hinten zurückgeschlagenen Castoemäntel ließen die volle, breite Brust sehen und auf den athletischen Armen bemerkte man ganz deutlich die verschiedenen Figuren von Thieren, Insekten oder Fischen, welche ihnen in der Jugend eintättowirt worden waren. Diese Versammlung von halbnackten Menschen, die im Kriege so gefährlich, in der Sättigung ihrer Rache so unermüdet, in ihren Dörfern aber so sanft und ruhig waren gewährte in der That einen sonderbaren und höchst imposanten Anblick.

Wir übergehen alle Reden, die in den vierzehn Tagen des Kongresses gehalten, können aber jene Garakonties nicht stillschweigend übergehen. Der junge Häuptling entblößte seine Schultern, erhob sich und sprach:

„Vater der bärtigen Krieger, Häuptling der Männer mit dem langen Messer[1]), höre mich an; meine Stimme tönt zu deinem Ohre. Wirst du uns anhören wollen, uns deine jungen Brüder? Ich lese in deinen Augen die Zeichen der Unzufriedenheit. Wirf sie von dir und höre mich ruhig an. Du kamst bis hierher, weil dein Tomahawk länger und stärker war, als unserer; wir jedoch haben kein Blut und kein Leben geschont; du weißt es wohl. Doch vielleicht kommt der Sieg vom großen Geist, der die Weißen schon seit langer Zeit begünstigt. Wir, deine jüngeren Brüder, ebenso gute Krieger, als die deinen, eben so tapfer, als sie, wie werfen nun den Tomahawk aus unseren Händen, um ihn dem zuzuwerfen, der über den Wolken thront, damit er darob noch seinem Willen verfüge, ihn entweder tief unter die Erde verscharre oder in die bodenlose Seeestiefe versenkt."

Garakontie reichte dem Generale den Friedenszweig, den er in der Hand hielt, und fügte noch hinzu:

„Ergreife ein Ende dieses Zweiges des Friedens und der Freundschaft und das andere wollen wir Abgesandte unseres Stammes ergreifen. Möchtest du, Häuptling der tapferen Bärtigen, verbrennen die Wigwams, zerstören die von unseren Weibern gesammelten Vorräthe, möchtest du unsere Greise und Kinder tödten, die dir nie ein Leides thaten? Wohlan denn! sie sind es, die durch meinen Mund sprechen. Unsere Krieger können dein Mitleid entbehren; sie können von der Jagd leben; aber das Alter, die Schwäche und dann die Kindheit! . . . Bei uns, wie bei den Deinen brauchen sie Ruhe und heischen Sicherheit vor Gefahren. Habe denn Mitleid mit ihnen, weil du doch schon so weit in unsere Länder drangst; Laß den Krieg enden und es beginne von diesem Augenblicke an den Frieden. Soll ich den Tomahawk einscharren? Ich habe gesprochen; sprich du jetzt!"[2])

Nachdem der General den Frieden zugestanden hatte übergaben die Wilden ihre Gefangenen und nun nahm Kiashuta, Sagamore der Senekas, das Wort:

„Vater der weißen Krieger," begann er, „wir übergeben dir hier, unserem Versprechen gemäß, dein Fleisch und Blut. Einige dieser Gefangenen, wie du sie nennst, sind uns seit langen Zeit durch theuere Bande verwandt; diese Bande werden jetzt, obwohl wir dir deine Landsleute zurückstellen, doch nicht zerrissen und wir werden unsere Pflegekinder immer als unsere Verwandten und Freunde betrachten. Wir haben für sie dieselbe Sorge, dieselbe Rücksicht getragen, als wären sie unser

[1]) Die Indianer nennen die Reiter der europäischen Armeen „Männer mit dem langen Messer", der Länge ihres Säbels halber; und die Fußgänger „Männer mit dem kurzen Messer," des Bajonettes halber.

[2]) Diese, so wie Kiashutas Rede ist, um dem Leser einen Begriff von der Beredsamkeit der Indianer zu geben, wörtlich übersetzt.

Digitized by Google

Fleisch und Blut gewesen. Hier hast du sie: frage sie, ob sie sich nicht an unserem Feuer gewärmt, ob sie nicht an unseren Kesseln gegessen ob sie nicht auf unseren Bärenhäuten gelegen haben. Sie mögen antworten! . . . Hörst du, was sie sagen? . . . So sei den nachsichtig gegen sie, denn Manche unter ihnen haben schon deine Gebräuche, ja sogar deine Sprache vergessen. Sie werden jetzt in ein Land zurückkehren, wo sie keine Freunde mehr haben und verlassen das unsere wo sie nie deren ermangelten. Was werden sie dann thun? Sie werden den Tag verwünschen, an dem du aus so weiter Ferne kamst, um uns mit Gewalt ihre Auslieferung abzupressen. Behandle sie also gut; wir beschwören dich darum: dies wird sie vielleicht vermögen, unter deinem Volke zu bleiben."

Nachdem alle Gefangenen ausgeliefert und die Friedensbedingungen festgestellt waren, beschloß der General, das Berathungsfeuer auszulöschen. Er trat also, in Folge dessen, in Begleitung seines ganzen Stabes und der Militärmusik, in den Berathungssaal, reichte hier zum letzten Male allen Häuptlingen die Hand, rauchte die letzte Friedenspfeife mit ihnen und jeder bereitete sich dann zur Rückkehr ins Vaterland vor.

Nun sah man ein eben so unerwartetes, als merkwürdiges Schauspiel. Die Wilden, die hier ihren Haß gegen die Weißen ganz außer Acht ließen, überließen sich mit überströmendem Herzen ihren Zärtlichkeiten gegen ihre Pflegekinder, die sie durch eine Reihe von Jahren lieb gewonnen hatten. Die armen Kinder, von denen schon viele ihre Muttersprache vergessen hatten, klammerten sich mit herzzerreißendem Geschrei an den Hals ihrer Pflegeältern und konnten nur mit Gewalt von ihnen gerissen werden. Moyamee war in Verzweiflung und als Custalega je dem General übergab, wagte er ihm zu sagen:

„Glaube mirs; nur dein Sieg bei Busbirun konnte mich zu dem Opfer zwingen, das ich dir heute bringe."

Aber nicht allein die Kinder beklagten die Trennung von ihrem neuen Vaterlande, auch Männer und besonders Weiber kehrten während dem Zuge der Armee wieder zu ihren Wigwams zurück.

IV

Moyamee hatte indessen umsonst unter den delawarischen Kriegern, die von ihr Abschied nahmen, Garakontie gesucht; sie erblickte ihn nicht und glaubte demnach, daß er sie der Erste verlassen habe. Der Schmerz preßte ihm das Herz zusammen und zwei bis jetzt zurückgehaltene Thränenströme entquollen ihren Augen. Der General ergriff sie bei der Hand und versuchte, sie zu trösten.

„Herr General," sprach Marie, „führen Sie mich zu meinem Vater."

„Miß Marie, Ihr Vater beauftragte mich, Sie nach Carlisle, wo ihn seine Geschäfte zurückhalten, zu führen."

„Und meine Mutter?"

„Ihre Mutter erwartet sie mit der größten Ungeduld."

„Gut, mein Herr," erwiederte Marie und ihre Thränen versiegten.

Am andern Morgen wurde das Lager aufgehoben und die Armee setzte sich auf demselben Wege, wo sie gekommen war, in Marsch. Der General, der mit der Familie Mariens verwandt war, hatte für sie die größten Aufmerksamkeiten; das junge Mädchen blieb jedoch kalt dafür, und schien in eine tiefe Melancholie versunken. Sie war freie Herrin ihrer Handlungen und so wunderte man sich nicht, sie manchmal des Abends, wenn die Armee ihr Nachtlager aufschlug, sich einige Schritte vom Lager entfernen zu sehen, um an den Ufern des Mäskinghum ihren düstern Träumereien nachzuhängen. Einen einzigen Tag entfernte sie sich nicht aus dem Lager, und zwar jenen, an dem sich die Armee der Mündung des Tuskaraway näherte. Man bemerkte auch, daß sie bloß an dem Tage ihre delawarischen Kleider abgelegt hatte, um sich europäisch zu kleiden; obwohl ihr der General schon am ersten Tage ein Paquet übergeben hatte, worin ihr ihre Eltern mehrere neue europäische Anzüge sandten.

Als sie so eines Abends an dem Ufer des Ohios saß, über den die Armee eben ging, suchte sie sich die Erinnerungen ihrer ersten Kindheit aufzufrischen und das Andenken an die Urwälder aus ihrem Gedächtnisse zu verwischen. Die Nacht begann den Fluß mit ihren düstern Schatten zu umschweben; da machte plötzlich ein sonderbarer Ausruf das Kind erbeben. Und sonderbarer Weise war dieser Ausruf weder das Brummen eines Bären, noch das Heulen eines Wolfes, noch der graufe Ton einer Nachteule, sondern bloß der einfache Ton einer Ente. Moyamee wandte sich lebhaft gegen ein kleines Gebüsch, aus dem der Tod erscholl: sie bemerkte Nichts. Sie stand traurig auf und wollte sich ins Lager zurückbegeben, als nun eine wohlbekannte Stimme an ihr Ohr klang. Sie hörte ganz deutlich das Gemurmel folgender Worte in melancholischer und monotoner Weise:

„Moyamee! wo bist du? Warum kannst du nicht die Stimme Garakonties, deines Freundes und Bruders hören?[1])

Die Schwelle deiner Thür ist also aufgehoben und dein Heerd erloschen! Mit wem soll ich jetzt reden, jetzt, da du nicht mehr bei mir bist, um meine Worte zu hören? Kann meine Stimme bis zu dir dringen und deine, wie jene des Echos, bis zu mir gelangen? . . . Ich horche . . . und höre Nichts, als das klagende Rauschen des Windes, der meine Klagen auf seinen Schwingen mit sich führt. Ich will mich aber doch mit der Freundin unterhalten, die in meinen Gedanken lebt und deren Bildniß der Augen meines Geistes immerwährend vorschwebt. Ich will also mit dir in mir reden, weil dich das Lager der Weißen, gleich der dichten Wand eines Berges, meinem Blicke verbirgt und obwohl deine Entfernung, gleich dem Forste des Winters, meinen Mund geschlossen hat. —

Moyamee! wo bist du? Warum kannst du nicht die Stimme Garakonties, deines Freundes und Bruders hören? —

Wenn ich an dich denke, so streckt sich mein Arm aus, meine Hand öffnet sich, um der Deinen zu begegnen und sie zu drücken; doch ach! ich greife nur nach dem Winde, der zwischen meinen Fingern durchschlüpft. Während der Helle

[1]) Wörtliche Übersetzung von dem Klagelied eines lebenden Indianers.

Digitized by Google

des Tages suche ich dich und finde dich nicht mehr; dein Schatten hat mich verlassen. Während dem Schweigen der Nächte denkt meine Seele an dich und gibt nur, gleich dem Wasserspiegel, dein Bildniß zurück. — Unglücklich und traurig, wie ich bin, erreichen meine Pfeile das Wild nicht: Der Fisch plätschert lustig vorbei und sieht nicht mehr nach der Angel Garakonties, Ich schleiche Tag und Nacht ums Lager herum und sehe es nicht; ich sehe Nichts, als dich neben mir an den Rosenstöcken sitzen; ich spreche zu dir und du hörst mich nicht! —

Moyamee! wo bist du, warum kannst du nicht die Stimme Garakonties deines Freundes und Bruders hören?—

Mein Gesicht ist seit deiner Abreise finster wie das Wasser, das unter schwarzen Tannen dahin rollt; mein Geist verirrt sich inmitten der Finsterniß meiner Gedanken, gleichwie sich der Jäger in den dunklen Wäldern verirrt; das Schweigen schließt meinen Mund, meine Ohren erkennen nicht mehr den Gesang des Vogels und meine Augen blicken, ohne zu sehen. Erinnerst du dich, wie glücklich wir waren! Wann bringst du mir die Fröhlichkeit zurück, die mit dir ging? Wann kömmst du, die Dornen von meinem Pfade zu nehmen und den Unglückswind zu verjagen, den ich seitdem überall treffe? Wenn ich aufs Wasser gehe, kann ich nicht mehr mein Kanot lenken; entzünde ich das Feuer auf meinem Heerde, so gibt es mir Rauch und keine Flamme; schwinge ich den Tomahawk, um den Baum zu fällen, so fällt er vor dem Baume nieder. Nun verließ ich meinen Wigwam, um dir Geliebte, zu folgen; die Würmer der Erde und Vögel der Nacht haben sich darin die Wohnung gebaut. Und kann ich dich, o Moyamee, nicht finden, so wird mein Leben, gleich dem saftlosen Stamme, verdorren, meine Seele nach dem Osten gehen, und meine nackten Gebeine werden dann im Wind und Regen bleichen. —

O Moyamee! Im Onaslande hörst du dann nicht mehr die Stimme Garakonties, deines Bruders, deines Freundes!"

Hier verstummte der Gesang. Das Mädchen verharrte noch einige Augenblicke in einem nachdenklichen Schweigen. Plötzlich streich sie mit der Hand über die Stirn, schüttelte die goldenen Locken im Abendwinde und begann leise zu singen:

„Moyamee ist hier und sitzet unter der thränenden Weide; sie verstand die Stimme Garakonties, ihres Freundes und Bruders."

Nun stürzte der junge Mann aus seinem Versteck hervor, ergriff ihre Hand, die er mit Thränen benetzte; zog sich jedoch gleich wieder drei Schritte von ihr zurück, als schämte er sich einer Vertraulichkeit, die ein Wilder sich nur mit seiner Frau erlaubt. Was sich die jungen Leute Alles sagten, ich weiß es nicht; es genüge zu wissen, daß Marie nach diesem Zwiegespräch viel lustiger ins Lager zurückkehrte und daß ein geübter Blick sowohl auf seiner, als auf ihrer Stirn alle Merkmale eines gefaßten Entschlußes hätte sehen können.

Am anderen Morgen ging die Armee über den Ohio und hier nahmen die Wilden, die ihre Pflegekinder noch bis hieher geleitet hatten, um sie von den Ergebnissen ihrer Jagd zu ernähren, den letzten, rührenden Abschied und empfahlen sie, mit Thränen im Auge, der Güte und dem Wohlwollen der Offiziere und Soldaten. Hier kam man schon ins Gebiet der Pensylvanier und es war beinahe gewiß, daß, wenn die Wilden es gewagt hätten, dieses Gebiet zu betreten, die Colonisten aus Rache Alle ermordet hätten. Und doch verweigerte ein junger Delaware geradezu seine Trennung von der Armee, als der General Bouquet sie befahl und selbst die Vorstellung der Gefahren, denen er sich durch seine Tollkühnheit aussetzte, erschütterten seinen einmal gefaßten Entschluß nicht. Er folgte auch in der That bis zum Fort Pitt, wurde aber selten gesehen, weil er meistentheils an den Flügeln der Armee, durch Wälder und wüste Steppen schritt. Wenn man ihm zufällig traf und fragte, warum er sich solchen Gefahren aussetze, so antwortete er: „Ich habe Nichts zu fürchten; mich lehrte ein weißer Geist, den ich am Ufer des Muskinghums traf, der Ockimaw der Christen anbeten und jetzt glaube ich, daß dies weiße Weib dem rothen Manne gleich stehe."

Niemand verstand diese sonderbare Antwort und man begnügte sich damit, ihn für einen Narren zu halten.

Nach einem vierzehntägigen, mühesamen Marsche, kam man in Pittsburg an; hier sollte die Armee einige Zeit rasten. Eine große Anzahl reicher und angesehener Colonisten hatte sich in diese aufblühende Stadt begeben, um hier dem Sieger bei Bushyrum Glück zu wünschen und der General, beschloß dafür, ihnen ein Festmahl zu geben, bei dem die reizende Marie die Honneurs machen sollte. Alle Gäste waren bereits in dem festlich geschmückten Saale versammelt und man erwartete nur noch die junge Miß, als plötzlich eine der sonderbarsten Scenen die Aufmerksamkeit fesselte. Die Saalthür öffnete sich und herein traten drei bizarre Personen, alle drei in indianischem Costüme. Die eine war ein Greis; die andere ein junger Krieger. Beide hatten Adlerfedern in ihren Ohren und bezeugten dadurch ihren Charakter, als Häuptlinge; ihr Gesicht war bizarr mit weißer und Zinnoberfarbe bemalt; reichliches Glasgeschmeide deckte ihre Brust und in ihrem Gürtel hing auf der einen Seite das Skalpirmesser und auf der anderen der Tomahawk mit der leuchtenden und scharfen Stahlschneide. Der jüngere trug in seiner Hand einen trockenen Holzscheit, mit glimmendem Ende.

Der Alte führte ein wildes Mädchen an der Hand, dessen reiches indisches Kostüme mit einer gewissen Grazie die üppigen Glieder umfluthete; auf ihrem Kopfe wiegte sich eine herrliche rothe Feder und ihr Gesicht strotzte von rothen, gelben und weißen Linien, die die Figuren von Blumen und Vögeln bildeten.

Anfangs erkannte Niemand die unerwarteten Gäste; als der General ihnen aber um einen Schritt näher trat, prallte er vor Erstaunen zurück und schrie:

„Wie, Miß Marie! Was soll das bedeuten?"

Jetzt schritt das junge Mädchen mit festem majestätischem Schritte bis in die Mitte des Saales vor, streckte gegen den General den Arm aus und sprach:

„General Bouquet, ich heiße nicht mehr Marie, sondern Kerry Moyamee. Hier, auf dem Gebiete Pensylvaniens, stehe ich nicht mehr unter deinem Befehl; ich bin frei, wie

Digitized by Google

du; denn ich habe gestern das von eueren Gesetzen bestimmte Alter der Mündigkeit erreicht. Öffne also deine Ohren, um die Wahrheit zu hören; denn ich will jetzt, wo ich meinem alten Vaterlande auf ewig entsage, wie ein ächtes delawarisches Mädchen zu dir reden. Ich hatte einen weißen Vater; ich suchte ihn unter euch; wo ist er? — Weiß er doch, daß sein Kind hier, einige Meilen von seinem Aufenthaltsorte weilt: wo blieb er? — Ich sah ihn nicht. Wo ist mein weißer Bruder? — Er ist nicht da, er fürchtete, seine Füße in den Klüften der Alleghanys zu verwunden.. Wo ist meine Mutter? Ich weiß es nicht. Ich sehe auf der Seite Pensylvaniens kein Herz, das Marie liebevoll entgegen schlüge. Ich wende mich um und blicke hinter mich, auf die Seite des Muskinghums: hier sehe ich den weisen Kustaloga, meinen Pflegevater; den tapferen Garakontin, meinen Bruder, meinen Freund. Beide folgten dem Kinde ihres Herzens bei Nacht durch tiefe Moräste, am Morgen durch dichte Wälder, am Tage in der Sonnengluth, baarfuß einherscheeilend, auf der thaugetränkten Erde lagernd, durch Seen und Ströme schwimmend, in immerwährendem Kampfe mit den wilden Thieren der Wälder und unter steter Gewärtigung eines Messerstichs oder Karabiners eines Colonisten. Was sagst du dazu, General? Sprich, ich höre dich an ... Du antwortest nicht — ich fahre also fort; doch blick' früher her . . ."

Sie gab Garakontin ein Zeichen; dieser reichte ihr den glimmenden Scheit hin; sie blies dreimal darauf; dann legte Custaloga die Hand des jungen Mädchens in jene des jungen Kriegers und nun fuhr Moyamee fort:

„Jetzt spreche ich als delawarisches Weib,* denn ich habe drei Mal auf den Feuerbrand geblasen. Du hast gesiegt, General, und zwar nicht weil du tapferer, als unsere Krieger bist, sondern, weil deine Waffen besser als die ihren waren und weil du Männer mit langen Messern hattest. Unser Volk hat eure Gränzen verheert, weil diese Länder sein Eigenthum sind; es hat einige euerer Forts zerstört, weil Ihr euch durch sie ihres Handels bemächtigen wolltet. Wenn du sagst, daß sie Unrecht haben, so antworte ich dir, daß schon ihre Ahnen auf diesem Boden geboren wurden, daß *sie* da jagten, und dieses Lande schon lange vor der Ankunft der deinen besaßen. Deine Uebarmacher haben Frieden und Ruhe nöthig, um sich von ihren Verlusten zu erholen; wohlan! sie sollen Beides haben, wenn du von unseren Leuten Nichts verlangst, was sie demüthigt. Du kennst sie ohne Zweifel; eine der Bedingungen des Friedens von Tuskaraway ist, alle *Gefangenen* auszuliefern: weißt du nicht, daß sie keine haben und daß die Weißen, die unter ihnen leben, ihre Verwandten oder Freunde sind? Ich wurde vor 8 Jahren gefangen und lebte seit der Zeit glücklich. Wenn du mich, trotz eueren Gesetzen zwingst, dir zu folgen, so kehre ich doch, sobald sich die Gelegenheit dazu darbieten wird, zu meinen Brüdern zurück. Dies ist mein fester Vorsatz. Es sei deine Sorge zu dem Ruhme, den du durch die Gewalt der Waffen errangst, noch den der Menschlichkeit hinzuzufügen; sei also, weil jener unser Glück zerstörte, durch diesen großmüthig genug, mir die Erlaubniß zur Rückehr in die Dörfer meiner Freunde zu geben."

Erstaunt über diese seltsame Kühnheit Mariens und das, was sie verlangte, glaubte der General nicht nur seine Offizire, sonder auch einige Rechtsgelehrte befragen zu müssen, die sich gerade in Pittsbueg befanden. Alle Offiziere stimmten darin überein, daß jeder Herr seines Schicksals wäre und das Glück suchen könne, wo es ihm beliebe. Die Rechtsgelehrten bestättigten diese Meinung, indem sie sie nach den Gesetzen für ganz richtig befanden. Der General ergab sich also galant darein und am andern Morgen kehrte Custaloga, Garakontin und Moyamee in ihre Wigmams zurück. Eine Eskorte geleitete sie an die Gränze, um sie vor jeder Mißhandlung von Seiten der Colonisten zu bewahren und so hörte man niemehr Etwas in Philadelphia von dem jungen hochherzigen Mädchen, das ihre alte Heimath verließ, um sich einen neuen, selbst gewählten Leben in die Arme zu werfen.

Licht- und Schattenseiten des Lebens.

Interessante Begebenheiten.

Das erste Vergehen. In dem Speisezimmer meines Schulfreundes Stephan hatte sich eine ausgewählte Gesellschaft versammelt, um seinen Geburtstag zu feiern, und eine lebhafte Unterhaltung war darüber begonnen worden, ob der erste Fehltritt mit Strenge oder mit Nachsicht bestraft werden müsse. Die Meinungen waren verschieden, und man brachte von beiden Seiten Gründe zur Vertheidigung vor. Die Mehrzahl indeß neigte sich zu der Ansicht, „alle Laster müssen im Keime erstickt werden," als ein gefühlvoller alter Herr ausrief: „Was dies betrifft, so meine ich, daß mehr junge Leute für die Gesellschaft verloren sind durch hartherzige Bestrafung ihres ersten Vergehens, als durch das entgegengesetzte System. Nicht, daß ich auch den geringsten Abweg von der Tugend, weder in Wort noch in That, unbeachtet lassen möchte: dies wäre eine verderbliche Milde; allein auf der andern Seite möchte ich auch keineswegs ein Vergehen mit Strenge bestrafen, das vielleicht nur begangen wurde, weil die Gelegenheit zur Versuchung gegeben war, und diese Gelegenheit von uns selbst bedachtlos herbeigeführt wurde. Zum Beispiel: Eine Frau nimmt ein Mädchen in Dienst; das junge Kind ist bisher immer brav gewesen, und es ist zum ersten Mal, daß sie bei fremden Leuten wohnt. Ihre Herrschaft, ohne daran zu denken, daß sie ihr Nebengeschöpf dadurch einer beständigen Versuchung aussetzt, ist gewohnt, in ihrer gewöhnlichen Stube kleine Geldsummen, gemeiniglich Kupfergeld, liegen

*) Diese Rede wurde wörtlich von einer Irländerin gehalten, die sich seit eilf Jahren in der Gefangenschaft der Wilden befunden, dort geheirathet hatte und dann nicht mehr in ihre Kolonie zurückkehren wollte.

Digitized by Google

zu lassen. Nach einiger Zeit entdeckt sie, daß an diesem Gelde zuweilen etwas fehle, und ihr Verdacht fällt auf das Mädchen, welches jeden Morgen das Zimmer reinigen muß. Indessen will sich die Frau vorher recht überzeugen, ehe sie ihre Klage ausspricht. Sie zählt nun das Geld sorgfältig am Abend vorher, und am nächsten Morgen ist ein Theil davon verschwunden; Niemand ist im Zimmer gewesen außer dem Mädchen, folglich ist dessen Schuld erwiesen. Wohl, was thut nun die Gebieterin? Sie jagt das Mädchen augenblicks aus dem Hause, kann ihm kein Zeugniß geben, erzählt allen ihren Bekannten, wie schrecklich sie hintergangen wurde, behauptet, daß man von Dienstboten nichts als Undankbarkeit zu erwarten habe, klagt über die Gesunkenheit der menschlichen Natur u. s. w.; was ihr aber nicht im Traume einfällt, ist, sich selbst anzuklagen, wegen ihrer gottlosen — ja, ich sage: gottlosen Unbedachtsamkeit, ein junges, unwissendes Kind, beständig der Versuchung auszusetzen, ein armes Wesen, dessen Geist, wenn nicht in gänzliche Finsterniß, doch verhüllt ist in jene Dämmerung der Erkenntniß, wo es nur undeutlich Recht von Unrecht unterscheidet. Auf welcher Seite" — fuhr der Redner wärmer werdend fort — „auf welcher Seite, — frage ich, ist die Sünde, wenn das Mädchen in die tiefste Tiefe des Lasters und Elends versinkt? Nun, ich denke auf Seiten Jener, welche, nachdem sie ihr Versuchung mitten in den Weg gelegt, die Schuldige in die mitleidlose Welt stößt, beraubt des Einzigen, was zu einer ehrlichen Stellung verhelfen kann, des guten Rufes nämlich, und dieß ohne einen Versuch, sie zu bessern — ohne ihr die geringste Gelegenheit zu geben, das Vergangene wieder gut zu machen und durch zukünftige gute Aufführung das Zutrauen ihres Brotherrn wieder zu gewinnen."

„In dem, was Sie sagen, ist, wie ich fürchte, nur zu viel Wahrheit," bemerkte unser wohlwollender Wirth, der bisher keinen Antheil am Gespräche genommen hatte, „und Ihre Vorstellung erinnert mich an ein Begegniß in meiner frühen Lebenszeit, das ich hier erzählen will, da es dazu dienen kann, den angeregten Gegenstand zu erläutern." Man wurde allgemein aufmerksam; denn es war überall bekannt, daß kein Fabrikherr in der Stadt L. von so vielen alten und treuen Dienern umgeben war, als unser Freund Stephan.

„Im Anfange meiner geschäftlichen Laufbahn," sagte er, „engagirte ich einen jungen Mann für meine Handlung als Gehilfen, und verwandte denselben zuerst nur zu Dienstleistungen solcher Art, welche ihm so wenig als möglich der Verantwortlichkeit aussetzten. Dies hatte ich mir als Regel bei der Aufnahme eines neuen Handlungsdieners festgestellt. Der junge Mann, den ich „Schmidt" nennen will, war von guter Familie. Er hatte seinen Vater verloren, und Mutter wie Schwester waren gewissermaßen von ihm abhängig. Kurze Zeit nachher, als er in mein Geschäft getreten, traf es sich, daß mein vertrautester Gehilfe, dessen Amt war, für die Auszahlung des Arbeitslohnes von der Bank Geld in Empfang zu nehmen, durch einen unvorhergesehenen Umstand selbst verhindert wurde, und die verlangte Summe durch Schmidt überreichen ließ. Mein Vertrauen in die Redlichkeit meines Hauptgehilfen, der lange im Hause war, war so fest, daß ich gewöhnlich das Geld, welches er mir brachte, nicht genau nachzählte; da es jedoch diesmal durch andere Hände gegangen war, so glaubte ich hierzu verpflichtet zu sein. Deßhalb rief ich Schmidt, als er eben meine Stube verlassen wollte, nach, er möchte einige Augenblicke warten, und fing an nachzusehen, ob die Summe richtig war. Wie groß war meine Überraschung und mein Erstaunen, als ich fand, daß bedeutend an der Summe fehlte!"

„Von wem," sagte ich, „erhielten Sie das Geld?" — Von „Herrn..." erwiederte er und nannte den Namen meines Hauptgehilfen. „Sonderbar!" rief ich, und sah ihn dabei scharf an, „aber dies Geld stimmt nicht, und es ist zum ersten Mal, daß dieß der Fall ist." — Er verlor die Fassung und senkte sein Auge vor dem meinigen nieder; doch antwortete er mit edlicher Festigkeit: „daß er die Summe so erhalten habe."

„Umsonst," entgegnete ich, „umsonst wäre es, versuchen zu wollen, mich zu täuschen, oder den Verdacht auf Jemandem zu lenken, dessen Ehrenfestigkeit so wohl bekannt ist. Nun bin ich vollkommen überzeugt, daß Sie das Geld genommen haben, und daß dasselbe in diesem Augenblicke in Ihren Händen ist, und ich denke, daß genügende Beweise gegen Sie vorliegen, um eine unmittelbare Fortschickung aus meinem Dienste zu rechtfertigen. Doch Sie sind noch ein sehr junger Mann, Ihre Aufführung war, wie ich glaube, bisher ganz löblich, und ich bin geneigt Ihnen Gelegenheit zu geben, das Vergangene wieder gut zu machen. Die Sache soll unter uns Beiden verschwiegen bleiben. Gestehen sie deshalb offenherzig den Fehler, dessen Sie sich schuldig gemacht haben, ersetzen Sie, was Sie sich so unredlich angeeignet, streben Sie darnach, durch zukünftige gute Aufführung mein Vertrauen und meine Achtung wieder zu gewinnen, und das Geschehene soll Ihnen kein Leid bringen." Der arme Mann war tief ergriffen. Mit schluchzender Stimme und großer Bewegung gestand er seine Schuld ein, und erklärte, daß er so oft gesehen habe, wie ich das Geld angenommen, ohne es nachzuzählen, und ihm deshalb der Gedanke durch den Sinn gelegen sei, daß er dieser Versuchung zwar widerstanden, aber zuletzt unterlegen sei ꝛc. „Ich kann nicht ausdrücken", schloß er „wie tief mich ihre Schonung rührt, und die Zeit allein vermag zu zeigen, daß sie nicht unrecht angewandt ist." Dann verließ er mich, um wieder an seine Beschäftigung zu gehen.

„Tage, Wochen und Monate vergingen, während ich mit größter Sorgfalt ihn beobachtete, indeß mich wohl hütete, ihn meine Überwachung merken zu lassen. Zu meiner Zufriedenheit fand ich, daß meine Handlungsweise sich rechtfertigte; denn mit äußerster Pünktlichkeit und Aufmerksamkeit erfüllte er die ihm aufgetragenen Pflichten, und dies, ohne je Mißvergnügen zu zeigen, da er von jener Zeit an bemerkenswerth ruhig und bescheiden geworden war. Zuletzt, nachdem sein Benehmen unveränderlich die größte Offenherzigkeit und Aufrichtigkeit gezeigt, war mein Vertrauen zu ihm in solchem Maße wieder hergestellt, daß ich ihn bei Erledigung eines Postens, der verantwortlicher und einträglicher als sein bisheriger war, zu demselben beförderte; und nirgends hatte ich irgendwie Grund, mein Verfahren zu bereuen. Nicht allein, daß mich die Betrachtung erfreute, ich habe aller Wahrscheinlichkeit nach einen Nebenmenschen von fortgesetzter Lasterhaftigkeit und Elend gerettet und ihm Gelegenheit geboten, ein achtenswerthes und nützliches Mitglied der Gesellschaft zu werden, sondern ich hatte mir auch einen unermüdlichen Diener, einen treuen und beständigen Freund erworben. Jahre lang arbeitete er bei mir mit größter Treue und Ergebenheit. Sein strenger, ja, ängstlich gewissenhafter Charakter war so bekannt, daß unter seinen Freunden das Sprichwort gebräuchlich war: so ehrlich wie Schmidt.

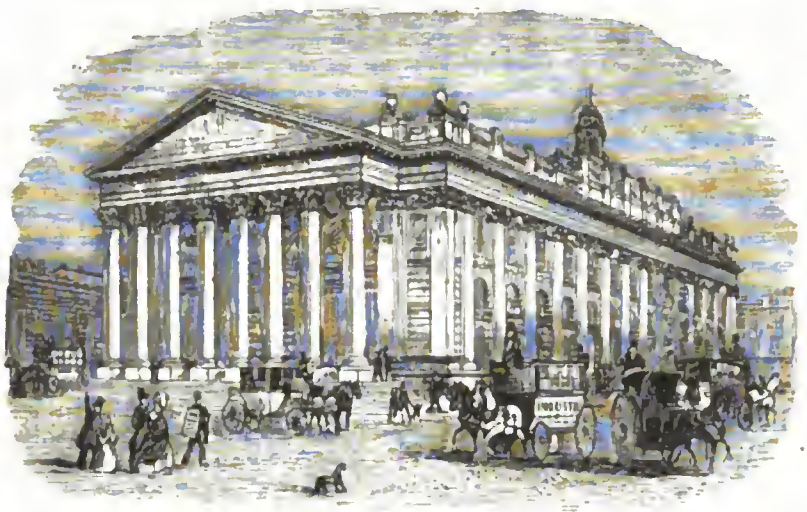
Eines Morgens vermißte ich ihn an seiner gewöhnlichen Stelle, und erfuhr auf meine Nachfrage, daß er wegen Unwohlseins zu Hause geblieben sei. Einige Tage verstrichen, und noch blieb er abwesend; ich ging in sein Haus, um mich zu erkundigen und fand die Familie seinetwegen in großer Bestürzung. Der Kranke war von einem bösartigen Fieber ergriffen. Wie mir seine Frau (er war seit einiger Zeit verheirathet) erzählte, hatte er von Beginn der Krankheit an in einem Zustande gänzlicher Bewußtlosigkeit gelegen, aus welcher er sich nur erhob, um in Fieberphantasien zu verfallen, so daß der Arzt an seiner Wiederherstellung zweifelte. Einige Tage verharrte er in diesem Zustande; endlich erhielt ich eine Botschaft, die mich zu ihm rief, weil der Kranke gewünscht habe, mich zu sprechen. Frau Schmidt bat mich, sobald als möglich zu kommen, da sie fürchte, ihr Mann sei dem Tode nahe. Augenblicklich folgte ich ihrer Aufforderung.

Beim Eintritte in die Kammer fand ich die ganze Familie versammelt, um Abschied von ihm zu nehmen, den sie so zärtlich geliebt. Kaum aber gewahrte er mich, so winkte er mir, in seine Nähe zu kommen, faßte meine Hand in seine beiden, heftete seinen sterbenden Blick auf mich und sprach: „Mein theurer Herr, mein bester Freund auf Erden! ich habe zu Ihnen geschickt, damit Sie den Dank und den Segen eines Sterbenden erhalten für all das Liebe, was Sie mir erzeugten. Ihrer Großmuth und Gnade verdanke ichs, daß ich mit Ehren lebte und nun beweint und glücklich sterbe. Ihnen schulde ichs, daß ich meinen Kindern einen Namen hinterlasse, der nicht von Verbrechen beschmutzt ist; daß in älteren Jahren ihre Wangen nicht roth zu werden brauchen aus Scham bei der Erinnerung an ihren Vater. „O Gott!" sprach er weiter, „Du, der gesagt hat, selig sind die Barmherzigen, segne ihn! Nach dem Maaße wie er Andern gemessen, so gib ihm." Darauf wandte er sich zu seiner Familie und sagte: „Ich überlasse euch der Fürsorge des Himmels und dem Schutze meines theuern Herrn, der euch, wie ich überzeugt bin, ein Freund sein wird, so wie er es mir gewesen." — Dieser Augenblick — schloß der alte freundliche Mann, und sah mit nassen Augen sich im Kreise um — war einer der glücklichsten meines Lebens, obwohl er von Gram nicht ungetrübt war. Als ich

Digitized by Google

am Bette des sterbenden Mannes stand und auf seine Kinder blickte, die tugendhaft aufwuchsen, geachtet und geehrt; als ich sein Weib ansah, welches obwohl von Trauer erfüllt wegen des Verlustes eines zärtlich geliebten Mannes, dennoch nicht hoffnungslos der Zukunft entgegenharrte; als ich den Dankeserziessungen lauschte, und gewahrte, wie ruhig der Mann den Todesstreich empfing und auf die Gnade Gottes vertraute: — da erfüllte mich ein ganz unbeschreibliches Gefühl. Es ist uns gesagt worden, daß mehr Freude bei den Engeln im Himmel ist über einen Sünder, der Buße thut, denn über neun und neunzig Gerechte; — mit diesen Gedanken schloß ich die Augen des armen Schmidt. — Meine Freunde, ich bin ein alter Mann. Während eines langen Geschäftslaufes hatte ich vielfach Gelegenheit, Charaktere aller Art kennen zu lernen, aber niemals fand ich mich bewogen, von dem Grundsatze abzuweichen: „Gerechtigkeit mit Milde zu üben." — So lautete die Erzählung unseres Freundes, die treu aus dem Leben gegriffen war.

Industrielle Interessen.



Die neue königliche Börse in London. Dieses ungeheure, großartige Gebäude, das dieser Tage eröffnet wurde und ein Prachtwerk der neueren Baukunst ist, liefert den Beweis, welche Riesenfortschritte diese Kunst hinsichtlich der Schnelligkeit in der Ausführung gemacht hat. Ein Bau, der noch im vorigen Jahrhundert wenigstens 30 Jahre gebraucht hätte, wurde in dem unglaublich kurzen Zeitraume von drei Jahren vollendet (von 1841—1844). Es entsteht nun, wie billig, die Frage, ob dieser Fortschritt ein wirklicher sei, ob er zur Vollendung oder zum Verfalle der Kunst führe. Sonst nahm man die Zeit zum Bundesgenossen und Mitarbeiter und die Zeit ging schonend an ihrem eigenen Werke vorüber. Darum stehen die Pyramiden, die Colisäen und Aquäducte noch. Jetzt behandelt man die Zeit als einen Feind, als eine lästige Bedingung, die man auf jede Weise los werden und durch Surrogate ersetzen muß. Wird sie sich für diese Vernachlässigung nicht rächen? Dem Berichte zu Folge, den der Baumeister Herr Tite an das Baukomité eingesandt hat, ist auf den Wechsel der Jahreszeiten und auf die Witterung keine Rücksicht genommen worden, bloß an sehr regnerischen Tagen wurde mit der äußern Arbeit inne gehalten. Erwähnenswerth und der Nachahmung würdig ist es, daß vor dem Beginne des Baues ein Fond errichtet wurde, um die Verunglückenden oder ihre Familien unterstützen zu können.

Damen-Bibliothek.

Ein Opfer falschen Ehrgeizes und verfehlter Erziehung. Pariser Blätter erzählen folgenden Vorfall zur Warnung für Eltern, die ihren Kindern eine Erziehung zu Theil werden lassen, welche mit deren einstigem Lebensberufe in keinem Verhältnisse steht. — Heloise N. . . ., Tochter eines Maurers, war schon früh von ihrem Vater einer Erziehungs-Anstalt übergeben worden. Um sie dort zu erhalten, war derselbe genöthigt, sich selbst oft das Nothwendigste zu entziehen. Als ihre Erziehung vollendet war, schied Heloise aus der Anstalt, und nahm in Ermangelung eines Bessern, die Stelle einer Buchführerin in einem Modegeschäfte an; eine Beschäftigung, die dem jungen Mädchen, das mit Kindern aus den reichsten Familien seine Erziehung erhalten hatte, durchaus nicht behagte. Sie verließ das Magazin und miethete sich im Hotel Beady, ohne Wissen ihres Vaters, ein elegantes Gemach, wo man sie nach zwei Tagen durch Kohlendampf erstickt fand. Ein an ihren Vater gerichtetes Schreiben enthielt diese Worte: „Mein Vater! Weshalb bist du ein Maurer? . . Dieser Gedanke gibt mir den Tod. Ich kann mich nicht entschließen, den Leuten, mit denen ich bisher gelebt, zu sagen: „Mein Vater ist ein Maurer!" Mit weniger Selbstliebe begabt, wäre ich verloren gewesen. Ich ziehe es vor zu sterben! . . . Dank meinem Gott, der mir die Kraft dazu verleiht. Lebe wohl!"

Ein weibliches Ungeheuer Die Assisen von Bourbon-Vendee haben sieben Sitzungen den Verhandlungen eines Vergiftungsprozesses gewidmet, der vielleicht zu den merkwürdigsten und unerhörtesten dieser Gattung zu zählen ist. Rosa Pilleniere hatte im Alter von 17 Jahren einen reichen Landbauer aus der Umgegend, Louis Retourier mit Namen, geheirathet. Bald erregte die schamlose Aufführung der jungen Frau allgemeines Aergerniß im Lande und oft hörte man sie in Anfällen der Wuth und des Hasses, die heftigsten Todesdrohungen gegen ihren Mann ausstoßen. Im Jahre 1839 wurde Louis Retourier, in Folge eines lebhaften Zwistes mit seiner Frau, krank, und drei Wochen später hauchte er unter fürchterlichen Qualen sein Leben aus. Es verbreiteten sich zwar Gerüchte, welche laut die Frau des Mordes anschuldigten, allein die Behörde, nachdem sie die Ärzte befragt, glaubte auf eine weitere Verfolgung nicht eingehen zu können. Rosa Pilleniere zögerte nicht, sich bald nach dem Tode ihres Mannes mit Pierre Chabot, ihrem Knechte, mit dem sie schon bei Lebzeiten ihres Gatten in verbrecherischem Umgange gelebt, wieder zu verheirathen. Diese Ehe war übrigens nicht glücklicher, als die erste. Die Frau setzte ihre frühere ungezügelte Lebensweise fort und wurde von ihrer Familie deshalb förmlich verstoßen. Damals erhob sich von Neuem die öffentliche Stimme, um Rosa Pilleniere der Vergiftung ihrer eigenen Mutter anzuklagen, welche, nachdem sie zu Abend gegessen, plötzlich von heftiger Kolik und Erbrechen überfallen wurde. Angelika Billaud, eine Magd Rosa's, von der Gerichtsbehörde befragt, gestand, auf Befehl ihrer Herrin eine weißliche Flüssigkeit in die Schale der Wirthe, Pilleniere, der Mutter Rosa's, geschüttet zu haben. Die weiter angestellte Untersuchung ergab, daß Rosa Pilleniere versucht hatte, einen Stiftsherrn von Luwe, Herrn Beisseau, zu vergiften, um der Zahlung einer Leibrente, zu welcher sie verpflichtet war, überhoben zu sein. Diese beide Verbrechen mußten nothwendig den Verdacht, welcher sich bei dem seltsamen Tode Louis Returiee's erhoben, wieder rege machen. Die Untersuchung führte in der That auf viele Indizien, welche nur zu sehr geeignet waren, die umlaufenden Gerüchte zu bewahrheiten. Ein viertes Verbrechen sollte die furchtbare Anklage vervollständigen. Martine Chabot, ein Kind von zwei Jahren, aus der zweiten Ehe Rosa's entsprossen, war inmitten der schrecklichsten Schmerzen gestorben, während denen es oft schreiend zu trinken begehrte. Taub gegen die Leiden und Schmerzensschreie ihres Kindes

Digitized by Google

hatte man die Nahestehenden ausrufen hören: „Will die Bestie denn noch nicht krepiren?“ Die Gerichtsbehörde befahl die Ausgrabung der Leichname von Louis Remuriez und Martin Chabot. Diese Maßregel erfahrend, beeilte sich die Angeklagte, die Erklärung abzugeben, daß sie in einem Augenblicke des Zornes, eine Erbse groß Arsenik in die Suppe ihres Mannes geschüttet, welcher, wie sie hinzusetzte, ein Trunkenbold und gemeiner Kerl gewesen sey. Später gestand sie auch ihre Vergiftungsversuche in Beziehung auf ihre Mutter und den Stiftsherrn Boisseau, leugnete jedoch beharrlich die Vergiftung ihres Kindes. In dem öffentlichen Verhöre nahm aber die Angeklagte ihre sämmtlichen Aussagen zurück, welche ihr, wie sie sagte, durch die Furcht, der Leichenschau beiwohnen zu müssen, entrissen worden seien. Was die Magd, Angelika Billaud, anlangt, welche eigentlich als Haupt-Angeklagte in dem Prozesse figurirt, so zeigte sie während der ganzen Verhandlungen eine außerordentliche Theilnahmlosigkeit. Die, um den Verhandlungen beizuwohnen, herzugeströmten Damen mußten auf Befehl des Präsidenten und in Folge des letzten Cirkularschreibens des Siegelbewahrers, den Saal verlassen. Die Aerzte und Chemiker Flandin und Olivier (von Angers), zu den Verhandlungen gezogen, gaben sehr unbestimmte Erklärungen ab, da sie, bei der langen Zeit, die seit dem Begräbnisse der Leichname verflossen war, und bei der arsenikalischen Beschaffenheit des Bodens der Begräbnißstätte, keine unbedingte Meinung aussprechen konnten. Die Jury hat die Magd freigesprochen, dagegen Rosa Pilleniere als schuldig erklärt. Der Gerichtshof verurtheilte dieselbe, mit Berücksichtigung mildernder Umstände (!) zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe.

Naturhistorische Novitäten.

Ein Hecht. Im Klosterreiche zu Altenburg wurde vor Kurzem ein alter Hecht gefangen, der 22 Pfund weg, 9 Fuß lang war, und eine Ente, zwei andere Vögel (?) und eine Menge Krebse im Magen hatte.

Zur Seelenkunde der Thiere. Als Beitrag zur Seelenkunde der Thiere theilt Jemand im „allgemeinen Anzeiger der Deutschen“ Folgendes mit: „Vor mehreren Jahren lebte in Bergliebenau bei Merseburg ein Einwohner, Namens Müller, der sich einen weißen Spitz zum Liebling erwählt hatte. Eines Tages war ich in dem Müller'schen Hause zum Mittagessen, und hatte Gelegenheit Folgendes zu beobachten:

Nach vollendeter Mahlzeit wurde dem Spitz sein Antheil auf einem Teller in die Hausflur gesetzt. Sogleich kam auch eine ziemliche Zahl Hühner aus dem Hofe herbei, um von dem Teller zu nehmen, aber Spitz machte kurzen Prozeß und jagte sie im Nu zum Hause hinaus. Nur eine Henne blieb ungeachtet des bellenden und beißigen Wesens des Hundes, ruhig im Hause stehen, ging, nachdem die ungebetenen Gäste abgewiesen waren, ruhig an den Teller und verzehrte gesellschaftlich mit dem Spitz das Vorgesetzte. Ich wunderte mich über diese Erscheinung und fragte den Hausherrn, woher es komme, daß der Spitz gerade dieser einen Henne so gewogen sich zeige? „„Warten sie nur,““ war die Antwort, „„es wird sich gleich erklären.““ Nachdem von Hund und Henne Alles verzehrt war, begab sich der Spitz in die Stube und legte sich in sein Lager hinter dem Ofen zur Ruhe. Sogleich hinterdrein kam seine Tischgenossin, suchte und hackte überall an dem Spitz herum und reinigte ihn von den unbequemen Insekten, womit Hunde gewöhnlich belastet sind, und Spitz ließ sich das ruhig gefallen. Dieses Spiel trieben diese beiden Thiere alle Mittage und gaben dadurch einen Beweis gegenseitiger Erkenntlichkeit. Ich konnte nicht erfahren, wer den Anfang gemacht hatte mit dieser Dienstleistung, ob Spitz oder Henne; aber merkwürdig bleiben solche Erscheinungen dem Naturbeobachter immer, da sie Winke in das Innere der Thierwelt geben.“ —

Die Rieseneisscholle. Die Brigg Prudence Louises hatte am 25. Dezember 1837 Livorno verlassen um nach einer der Azorischen Inseln, von dort nach Alhufeira, einer Stadt an der Westküste von Portugal, zu segeln, und war nach Oporto gekommen, um einigen erlittenen Seeschaden auszubessern. Einer der Passagiere erzählte dort, und nach ihm die Zeitung von Oporto, Folgendes: „Die Fahrt des Schiffs von Livorno nach Gibraltar ward in fünf Tagen beendigt; am Neujahrstage betrat die Brigg das Atlantische Meer, der Wind war günstig und wir hofften, bald in Terceira zu landen. Am Abend des zweiten Tages, wo das Schiff sich in offener See befand, im Augenblicke, wo die untergehende Sonne am Horizont das magische Gemälde eines unermeßlichen Brandes zeichnete, brachte die Mastmannschaft die Kunde, daß ein großer schwarzer Punkt, von der Form einer Insel, am Horizont erschienen sei und durch seinen Umfang die Halbkugel der untergehenden Sonne verdecke. Der Kapitain stieg schnell auf das Verdeck von da auf den Mast und wollte mittelst des Fernrohrs sich von der Wirklichkeit der Entdeckung überzeugen. Es war in der That etwas, was dem Lande glich. Ein Eiland in diesen Gegenden, die von so vielen Schiffen durchkreuzt wurden, schien dem Capitain ein so wunderbares Ding, daß er der ersten Beobachtung nicht traute und sein Fernrohr ein zweites und drittes Mal auf den Punkt richtete, der am weiten Horizonte auftauchte, und erst von seinem Observatorium herunterstieg, als er die Überzeugung von der Wirklichkeit einer ernstlichen Entdeckung gefaßt. Die genaue Untersuchung der Karte zeigte, was die Zweifel des Kapitains noch bestärkte, das Vorhandensein bekannter Inseln 150 oder 200 Stunden von da. Es konnte also nichts Anderes sein als ein neuentdecktes Land, das bisher wunderbarerweise den Blicken aller anderen Menschen entgangen, und der Capitain schmeichelte sich bereits mit seiner Entdeckung. Die Nacht begann, schon war die Sonne vollends am Horizont verschwunden, und kaum blieb noch so viel Helle, daß das neuentdeckte Eiland bemerkt werden konnte. Das Schiff von günstigem Winde getrieben, näherte sich demselben mit Pfeilschnelle, dieses aber nahm zusehends an Umfang zu; es war schon kein Punkt mehr, es war ein Berg; in diesem Augenblicke sprach der Capitain dem neuen Lande eine Fläche gleich der Insel Corsika, seines Vaterlands, zu. Er befahl für die Nacht ein vorsichtiges Manoevre; es wurde beschlossen; daß man während einiger Stunden lavieren und dann die Segel aufhissen solle, damit man bei Tagesanbruch dieses glückliche Land erreiche. Der Capitain war die ganze Nacht auf den Füssen. Die Leebreen des Seefahrers, der eine neue Welt entdeckt, ließen ihn kein Auge schließen. Er glaubte sich höher als Christoph Colombo. Diese lange Nacht, die einen so glänzenden, rühmlichen Morgen herbeiführen sollte, ging endlich vorüber. Bei den ersten Strahlen der Morgenröthe war man an dem neuen Lande angekommen . . . Es war eine rieſenhafte Eisscholle! Die Täuschung war sehr bitter! Endlich machte man gute Miene zum bösen Spiel. Die Entdeckung war ja so wunderbar, noch wunderbarer als die eines Eilands: Eis unter dem 32. Breitengrade! Der Capitain befahl, das Boot in See zu lassen, und bestieg es mit vier Mann. Er fuhr um die Eisscholle herum, die eine Stunde im Umkreise hatte. Der obere Theil der Eisscholle war mit Spitzen versehen und auf der dem Schiffe entgegengesetzten Seite war ein unermeßliches Plateau; die Ruhe des Meeres erlaubte den Matrosen sich auf die schwimmende Insel zu wagen. Auf dem Plateau angekommen ward aller Erstaunen aufs Höchste erregt, als an dem einen Ende und wie unter einer Krystallglocke man die Hälfte eines Schiffsgerippes bemerkte, das wie entzwei gesägt hier eingefroren war. Man sprengte das Eis, säuberte einen Theil des Schiffs, es war der Hintertheil. Aus den Briefen ging hervor, daß es ein norwegisches Fahrzeug gewesen. Die in der Kajüte gefundenen Gegenstände, obgleich vom Salzwasser beschädigt, waren noch kenntlich. In einem für den Zwieback bestimmten Schranken fand man drei große Katzen, die erstickt, aber vollkommen erhalten waren. Durch einen bizarren Zufall waren diese drei Thiere in natürlicher Stellung, und schienen zu schlafen. Man nahm sie als Beweisstücke mit. Die Matrosen kehrten endlich in ihr Boot zurück und zu rechter Zeit; denn kaum waren sie am Bord des Schiffes, als sich ein ungeheuer Eisbär auf dem Plateau zeigte, das sie eben verlassen hatten, und die Luft mit seinem Gebrüll erfüllte. Der Wind trieb das Schiff vorwärts, und am folgenden Tage war die Brigg im Angesichte von Terceira.

Fortschritte der Zeit.

Merkwürdige Entdeckung. Kann die Lebensthätigkeit während einer unbestimmten Zeitfrist gehemmt werden und alsdann wieder ihren regelmäßigen Lauf beginnen? Es ist kaum mehr daran zu zweifeln, wenn man die vielen Fälle des Starrkrampfes und der Erstickungen ins Auge faßt. Allein ob es auch in der Macht des Menschen steht, solche Unterbrechungen des Lebens willkührlich hervorzubringen, bei einem lebenden Wesen Empfindungsvermögen, Bewegung, die Thätigkeit der Organe und den Umlauf der Flüssigkeiten zu hemmen, um dann Alles nach einer längern Zeit wieder zum Normalzustande zurückzuführen; mit einem Worte, ob es möglich sei, lebendige Thiere während Jahrhunderte so zu erhalten, wie die

Digitized by Google

Ägyptier sie im todten Zustande zu erhalten verstanden, das ist bisher noch für eine Unmöglichkeit gehalten werden. Nun hat aber ein Reisender, der den Norden von Europa durchzog, in Schweden einen Gelehrten gefunden, der die Lösung dieses wichtigen Problems erlangt haben will. Der Professor von Gruselback zu Stockholm kam dazu durch die Beobachtung überraschender thierischer Lebensdauer unter gewissen Umständen, besonders als er eine lebendige Kröte in einem Kalkstein fand, die nach geologischer Berechnung dort mehrere tausend Jahre eingeschlossen gewesen sein müßte. Sein Bestreben war seitdem einzig und allein auf diesen wichtigen Gegenstand gerichtet. Nach 29jährigen unhaltenden Studien und Versuchen, die er an mehr denn 60,000 Thieren vornahm, glaubte der gelehrte Forscher endlich einen Menschen seiner Behandlung unterwerfen zu dürfen. Sein Verfahren besteht in nichts Anderem, als in einer unmerklichen und wohlberechneten Abnahme der Temperatur, bis daß die Kälte das Individuum in ein vollkommenes Erstarren versetzt hatte, jedoch ohne die Organe zu verletzen noch die Zellgewebe zu zerstören. Ist ein Geschöpf einmal in diesem Zustande, so soll es nach der Meinung des Professors, hunderte, ja tausende von Jahren sich erhalten können, und nach einem solchem Secular-Schlafe so frisch und unverändert erwachen, wie es im Momente der Operation gewesen. Der Reisende verdanke es einem besonders günstigen Zusammentreffen von Umständen, daß ihm der Zugang in das Laboratorium des Gelehrten gestattet wurde, welches sonst aller Welt verschlossen bleibt, weil die Arbeiten noch nicht zu jenem Grade der Reife und Vollständigkeit gediehen sind, um mit ihnen vor die Oeffentlichkeit treten zu können. Das eigentliche Sanctum Sanctorum hat er dessen ungeachtet noch nicht betreten dürfen, allein es wurde ihm erlaubt, einigen Verbreitungsarbeiten zuzusehen. Bevor dieses geschah wurde er in eine geschlossene Hülle von Kautschuk gewickelt, die vor den Augen zwei Glasstücke hatte, durch welche er sehen konnte. Dies mußte deshalb geschehen, damit seine Ausdünstung die Temperatur des Saales nicht um das Geringste erhöhte. Der Saal war rund, das Licht fiel von oben hinein, allein die Wärme war den Sonnenstrahlen vollkommen entzogen, indem sie durch Glas fielen, welches mit Kupferoxyd gefärbt war u. s. w. Hier fanden nun mehrere Experimente statt, unter Andern mit einer kleinen Schlange, welche nach der Aussage des Herrn von Gr ist lback bereits sechs Jahre in Erstarrung lag, und mit einer belebenden Feuchtigkeit besprizt, sogleich zum Leben erwachte und sich in raschen, munteren Windungen zu regen begann. Was aber in diesem Saale die Aufmerksamkeit des Reisenden in einem bei weitem höhern Grade erregte, das war ein etwa 19jähriges Mädchen, das, wegen Kindermord zum Tode verurtheilt, dem Professor zu seinen Experimenten überlassen worden war. Ihr Gesicht war etwas bleicher als das eines gesunden Menschen im Leben, und sie schien sanft zu schlafen, obgleich der Physiker versicherte, daß sie sich bereits zwei Jahre in dem Zustande vollkommener Unempfindlichkeit befinde. Noch fünf Jahre soll sie so bleiben, dann aber will Herr von Gruselback sie wieder ins Leben zurückrufen und seine merkwürdigen Resultate der Welt verkünden. Leider geben die Berichte des Reisenden nicht tiefer. Wenn man nun auch annehmen darf, daß Reptilien und Insekten mit kaltem Blute, denen mehr oder minder die Athemwerkzeuge fehlen, Luft und Wärme lange Zeit entbehren können, ohne daß ihre Constitution dadurch besonders angegriffen werde, so ist dies doch bei anderen Thieren und namentlich bei dem Menschen anders, wo die Wärme zur Flüssigkeit des Blutes und zu dessen Umlauf unerläßlich ist, welches die unausgesetzte Verbrennung der Luft in den Lungen bewirkt.

Es ist daher nicht zu begreifen, daß das Blut nicht gerinnen sollte, wenn die Thätigkeit dieser Organe außerhalb gewisser Grenzen eingestellt ist, und wie das Leben sich erhalten kann, wenn der Blutumlauf gehemmt ist. Angenommen aber, und abgesehen von allen Zweifeln, der gelehrte Professor erreicht seinen Zweck, unter welchen neuen Bedingungen erscheint dann das Leben der Menschen? Gesetzt, das Geheimniß wird ihm abgekauft, und daran ist wohl nicht zu zweifeln, so denke man sich einmal die Einrichtung einer solchen Auferstehungsanstalt! Wie die Schlafenden dort klassifizirt sein werden! Der Vorsteher einer solchen Anstalt wird genau Buch führen müssen, um Niemand zu vergessen, Niemand zu übergehen. Der will am 5. April 2566, jener am 1. Juni 1995 der dritte zu Ostern 3600 wieder aufgeweckt werden. Mein Gott! Jeder kann seine Gründe dazu haben, so wie jetzt in den Gasthöfen der Hausknecht früh Morgens an die Thüren klopft, um die Reisenden zu wecken, weil der Bahnzug oder das Dampfboot abgeht, so wird dort der Secular-Schläfer geweckt werden, um wieder einmal eine Lebensweise zu machen und sich die Welt zu besehen.

Das wird und kann nicht ohne Confusionen ablaufen, und uns wird angst und bang, wenn wir nur daran denken. Wenn nur schon die 5 Jahre um wären, wir abonnirten uns gleich auf einen Schlaf von nur 100 Jahren, um einige unserer heutigen Unsterblichkeiten dann gehörig beurtheilen zu können.

Raritäten.

Die Brautschau.

O Geld! o Geld! Du Zauberwort,
Des Weisen wie des Thoren Ziel,
So schaff' wie doch das Mädchen fort,
Ich geb' ja gerne viel!

So seufzt Herr Plumtz verzweifelt aus,
Und sucht, und sucht nach einem Mann
Für Riekchen mit dem großen Haus
Und nebst den vielen Thalern d'ran.

Doch Riekchen Jedes nicht gefiel,
Und darum blieb sie keusch;
Da sieht sie plötzlich Herrn Stiel,
Und über'n Willen liegt das Fleisch.

Höher wogt der runzelnde Busen,
Brünstig blinkt der schielende Blick:
„Ja!" sie ruft, „bei allen Musen!
Dem ich opfer' Keuschheits Glück!"

Väterchen hochbeglückt
Hört mit Freuden die Kunde,
Es wird sogleich um Stiel geschickt,
Bestimmt die zwölfte Stunde.

Der Stiel nun kömmt und zieht den Hut,
Der Vater führt das Mägdlein auf;
Der Stiel sich denkt: „Das Geld ist gut, —
Die Frau ich nehme in den Kauf! —"

Digitized by Google

Guter Styl. Ein Anschlag an einer Gerichtstafel in Oberdeutschland lautete umständlich, wie folgt:

„Die, die, die, die, die Diebstähle betreffende Verordnung enthaltende Tafel abgerissen haben, anzeigen, erhalten eine Belohnung."

Schlauheit. Ein Stadtbaker von Fez ließ eines Tages drei junge Männer vor sein Gericht fordern, welche des Diebstahls seltener Tauben angeklagt waren. „Sehr wohl," sprach er mit lächelnder Miene und fuhr dann fort: „Wenn man längsten, Tauben gestohlen zu haben, so sollte man sich wenigstens hüten, deren Federn auf dem Kopfe zu tragen." Einer der Anwesenden fuhr unwillkürlich mit der Hand nach dem Kopfe, um die Federn abzuschütteln. Der Thäter war entdeckt.

Hundswuth. Ein italienisches Blatt erzählt folgende Thatsache: Herr D. ist Eigenthümer eines vortrefflichen Jagdhundes, dieser wurde von einem wüthenden Hunde gebissen. Herr D. geneëthigt, seinen Hund zu tödten, wendete zu diesem Zwecke eine starke Dosis Arsenik an, die er ihm in Pillen eingab; dieses wirksame Gift, statt das Thier zu tödten, heilte es vollkommen.

Versprochen. Eine Schauspielerin hatte in ihrer Rolle zu sagen: „Gott im Himmel! gib mir Kraft zum Tragen!" In ihrem Pathos und feierlichen Tone versprach sie sich aber und schrie: „Gott im Himmel! gib mir Taft zum Kragen!"

Galanterie.

Verlieren sollte Stats, der Wucherer, das Gesicht,
Die Aerzte setzten ihm Vatteel an die Augen:
Allein die Thiere wollten nicht
An Ihres Gleichen saugen.

Aëropathie. Unter diesem Titel kündigt Herr Med. Doctor J. Fiedels in Prag eine neue von ihm erfundene Heilmethode an, die, vermöge der ebenvollen Zeugnisse, welche ihr von Sachverständigen zu Theil wurden, zu einer Epoche machen wird. Wie wir hören, wurde sie schon vom Erfinder selbst an einigen Patienten praktisch bewährt.

Ein Roman in 12 Zeilen.

(Wen dieses lieh, der alle gelesen.)

Ihr Aug' war blau und seines schwarz,
Sie lebt' am Rhein — er kam von Harz,
Kaum sah sie ihn, kaum sah er sie,
Da liebten sie sich — ach, und wie! —
Er stieg aufs Roß und stahl sie fort,
Sie stehen in einem fernen Ort.
Da lief ein Spitzbub' hin und her,
Und trat den beiden in die Quere;
Es war ein Storch — man schrie Gefahr!
Ein Priester, der im Orte war —
Der traute sie, er cuotora —
Er ward Papa und sie — Mama;
So endet die Historia.

Witz-Blitze.

Ein Professor schrieb an seinen Vater, der ebenfalls Professor war, um Geld. Der Professor Vater schrieb zur Antwort: „Entweder hat ein Professor Geld, dann braucht er keins; oder hat er keins, dann kann er keins schicken."

Zu einem vornehmen Herrn kam ein Handwerker, ihn um eine Schuld zu mahnen. Der Herr nahm ihn sehr höflich und wurde gross ob der Unverschämtheit, Geld von ihm zu verlangen. Der Handwerker benannte dieses Benehmen mit dem gebührenden Namen, und der vornehme Herr entgegnete hierauf, sich stolz in die Brust werfend: „Ich werde nie vergessen, was ich mir schuldig bin." — „Ach," sagte darauf kalt der Handwerker, „dann haben Sie doch die Güte, ebenfalls nicht zu vergessen, was Sie mir schuldig sind; ich möchte sonst vergessen, was ich Ihnen schuldig bin."

Schach-Aufgabe Nro. 9.

Von Jd.

Weiß hat den Zug und gibt in 7 Zügen matt.

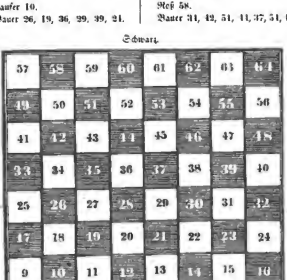
Weiß.	Schwarz.
König 39.	König 53.
Dame 14.	Dame 3.
Thurm 40.	Thurm 7, 19.
Roß 32, 41.	Roß 28.
Bauer 12, 22, 26, 30, 34.	Laufer 15.
	Bauer 12, 52, 54.

Schach-Aufgabe Nro. 10.

Um unsern Schachliebhabern auch ein Mal ein in naturen vorgekommene Matt zu bringen, geben wir ihnen hier die gegen Ende einer Partie, welche in Prag von Herrn A. und M. gespielt wurde. Herr A. hatte die Partie gewonnen, hat den Zug und erklärte, wie er ihn machte, Schwarz in längstens 7 Zügen, wenn nicht früher, verloren. Wir überlassen nun unsern Lesern die Lösung dieser schwierig gestellten Gegenstellung und werden die Auflösung im nächsten Hefte bringen.

Weiß.	Schwarz.
König 7.	König 63.
Dame 48.	Dame 52.
Thurm 6, 46.	Thurm 61, 62.
Laufer 10.	Roß 58.
Bauer 26, 18, 36, 29, 39, 21.	Bauer 31, 42, 51, 11, 37, 51, 17.

Schwarz.



Weiß.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nro. 8.

Trotz aller Aufmerksamkeit, die der Korrektur der Schachaufgaben zugewandt wird, schlich sich doch im vorigen Hefte der Fehler ein, daß bei der Bezeichnung der Steine eben Weiß und unsere Schwarz Hand, was natürlich verkehrt der Fall sein soll. Wir verbessern jedoch von nun an, unsere Partien zu vertauschen.

Weiß.	Schwarz.
Laufer von 19 — 26	König von 61 — 52
Roß " 31 — 46 †	do. " 52 — 59
Thurm " 23 — 63	Bauer " 43 — 35
Laufer " 34 — 52 †	König " 59 — 58
Thurm " 63 — 58 matt.	

Digitized by Google

Rebus Nro 14.

(Lebenssatz.)

F. X. H.

Auflösung des Rebus Nro. 13.

Ein Genie braucht kein Geld.

Auflösung des Rebus Nro. 14.

Mit dem Hute in der Hand kömmt man durch das ganze Land.

Auflösung des Rebus Nro. 15.

Zwei Frauen in einem Haus, zwei Katzen und eine Maus, zwei Hunde an einem Bein, geben niemals Freundschaft ein.

Brief-Portefeuille.

Herrn P. in B. Schachaufgaben, wenn sie nicht zu leicht sind, nehmen wir mit vielem Vergnügen auf.

Herrn M. D. in P. Warum beehren Sie uns nicht mehr mit Ihren scharfsinnigen und witzigen Rebusen? Wir hoffen keine Fehlbitte zu thun.

Mehrere Schachfreunde. Sie wünschen Endpartheien, die in naturen vorkamen? Sie erhalten eine gewiß witzige und nicht leichte in diesem Hefte.

Herrn F. F. in Kollin. Wir danken unserem fleißigen Leser für seine gütige Zurechtweisung, und werden uns von jetzt an bemühen, auch diesen seinen gerechten Wünschen zu genügen.

Verbesserung. Im achten Hefte, Seite 228 in der Anmerkung, Zeile 5 von unten, lese man, Erinnerse statt Einweihe.

Digitized by Google

Inhalt.

Die mit * bezeichneten Artikel sind mit Holzschnitten illustriert.

Novellen.

	Seite
Fehltritt und Irrthum*	1
Der Verfolger**	27
Chlorinda, oder das Perlenhalsband	41
List und Grazie*	55
Ein Duell ohne Zeugen	83
König und Marquis.	129
Die Schwestern	151
Die Kartenschlägerin	179
Die Spanierin	192
Koketterie und Liebe	205
Ein Mißverständniß, Humoristische Novelle***	239
Kerry Moyamee, Indianische Novelle	254

Novelletten.

	Seite
Der Stumme aus Liebe	12
Ein Rendezvous von W. Storch	101
Der lahme Eckensteher in Paris von W. Storch	165

Biographien.

	Seite
Mehemet Ali und Ibrahim Pascha*	15
Dr. Ernst Raupach*	69
Ferdinand von Schill**	71
Fürst von Metternich*	99
Abd-El-Kadr*	132
Giacomo Meyerbeer*	161
Adalbert von Chamisso*	188
O' Connell*	227

Gedichte.

	Seite
Der Geizhals*	162
Der vernünftige Trunkenbold von Emil*	189
Der Lenz von L. E. Derer	232

Merkwürdige Gebäude und Plätze.

	Seite
Das Stadthaus von Paris*	20
Das Schloß Eu*	47
Das Monument Ferdinand von Schill*	76
Marktplatz von Linz*	95
Ruinen untergegangener Städte in Amerika*	134
Das Armenhaus zu Edmonton*	163
Die Waterloo-Säule in Hanover*	190
Das goldene Dach in Insbruck*	231
Cliften*	253
Virgils Grab*	254

Humoristisches Confect.

	Seite
Lebensmaschinerien, humoristisches Scherzo von —ter.	17
Der getröstete Witwer*	103
Die Börse*	164
Die Wetterpropheten*	189
Erziehungsresultate*	191
Der beim Mäßigkeitsvereine Angeworbene, von —ter.*	230

Vermischte Aufsätze.

	Seite
Dramatische Novitäten-Schau (Sampiero)	96
Armuth der Gelehrten. (Ein Bild aus dem Leben)	177
Der Vorposten*	251

Zeit-Merkwürdigkeiten.

	Seite
Die Herumführung des gemästeten Stieres in Paris*	135
Ein Ölgemälde auf Spinnengewebe*	229

Licht- und Schattenseiten des Lebens.

	Seite
Zu finden	29
dto.	49
dto.	77
dto.	104
dto.	136
dto.	167
dto.	198
dto.	232
dto.	263

K.K. HOFBIBLIOTHEK WIEN

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Österreichische Nationalbibliothek
+Z186426308

Digitized by Google

Digitized by Google

Österreichische Nationalbibliothek
+Z186426306

Digitized by Google

Digitized by Google

Österreichische Nationalbibliothek
+Z186426308

Digitized by Google

Digitized by Google